HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

Zehntes Heft · Oktober 1912

Die neue Rundschau

XXIIIter Jahrgang der freien Bühne

Inhalt:

Werner Sombart, Der Luxus im Ancien Régime
Thomas Mann, Der Tod in Venedig. Novelle
J. von Uexküll, Wirkungen und Gegenwirkungen im Subjekt
Julius Meier-Graefe, Die Anfänge Edouard Manets
Annette Kolb, Das Exemplar. Roman
Arthur Eloesser, Frauen-Memoiren
Richard Dehmel, Die Kette

Rundschau:

Samuel Saenger, Politik als Erlebnis
Daniel Ricardo, Der Milliardär
Carl Oppenheimer, Fleisch
Moritz Heimann, Gelegentlich einer neuen Gotthelf-Ausgabe
Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Anmerkungen:

Otto Flake, Der deutsche Gedanke in der Welt / Felix Poppenberg, Vom Webstuhl der Lagerlöf / Willi Handl, Gefühlvolle Briefe / Julius Bab, Der Strom / Arthur Holitscher, General Booth †.

Vierteljährlich drei Hefte 7 Mark. Einzelhefte 2 Mark 50 Pf.

Berlin / S. Fischer / Verlag

Inhalt:

Werner Sombart, Der Luxus im Ancien Régime 1345
Thomas Mann, Der Tod in Venedig. Novelle 1368
J. von Uexküll, Wirkungen und Gegenwirkungen im Subjekt . . 1399
Julius Meier-Graefe, Die Anfänge Edouard Manets 1407
Annette Kolb, Das Exemplar. Roman 1417
Arthur Eloesser, Frauen-Memoiren 1441
Richard Dehmel, Die Kette 1451

Rundschau:

Samuel Saenger, Politik als Erlebnis 1452
Daniel Ricardo, Der Milliardär 1460
Carl Oppenheimer, Fleisch 1464
Moritz Heimann, Gelegentlich einer neuen Gotthelf-Ausgabe . . . 1468
Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch 1473

Anmerkungen:

Otto Flake, Der deutsche Gedanke in der Welt 1479
Felix Poppenberg, Vom Webstuhl der Lagerlöf 1481
Willi Handl, Gefühlvolle Briefe 1482
Julius Bab, Der Strom 1484
Arthur Holitscher, General Booth † 1486

Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W, Bülowstraße 90 erbeten.
Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Jeden Monat erscheint ein Heft von 9—10 Bogen Umfang
bei S. Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90.
Bezugsb[illegible]ndlungen, Postanstalten oder direkt vom
Verlag [illegible]rig 28 Mark. Einzelhefte Mark 2.50.

[illegible]ischer, Verlag, Berlin.

LIBRARY
JUL 7 - 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Der Luxus im Ancien Régime

von Werner Sombart

Verweltlichung nennen wir den großen Prozeß, den wir die oberen Schichten der Gesellschaft (in den Tiefen herrscht überhaupt noch kein Leben) durchmachen sehen in jener Epoche, die mit den Kreuzzügen beginnt und mit der Erfindung der Dampfmaschinen endigt.

Das sind die Jahrhunderte, in denen diese Menschheit ihren Karneval erlebt, in denen sie taub ist gegen die Stimmen der Fastenprediger und mochten sie Dante oder Savonarola, Calvin oder Rousseau heißen, in denen sie nach den Weisen Ariosts und Aretinos durchs Leben tanzt und in jauchzender Genußfreudigkeit ihre schöpferischen Kräfte bis zum letzten Reste ausgibt.

Diese Jahrhunderte der Renaissance von Giotto bis Tiepolo, mit denen die Episode der europäischen Kultur ihr Ende erreicht, haben auch das, was wir Luxus nennen, recht eigentlich erst geschaffen und haben ihn nach Menge und Art in einer früher ungeahnten Weise zur Entfaltung gebracht. Wie toll diese Menschen es getrieben, lehrt uns jedes Blatt der Geschichte: Wie in einem rasenden Bacchanale, das immer ausgelassener und wüster wird, tanzt sich die Gesellschaft zu Tode. Die ganze Welt hätte Savonarola in Brand setzen müssen, hätte er all den „eitlen Tand" vernichten wollen, der überall aus dem Boden wuchs. Und er hätte doch nicht jene Menschen zu retten vermocht, die schließlich im sinnlosesten Luxus, wie in einem selbstgegrabenen Grabe, verschüttet wurden: Von überallher tönte es namentlich im achtzehnten Jahrhundert wie Rufe Versinkender.

„Der Luxus verschlingt alles wie ein Meer," klagt Kochanowski in Warschau; „tout le monde est fol, le luxe est poussé à l'extrême et l'on assure que la moitié de Paris est ruiné et l'autre moitié fait métier de filouter", schreibt 1787 ein Provinzler aus Paris an seine Frau. „Une des manies les plus tranchées de ce temps-ci," meint Me. d'Oberkirk, die alte Tante, „est de se ruiner en tout et sur tout."

Und dem allen schaut der Teufel in der Maske des Herrn Voltaire grinsend zu und spricht: „l'homme n'est né que pour la joie et parmi les choses nécessaires, il faut mettre au premier rang le superflu."

Es kam, wie es kommen mußte, wenn die Kräfte, die die neue Gesellschaft aufgebaut hatten, ungehindert durch etwaige übermenschliche Einflüsse sich auswirken konnten: der Hof und die Frauen, der Reichtum und die Großstadt; ein rasch entwickeltes Protzentum und ein Adel, der seine Wappen mit dem Golde der reichgewordenen Lakaien auffrischt und überall ein körperlich unverbrauchtes Menschenmaterial mit den naiven Seelen der Kinder. Es kam, wie es kommen mußte. Und wir erkennen diese Notwendigkeit leicht, wenn wir uns deutlich machen, aus welchen Quellen das Luxusbedürfnis, das heißt also der Sinn für die Freuden dieser Welt und der Wille, das Leben rein äußerlich anzupacken: aus welchen Quellen das Luxusbedürfnis entspringt. Daß es aus zwei verschiedenen Stimmungsmittelpunkten hervorgeht: aus dem Drange, sich vor den andern hervorzutun, und aus dem Wunsche, den Sinnen Wohlergehen zu bereiten. Und wenn wir zu dieser Erkenntnis die andere auf der Hand liegende Einsicht fügen: daß ein gewisses Ausmaß von Vermögen die äußeren Bedingungen erst schafft, unter denen ein Luxusbedürfnis sich ausleben kann.

Wie von den Höfen in jener Zeit alles Leben ausgeht, so sind sie auch recht eigentlich der Quell alles Wohllebens: von den großen Fürsten, von Alphons von Neapel bis Ludwig XIV. wird zuerst jener unermeßliche Reichtum zusammengebracht oft nur zu dem Zwecke, um ihn wieder mit freigebigen Händen in alle Welt zu zerstreuen. Naive Genußfreudigkeit, Ruhmsucht, Prunkliebe, Stolz und Menschenverachtung wirken hier alle zusammen in der Einen Richtung: einen unerhört reich ausgeschmückten Lebenskreis zu schaffen. Der Hof verführt den Adel, den er an sich heranzieht und dessen Kräfte in der weichen Luft eines luxuriösen Hoflebens er sich erschöpfen läßt. Der reiche Protz, der nichts hat, als das Geld, aber das in ungewohnten Mengen, sieht keinen andern Weg als die Luxusentfaltung, um sich eine Stellung neben und inmitten der alten Gesellschaft zu erobern. Die Großstadt entwickelt aus sich heraus neue Reize der Sinnenlust und dient, wie Montesquieu schon ausgeführt hat, dem Luxus dadurch, daß sie den einzelnen anreizt, sich durch größeren Aufwand hervorzutun. Und über dem allen die von Unrechts wegen geliebten Frauen, die aus den liebesbedürftigen Männern die letzte Kraft und den letzten Dukaten herausholen und mit allem Raffinement und aller Kunst die Mittel ausbilden, dem Geliebten durch eine Welt von Reizen, die alle ohne Luxusentfaltung nicht wirksam sind, Ersatz für alle Opfer zu bieten, die er ihretwegen bringt.

Das will ich im folgenden etwas näher ausführen, wie diese Elemente zusammenwirken, um den Luxus ins Unermeßliche zu steigern, wie sie es auch sind, die für die Art und Weise der Luxusgestaltung je ihrer Natur entsprechende Formen entwickeln. Die Tatsachen, die ich dabei anführe, sind

dem Kundigen bekannt. Mein Bestreben ist es gewesen, den allgemein bekannten Tatsachen dadurch neues Interesse abzugewinnen, daß ich sie in ihrem inneren Zusammenhange betrachte und sie alle unter den einheitlichen Gesichtspunkten der ökonomischen Bewertung gruppiere, das heißt, wenn möglich, hinter jede Tatsache eine Ziffer, den Geldausdruck setze.

I. Der Fürst

Wie schon so oft, müssen wir auch jetzt, wenn wir vom Wesen und Werden des höfischen Luxus uns eine berechtigte Vorstellung machen wollen, unseren Blick zunächst und vor allem auf die Höfe der italienischen Fürsten des fünfzehnten Jahrhunderts richten, unter denen wiederum die Höfe der Kirchenfürsten in Rom, also der des Papstes und die der Kardinäle und Nepoten, den obersten Rang einnehmen. Hier in Rom gipfelte alle Lebenslust und alle Prachtentfaltung dieser goldenen Zeit. Die großen Renaissance-Päpste Paul II., Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI., Leo X. entfalteten einer den andern überbietend ein Leben voller Glut und Glimmer. „Ein heidnisches Wesen überzog die Stadt mit theatralischem Glanze wie in der alten Kaiserzeit. Weltlicher Pomp wurde zum Bedürfnis der päpstlichen Regierung, der verwöhnte Pöbel schrie nach Festen und man gab sie ihm reichlich." (Gregorovius).

Mit Paul II. (1464—1471) beginnt dieses Bacchanale. Sein Hof war üppig; er selbst sinnlichen Genüssen ganz ergeben. Gleichsam als ein Symbol seines eigenen Lebens betrachtete er den Karneval, den er in weltlichem Sinne ausgestaltete. Er führte erst diesen neuen heidnischen Charakter des Karnevals in Rom ein.

Sixtus IV. eifert seinem Vorgänger nach. Unter ihm sind es vor allem die Nepoten, die ihr Leben in Schwelgerei verbringen: sein Sohn Pietro Riario, der über ein Einkommen von 60000 fl. verfügt, verpraßt seinen Reichtum in zwei Jahren. Als die natürliche Tochter des Königs von Neapel in Jahre 1473 nach Rom kam, überstiegen die Feste „an wahnsinniger Verschwendung alles, was bisher in dieser Weise erlebt worden war." Madame Leonara konnte Rom mit der Überzeugung verlassen, daß die Welt nichts besitze, was an Schwelgerei dem Hofe eines römischen Nepoten auch nur von Ferne nahe kam.

Vor allem in rauschenden Festen lebten sich diese Nachfolger Petri und was ihnen anhing aus: 100000 Menschen versammelten sich am Tage S. Marco des Jahres 1476 auf der Navona, wo Girolaneo Riario ein Turnier gab. Im Jahre 1478 wurde die Vermählung der Prinzessin von Urbino und Giovanni Roveregos „persico apparatu" gefeiert. Den Höhepunkt aber des weltlichen Glanzes erklomm das Papsttum in dem ewigberühmten Lateranischen Festzug Leos X. am 11. April 1533: 100000 Dukaten hatte der

Eine Tag gekostet, an dem Hunderte von Künstlern ihr bestes Können opferten. Es war ja die Zeit, in der Raphael Santi wie ein gekrönter Fürst durch die Straßen Roms ritt: von einem stattlichen Gefolge begleitet, das von nie weniger als 50 seiner Verehrer, Freunde und Schüler gebildet wurde.

Und die Höfe von Mailand und Neapel vor allem wetteiferten in der Entfaltung weltlichen Glanzes mit denen von Rom.

Aber für die Geschichte des höfischen Luxus (ebenso wie für die Geschichte der Höfe überhaupt) wurde doch recht eigentlich die Tatsache bedeutsam, daß die französischen Könige die Erbschaft der italienischen Fürsten auch in allem antreten, was Lebensausfassung und Lebensführung betraf: Catharina von Medici war die Mittlerin, nachdem schon vor ihr das Haus der Valois in Karl VIII. und Ludwig XII. seine starke Hinneigung zur italienischen Kultur in ihrer ganzen Politik wie man weiß betätigt hatten. Denn damit wuchsen die äußeren Möglichkeiten einer Luxusentfaltung in dem Verhältnisse wie Frankreich größer war als die italienischen Fürstentümer. Die letzten Valois verausgabten für ihren Haushalt doch schon erheblich mehr als selbst die reicheren Staaten an öffentlichen Gesamteinnahmen hatten. Für das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts veranschlagte man die Einkünfte Venedigs auf höchstens 1 Million, Neapels auf etwa 600000, Mailands auf 600000, von Florenz auf 300000, der Kirche auf 200 bis 260000 Goldflorins. Diesen Ziffern stehen gegenüber die $1^1/_2$ Millionen Skudi, die Franz I. oder Heinrich II. für ihre Hofhaltung verwenden konnten.

Der venezianische Gesandte (Marino Cavalli), dem wir diese Schätzung verdanken, fügt den Ziffern die Bemerkung hinzu: Wenn Ihr den Hof von Frankreich sähet, würdet Ihr Euch über eine so hohe Ausgabesumme nicht wundern. Er unterhält für gewöhnlich 6, 8, 10 bis 12000 Pferde. Seine Verschwendung (prodigalità) kennt keine Grenzen. Die Reisen vermehren die Ausgaben mindestens um ein Drittel wegen der Menge Maulesel, Karren, Sänften, Pferde, Diener, die es dazu benötigt und die das Doppelte wie gewöhnlich kosten. Ein anderer Gesandter schätzte die Suite, die dem König folgte, auf 8000 Pferde.

Die Verteilung der anderthalb Millionen Skudi (die etwa zehn Millionen Frank heutiger Währung entsprechen) auf die einzelnen Ausgaben war (nach derselben Quelle) die folgende: 100000 für Wohnungszwecke, 150000 für Jagd, 100000 für Feste, 100000 für Kleidung und Geschenke, 200000 für den Hofstaat des Königs, 300000 für den Hofhalt der Königin.

Und nun wachsen die Ausgaben des französischen Hofes für Luxuszwecke rasch; in den letzten Regierungsjahren Ludwig XIV. kulminiert die Entwicklung. Die Etats für die Jahre von 1680 bis 1705 zeigen annähernd dasselbe Bild.

Ich greife beliebig ein Jahr heraus (1685).

Hofstaat des Königs	606999	Livres
Chambre au denier	1618042	„
Silberkammer	2274253	„
Kleine Vergnügungen (menus plaisirs) . . .	400850	„
Ankauf von Pferden	12000	„
Marstall	1045958	„
Geschenke	313028	„
Haushofmeisterei (Prevoté de l'Hotel) . . .	61050	„
Jagd (Venerie, Fauconnerie, Louveterie) .	388931	„
Hofhaltung von Monsieur	1230000	„
Hofhaltung von Madame	252000	„
Belohnungen	160437	„
„Taschengeld" des Königs (Comptant du Roi)	2186748	„
Bauten des Königs	15340901	„
Geheimfonds (Affaires secretes)	2365134	„
Reisen	558236	„
	28814567	Livres

Also: rund 29 Millionen Franken für die persönlichen, das heißt überwiegend Luxusausgaben des Königs bei einem Gesamtetat (brutto) von 100640257 Livres. Was für Riesensummen unter solchen Umständen den Luxusgewerben zuflossen, tritt noch deutlicher in Erscheinung, wenn man einzelne Ausgaben für sich betrachet.

Man kennt jetzt die genauen Kostenberechnungen für Versailles (die früher oft ins Phantastische übertrieben wurden). Danach haben Bau, Ausschmückung, Möblierung, einschließlich der Wasserkünste und der Gärten, sowie der Dependancen Clagny, Trianon, St. Cyr in den Jahren 1664 bis 1690 etwas über 100 Millionen gekostet.

Als Ludwig XIV. eines Tages die in Paris angelegte Spitzenmanufaktur besichtigte, kaufte er für 22000 Livres Spitzen.

Das Silbergeschirr, das der französische Hof besaß, wurde 1689 und 1709 größtenteils eingeschmolzen. 1689 ergab es 82322 Mark 5 Unzen 9 Groschen, was einem Münzwert von 2505637 Livres 45 s. gleichkommt.

Welcher Reichtum und welche Pracht an den Möbeln der königlichen Schlösser zur Entfaltung kommen, ersehen wir jetzt aus den Veröffentlichungen der Inventare, die auch mit Abbildungen reichlich geschmückt sind. Eine Auszählung ergibt beispielsweise, daß allein an vollständigen großen gewebten Wandbehängen (tentures complètes) 334 in den Schlössern Ludwigs XIV. vorhanden waren, die aus 2600 Teppichen und 140 Einzelstücken bestanden, daß aus den Manufaktures des Gobelins 822 Stück oder 101 Wandbehänge (teinture) dorthin geliefert waren.

Den Einrichtungen der Schlösser entsprach der Glanz der Gewande, die

in diesen zur Schau getragen wurden. Man lese die Schilderungen der Feste in „Mercure galante," wo ein L. P. des siebzehnten Jahrhunderts jede einzelne Toilette der Hofgesellschaft ausführlich beschreibt! Ludwig selbst trug ein Gewand, das für 14 Millionen Franken Brillanten enthielt.

Der Kleiderkultus am französischen Hofe steigerte sich während des achtzehnten Jahrhunderts unausgesetzt weiter und erreichte einige Jahre vor der Revolution seinen Höhepunkt. Wir sind genau unterrichtet über den Kleideretat der Marie Antoinette.

Im Jahre 1773 betrug das Garderobengeld der damaligen Kronprinzessin 120000 Livres. Diese Summe blieb wohl auch später gleichsam als Ordinarium, das aber Jahr für Jahr durch größere Summen überschritten wurde. Die Ausgabe für Toiletten beträgt 1780: 194118 Livres 17 Schilling; 1781: 151290 Livres 3 Schilling; 1782: 199509 Livres 4 Schilling: 1787: 217187 Livres. Von da ab gehen die Ausgaben zurück. Grade der Kleiderluxus, der in jener Zeit noch getrieben wurde, ist erstaunlich. Die Kaiserin Elisabeth (gestorben 1761) soll 8700 vollständige Toiletten besessen haben, dazu ungezählte Deshabillés und eine ungeheure Menge Stoff jeder Art in Stücken oder zugeschnitten.

Die bei Hofe getragenen Toiletten waren selbstredend von der Hofetikette streng vorgeschrieben. Wir wissen, daß sie außergewöhnlich kostbar und teuer waren: die Rechnung einer ersten Marchande de Modes (Madame Cleffe) berechnet für die Garnierung eines Hofkleides (für die erste Vorstellung) allein 1382 Livres 4 Cts. Dazu kam dann noch der Preis für die eigentliche Schneiderarbeit und für die sehr kostspielige Courschleppe (bas de robe). Man brauchte (nach den Angaben der Madame de Genlis) 20—22 Ellen Stoff für ein Courkleid (ohne Garnierung).

Eine kurze Zeitspanne hindurch hat der Glanz am spanischen Hofe vielleicht den der französischen Hofhaltung in den Schatten gestellt — sagen wir von der Erschließung der Silberminen Potosis und Guanaxuatos an bis in die Regierungszeit Philipps IV. hinein war Madrid der Schauplatz einer großen Prachtentfaltung und der spanische Stil wurde seitdem vielfach zum herrschenden. Die Einnahmen, auf denen diese pompöse Lebensgestaltung ruhte, waren noch unter Philipp III. bedeutend. Nach den Schätzungen des venezianischen Gesandten, Tomaso Contarinis, betrugen sie 16 Millionen Dukaten (also etwa 150 Millionen Franken). Die Richtigkeit dieser Schätzung wird bestätigt durch die Ergebnisse einer Untersuchung, die Heinrich IV. anstellen ließ (um die Hilfsquellen seines Gegners zu erfassen), diese ergaben eine (Netto-)Einnahme von 15688000 Dukaten; während noch etwa fünf Millionen bei den Vizekönigen, Steuereinnehmern usw. hängen blieben. Freilich: ein recht erheblicher Teil dieser Summe diente zur Verzinsung der Staatsschuld, (die aber natürlich auch im wesentlichen der

Luxusentfaltung zugute kam, wie wir noch sehen werden). So daß nach einer Aufstellung des Grafen Lerma vom Jahre 1610 nur 4487350 Dukaten zur Verfügung des Königs bleiben, von denen nicht ganz eine Million für die Hofhaltung verwandt wurde.

Hinter Frankreich und Spanien folgt (in Westeuropa) unmittelbar England. Hier bildet den Höhepunkt des höfischen Glanzes die Regierungszeit der Stuarts, die in den französischen Königen ihr Vorbild sehen. Wir haben einen Abglanz der Pracht des Hofes unter diesen Fürsten in den Bildern Van Dyks, Peter Lelys, Huysmanns, die uns die geckenhaften Männer und die schönen stolzen Frauen in den herrlichen Brokat- und Atlasgewändern mit den schweren Barockfalten gemalt haben. Die Schilderungen der Zeitgenossen, wie sie etwa das Journal von Pepys enthält, entsprechen sehr wohl dem Bilde satter Lebensfreudigkeit, das die Bilder dieser Künstler in uns wachrufen. Es gemahnt uns an den großen Ludwig, wenn wir von Karl I. hören, der 24 Schlösser so vollständig ausstattete, daß er aus dem einen in das andere reisen konnte, ohne sich mit Gepäck zu belasten, oder von Jakob I., der für die Hochzeit seiner Tochter 93278 Pfund Sterling ausgibt, während wir dann den Abstand gegen Frankreich wieder gewahr werden, wenn wir von Karl II. hören, wie dieser weh- und demütig dem Hause der Gemeinen das Versprechen ablegt, in Zukunft weniger verschwenderisch zu sein als bisher, damit er mit seiner Zivilliste endlich einmal reichen möge. Der respektable Bürger mag in solchen Augenblicken Morgenluft gewittert haben: eine andere Welt, die Welt, in der der Geist der auskömmlichen Wohlanständigkeit herrschen sollte, kündigte sich an. Aber auch der Oranier liebte den Glanz an seinem Hofe und das Haus Hannover hat in seinen beiden ersten Vertretern ihnen nachgeahmt.

Wir können genau verfolgen, wie geradezu ein Zwang zum Luxus vom Könige ausging, namentlich von Ludwig XIV., von dessen Einfluß auf die bessere Gesellschaft uns ein in diesen Fragen einwandsfreier Augenzeuge wie folgt berichtet: „Il aima en tout la splendeur, la magnificence, la profusion, il la tourna en maxime par politique et il l'inspira à toute sa cour. C'était lui plaire que de s'y jeter en tables, en habits, en équipages, en bâtiments, en jeu ... C'est une plaie, qui, une fois introduite, est devenue le cancer intérieur qui ronge tous les particuliers; parceque de la cour il s'est promptement communiqué à Paris, dans les provinces et les armées, où les gens en place ne sont contés, qu'en proportion de leur table et de leur magnificences... Par la folie des gens elle va toujours croissant, les suites en sont infinies et ne vont à rien, qu'à la ruine et au renversement général. (Saint-Simon).

II. Der Protz

Es ist eine Erscheinung, die in unserem Kulturkreise immer wiederkehrt, daß Leute aus dem Volk, die schnell zu Reichtum kommen, diesen

Reichtum vorwiegend zu Luxuszwecken verwenden. Und die Zusammenhänge, die dieser Erscheinung zugrunde liegen, lassen sich unschwer feststellen: es ist auf der einen Seite die Unfähigkeit dem Leben andere Freuden als materielle abzugewinnen, wie sie vor allem aus einer reichen Ausstattung mit Genußgütern fließen; auf der anderen Seite der brennende Wunsch, sich neben der durch Vornehmheit abgeschiedenen Gesellschaft eine beachtete Stellung zu erobern, was den reich gewordenen Krämer oder Lakaien zur Luxusentfaltung antreibt. (Wenn er nicht den entgegengesetzten Weg einschlägt und „geizig" wird.) Die beiden Triebkräfte, die allen Luxus erzeugen, Ehrgeiz und Sinnenfreude, sind gemeinsam am Werke, um den Protzenluxus zu entwickeln. Und deshalb wird in der Geschichte der Weg des Reichtums durch ebensoviele Etappen der Luxusentfaltung bezeichnet: von dem ersten Auftreten bürgerlicher Emporkömmlinge an.

Diderot hat sicher nicht richtig beobachtet, wenn er die Meinung äußerte, daß die reich gewordenen Knoten früher bescheiden im verborgenen gelebt und erst zu seiner Zeit ihren Reichtum zur Schau gestellt hätten, wenn er sogar glaubt denjenigen mit Namen nennen zu können, der als einer der ersten mit seinem Reichtum durch Luxusentfaltung geprotzt habe: Bonnier.

Zu Dantes Zeit begegnen wir schon den verschwenderischen Knallprotzen: wie jenen Giacomo da Sant Andrea, der silberne und goldene Geräte in den Fluß warf oder Gebäude in Brand setzte, um die festliche Stimmung zu erhöhen, gab es eine Menge, die ähnlich lebten und eine ganze Gesellschaft von Verschwendern bildeten: die brigata godericcia oder spendericcia.

„La gente nuova e i subiti guadagni Orgogliò e dismisura han generato Fiorenza in te, si che tu già ten piangi." (Inf. 16, 73—75.) zitiert ja schon jeder „Historiker" von Florenz.

Nicht einmal für Frankreich hatte Diderot recht. Oder sollen wir den Jacques Coeur im fünfzehnten Jahrhundert, den reich gewordenen Geldgeber, der Palais in Paris, Lyon, Tours und sieben anderen Orten besaß; sollen wir der Semblancay, sollen wir Thomas Bohier, den Erbauer von Chenonceaux im sechzehnten Jahrhundert nicht zu den Protzen rechnen?

Wollen wir vor allem die reich gewordene Kanaille des siebzehnten Jahrhunderts, die wie Ludwig XIV. selbst sagte, einen „frechen Luxus" trieb, vergessen? Die Worte Ludwigs sind außerordentlich lehrreich, er spricht von „Gens d'affaires qui d'un côté couvraient leurs malversations par toutes sortes d'artifices et les découvraient de l'autre part un luxe insolent et audacieux, comme s'ils eussent craint de me les laisser ignorer." (!)

Schließlich gehört doch auch Fouquet, der Obergauner, zu dieser Sorte, er, der zwanzig bis dreißig Millionen Franken für Luxuszwecke vergeudete (davon allein achtzehn Millionen Franken für sein Schloß in Vaux), wie uns Colbert, der übrigens selbst keineswegs den Aufwand großen Stils

verschmähte, mit Entrüstung in seiner Denkschrift über Fouquet vorrechnet.

Den innigen Zusammenhang, der zwischen den Emporkömmlingen, der Roture und der Ausweitung des Luxusbedarfs besteht, können wir ganz genau verfolgen, wenn wir uns die Etappen gegenwärtig halten, in denen die Leute „quos virtus aut fortuna e faece hominum extulit," in großen Mengen auftauchen. Diese Etappen bilden ebensoviele Schichten in dem Aufbau des modernen Luxus: in dem wir also ebenso wie in der Geschichte des Reichtums die italienische Epoche des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die deutsche des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die spanisch-holländische des siebzehnten Jahrhunderts und die französisch-englische des achtzehnten Jahrhunderts unterscheiden können.

Für unsere Betrachtung hat die größte Bedeutung immer der ungeheure Ruck, der die europäischen Völker seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in der Richtung des „Wohlstandes" und vor allem des Wohllebens vorwärts stößt: in dieser Periode spielen die Richards schon eine sehr bedeutende Rolle. Die entscheidende Wendung bestand wohl aber darin, daß in jener Zeit, namentlich seit 1720, der Luxus immer weitere Kreise ergriff. Wir können das aus den Haushaltungsbüchern ersehen, deren viele aus jener Zeit uns erhalten sind: man empfindet um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in den oberen Schichten den Abstand gegen das siebzehnte Jahrhundert ebenso deutlich in den reichen Ländern wie wir Deutsche etwa den der heutigen Zeit gegen die Jahre vor 1870: „on a bien de la peine à s'entretenir aujourd'hui avec ce qui reste": solche Klagen (deren ich in einem anderen Zusammenhange schon mehrere angeführt habe) begegnen uns häufig. Und wir werden uns über die darin zutage tretenden Ansichten nicht wundern, wenn wir erfahren, daß ein großer Teil der Vermögen, die in jener Zeit erworben wurden, in Luxusausgaben vertan wurden. D'Epinay gibt von 1751—1755 1500000 Livres aus. Roussel verputzt zwölf Millionen, Dupin de Chonsoncereau sieben bis acht, Savalette zehn, Bouret vierzig. Der Graf von Artois, der Nachbar des reichen Faventines, meinte: „Je voudrais bien faire passer chez moi un bras de ruisseau d'or qui coule de son rocher." „On ne fit plus de capitaux." Man trieb vielmehr „Luxus" in Möbeln, Bauten, Kleidern. Die Magazine der Rue St. Honoré, die damals mit den schönsten Stoffen Frankreich und das Ausland versorgten, waren im Jahre 1720, als der Goldregen über Paris niederging, in wenigen Tagen geleert: „On n'y trouve plus de velours, d'étoffes d'or, mais on fabrique partout." Du Hautchamp, dem wir diese Schilderungen verdanken, beschreibt uns den Anblick der Straßen, die von Toiletten in den verschiedensten Farben, mit herrlichen Stickereien geschmückt, aus goldenen und silbernen Geweben hergestellt, angefüllt waren.

III. Der Seigneur

Einen Punkt, der mir für die Entwicklung der modernen Gesellschaft von großer und allgemeiner Bedeutung zu sein scheint, ist die Tatsache, daß die reichen Emporkömmlinge, die nichts besitzen als ihren Mammon und die keine andere Eigenart haben, die sie auszeichnen könnte, als die Fähigkeit, mit ihren großen Mitteln ein üppiges Leben zu führen, daß diese Parvenus ihre materialistische und mammonistische Weltauffassung auch den alten vornehmen Familien mitteilen, die sie damit in den Strudel des Wohllebens mit hineinreißen. Eine der Quellen der Bereicherung für die bürgerlichen Geldgeber während des späteren Mittelalters bis in die neue Zeit hinein bildet die Verarmung des Adels. Einer der häufigsten Gründe aber, weshalb die alten Geschlechter verarmen und homines, quos fortuna e faece extulit, an ihre Stelle traten, ist der Drang gewesen, jenen bürgerlichen Protzen es an Luxusaufwand gleichzutun: Diese Verleugnung der alten, vornehmen Traditionen führte entweder zum wirtschaftlichen Untergang der alten Familien oder zu den honteuses alliances mit den reich gewordenen Finanzbaronen, von denen die Zeit, namentlich seit dem sechzehnten Jahrhundert, erfüllt ist. Das Zwischenglied in dieser Entwicklung, die uns an dieser Stelle interessiert, war meist die Verweltlichung, die Vermaterialisierung der adligen Geschlechter. Daß die Subiti guadagni der Turcarets diese Wirkung hervorgebracht haben: und sie sind vor allem an dieser Wandlung schuld, die freilich durch den Einfluß des Hofes, wie wir schon sahen, unterstützt wurde: das scheint mir, wie gesagt, ein Ereignis von besonderer Tragweite zu sein.

Dieser verhängnisvolle Neigung des Adels, mit den Pfeffersäcken in der Luxusentfaltung Schritt zu halten, begegnen wir in allen Ländern zu allen Zeiten, in denen plötzlich der bürgerliche Reichtum an Umfang gewinnt. So hören wir von Deutschland im fünfzehnten Jahrhundert schon: „Stutzertum und Brutalität zugleich wurden Kennzeichen des Ritters." Der Kleiderprunk wurde ein Hauptgrund seiner Verschuldung. „Von der Costlichkeit der Cleider kommt es vil her," äußert ein Sittenprediger, „daß es abwärts get mit dem Adel in deutschen Landen; wollen prunken als die richen Kaufleute in den Städten tun . . . aber sie hant das Geld nit, was jhene han . . . So kommen sie in große schulden und verfallen dem Wucher der Juden und Christenjuden und müssen ihr Gut verkaufen ganz oder zum Teil". So verkaufte eine Witwe von Hendorf für ein geringes Geld das Dorf Göppingen an der Abbach, um sich bei Gelegenheit eines Turniers einen blauen Samtrock verschaffen zu können.

Wir erleben ja bei uns jetzt erst das Ende dieser Entwickelung, durch die der Adel den materialistischen Anschauungen der Roture unterworfen ist: heute sind es die letzten schwächlichen Versuche der letzten vornehmen, alten

Familien dem allgemeinen mammonistischen Zuge der Zeit zu entgehen: es erscheint uns heute fast schon wie Don Quichoterie, wenn wohlmeinende Wortführer des armen Adels ihre Standesgenossen vor den Gefahren des Luxus warnen, der die alten Anschauungen von Vornehmheit wie Motten ein wollenes Gewebe bis auf einige Fetzen aufgezehrt hat.

In Frankreich beginnt der Zersetzungsprozeß des Adels offenbar etwas später. Sully, der, selbst ein Edelmann von altem Schrot und Korn, seine Zeit immer etwas zu schwarz sieht, klagt, daß während des letzten Menschenalters die rasch wachsenden Vermögen der Finanzpächter und Geldgeber ihren verheerenden Einfluß auf die herrschenden Klassen zu üben angefangen hätten.

Daß es im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mit der alten vornehmen Gesinnung in allen Ländern rasch bergab ging, lehrt uns der gesamte Verlauf der Geschichte. Was hier nur hervorgehoben werden sollte, war die Tatsache, daß dieser Gesinnungswechsel dem großen Luxusstrom, den wir bis zu seinen Quellen verfolgen wollen, neue Wasser zuführen mußte.

Ist nun auch der Seigneur vielleicht erst durch den Parvenu oder den Hof zu einem luxuriösen Leben verleitet worden, so ist er es doch, der dem Luxus in unserer Periode in vielen entscheidenden Punkten seinen Stempel aufdrückt. Wodurch jene Zeit allen reich gewordenen Schweinemetzgern und Geldmenschen zum Trotz sich als eine aristokratische von unserer Zeit deutlich abhebt.

Seigneurial blieb vor allem der ganze Zuschnitt des Lebens. Alles was Geld heißt und Geldwert hat, wird verachtet. Wirtschaftführen, Ausgaben und Einnahmen in ein richtiges Verhältnis bringen, gilt als bürgerlich und wird den angestellten Haushofmeistern überlassen. Wozu hat man Leute, wenn man sich selbst um den Haushalt kümmern soll. Das Leben macht keine Freude mehr, wenn man sich mit den Vorbereitungen abquälen muß. Das und das braucht man, man weist die Summe dem Rendanten an: mag der sehen, wie er sie beitreibt. Ob er sie dem Lieferanten schuldig bleibt, was macht es, Krämergesinnung ist es zu wähnen, daß die Rechnungen da sind, um bezahlt zu werden. Krämergesinnung ist es nicht minder, bei irgendeiner Ausgabe zu erwägen, ob man sie sich gestatten darf oder nicht.

Diese seigneuriale Verachtung jeder geordneten Wirtschaft ist nun aber auch allen Spekulanten eigen: Die Haute-Finance zumal berührt sich in diesem Punkte mit dem Adel: sie führt auch eine Ausgabe-, keine Einnahmewirtschaft wie dieser.

Ein Beispiel wird verdeutlichen, was ich meine. Da steht vor uns, wie er leibt und lebt, der famose Bassompière, gewiß ein Typus seiner ganzen Kaste, von dem wir folgendes Geschichtchen erfahren: auf einem Feste trägt er ein Kostüm in drap d'or, geschmückt mit Palmen, bedeckt mit Perlen, deren Gewicht er selbst auf fünfzig Pfund angibt (seigneurial: das Repräsen-

tativ-Pomphafte: ein Edelmann und seine Frau gaben im siebzehnten Jahrhundert ein ganzes Drittel ihres Einkommens für Kleidung aus: für Toilette und Equipage fast die Hälfte: 5000 Livres von 12000). Dies Kostüm kostete 14000 Ecus, davon 700 für die Fasson. Als Bassompierre es bestellte, verlangte sein Schneider 4000 Ecus Angeld, die Bassompierre ihm verspricht. Darauf geht unser Held soupieren und spielen (mit 700 Ecus in der Tasche). Er gewinnt 5000 Taler, mit denen er am nächsten Morgen in einer Anwandlung von Schwäche seinen Schneider bezahlt. Dann spielt er weiter und gewinnt in den nächsten Tagen den ganzen Rest der Schneiderrechnung zusammen und 11000 Taler dazu! Von diesen kaufte er sich für die Hälfte (5500) einen Degen mit Diamanten besetzt, das andere verwendet er für seine menus plaisirs.

Einen sehr hübschen Einblick in die Wirtschaftsführung der vornehmen Leute jener Zeit eröffnen die Rechnungsbücher der Rose Bertin (der Mode-Putzmacherin vor der Revolution), die uns Emil Langlade jetzt erschlossen hat. Als sie Anfang der 1790er Jahre ihre Außenstände einziehen läßt, ergaben sich folgende Forderungen:

an die Marquise de Bouille	für die Jahre	1774—1786	6791 Livres
„ „ Gräfin de Salles	„ „ „	1778—1781	1148 „
„ Graf und Gräfin Duras	„ „ „	1774—1789	7386 „
„ den Grafen Aug. de Lamarck	„ „ „	1774—1775	1558 „
„ Chev. de Saint-Paul		1778	1343 „

Außerdem schuldeten (seit langen Jahren) die Vicomtesse de Polastron 19960 Livres, die Prinzessin von Rochefort 10904 Livres, die Marquise de Tonnerre 10946 Livres usw. usw. Insgesamt betrugen die Außenstände der großen Schneiderin, die ihre Kundschaft nur in den ersten Kreisen hatte, 490000 Franken.

Aber auch die Richtung, in der sich der Luxusaufwand bewegte, wird vielfach von dem Seigneur bestimmt.

Wir lernten schon den Kleiderluxus als ein Kennzeichen seigneurialer Lebensführung kennen. Nichts unterschied so sehr den Kavalier von dem Rundkopf als die elegante Kleidung, die der Zeit entsprechend aus Samt, Seide, Goldstickerei und Spitzen bestand. Die Renaissancetracht steigerte sich in die Barocktracht, diese verfeinerte sich zum Rokoko. Wir wissen, wie beispielsweise in England im siebzehnten Jahrhundert die elegante Kleidung des Kavaliers geradezu als ein Standesabzeichen angesehen wurde. Damals brachte die herrschende Mode eine besonders ausgesprochene Eleganz mit sich: die hohen Reiterstiefeln werden mit kostbarem Stoff gefüttert und mit Spitzen besetzt. Auch die Kleider des Mannes bestehen zum großen Teil aus schweren Seiden- und Samtstoffen.

Van Dyk!

Das Repräsentative, das Prunkhafte ist das Seigneuriale in der Luxusentfaltung: pompöse Kleidung, vergoldete Stadtkarossen, betreßte Dienerschaft, die in großen Mengen gehalten wird. Diese außerordentlich zahlreiche Bedientenschar ist abermals ein Zug von seigneurialem Luxus. Sie ist der Rest der alten Gefolgschaft: in ihr tritt uns die gesamte Natur des seigneurialen Luxus entgegen, die bei allem früheren Luxus überwiegt.

Wir kennen die Klagen, die Adam Smith gegen diese „Unsitte" seiner Zeitgenossen erhebt, soviele „unproduktive Hände" zu beschäftigen, die doch alle so schön Garn spinnen könnten.

Die Zustandsschilderungen, die wir aus jener Zeit besitzen, bestätigen die Richtigkeit der Tatsache, die Adam Smith zu seinen Klagen Anlaß gaben. Defoe, dem diese seigneuriale Art auch ganz und gar zuwider war, erzählt uns, daß ganz gewöhnliche Londoner Kaufleute, „very ordinary tradesmen", mindestens zwei, oft mehr weibliche Dienstboten, manche sogar einen Diener, auch deren zwei halten; in einem besonderen Falle hat die Kaufmannsfrau fünf Dienstmädchen und einen Diener.

Die blauen Livreen dieser Krämer-Dienstboten seien so häufig geworden, daß man sie „tradesmen liveries" nennt und daß „the gentlemen" die Farbe bei ihren Dienern vermieden. So allgemein war dieser seigneuriale Luxus geworden, daß er bei der Roture an der Tagesordnung war: wie stark mußte er bei den Kavalieren entwickelt sein! Wir werden uns nicht wundern, wenn wir von einem englischen Lord hören, daß er hundert Stallknechte hatte.

Manchmal allerdings setzen uns die Riesenziffern der Dienstboten doch in Erstaunen: Der Duc de Nevers hält 146, die Pontchartrain 113, der Duc de Choiseul 400 (davon 54 in Livrée), Madame de Sevigny 30—40.

Natürlich ahmten die Protzen diesen Herrenluxus geflissentlich nach: bei einem reich gewordenen Landschaftsmaler, einem „Mississipien," finden wir neunzig Diener. Mercier erzählt uns von einem Turcaret, den vier Diener umgaben, wenn er seine Schokolade einnimmt.

IV. Die Großstadt

Die Großstadt steigert den Hang zum Luxus: aus Gründen, die ich schon angedeutet habe, deren Wirksamkeit uns die besten Beobachter jener Tage, wie Montesquieu in Frankreich, Mandeville in England, für ihre Zeit ausdrücklich bestätigen, und wirkt dadurch auf eine weitere Vermehrung des Luxusbedarfs hin. Wie die Großstadt mit ihren Luxusansprüchen die Leute in der Provinz damit anfing, in ihren Lebensgewohnheiten ganz entscheidend zu beeinflussen, sie an Luxusausgaben zu gewöhnen, ihren Lebensstandard weiß uns ein Landedelmann, Pierre de Cadet, anschaulich vor Augen zu führen durch folgende Erzählung, die er in seinem Haushaltungs-

buche niedergeschrieben hat: „Mon grand-père voulut aller à Paris et dans un an il dépensa 14000 livres, ce qui fit dire à son père qu'une paire de lunettes, qu'il lui apporta en présent les coûtait 14000 livres. Il y avait déjà un equipage de la maison et quatre chevaux blancs; mon grand-père vint de Paris avec un grand goût pour les chevaux de main — Il avait amené de Paris un valet de chambre, duquel son père disoit, en badinant, qu'il n'osoit lui demander à boire, le voyant mieux vêtu que luy."

Aber bedeutsam für die Entfaltung des Luxus wird die Großstadt vor allem dadurch, daß sie ganz neue Möglichkeiten heiterer und üppiger Lebensführung und damit neue Formen des Luxus schafft. Sie überträgt die Feste, die bis dahin die Höflinge im Schlosse des Fürsten allein gefeiert hatten, auf breite Schichten der Bevölkerung, die nun ebenfalls sich ihre Stätten schaffen, wo sie ihren Vergnügungen regelmäßig nachgehen.

Als Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Fürst von Monaco nach dem Tode des bei ihm verstorbenen Herzogs von York auf die Einladung des Königs nach England kam, und am Abend die vielen Lichter auf den Straßen und in den Schaufenstern der bis zehn Uhr geöffneten Läden erblickte, bildete er sich ein, die ganze Beleuchtung sei ihm zu Ehren veranstaltet worden; in dieser Anekdote spiegelt sich hübsch die grundsätzliche Umwandlung wieder, die sich um jene Zeit zu vollziehen freilich erst eben anfing: an die Stelle streng privater Luxusentfaltung tritt eine Art von kollektiver Luxusgestaltung. Die Kommunisierung der Lebensführung, die dann recht eigentümlich erst für die folgende Periode der Volkswirtschaft ist, beginnt: Wir nehmen hier kurz davon Kenntnis und stellen fest, daß diese bedeutsame Wirkung der Großstadt, — darum gehört ihre Erwägung an diese Stelle — einstweilen sich durchaus in den Grenzen des Luxusbedarfs bewegt, daß nur die obersten Spitzen der Gesellschaft von der Neuordnung berührt werden.

Was hier in Betracht kommt, ist namentlich folgendes: 1. Die Theater, vor allem die großen Opernhäuser, die zuerst in Italien mit großer Prachtentfaltung gebaut werden und dann in den übrigen Großstädten Europas ebenfalls eine Stätte finden: Epoche in der Geschichte des Theaterbaues macht das 1737 erbaute Theater S. Carlo in Neapel. In Paris bestehen seit 1673 die Oper, mit dem Namen Académie royale de Musique, die seit dem Tode Molières im Palais royal ihre Vorstellungen gibt, die Comédie française, die ihr neues Haus in der rue St. Germain de Prés am 18. April 1689 eröffnet, und die Comédie italienne, die im Hotel de Bourgogne spielt (mit einer Unterbrechung von 1697—1716.)

2. Die öffentlichen Musikhallen und Ballhäuser (würden wir heute sagen), die zuerst (scheint es) in London mit allem Aufwande errichtet

wurden und wegen ihrer Eleganz von allen Londonern und namentlich von den Fremden bewundert wurden. Defoe gibt uns von dem größten und prächtigsten dieser Gebäude, dem Pantheon, folgende Beschreibung (Mitte des achtzehnten Jahrhunderts): „Nor should the Pantheon be forgotten which in taste, magnificence and novelty of design and decoration may be pronounced superior to any thing of the kind in Europe. Its principal room is truly magnificent: it is lighted by a centrical dome of a considerable magnitude. The circumjacent apartements are also finely ornamented with whatever the invention of modern luxury can suggest..“ In diesem Pantheon wurde regelmäßig alle vierzehn Tage ein Konzert gegeben „mit daranschließendem Ball, zu dem jeder Mann zugelassen ist (fügt Defoe eigens hinzu, weil diese Einrichtung gewiß neu zu seiner Zeit war), der sich die erforderlichen Eintrittskarten verschafft.“

Neben den Theatern und Konzerthäusern liegen 3. die feinen Restaurants, die Tavernen; im achtzehnten Jahrhundert ebenfalls noch eine Spezialität Londons, das zum Beispiel von den Parisern um diese Einrichtungen beneidet wurde.

Von den Londoner Tavernen entwirft uns Archenholtz folgende reizvolle Schilderung (Ende des achtzehnten Jahrhunderts). „In diesen Tavernen soupiert man nach Gefallen in Zimmern, wo sich große oder kleine Gesellschaft findet, mit oder ohne Frauenzimmer. Diese muß man jedoch selbst mitbringen, auch sind keine Nachtherbergen hier üblich, da diese nur zu den Bagnios-Gebräuchen gehören.“ Bagnios, abermals eine Sehenswürdigkeit Londons, waren eigentlich Bäder: „ihre nähere Bestimmung aber ist, Personen beiderlei Geschlechts Vergnügungen zu verschaffen. Diese Häuser sind prächtig, ja manchmal fürstlich möbliert. Alles, was die Sinne nur reizen kann, wird verschafft“ (durch Vermittelung des Oberkellners). „Die Engländer behalten ihr ernsthaftes Wesen auch bei ihren Vergnügungen bei, daher denn auch die Geschäfte in einem solchen Hause durchaus mit einer Ernsthaftigkeit und Anständigkeit betrieben werden, die man sich kaum vorstellen kann.“ Übrigens fehlen auch in Paris die freien Restaurants keineswegs: die schicksten waren die des Palais royal, wie Beauvilliers, Huré oder die Taverne anglaise.

4. Die Hotels sind bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts ebenfalls Luxushotels; ihre Zahl ist daher beschränkt.

In London war das Savoy-Hotel berühmt, das auf demselben Platze stand, wo sich heute das bekannte Hotel gleichen Namens erhebt. Was es für ein Ding war, solch ein Hotel in einer aristokratischen Welt, zeigt uns heute noch das Hotel des Réservoires in Versailles.

Es gab nun aber noch einen Ort, wo die wachsende Großstadt einen öffentlichen, allen zugänglichen Luxus zur Entfaltung kommen ließ, das war die

Stelle, wo die elegante Welt ihre Luxuswaren einzukaufen pflegte; wir müssen deshalb

5. die Läden erwähnen, denen seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mehr und mehr Sorgfalt zugewendet wurde, die man seit jener Zeit auszuschmücken begann: eine Tatsache, die das Kopfschütteln so biederer Leute wie Daniel Defoe hervorrief. In seinem „Vollkommenen Handelsmann" widmet er ein eigenes Kapitel diesem Unfug der „eleganten Läden" (of fine shops and fine shows), den eine vernünftig gewordene Nachwelt gar nicht mehr für möglich halten wird (meint er).

Nun ist aber das Seltsame und Bedeutungsvolle dieses: daß die Stadt in dem Maße, wie sie sich zur Großstadt entwickelt, nicht nur den öffentlichen Luxus (wenn wir ihn so nennen wollen) schafft, sondern daß sie auch dem häuslichen Luxus neue Bahnen weist. Sie ist es recht eigentlich, die den Luxus der Wohnungen und Einrichtungen, wie er seit der Renaissance, namentlich aber seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts mehr und mehr beliebt wird, hervorgerufen hat. Sie tat es durch die Einschränkung des Lebensspielraums, die notwendig im Gefolge der Zusammenballung großer Menschenmassen auf einem Flecke sich einstellen mußte, einerseits; durch die Einschränkung des personal gefärbten Lebens andererseits, die ebenfalls eintreten mußte, sobald der Seigneur seinen Wohnsitz in der Stadt aufschlug. Diese inneren und äußeren Beschränkungen, die die Lebenshaltung der reichen Leute in der Stadt erlebte, führen nun aber, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu einer Intensivierung des Luxus, der einerseits versachlicht, andererseits verfeinert wurde.

Was der Eß-Luxus erlebte: die Emporhebung durch Vervollkommnung der Kochtechnik; das erfuhr der Wohnungsluxus in der Großstadt ebenfalls; an Stelle riesiger, leerer Burgen treten kleinere, aber mit einer wachsenden Menge von Kostbarkeiten angefüllte Stadtwohnungen: Der Palast wurde vom Palais abgelöst.

Diese, sagen wir städtische Wohnweise wird dann nun aber auf das Land übertragen: die mit städtischer Eleganz ausgestatteten Landhäuser entstehen: Die „Villen", die also (just wie im Altertum) die unmittelbare Folge des Stadtlebens sind. Damit dringt der Luxus bis in die entferntesten Teile des Landes, das auch in diesem Punkte der Großstadt und ihren Lebensbedingungen unterworfen wird.

Wenn wir die Schilderungen von den Stadt- und Landhäusern der reichen Leute etwa Frankreichs und Englands lesen, die uns die Zeitgenossen beim Ausgange des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts entworfen, so denken wir zunächst, daß es sich um Übertreibungen handelt, bis wir gewahr werden durch die Häufung von zahlreichen, immer gleichen Urteilen, auch

durch bildmäßige Darstellungen, daß der Wohnluxus in jener Zeit tatsächlich eine Höhe erreicht haben muß, die selbst von dem Standpunkt unserer protzigen Zeit ausgesehen ganz ungeheuer gewesen ist. Wir erinnern uns dann der Reste des herrlichen Barok- und Rokokomobiliars, die wir heute bei den Altwarenhändlern zum Verkaufe stehen sehen, erinnern uns der Abbildungen von Einrichtungsständen aus jener Zeit in den Kunstgeschichten und bedenken, daß all das, was wir jetzt nur als Einzelstücke vor Augen haben, damals sich zu reichen, vollständigen Zimmerausstattungen vereinigte.

V. Das Weibchen

Fragen wir nun aber (und wir müssen diese Frage stellen, weil von ihrer richtigen Beantwortung ein großer Teil des Verständnisses für die Entwickelung des frühkapitalistischen Luxus abhängt), fragen wir, was an all der Pracht, an all der Verschwendung, an all dem Luxus schuld ist, den wir Hof und Adel und Protzen treiben sehen, so stoßen wir fast in allen Fällen immer wieder auf eine und dieselbe Veranlassung: Die Liebe zum Weibe, die ihre stärksten Wirkungen als Liebe zum Kebsweibe, als „illegitime" Liebe erzielt.

Man hat, vielleicht mit einiger Übertreibung gesagt, daß alles, was der Ausschmückung unseres Lebens dient, zuerst für die Frauen erfunden und eingeführt worden sei. „Auch in neuerer Zeit wurden die Kutschen, die Sänften, die Regenschirme, die Sonnenschirme, die Parfüms, die Hemden, die Strümpfe, die Handschuhe, der Puder, die Schönheitspflästerchen usw. zuerst von Frauen benutzt"; ihnen sei die Entwickelung der Kochkunst, die Entwickelung der Einrichtungsstücke und Geräte, die Wäsche, die Betten usw. zu danken.

So viel ist aber gewiß richtig, daß der Markt, der die kapitalistische Industrie und den kapitalistischen Handel in ihren Anfängen ermöglicht hat, im wesentlichen durch die Bedürfnisse der Frauen, oder richtiger: durch das Streben verliebter Männer, ihren Mätressen alle Launen zu erfüllen, geschaffen worden ist. Manches Mal können wir aktenmäßig die Begründung bestimmter Industrien auf das Interesse irgendeiner Königs-Geliebten zurückführen: wie beispielsweise Madame de Pompadour recht eigentlich die Porzellanmanufaktur von Sèvres ins Leben gerufen hat.

Meist freilich müssen wir uns damit begnügen, hier innere Zusammenhänge zwischen Luxusentfaltung und Verliebtheit durch Rückschlüsse aus äußerlich wahrnehmbaren Geschehnissen festzustellen. Indem wir überall die Frau ausfindig machen, wo wir in Hof- oder Privatkreisen eine besonders starke Verschwendung beobachten; die Geschichte des Luxus ist die Geschichte der illegitimen Liebesverhältnisse.

Vergegenwärtigen wir uns doch ein paar der besonders berühmten Einzel-

fälle: Die Liebe zur La Vallière hat Ludwig XIV. zur Erbauung von Versailles getrieben; auf seines Vaters kleinem Jagdschloß von Versailles hatte er die ersten Rendezvous mit ihr gehabt: „Dort auf dem Waldhügel sollte die Geliebte ihres Herrn Zauberschloß aufsteigen sehen." Mit der Liebe zur La Vallière beginnen die großen Feste am Hofe: die Aufführungen von Ariosts Zaubergeschichten, die plaisirs de l'île enchantée, worin der König den Roger spielte. Und immer, wenn eine neue Geliebte Ludwigs Herz gefangen nimmt, bricht eine neue Flut von Luxus hervor: eine ist immer verschwenderischer als die andere, bis zu der Mademoiselle Fontanges, die die Goldstücke durch alle Fenster schleuderte, die monatlich 100000 Ecus verbrauchte und sich wunderte, als man dies Verschwendung nennt.

Madame de Pompadour dann hat in 19 Jahren 36327268 L. nachweislich verausgabt. Sie wurde mit ihrem Geschmack zur Beherrscherin der gesamten Luxusgestaltung: nous ne vivons plus que par Me. de P. Carosses à la P., habits en drap-couleur à la P., ragoûts à la P., cheminées, miroirs, tables, sophas, chaises à la P., eventeils, etuis pendants à la P., schreibt ein Zeitgenosse. Der Marquise de Pompadour steht die Comtesse du Barry nicht nach. Nach der gewissenhaften Berechnung Le Rois verzehrt sie seit dem Augenblicke ihres Emporstiegs 12481803 L. und 11 d. Davon entfallen 6427803 L. 11 d. auf die Zahlungsanweisungen, die sie während der Jahre ihrer Herrschaft (1769—1774) für den Bankier Beujon ausschreibt: Der Abbé Terray hatte durchgesetzt, daß die Schecks der Favoritin als „bons du roi" von dem Hofbankier jederzeit honoriert wurden.

Und dem Hofe standen die reichen Privatleute nicht nach in der Verhätschelung ihrer geliebten Weibchen.

Daß der Edelmann eine Mätresse aushielt und mit Luxus überschüttete, verstand sich von selbst. Aber auch der reichgewordene Roturier wandte sich mit besonderer Vorliebe diesen Dingen zu: Die Ausgaben für die „demoiselles de moyenne vertu": „c'est l'article le plus dispendieux dans le budget des chevaliers de Plutus" berichtet uns der beste Kenner dieser „Verhältnisse". Die Annalen der Galanterie des achtzehnten Jahrhunderts verknüpfen auf das engste Liebesabenteuer und Generalpächtertum. Es gehört sehr bald auch unter den Knoten zum guten Ton, eine Mätresse zu halten. Und diese waren nicht gerade billig. Die Huldinnen waren: „si expertes dès cette époque, à speculer sur leurs avantages physiques", daß manchen der zahlenden Kavaliere die Augen übergingen, wenn ihnen die Rechnungen der Lieferanten vorgewiesen wurden.

Und sie triebens wirklich toll die kleinen Fräuleins mit der mittelmäßigen Tugend. Von der „liebenswürdigen Deschampes" sagt der Advokat Carsillier in einem Plaidoyer: „Ihr Luxus setzt ganz Paris in Erstaunen. Die

Bergwerke von Golconda sind für sie erschöpft. Das Gold sproßt unter ihren Tritten auf".

Viele und gerade die Geliebten der großen Finanzleute (wie zum Beispiel die Mademoiselle Petitpar und Madame Dufresne, die Mätressen des Goldonkels La Mosson) waren durch ihren frechen Luxus, ihren „luxe insolent" in Paris bekannt. Und in der Tat: welche enormen Summen glitten durch ihre Händchen: die Geliebte eines anderen Granden der Finanzwelt, Maison rouge, eine Tänzerin der großen Oper, preßt aus ihrem Geliebten heraus: 210 000 Livres für Gebäude und Einrichtungen; 150 000 Livres für Schmuck; 50 000 Taler für Gemälde und Silbergeschirr. Der junge Chauvelin macht für die Tänzerin Madame Minos Schulden in Höhe von 1 600 140 Livres 19 s 11 d; Sankt James, Schatzmeister der Marine, schenkt der Madame de Beauvoisin für 1 500 000 bis 1 800 000 Livres Schmuck und andere Wertgegenstände und setzt ihr eine Jahresrente von 20 000 Talern aus; das kleine Fräulein besitzt 400 Ringe, 80 Staatskleider, Roben von 32 Ellen Länge, wie sie die Königin nicht besaß! Madame de Guémenée schuldete 60 000 Livres ihrem Schuster. Madame de Montmorin hat eine Schneiderrechnung von 180 000 Livres und so fort mit Grazie bis ins Unendliche.

Ich habe die Beispiele aus dem Pariser Leben genommen. Anderswo war es nicht anders.

In London vor allem gings wenn möglich noch toller zu. In den vornehmen Restaurants und in den Salons particuliers, die damit verbunden waren, war der Aufwand so groß, „daß er das Bonmot des berühmten Beaumarchais gewissermaßen rechtfertigt, der, so bekannt er auch mit den Schwelgereien von Paris war, dennoch über die Londoner Wollüste erstaunte, und behauptete, daß an einem Winterabende in den Bagnios und Tavernen in London mehr verzehrt wurde, als die sieben vereinigten Provinzen zu ihrem Unterhalte gebrauchten."

Der Gewährsmann, dem ich diese hübsche Erzählung entnehme und der ein tüchtiger Fachmann in den hier einschlägigen Fragen gewesen sein muß (er lebte von 1769 bis 1779 in London), der alte J. W. von Archenholtz, urteilt selbst über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Londoner Kokottenwirtschaft wie folgt: „Eine Keuschheitskommission, wie ehedem zu Wien war, wenn solche in London möglich wäre, würde diese Stadt entvölkern. . . . unzählige Nahrungszweige, denen die Hälfte der Einwohner ihren Unterhalt, ja ihr Dasein zu verdanken hat, würden ganz vernichtet und London in eine Einöde verwandelt werden. Will man mehr Beispiele, so frage man in den Tausenden von Kramläden in der City, wo die meisten Käufer und die besten Kunden sind. Der Gewinst einer Nacht bey dieser zahllosen Menschenklasse wird den folgenden Tag sogleich zu den Krämern

gebracht, da diese Unglücklichen für eigene Rechnung gar nicht unmäßig sind, und manche darben, um alles auf den Putz zu verwenden. Ohne sie würden die Schauspielhäuser leer sein."

Ein unverheirateter Engländer, der 2000 £ Einkünfte hat, gibt für seine Bedürfnisse kaum 200 £ aus: „alles übrige ist seinen Vergnügungen gewidmet, worunter die Mädchen der erste und letzte Artikel ist". Und das lasterhafte Leben muß im damaligen London sich über recht weite Kreise erstreckt haben. Man zählte 50000 puellae ohne die femmes entretenues; in dem einen Kirchspiel Marybonne lebten ihrer 13000, darunter 1700 in eigenen Häusern. Eine Art Adreßbuch der besseren Kokotten, die ein Tavernenwirt in Drury Lane jährlich herausgab: Harrys List of Coventgardens Ladies, in dem jede einzelne mit Namen genannt und nach Gesichtsbildung, Manieren, Talenten usw. genau beschrieben war, ging in einer Auflage von 8000 (!) reißend ab. Das Pariser Pendant hierzu war der Almanach des adresses des demoiselles de Paris de tout genre et de toutes les classes, Calendrier du Plaisir ... A. Paphos. In Paris rechnet Mercier für seine Zeit 30000 filles publiques und 10000 femmes entretenues heraus; er meint, daß für sie ein Aufwand von 50 Millionen Frank im Jahre gemacht werde. Entsprechen diese Ziffern auch nur einigermaßen der Wirklichkeit, so sind sie gewaltig: in Paris (wie übrigens auch in London) der fünfzehnte bis zwanzigste Mensch eine Dirne, ein Fünftel des gesamten Bedarfs der Stadt an Dirnen vergeudet und gewiß war darunter eine Menge Luxusaufwand. Das waren ähnliche Zustände, wie sie Italien schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erlebt hatte, als Rom (1490) 6500 meretrices in seinen Mauern beherbergte, von deren Reichtum wir „ziffernmäßig" unterrichtet sind; Zustände, die Beccadelli zu dem Ausspruch hinrissen: Freudenmädchen seien der Welt nützlicher als der frömmste Mann. Eine Anspielung, die sich Godaud d'Aucourt, der bekannte Generalpächter und Poet, zu eigen macht, wenn er die Widmung seiner „Mémoires turcs" (an Mademoiselle Duthé!) mit den Worten schließt: Oui, mes demoisselles, vous êtes le veritable luxe, essentiel à un grand Etat, l'appât enviable qui lui attire les etrangers et leurs guinées; vingt modestes citoyennes valent moins au trésor royal qu'une seule d'entre vous."

Zu demselben Urteile gelangen wir, wenn wir die Formen überblicken, die der Luxus im Laufe der letzten Jahrhunderte angenommen hat: auch hier tritt der überragende Einfluß der Frau auf allen Gebieten entgegen.

Wer hat die Fressereien des Mittelalters in abgetönte Schmausereien verwandelt? Die Frau. Wer hat den Kleiderluxus zur Entfaltung gebracht? Die Frau: vor allem natürlich immer die illegitime, der gegenüber der Mann freigebiger und die dem Manne gegenüber rücksichtsloser im Fordern ist. Wir erinnern uns, daß auch die primitivste Körperpflege der Frau ein Werk der

sündigen Liebe ist. Wer hat aber auch den größten Luxus der modernen Zeiten: den Bau- und Wohnungsluxus zu so hoher Vollendung emporsteigen machen? Ganz gewiß abermals die Frau und abermals in erster Linie die Mätresse. Das können wir ganz deutlich verfolgen von den Anfängen des modernen Wohnluxus an bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem ja auch, wie wir sehen, die Frauenherrschaft zu Ende geht. Alles, was wir heute unter einer eleganten oder behaglichen Wohnungseinrichtung verstehen, wird zuerst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Italien geschaffen: durch die Renaissance, die ihrem ganzen Wesen nach sich den Anforderungen des täglichen Lebens besser anpaßte, als es der einseitige, unfreie Dekorationsstil der Gotik vermocht hatte: weiche, elastische Betten tauchen auf; kostbare Bodenteppiche werden in Gebrauch genommen; Toilettengeräte, von welchen sonst noch nirgends die Rede ist, lernt man besonders bei den Novellisten kennen. Die Menge und Zierlichkeit des Weißzeugs wird oft ganz besonders hervorgehoben usw. Frauenwerk. Vielleicht das erste Wohnhaus im modernen Sinne, in dem Künstlersinn und Behaglichkeit gleichermaßen heimisch waren, war die Farnesina, das Landhaus des reichen Agostino Chigi: gebaut für die Mätresse dieses Finanzmannes, die Venetianerin Morosina. Welch ein Abstand: der Luxus in diesem Heim einer Kurtisane noch gegen den Palast Paul V., mit dem die neue Architektur in Rom begonnen hatte: dem neuen Geschlecht waren Grazie und heitere Sinnlichkeit Bedürfnis geworden, weil es in den Banden der Frauen lag. Dort im Rom des sechzehnten Jahrhunderts wird die moderne Wohneinrichtung geboren. Von dem Palast einer anderen Kurtisane, der bekannten Imperia, erfahren wir: Teppiche, Gemälde, Vasen, Nippsachen, auserlesene Bücher, schöne Renaissancemöbel verbreiteten in ihren Zimmern einen solchen Glanz, daß der edle spanische Botschafter eines Tages einem Bedienten ins Gesicht spie, weil er keine andere Stelle für dies Bedürfnis entdecken könnte.

So sehen wir durch all die Jahrhunderte die Frau am Werke, ihr Nest reizvoll auszustatten: den Höhepunkt in jeder Epoche bildet das Heim einer großen Königsmätresse. So, denke ich, war in England zur Zeit der Stuarts, das Schönste, was der Wohnluxus zu bieten vermochte, vereint in dem Palais der Herzogin von Portsmouth (einer der letzten Mätressen Karl II.), von dem ein Augenzeuge berichtet: „was meine Verwunderung erregte, war die Schönheit und der Reichtum dieser Wohnung, die mehrmals eingerissen und zerstört war, wie den Launen und der Verschwendungssucht dieser Frau zu gewähren, während ihre Majestät die Königin für ihren Haushalt nicht mehr ausgibt, als manche Damen von Adel. Da sehe ich die neuesten Erzeugnisse der französischen Teppichweberei, deren Dessins, Feinheit der Arbeit, eine unvergleichliche Reproduktionskraft alles übertrifft, was ich gesehen habe. Dann folgte ein Kabinett mit Japaner Lacksachen, Schirmen, Uhren, silbernen

Vasen, Tischchen, Etageren, Kamingarnituren, broseros, alles in massivem Silber in ungezählten Mengen, und endlich einige vorzügliche Bildnisse Seiner Majestät."

Im Barock sucht sich der Stil von dem allbeherrschenden Einfluß der Frau zu befreien. Aber sie zwingt selbst jenen herrischen Stil unter ihr Joch; sie verleibt ihm den Spiegel ein, von dem bei seiner ersten Verwendung als Zimmerschmuck ein begeisterter Barde die folgende richtige Beobachtung in Verse brachte:

Dans leur cabinets enchantés
L'etoffe ne trouve plus place,
Tous les murs de quatre côtés
En sont de glaces incrustés;
Chaque côté n'est qu'une glace
Pour voir partout une bonne grace,
Partout elles veulent avoir
La perspective d'un miroir.

Und Madame de Rambouillet weiß ihren Salon selbst unter der Herrschaft des steifen Barocks zu Stätten frohen Genusses zu verwandeln: sie parfümiert die Räume und stellt frische Blumen hinein! „Tout est magnifique chez elle et même particulier; les lampes y sont différentes des autres lieux. Les cabinets sont pleins de mille raretés ... l'air est toujours parfumé dans son palais, diverses corbeilles magnifiques, pleines de fleurs, font un printemps continuel dans sa chambre." (So erzählt uns die freundliche Mademoiselle de Scudéry.)

Und nun kommt der entscheidende Sieg des Weibchens: der stolze Barock verflüchtigt sich in das kokette Rokoko, den spezifisch weiblichen Stil: auf das Grandiose folgt das Graziöse, auf die Deklamation folgt die Delikatesse, auf das Erhabene folgt das Elegante, auf das Zeremonielle folgt das Zierliche, wie Muther, der unvergleichliche Schilderer, diesen Übergang beschreibt.

Im Rokokozeitalter lebt sich das Weibliche, fast nur in freier Liebesgestaltung bis zum letzten aus und die ganze gewaltige Luxusentfaltung des achtzehnten Jahrhunderts ist fast ausschließlich auf das Konto der Mätressen zu setzen. Eine einzige Rosenkette verbindet die Gemächer jener Imperia, der Curtisana romana, mit den Petites maisons des achtzehnten Jahrhunderts, in denen die reichen Finanzleute Wunder der Ausstattung schufen; verbindet die Farnesina mit dem Pavillon von Louveciennes, in dem Madame du Barry nistete und von dessen Pracht uns heute noch die Rechnungen der Lieferanten ein lebendiges Bild geben: „Luciennes! ne dirait-on pas le palais d'une de ces souverainetés, comme nous en montrent les livres du dix-huitième siècle en ces turqueries où règne soumis aux caprices d'une odalisque favorite le bon baroque d'un sultan fantoche"

schließen die Goncourt ihre Schilderung dieses Schlößchens ab. Millionen waren hierin versenkt (beim Tode forderte ein Lieferant — der ciseleur sur bronze — für eine einzige Arbeit noch 756000 l.!), und alle Künstler des Landes hatten ihr Bestes gegeben, um dieses Paradies zu schmücken, Fragonard und Boucher, Pajon und Gouthiere, Greuse und Vanloo, Métivier und Feuillet.

Eine unschätzbare Quelle um die Luxusentfaltung durch das Weibchen im ausgehenden Zeitalter des Frühkapitalismus sich zum Verständnis zu bringen, sind die vollständig erhaltenen Rechnungen der Madame du Barry. Die Summen, die Beaujon auf die Anweisungen der Favoritin auszahlte, fanden folgende Verwendung: Goldschmiede 313328 l. 45 s., Juweliere (Jouailliers) 1908635 l. 9 s., Juweliere (Bijoutiers) 158800 l., Seidenwaren 389810 l. 15 s., Spitzen 215988 l. 6 s., Modes 116818 l. 5 s., Kurzwaren 35443 l. 14 s., Möbel 24398 l. 18 s., Gemälde, Vasen 91519 l. 19 s., Schmiede 60322 l. 10 s., Stickereien (bordures) 471178 l., Equipagen 67470 l. 1 s., Pferde 57347 l., Fourages 6810 l., Vergolder 78026 l., Bildhauer 95426 l., Vergolder (nochmals) 48875 l. 12 s. 6 d., Gießer (fondeurs) 98000 l., Marmorarbeiten 17540 l. 8 s., Fuhren, Arbeiten in Luciennes 111475 l. 6 s. 9 d., Gartenanlagen 3739 l., 19 s., Neue Arbeiten 205638 l. 16 s. 8 d., Gartenanlage 3000 l.

So strahlt uns das Weibchen in seiner Glorie aus allen Schöpfungen der Kunst und des Kunstgewerbes jener Zeit entgegen! Aus Pfeilerspiegeln und Lyoner Kissen, himmelblauseidenen Betten mit weißen Tüllgardinen, zartblauen Jupons, grauseidenen Strümpfen und rosigen Seidenkleidern, aus koketten mit Schwanendaunen besetzten Peignoirs, aus Straußenfedern und Brabanter Spitzen, die dann ein Pater, wie Muther es ausdrückte, zu einer „Symphonie des Salons" zusammengedichtet hat.

Der Tod in Venedig

Novelle von Thomas Mann

Erstes Kapitel

Gustav Aschenbach oder von Aschenbach, wie seit seinem fünfzigsten Geburtstag amtlich sein Name lautete, hatte an einem Frühlingsnachmittag des Jahres 19.., das unserem Kontinent monatelang eine so gefahrdrohende Miene zeigte, von seiner Wohnung in der Prinzregentenstraße zu München aus allein einen weiteren Spaziergang unternommen. Überreizt von der schwierigen und gefährlichen, eben jetzt eine höchste Behutsamkeit, Umsicht, Eindringlichkeit und Genauigkeit des Willens erfordernden Arbeit der Vormittagsstunden, hatte der Schriftsteller dem Fortschwingen des produzierenden Triebwerkes in seinem Innern, jenem „motus animi continuus", worin nach Cicero das Wesen der Beredsamkeit besteht, auch nach der Mittagsmahlzeit nicht Einhalt zu tun vermocht und den entlastenden Schlummer nicht gefunden, der ihm, bei zunehmender Abnutzbarkeit seiner Kräfte, einmal untertags so nötig war. So hatte er bald nach dem Tee das Freie gesucht, in der Hoffnung, daß Luft und Bewegung ihn wiederherstellen und ihm zu einem ersprießlichen Abend verhelfen würden.

Es war Anfang Mai und, nach naßkalten Wochen, ein falscher Hochsommer eingefallen. Der Englische Garten, obgleich nur erst zart belaubt, war dumpfig wie im August und in der Nähe der Stadt voller Wagen und Spaziergänger gewesen. Beim Aumeister, wohin stillere und stillere Wege ihn geführt, hatte Aschenbach eine kleine Weile den volkstümlich belebten Wirtsgarten überblickt, an dessen Rande einige Droschken und Equipagen hielten, hatte von dort bei sinkender Sonne seinen Heimweg außerhalb des Parks über die offene Flur genommen und erwartete, da er sich müde fühlte und über Föhring Gewitter drohte, am Nördlichen Friedhof die Tram, die ihn in gerader Linie zur Stadt zurückbringen sollte.

Zufällig fand er den Halteplatz und seine Umgebung von Menschen leer. Weder auf der gepflasterten Ungererstraße, deren Schienengeleise sich einsam gleißend gegen Schwabing erstreckten, noch auf der Föhringer Chaussee war ein Fuhrwerk zu sehen; hinter den Zäunen der Steinmetzereien, wo zu Kauf stehende Kreuze, Gedächtnistafeln und Monumente ein zweites, unbehaustes Gräberfeld bilden, regte sich nichts, und das byzantinische Bauwerk der Aussegnungshalle gegenüber lag schweigend im Abglanz des scheidenden Tages. Ihre Stirnseite, mit griechischen Kreuzen und hieratischen Schildereien in lichten Farben geschmückt, weist überdies symmetrisch angeordnete Inschriften in Goldlettern auf, ausgewählte, das jenseitige Leben betreffende

Schriftworte, wie etwa: „Sie gehen ein in die Wohnung Gottes" oder: „Das ewige Licht leuchte ihnen"; und der Wartende hatte während einiger Minuten eine ernste Zerstreuung darin gefunden, die Formeln abzulesen und sein geistiges Auge in ihrer durchscheinenden Mystik sich verlieren zu lassen, als er, aus seinen Träumereien zurückkehrend, im Portikus, oberhalb der beiden apokalyptischen Tiere, welche die Freitreppe bewachen, einen Mann bemerkte, dessen nicht ganz gewöhnliche Erscheinung seinen Gedanken eine völlig andere Richtung gab.

Ob er nun aus dem Innern der Halle durch das bronzene Tor hervorgetreten oder von außen unversehens heran und hinauf gelangt war, blieb ungewiß. Aschenbach, ohne sich sonderlich in die Frage zu vertiefen, neigte zur ersteren Annahme. Mäßig hochgewachsen, mager, bartlos und auffallend stumpfnäsig, gehörte der Mann zum rothaarigen Typ und besaß dessen milchige und sommersprossige Haut. Offenbar war er durchaus nicht bajuwarischen Schlages: wie denn wenigstens der breit und gerade gerandete Basthut, der ihm den Kopf bedeckte, seinem Aussehen ein Gepräge des Fremdländischen und Weitherkommenden verlieh. Freilich trug er dazu den landesüblichen Rucksack um die Schultern geschnallt, einen gelblichen Gurtanzug aus Lodenstoff, wie es schien, einen grauen Wetterkragen über dem linken Unterarm, den er in die Weiche gestützt hielt, und in der Rechten einen mit eiserner Spitze versehenen Stock, welchen er schräg gegen den Boden stemmte und auf dessen Krücke er, bei gekreuzten Füßen, die Hüfte lehnte. Erhobenen Hauptes, so daß an seinem hager dem losen Sporthemd entwachsenden Halse der Adamsapfel stark und nackt hervortrat, blickte er mit farblosen, rotbewimperten Augen, zwischen denen, sonderbar genug zu seiner kurz aufgeworfenen Nase passend, zwei senkrechte, energische Furchen standen, scharf spähend ins Weite. So — und vielleicht trug sein erhöhter und erhöhender Standort zu diesem Eindruck bei — hatte seine Haltung etwas herrisch Überschauendes, Kühnes oder selbst Wildes; denn sei es, daß er, geblendet, gegen die untergehende Sonne grimassierte oder daß es sich um eine dauernde physiognomische Entstellung handelte: seine Lippen schienen zu kurz, sie waren völlig von den Zähnen zurückgezogen, dergestalt, daß diese, bis zum Zahnfleisch bloßgelegt, weiß und lang dazwischen hervorbleckten.

Wohl möglich, daß Aschenbach es bei seiner halb zerstreuten, halb inquisitiven Musterung des Fremden an Rücksicht hatte fehlen lassen, denn plötzlich ward er gewahr, daß jener seinen Blick erwiderte und zwar so kriegerisch, so gerade ins Auge hinein, so offenkundig gesonnen, die Sache aufs Äußerste zu treiben, und den Blick des andern zum Abzug zu zwingen, daß Aschenbach, peinlich berührt, sich abwandte und einen Gang die Zäune entlang begann, mit dem beiläufigen Entschluß, des Menschen nicht weiter acht-

zuhaben. Er hatte ihn in der nächsten Minuten vergessen. Mochte nun aber das Wandererhafte in der Erscheinung des Fremden auf seine Einbildungskraft gewirkt haben oder sonst irgendein physischer oder seelischer Einfluß im Spiele sein: eine seltsame Ausweitung seines Innern ward ihm ganz überraschend bewußt, eine Art schweifender Unruhe, ein jugendlich durstiges Verlangen in die Ferne, ein Gefühl, so lebhaft, so neu oder doch so längst entwöhnt und verlernt, daß er, die Hände auf dem Rücken und den Blick am Boden, gefesselt stehen blieb, um die Empfindung auf Wesen und Ziel zu prüfen.

Es war Reiselust, nichts weiter; aber wahrhaft als Anfall auftretend und ins Leidenschaftliche, ja bis zur Sinnestäuschung gesteigert. Seine Begierde ward sehend, seine Einbildungskraft, noch nicht zur Ruhe gekommen seit den Stunden der Arbeit, schuf sich ein Beispiel für alle Wunder und Schrecken der mannigfaltigen Erde, die sie auf einmal sich vorzustellen bestrebt war: er sah, sah eine Landschaft, ein tropisches Sumpfgebiet unter dickdunstigem Himmel, feucht, üppig und ungeheuer, eine Art Urweltwildnis aus Inseln, Morästen und Schlamm führenden Wasserarmen, — sah aus geilem Farrengewucher, aus Gründen von fettem, gequollenem und abenteuerlich blühendem Pflanzenwerk haarige Palmenschäfte nah und ferne emporstreben, sah wunderlich ungestalte Bäume ihre Wurzeln durch die Luft in den Boden, in stockende, grünschattig spiegelnde Fluten versenken, wo zwischen schwimmenden Blumen, die milchweiß und groß wie Schüsseln waren, Vögel von fremder Art, hochschultrig, mit unförmigen Schnäbeln, im Seichten standen und unbeweglich zur Seite blickten, sah zwischen den knotigen Rohrstämmen des Bambusdickichts die Lichter eines kauernden Tigers funkeln — und fühlte sein Herz pochen vor Entsetzen und rätselhaftem Verlangen. Dann wich das Gesicht; und mit einem Kopfschütteln nahm Aschenbach seine Promenade an den Zäunen der Grabsteinmetzereien wieder auf.

Er hatte, zum mindesten, seit ihm die Mittel zu Gebote gewesen waren, die Vorteile des Weltverkehrs beliebig zu genießen, das Reisen nicht anders, denn als eine hygienische Maßregel betrachtet, die gegen Sinn und Neigung dann und wann hatte getroffen werden müssen. Zu beschäftigt mit den Aufgaben, welche sein Ich und die europäische Seele ihm stellten, zu belastet von der Verpflichtung zur Produktion, der Zerstreuung zu abgeneigt, um zum Liebhaber der bunten Außenwelt zu taugen, hatte er sich durchaus mit der Anschauung begnügt, die jedermann, ohne sich weit aus seinem Kreise zu rühren, von der Oberfläche der Erde gewinnen kann, und war niemals auch nur versucht gewesen, Europa zu verlassen. Zumal seit sein Leben sich langsam neigte, seit seine Künstlerfurcht, nicht fertig zu werden, — diese Besorgnis, die Uhr möchte abgelaufen sein, bevor er das Seine getan und völlig sich selbst gegeben, nicht mehr als bloße Grille von

der Hand zu weisen war, hatte sein äußeres Dasein sich fast ausschließlich auf die schöne Stadt, die ihm zur Heimat geworden, und auf den rauhen Landsitz beschränkt, den er sich im Gebirge errichtet und wo er die regnerischen Sommer verbrachte.

Auch wurde denn, was ihn da eben so spät und plötzlich angewandelt, sehr bald durch Vernunft und von jung auf geübte Selbstzucht gemäßigt und richtig gestellt. Er hatte beabsichtigt, das Werk, für welches er lebte, bis zu einem gewissen Punkte zu fördern, bevor er aufs Land übersiedelte, und der Gedanke einer Weltbummelei, die ihn auf Monate seiner Arbeit entführen würde, schien allzu locker und planwidrig, er durfte nicht ernstlich in Frage kommen. Und doch wußte er nur zu wohl, aus welchem Grunde die Anfechtung so unversehens hervorgegangen war. Fluchtdrang war sie, daß er es sich eingestand, diese Sehnsucht ins Ferne und Neue, diese Begierde nach Befreiung, Entbürdung und Vergessen, — der Drang hinweg vom Werke, von der Alltagsstätte eines starren, kalten und leidenschaftlichen Dienstes. Zwar liebte er ihn und liebte auch fast schon den entnervenden, sich täglich erneuernden Kampf zwischen seinem zähen und stolzen, so oft erprobten Willen und dieser wachsenden Müdigkeit, von der niemand wissen und die das Produkt auf keine Weise, durch keine Anzeichen des Versagens und der Laßheit verraten durfte. Aber verständig schien es, den Bogen nicht zu überspannen und ein so lebhaft ausbrechendes Bedürfnis nicht eigensinnig zu ersticken. Er dachte an seine Arbeit, dachte an die Stelle, an der er sie auch heute wieder, wie gestern schon, hatte verlassen müssen und die weder geduldiger Pflege noch einem raschen Handstreich sich fügen zu wollen schien. Er prüfte sie aufs neue, versuchte die Hemmung zu durchbrechen oder aufzulösen und ließ mit einem Schauder des Widerwillens vom Angriff ab. Hier bot sich keine außerordentliche Schwierigkeit, sondern was ihn lähmte, waren die Skrupeln der Unlust, die sich als eine durch nichts mehr zu befriedigende Ungenügsamkeit darstellte. Ungenügsamkeit freilich hatte schon dem Jüngling als Wesen und innerste Natur des Talentes gegolten, und um ihretwillen hatte er das Gefühl gezügelt und erkältet, weil er wußte, daß es geneigt ist, sich mit einem fröhlichen Ungefähr und mit einer halben Vollkommenheit zu begnügen. Rächte sich nun also die geknechtete Empfindung, indem sie ihn verließ, indem sie seine Kunst fürder zu tragen und zu beflügeln sich weigerte und alle Lust, alles Entzücken an der Form und am Ausdruck mit sich hinwegnahm? Nicht, daß er Schlechtes herstellte: dies wenigstens war der Vorteil seiner Jahre, daß er sich seiner Meisterschaft jeden Augenblick in Gelassenheit sicher fühlte. Aber er selbst, während die Nation sie ehrte, er ward ihrer nicht froh, und es schien ihm, als ermangle sein Werk jener Merkmale feurig spielender Laune, die, ein Erzeugnis der Freude, mehr als irgendein innerer Gehalt, ein gewichtigerer

Vorzug, die Freude der genießenden Welt bildeten. Er fürchtete sich vor dem Sommer auf dem Lande, allein in dem kleinen Hause mit der Magd, die ihm das Essen bereitete, und dem Diener, der es ihm auftrug; fürchtete sich vor den vertrauten Angesichten der Berggipfel und -wände, die wiederum seine unzufriedene Langsamkeit umstehen würden. Und so tat denn eine Einschaltung not, etwas Stegreifdasein, Tagedieberei, Fernluft und Zufuhr neuen Blutes, damit der Sommer erträglich und ergiebig werde. Reisen also, — er war es zufrieden. Nicht gar weit, nicht gerade bis zu den Tigern. Eine Nacht im Schlafwagen und eine Siesta von drei, vier Wochen an irgendeinem Allerweltsferienplatze im liebenswürdigen Süden...

So dachte er, während der Lärm der elektrischen Tram die Ungererstraße daher sich näherte, und einsteigend beschloß er, diesen Abend dem Studium von Karte und Kursbuch zu widmen. Auf der Plattform fiel ihm ein, nach dem Manne im Basthut, dem Genossen dieses immerhin folgereichen Aufenthaltes, Umschau zu halten. Doch wurde ihm dessen Verbleib nicht deutlich, da er weder an seinem vorherigen Standort, noch auf dem weiteren Halteplatz, noch auch im Wagen ausfindig zu machen war.

Zweites Kapitel

Der Autor der klaren und mächtigen Prosa-Epopöe vom Leben Friedrichs von Preußen; der geduldige Künstler, der in langem Fleiß den figurenreichen, so vielerlei Menschenschicksal im Schatten einer Idee versammelnden Romanteppich, „Maja" mit Namen, wob; der Schöpfer jener starken Erzählung, die „Ein Elender" überschrieben ist und einer ganzen dankbaren Jugend die Möglichkeit sittlicher Entschlossenheit jenseits der tiefsten Erkenntnis zeigte; der Verfasser endlich (und damit sind die Werke seiner Reifezeit kurz bezeichnet) der leidenschaftlichen Abhandlung über „Geist und Kunst", deren ordnende Kraft und antithetische Beredsamkeit ernste Beurteiler vermochte, sie unmittelbar neben Schillers Räsonnement über naive und sentimentalische Dichtung zu stellen: Gustav Aschenbach also war zu L., einer Kreisstadt der Provinz Schlesien, als Sohn eines höheren Justizbeamten geboren. Seine Vorfahren waren Offiziere, Richter, Verwaltungsfunktionäre gewesen, Männer, die im Dienste des Königs, des Staates ihr straffes, anständig karges Leben geführt hatten. Innigere Geistigkeit hatte sich einmal, in der Person eines Predigers, unter ihnen verkörpert; rascheres, sinnlicheres Blut war der Familie in der vorigen Generation durch die Mutter des Dichters, Tochter eines böhmischen Kapellmeisters, zugekommen. Von ihr stammten die Merkmale fremder Rasse in seinem Äußern. Die Vermählung dienstlich nüchterner Gewissenhaftigkeit mit dunkleren, feurigeren Impulsen ließ einen Künstler und diesen besonderen Künstler erstehen.

Da sein ganzes Wesen auf Ruhm gestellt war, zeigte er sich, wenn nicht eigentlich frühreif, so doch, dank der Entschiedenheit und persönlichen Prägnanz seines Tonfalls, früh für die Öffentlichkeit reif und geschickt. Beinahe noch Gymnasiast, besaß er einen Namen. Zehn Jahre später hatte er gelernt, von seinem Schreibtische aus zu repräsentieren, seinen Ruhm zu verwalten, in einem Briefsatz, der kurz sein mußte (denn viele Ansprüche dringen auf den Erfolgreichen, den Vertrauenswürdigen ein) gütig und bedeutend zu sein. Der Vierziger hatte, ermattet von den Strapazen und Wechselfällen der eigentlichen Arbeit, alltäglich eine Post zu bewältigen, die Wertzeichen aus aller Herren Ländern trug.

Ebenso weit entfernt vom Banalen wie vom Exzentrischen, war sein Talent geschaffen, den Glauben des breiten Publikums und die bewundernde, fordernde Teilnahme der Wählerischen zugleich zu gewinnen. So, schon als Jüngling von allen Seiten auf die Leistung — und zwar die außerordentliche — verpflichtet, hatte er niemals den Müßiggang, niemals die sorglose Fahrlässigkeit der Jugend gekannt. Als er um sein fünfunddreißigstes Jahr in Wien erkrankte, äußerte ein feiner Beobachter über ihn in Gesellschaft: „Sehen Sie, Aschenbach hat von jeher nur so gelebt" — und der Sprecher schloß die Finger seiner Linken fest zur Faust —; „niemals so" — und er ließ die geöffnete Hand bequem von der Lehne des Sessels hängen. Das traf zu; und das Tapfer-Sittliche daran war, daß seine Natur von nichts weniger als robuster Verfassung und zur ständigen Anspannung nur berufen, nicht eigentlich geboren war.

Ärztliche Fürsorge hatte den Knaben vom Schulbesuch ausgeschlossen und auf häuslichen Unterricht gedrungen. Einzeln, ohne Kameradschaft war er aufgewachsen und hatte doch zeitig erkennen müssen, daß er einem Geschlecht angehörte, in dem nicht das Talent, wohl aber die physische Basis eine Seltenheit war, deren das Talent zu seiner Erfüllung bedarf, — einem Geschlechte, das früh sein Bestes zu geben pflegt und in dem das Können es selten zu Jahren bringt. Aber sein Lieblingswort war „Durchhalten", — er sah in seinem Friedrich-Roman nichts anderes, als die Apotheose dieses Befehlswortes, das ihm als der Inbegriff leidend-tätiger Tugend erschien. Auch wünschte er sehnlichst, alt zu werden, denn er hatte von jeher dafür gehalten, daß wahrhaft groß, umfassend, ja wahrhaft ehrenwert nur das Künstlertum zu nennen sei, dem es beschieden war, auf allen Stufen des Menschlichen charakteristisch fruchtbar zu sein.

Da er also die Aufgaben, mit denen sein Talent ihn belud, auf zarten Schultern tragen und weit gehen wollte, so bedurfte er höchlich der Zucht, — und Zucht war ja zum Glücke sein eingeborenes Erbteil von väterlicher Seite. Mit vierzig, mit fünfzig Jahren wie schon in einem Alter, wo andere verschwenden, schwärmen, die Ausführung großer Pläne getrost

verschieben, begann er seinen Tag beizeiten mit Stürzen kalten Wassers über Brust und Rücken und brachte dann, ein Paar hoher Wachskerzen in silbernen Leuchtern zu Häupten des Manuskripts, die Kräfte, die er im Schlaf gesammelt, in zwei oder drei inbrünstig gewissenhaften Morgenstunden der Kunst zum Opfer dar. Es war verzeihlich, ja, es bedeutete recht eigentlich den Sieg seiner Moralität, wenn Unkundige die Maja-Welt oder die epischen Massen, in denen sich Friedrichs Heldenleben entrollte, für das Erzeugnis gedrungener Kraft und eines langen Atems hielten, während sie vielmehr in kleinen Tagewerken aus aberhundert Einzelinspirationen zur Größe emporgeschichtet und nur darum so durchaus und an jedem Punkte vortrefflich waren, weil ihr Schöpfer mit einer Willensdauer und Zähigkeit, derjenigen ähnlich, die seine Heimatprovinz eroberte, jahrelang unter der Spannung eines und desselben Werkes ausgehalten und an die eigentliche Herstellung ausschließlich seine stärksten und würdigsten Stunden gewandt hatte.

Damit ein bedeutendes Geistesprodukt auf der Stelle eine breite und tiefe Wirkung zu üben vermöge, muß eine geheime Verwandtschaft, ja Übereinstimmung zwischen dem persönlichen Schicksal seines Urhebers und dem allgemeinen des mitlebenden Geschlechtes bestehen. Die Menschen wissen nicht, warum sie einem Kunstwerke Ruhm bereiten. Weit entfernt von Kennerschaft, glauben sie hundert Vorzüge daran zu entdecken, um so viel Teilnahme zu rechtfertigen; aber der eigentliche Grund ihres Beifalls ist ein Unwägbares, ist Sympathie. Aschenbach hatte es einmal an wenig sichtbarer Stelle unmittelbar ausgesprochen, daß beinahe alles Große, was dastehe, als ein Trotzdem dastehe, trotz Kummer und Qual, Armut, Verlassenheit, Körperschwäche, Laster, Leidenschaft und tausend Hemmnissen zustande gekommen sei. Aber das war mehr als eine Bemerkung, es war eine Erfahrung, war geradezu die Formel seines Lebens und Ruhmes, der Schlüssel zu seinem Werk; und was Wunder also, wenn es auch der sittliche Charakter, die äußere Gebärde seiner eigentümlichsten Figuren war?

Über den neuen, in mannigfach individuellen Erscheinungen wiederkehrenden Heldentyp, den dieser Schriftsteller bevorzugte, hatte schon frühzeitig ein kluger Zergliederer geschrieben: daß er die Konzeption „einer intellektuellen und jünglinghaften Männlichkeit" sei, „die in stolzer Scham die Zähne aufeinanderbeißt und ruhig dasteht, während ihr die Schwerter und Speere durch den Leib gehen." Das war schön, geistreich und exakt, trotz seiner scheinbar allzu passivischen Prägung. Denn Haltung im Schicksal, Anmut in der Qual bedeutet nicht nur ein Dulden; sie ist eine aktive Leistung, ein positiver Triumph, und die Sebastian-Gestalt ist das schönste Sinnbild, wenn nicht der Kunst überhaupt, so doch gewiß der in Rede stehenden Kunst. Blickte man hinein in diese erzählte Welt, sah man die elegante Selbstbeherrschung, die bis zum letzten Augenblick eine innere Unterhöhlung, den biologischen

Verfall vor den Augen der Welt verbirgt; die gelbe, sinnlich benachteiligte Häßlichkeit, die es vermag, ihre schwelende Brunst zur reinen Flamme zu entfachen, ja, sich zur Herrschaft im Reiche der Schönheit aufzuschwingen; die bleiche Ohnmacht, welche aus den glühenden Tiefen des Geistes die Kraft holt, ein ganzes übermütiges Volk zu Füßen des Kreuzes, zu ihren Füßen niederzuwerfen; die liebenswürdige Haltung im leeren und strengen Dienste der Form; das falsche, gefährliche Leben, die rasch entnervende Sehnsucht und Kunst des geborenen Betrügers: betrachtete man all dies Schicksal und wieviel gleichartiges noch, so konnte man zweifeln, ob es überhaupt einen anderen Heroismus gäbe, als denjenigen der Schwäche. Welches Heldentum aber jedenfalls wäre zeitgemäßer, als dieses? Gustav Aschenbach war der Dichter all derer, die am Rande der Erschöpfung arbeiten, der Überbürdeten, schon Aufgeriebenen, sich noch Aufrechthaltenden, all dieser Moralisten der Leistung, die, schmächtig von Wuchs und spröde von Mitteln, durch Willensverzückung und kluge Verwaltung sich wenigstens eine Zeitlang die Wirkungen der Größe abgewinnen. Ihrer sind viele, sie sind die Helden des Zeitalters. Und sie alle erkannten sich wieder in seinem Werk, sie fanden sich bestätigt, erhoben, besungen darin, sie wußten ihm Dank, sie verkündeten seinen Namen.

Er war jung und roh gewesen mit der Zeit und, schlecht beraten von ihr, war er öffentlich gestrauchelt, hatte Mißgriffe getan, sich bloßgestellt, Verstöße gegen Takt und Besonnenheit begangen in Wort und Werk. Aber er hatte die Würde gewonnen, nach welcher, wie er behauptete, jedem großen Talente ein natürlicher Drang und Stachel eingeboren ist, ja, man kann sagen, daß seine ganze Entwicklung ein bewußter und trotziger, alle Hemmungen des Zweifels und der Ironie zurücklassender Aufstieg zur Würde gewesen war.

Lebendige, geistig unverbindliche Greifbarkeit der Gestaltung bildet das Ergötzen der bürgerlichen Massen, aber leidenschaftlich unbedingte Jugend wird nur durch das Problematische gefesselt: und Aschenbach war problematisch, war unbedingt gewesen wie nur irgendein Jüngling. Er hatte dem Geiste gefröhnt, mit der Erkenntnis Raubbau getrieben, Saatfrucht vermahlen, Geheimnisse preisgegeben, das Talent verdächtigt, die Kunst verraten, — ja, während seine Bildwerke die gläubig Genießenden unterhielten, erhoben, belebten, hatte er, der jugendliche Künstler, die Zwanzigjährigen durch seine Zynismen über das fragwürdige Wesen der Kunst, des Künstlertums selbst in Atem gehalten.

Aber es scheint, daß gegen nichts ein edler und tüchtiger Geist sich rascher, sich gründlicher abstumpft, als gegen den scharfen und bitteren Reiz der Erkenntnis; und gewiß ist, daß die schwermütig gewissenhafteste Gründlichkeit des Jünglings Seichtheit bedeutet im Vergleich mit dem tiefen Entschlusse des Meister gewordenen Mannes, das Wissen zu leugnen, es abzulehnen,

erhobenen Hauptes darüber hinwegzugehen, sofern es den Willen, die Tat, das Gefühl und selbst die Leidenschaft im geringsten zu lähmen, zu entmutigen, zu entwürdigen geeignet ist. Wie wäre die berühmte Erzählung vom „Elenden" wohl anders zu deuten, denn als Ausbruch des Ekels gegen den unanständigen Psychologismus der Zeit, verkörpert in der Figur jenes weichen und albernen Halbschurken, der sich ein Schicksal erschleicht, indem er sein Weib, aus Ohnmacht, aus Lasterhaftigkeit, aus ethischer Velleität, in die Arme eines Unbärtigen treibt und aus Tiefe Nichtswürdigkeiten begehen zu dürfen glaubt? Die Wucht des Wortes, mit welcher hier das Verworfene verworfen wurde, verkündete die Abkehr von allem moralischen Zweifelsinn, von jeder Sympathie mit dem Abgrund, die Absage an die Laxheit des Mitleidssatzes, daß alles verstehen alles verzeihen heiße, und was sich hier vorbereitete, ja schon vollzog, war jenes „Wunder der wiedergeborenen Unbefangenheit", auf welches ein wenig später in einem der Dialoge des Autors ausdrücklich und nicht ohne geheimnisvolle Betonung die Rede kam. Seltsame Zusammenhänge! War es eine geistige Folge dieser „Wiedergeburt", dieser neuen Würde und Strenge, daß man um dieselbe Zeit ein fast übermäßiges Erstarken seines Schönheitssinnes beobachtete, jene adelige Reinheit, Einfachheit und Ebenmäßigkeit der Formgebung, welche seinen Produkten fortan ein so sinnfälliges, ja gewolltes Gepräge der Meisterlichkeit und Klassizität verlieh? Aber moralische Entschlossenheit jenseits des Wissens, der auflösenden und hemmenden Erkenntnis, — bedeutet sie nicht wiederum eine Vereinfachung, eine sittliche Vereinfältigung der Welt und der Seele und also auch ein Erstarken zum Bösen, Verbotenen, zum sittlich Unmöglichen? Und hat Form nicht zweierlei Gesicht? Ist sie nicht sittlich und unsittlich zugleich, — sittlich als Ergebnis und Ausdruck der Zucht, unsittlich aber und selbst widersittlich, sofern sie von Natur eine moralische Gleichgültigkeit in sich schließt, ja wesentlich bestrebt ist, das Moralische unter ihr stolzes und unumschränktes Szepter zu beugen?

Wie dem auch sei! Eine Entwicklung ist ein Schicksal; und wie sollte nicht diejenige anders verlaufen, die von der Teilnahme, dem Massenzutrauen einer weiten Öffentlichkeit begleitet wird, als jene, die sich ohne den Glanz und die Verbindlichkeiten des Ruhmes vollzieht? Nur ewiges Zigeunertum findet es langweilig und ist zu spotten geneigt, wenn ein großes Talent dem libertinischen Puppenstande entwächst, die Würde des Geistes ausdrucksvoll wahrzunehmen sich gewöhnt und die Hofsitten einer Einsamkeit annimmt, die voll unberatener, hart selbständiger Leiden und Kämpfe war und es zu Macht und Ehren unter den Menschen brachte. Wieviel Spiel, Trotz, Genuß ist übrigens in der Selbstgestaltung des Talentes! Etwas Amtlich-Erzieherisches trat mit der Zeit in Gustav Aschenbachs Vorführungen ein, sein Stil entriet in späteren Jahren der unmittelbaren Kühnheiten, der subtilen und

neuen Abschattungen, er wandelte sich ins Mustergültig-Feststehende, Geschliffen-Herkömmliche, Erhaltende, Formelle, selbst Formelhafte, und wie die Überlieferung es von Ludwig XIV. wissen will, so verbannte der Alternde aus seiner Sprachweise jedes gemeine Wort. Damals geschah es, daß die Unterrichtsbehörde ausgewählte Seiten von ihm in die vorgeschriebenen Schul-Lesebücher übernahm. Es war ihm innerlich gemäß, und er lehnte nicht ab, als ein deutscher Fürst, soeben zum Throne gelangt, dem Dichter des „Friedrich" zu seinem fünfzigsten Geburtstag den persönlichen Adel verlieh.

Nach einigen Jahren der Unruhe, einigen Versuchsaufenthalten da und dort wählte er frühzeitig München zum dauernden Wohnsitz und lebte dort in bürgerlichem Ehrenstande, wie er dem Geiste in besonderen Einzelfällen zuteil wird. Die Ehe, die er in noch jugendlichem Alter mit einem Mädchen aus gelehrter Familie eingegangen, wurde nach kurzer Glücksfrist durch den Tod getrennt. Eine Tochter, schon Gattin, war ihm geblieben. Einen Sohn hatte er nie besessen.

Gustav von Aschenbach war ein wenig unter Mittelgröße, brünett, rasiert. Sein Kopf erschien ein wenig zu groß im Verhältnis zu der fast zierlichen Gestalt. Sein rückwärts gebürstetes Haar, am Scheitel gelichtet, an den Schläfen sehr voll und stark ergraut, umrahmte eine hohe, zerklüftete und gleichsam narbige Stirn. Der Bügel einer Goldbrille mit randlosen Gläsern schnitt in die Wurzel der gedrungenen, edel gebogenen Nase ein. Der Mund war groß, oft schlaff, oft plötzlich schmal und gespannt; die Wangenpartie mager und gefurcht, das wohlausgebildete Kinn weich gespalten. Bedeutende Schicksale schienen über dies meist leidend seitwärts geneigte Haupt hinweggegangen zu sein, und doch war die Kunst es gewesen, die hier jene physiognomische Durchbildung übernommen hatte, welche sonst das Werk eines schweren, bewegten Lebens ist. Hinter dieser Stirn waren die blitzenden Repliken des Gesprächs zwischen Voltaire und dem Könige über den Krieg geboren; diese Augen, müde und tief durch die Gläser blickend, hatten das blutige Inferno der Lazarette des Siebenjährigen Krieges gesehen. Auch persönlich genommen ist ja die Kunst ein erhöhtes Leben. Sie beglückt tiefer, sie verzehrt rascher. Sie gräbt in das Antlitz ihres Dieners die Spuren imaginärer und geistiger Abenteuer und sie erzeugt, selbst bei klösterlicher Stille des äußeren Daseins, auf die Dauer eine Verwöhntheit, Überfeinerung, Müdigkeit und Neugier der Nerven, wie ein Leben voll ausschweifender Leidenschaften und Genüsse sie kaum hervorzubringen vermag.

Drittes Kapitel

Mehrere Geschäfte weltlicher und literarischer Natur hielten den Reiselustigen noch etwa zwei Wochen nach jenem Spaziergang in München zurück. Er gab endlich Auftrag, sein Landhaus binnen vier Wochen zum

Einzuge instandzusetzen und reiste an einem Tage zwischen Mitte und Ende des Mai mit dem Nachtzuge nach Triest, wo er nur vierundzwanzig Stunden verweilte und sich am nächstfolgenden Morgen nach Pola einschiffte.

Was er suchte, war das Fremdartige und Bezuglose, welches jedoch rasch zu erreichen wäre, und so nahm er Aufenthalt auf einer seit einigen Jahren gerühmten Insel der Adria, unfern der istrischen Küste gelegen, mit farbig zerlumptem, in wildfremden Lauten redendem Landvolk und schön zerrissenen Klippenpartien dort, wo das Meer offen war. Allein Regen und schwere Luft, eine kleinweltliche, geschlossen österreichische Hotelgesellschaft und der Mangel jenes ruhevoll innigen Verhältnisses zum Meere, das nur ein sanfter, sandiger Strand gewährt, verdrossen ihn, ließen ihn nicht das Bewußtsein gewinnen, den Ort seiner Bestimmung getroffen zu haben; ein Zug seines Innern, ihm war noch nicht deutlich, wohin, beunruhigte ihn, er studierte Schiffsverbindungen, er blickte suchend umher, und auf einmal, zugleich überraschend und selbstverständlich stand ihm sein Ziel vor Augen. Wenn man über Nacht das Unvergleichliche, das märchenhaft Abweichende zu erreichen wünschte, wohin ging man? Aber das war klar. Was sollte er hier? Er war fehlgegangen. Dorthin hatte er reisen wollen. Er säumte nicht, den irrigen Aufenthalt zu kündigen. Anderthalb Wochen nach seiner Ankunft auf der Insel trug ein geschwindes Motorboot ihn und sein Gepäck in dunstiger Frühe über die Wasser in den Kriegshafen zurück, und er ging dort nur an Land, um sogleich über einen Brettersteg das feuchte Verdeck eines Schiffes zu beschreiten, das unter Dampf zur Fahrt nach Venedig lag.

Es war ein betagtes Fahrzeug italienischer Nationalität, veraltet, rußig und düster. In einer höhlenartigen, künstlich erleuchteten Koje des inneren Raumes, wohin Aschenbach sofort nach Betreten des Schiffes von einem buckligen und unreinlichen Matrosen mit grinsender Höflichkeit genötigt wurde, saß hinter einem Tische, den Hut schief in der Stirn und einen Zigarettenstummel im Mundwinkel, ein ziegenbärtiger Mann von der Physiognomie eines altmodischen Zirkusdirektors, der mit grimassenhaft leichtem Geschäftsgebahren die Personalien der Reisenden aufnahm und ihnen die Fahrscheine ausstellte. „Nach Venedig!" wiederholte er Aschenbachs Ansuchen, indem er den Arm reckte und die Feder in den breiigen Restinhalt eines schräg geneigten Tintenfasses stieß. „Nach Venedig erster Klasse! Sie sind bedient, mein Herr." Und er schrieb große Krähenfüße, streute aus einer Büchse blauen Sand auf die Schrift, ließ ihn in eine tönerne Schale ablaufen, faltete das Papier mit gelben und knochigen Fingern und schrieb aufs neue. „Ein glücklich gewähltes Reiseziel!" schwatzte er unterdessen. „Ah, Venedig! Eine herrliche Stadt! Eine Stadt von unwiderstehlicher Anziehungskraft für den Gebildeten, ihrer Geschichte sowohl wie ihrer gegen-

wärtigen Reize wegen!" Die glatte Raschheit seiner Bewegungen und das leere Gerede, womit er sie begleitete, hatten etwas Betäubendes und Ablenkendes, etwa als besorgte er, der Reisende möchte in seinem Entschluß, nach Venedig zu fahren, noch wankend werden. Er kassierte eilig und ließ mit Croupiergewandtheit den Differenzbetrag auf den fleckigen Tuchbezug des Tisches fallen. „Gute Unterhaltung, mein Herr!" sagte er mit schauspielerischer Verbeugung. „Es ist mir eine Ehre, Sie zu befördern . . . Meine Herren!" rief er sogleich mit erhobenem Arm und tat, als sei das Geschäft im flottesten Gange, obgleich niemand mehr da war, der nach Abfertigung verlangt hätte. Aschenbach kehrte auf das Verdeck zurück.

Einen Arm auf die Brüstung gelehnt, betrachtete er das müßige Volk, das, der Abfahrt des Schiffes beizuwohnen, am Quai lungerte, und die Passagiere am Bord. Diejenigen der zweiten Klasse kauerten, Männer und Weiber, auf dem Vorderdeck, indem sie Kisten und Bündel als Sitze benutzten. Eine Gruppe junger Leute bildete die Reisegesellschaft des ersten Verdecks, Polenser Handelsgehilfen, wie es schien, die sich in angeregter Laune zu einem Ausfluge nach Italien vereinigt hatten. Sie machten nicht wenig Aufhebens von sich und ihrem Unternehmen, schwatzten, lachten, genossen selbstgefällig das eigene Gebärdenspiel und riefen den Kameraden, die, Portefeuilles unterm Arm, in Geschäften die Hafenstraße entlang gingen und den Feiernden mit dem Stöckchen drohten, über das Geländer gebeugt, zungengeläufige Spottreden nach. Einer, in hellgelbem, übermodisch geschnittenem Sommeranzug, roter Krawatte und kühn aufgebogenem Panama, tat sich mit krähender Stimme an Aufgeräumtheit vor allen andern hervor. Kaum aber hatte Aschenbach ihn ein wenig genauer ins Auge gefaßt, als er mit einer Art von Entsetzen erkannte, daß der Jüngling falsch war. Er war alt, man konnte nicht zweifeln. Runzeln umgaben ihm Augen und Mund. Das matte Karmesin der Wangen war Schminke, das braune Haar unter dem farbig umwundenen Strohhut Perücke, sein Hals verfallen und sehnig, sein aufgesetztes Schnurrbärtchen und die Fliege am Kinn gefärbt, sein gelbes und vollzähliges Gebiß, das er lachend zeigte, ein billiger Ersatz, und seine Hände, mit Siegelringen an beiden Zeigefingern, waren die eines Greises. Schauerlich angemutet sah Aschenbach ihm und seiner Gemeinschaft mit den Freunden zu. Wußten, bemerkten sie nicht, daß er alt war, daß er zu Unrecht ihre stutzerhafte und bunte Kleidung trug, zu Unrecht einen der ihren spielte? Selbstverständlich und gewohnheitsmäßig, wie es schien, duldeten sie ihn in ihrer Mitte, behandelten ihn als ihresgleichen, erwiderten ohne Widerwillen seine neckischen Rippenstöße. Wie ging das zu? Aschenbach bedeckte seine Stirn mit der Hand und schloß die Augen, die heiß waren, da er zu wenig geschlafen hatte. Ihm war, als lasse nicht alles sich ganz gewöhnlich an, als beginne

eine träumerische Entfremdung, eine Entstellung der Welt ins Sonderbare um sich greifen, der vielleicht Einhalt zu tun wäre, wenn er sein Gesicht ein wenig verdunkelte und aufs neue um sich schaute. In diesem Augenblick jedoch berührte ihn das Gefühl des Schwimmens, und mit unvernünftigem Erschrecken aufsehend, gewahrte er, daß der schwere und düstere Körper des Schiffes sich langsam vom gemauerten Ufer löste. Zollweise, unter dem Vorwärts- und Rückwärtsarbeiten der Maschine, verbreiterte sich der Streifen schmutzig schillernden Wassers zwischen Quai und Schiffswand, und nach schwerfälligen Manövern kehrte der Dampfer seinen Bugspriet dem offenen Meere zu. Aschenbach ging nach der Steuerbordseite hinüber, wo der Bucklige ihm einen Liegestuhl aufgeschlagen hatte und ein Steward in fleckigem Frack nach seinen Befehlen fragte.

Der Himmel war grau, der Wind feucht. Hafen und Inseln waren zurückgeblieben, und rasch verlor sich aus dem dunstigen Gesichtskreise alles Land. Flocken von Kohlenstaub gingen auf das gewaschene Deck nieder, das nicht trocknen wollte. Schon nach einer Stunde spannte man ein Segeldach aus, da es zu regnen begann.

In seinen Mantel geschlossen, ein Buch im Schoße, ruhte der Reisende, und die Stunden verrannen ihm unversehens. Es hatte zu regnen aufgehört; man entfernte das leinene Dach. Der Horizont war vollkommen. Unter der trüben Kuppel des Himmels dehnte sich rings die ungeheure Scheibe des öden Meeres. Aber im leeren, im ungegliederten Raume fehlt unserem Sinn auch das Maß der Zeit, und wir dämmern im Ungemessenen. Schattenhaft sonderbare Gestalten, der greise Geck, der Ziegenbart aus dem Schiffsinnern, gingen mit unbestimmten Gebärden, mit verwirrten Traumworten durch den Geist des Ruhenden, und er schlief ein.

Um Mittag nötigte man ihn zur Kollation in den korridorartigen Speisesaal hinab, auf den die Türen der Schlafkojen mündeten und wo am Ende des langen Tisches, zu dessen Häupten er speiste, die Handelsgehilfen, einschließlich des Alten, seit zehn Uhr mit dem munteren Kapitän pokulierten. Die Mahlzeit war armselig, und er beendete sie rasch. Es trieb ihn ins Freie, nach dem Himmel zu sehen: ob er denn nicht über Venedig sich erhellen wollte.

Er hatte nicht anders gedacht, als daß dies geschehen müsse, denn stets hatte die Stadt ihn im Glanze empfangen. Aber Himmel und Meer blieben trüb und bleiern, zeitweillig ging neblichter Regen nieder, und er fand sich darin, auf dem Wasserwege ein anderes Venedig zu erreichen, als er, zu Lande sich nähernd, je angetroffen hatte. Er stand am Fockmast, den Blick im Weiten, das Land erwartend. Er gedachte des schwermütig-enthusiastischen Dichters, dem vormals die Kuppeln und Glockentürme seines Traumes aus diesen Fluten gestiegen waren, er wiederholte im stillen einiges

von dem, was damals an Ehrfurcht, Glück und Trauer zu maßvollem Gesange geworden, und von schon gestalteter Empfindung mühelos bewegt, prüfte er sein ernstes und müdes Herz, ob eine neue Begeisterung und Verwirrung, ein spätes Abenteuer des Gefühles dem fahrenden Müßiggänger vielleicht noch vorbehalten sein könne.

Da tauchte zur Rechten die flache Küste auf, Fischerboote belebten das Meer, die Bäderinsel erschien, der Dampfer ließ sie zur Linken, glitt verlangsamten Ganges durch den schmalen Port, der nach ihr benannt ist, und auf der Lagune, angesichts bunt armseliger Behausungen, hielt er ganz, da die Barke des Sanitätsdienstes erwartet werden mußte.

Eine Stunde verging, bis sie erschien. Man war angekommen und war es nicht; man hatte keine Eile und fühlte sich doch von Ungeduld getrieben. Die jungen Polenser, patriotisch angezogen auch wohl von den militärischen Hornsignalen, die aus der Gegend der öffentlichen Gärten her über das Wasser klangen, waren auf Deck gekommen und, vom Asti begeistert, brachten sie Lebehochs auf die drüben exerzierenden Bersaglieri aus. Aber widerlich war es zu sehen, in welchen Zustand den aufgestutzten Greisen seine falsche Gemeinschaft mit der Jugend gebracht hatte. Sein altes Hirn hatte dem Weine nicht wie die jugendlich rüstigen standzuhalten vermocht, er war kläglich betrunken. Verblödeten Blicks, eine Zigarette zwischen den zitternden Fingern, schwankte er, mühsam das Gleichgewicht haltend, auf der Stelle, vom Rausche vorwärts und rückwärts gezogen. Da er beim ersten Schritte gefallen wäre, getraute er sich nicht vom Fleck, doch zeigte er einen jammervollen Übermut, hielt jeden, der sich ihm näherte, am Knopfe fest, lallte, zwinkerte, kicherte, hob seinen beringten, runzeligen, Zeigefinger zu alberner Neckerei und leckte auf abscheulich zweideutige Art mit der Zungenspitze die Mundwinkel. Aschenbach sah ihm mit finsteren Brauen zu, und wiederum kam ein Gefühl von Benommenheit ihn an, so, als zeige die Welt eine leichte, doch nicht zu hemmende Neigung, sich ins Sonderbare und Fratzenhafte zu entstellen: ein Gefühl, dem nachzuhängen freilich die Umstände ihn abhielten, da eben die stampfende Tätigkeit der Maschine aufs neue begann und das Schiff seine so nah dem Ziel unterbrochene Fahrt durch den Kanal von San Marco wieder aufnahm.

So sah er ihn denn wieder, den erstaunlichsten Landungsplatz, jene blendende Komposition phantastischen Bauwerks, welche die Republik den ehrfürchtigen Blicken nahender Seefahrer entgegenstellte; die leichte Herrlichkeit des Palastes und die Seufzerbrücke, die Säulen mit Löw' und Heiligem am Ufer, die prunkend vortretende Flanke des Märchentempels, den Durchblick auf Torweg und Riesenuhr, und anschauend bedachte er, daß zu Lande, auf dem Bahnhof in Venedig anlangen, einen Palast durch eine Hintertür betreten heiße, und daß man nicht anders, als wie nun er,

als zu Schiffe, als über das hohe Meer die unwahrscheinlichste der Städte erreichen sollte.

Die Maschine stoppte, Gondeln drängten herzu, die Fallreepstreppe ward hinabgelassen, Zollbeamte stiegen an Bord und walteten obenhin ihres Amtes; die Ausschiffung konnte beginnen. Aschenbach gab zu verstehen, daß er eine Gondel wünsche, die ihn und sein Gepäck zur Station jener kleinen Dampfer bringen solle, welche zwischen der Stadt und dem Lido verkehren; denn er gedachte am Meere Wohnung zu nehmen. Man billigt sein Vorhaben, man schreit seinen Wunsch zur Wasserfläche hinab, wo die Gondelführer im Dialekt miteinander zanken. Er ist noch gehindert, hinabzusteigen, sein Koffer hindert ihn, der eben mit Mühsal die leiterartige Treppe hinuntergezerrt und geschleppt wird. So sieht er sich minutenlang außerstande, den Zudringlichkeiten des schauderhaften Alten zu entkommen, den die Trunkenheit dunkel antreibt, dem Fremden Abschiedshonneurs zu machen. „Wir wünschen den glücklichsten Aufenthalt", meckert er unter Kratzfüßen. „Man empfiehlt sich geneigter Erinnerung! Au revoir, excusez und bon jour, Euer Exzellenz!" Sein Mund wässert, er drückt die Augen zu, er leckt die Mundwinkel, und die gefärbte Bartfliege an seiner Greisenlippe sträubt sich empor. „Unsere Komplimente", lallt er, zwei Fingerspitzen am Munde, „unsere Komplimente dem Liebchen, dem allerliebsten, dem schönsten Liebchen . . ." Und plötzlich fällt ihm das falsche Obergebiß vom Kiefer auf die Unterlippe. Aschenbach konnte entweichen. „Dem Liebchen, dem feinen Liebchen" hörte er in girrenden, hohlen und behinderten Lauten in seinem Rücken, während er, am Strickgeländer sich haltend, die Fallreepstreppe hinabklomm.

Wer hätte nicht einen flüchtigen Schauder, eine geheime Scheu und Beklommenheit zu bekämpfen gehabt, wenn es zum ersten Male oder nach langer Entwöhnung galt, eine venezianische Gondel zu besteigen? Das seltsame Fahrzeug, aus balladesken Zeiten ganz unverändert überkommen und so eigentümlich schwarz, wie sonst unter allen Dingen nur Särge es sind, — es erinnert an lautlose und verbrecherische Abenteuer in plätschernder Nacht, es erinnert noch mehr an den Tod selbst, an Bahre und düsteres Begängnis und letzte, schweigsame Fahrt. Und hat man bemerkt, daß der Sitz einer solchen Barke, dieser sargschwarz lackierte, mattschwarz gepolsterte Armstuhl, der weichste, üppigste, der erschlaffendste Sitz von der Welt ist? Aschenbach ward es gewahr, als er zu Füßen des Gondoliers, seinem Gepäck gegenüber, das am Schnabel reinlich beisammen lag, sich niedergelassen hatte. Die Ruderer zankten immer noch; rauh, unverständlich, mit drohenden Gebärden. Aber die besondere Stille der Wasserstadt schien ihre Stimmen sanft aufzunehmen, zu entkörpern, über der Flut zu zerstreuen. Es war warm hier im Hafen. Lau angerührt vom Hauch des Scirocco, auf dem

nachgiebigen Element in Kissen gelehnt, schloß der Reisende die Augen im Genusse einer so ungewohnten als süßen Lässigkeit. Die Fahrt wird kurz sein, dachte er; möchte sie immer währen! In leisem Schwanken fühlte er sich dem Gedränge, dem Stimmengewirr entgleiten.

Wie still und stiller es um ihn wurde! Nichts war zu vernehmen, als das Plätschern des Ruders, das hohle Aufschlagen der Wellen gegen den Schnabel der Barke, der steil, schwarz und an der Spitze hellebardenartig bewehrt über dem Wasser stand, und noch ein drittes, ein Reden, ein Raunen, — das Flüstern des Gondoliers, der zwischen den Zähnen, stoßweise, in Lauten, die von der Arbeit seiner Arme gepreßt waren, zu sich selber sprach. Aschenbach blickte auf, und mit leichter Befremdung gewahrte er, daß um ihn her die Lagune sich weitete und seine Fahrt gegen das offene Meer gerichtet war. Es schien folglich, daß er nicht allzu sehr ruhen dürfe, sondern auf den Vollzug seines Willens ein wenig bedacht sein müsse.

„Zur Dampferstation also," sagte er mit einer halben Wendung rückwärts. Das Raunen verstummte. Er erhielt keine Antwort.

„Zur Dampferstation also!" wiederholte er, indem er sich vollends umwandte und in das Gesicht des Gondoliers emporblickte, der hinter ihm, auf erhöhtem Borde stehend, vor dem fahlen Himmel aufragte. Es war ein Mann von ungefälliger, ja brutaler Physiognomie, seemännisch blau gekleidet, mit einer gelben Schärpe gegürtet und einen formlosen Strohhut, dessen Geflecht sich aufzulösen begann, verwegen schief auf dem Kopfe. Seine Gesichtsbildung, sein blonder, lockiger Schnurrbart unter der kurz aufgeworfenen Nase ließen ihn durchaus nicht italienischen Schlages erscheinen. Obgleich eher schmächtig von Leibesbeschaffenheit, so daß man ihn für seinen Beruf nicht sonderlich geschickt geglaubt hätte, führte er das Ruder, bei jedem Schlage den ganzen Körper einsetzend, mit großer Energie. Ein paarmal zog er vor Anstrengung die Lippen zurück und entblößte seine weißen Zähne. Die rötlichen Brauen gerunzelt, blickte er über den Gast hinweg, indem er bestimmten, fast groben Tones erwiderte: „Sie fahren zum Lido."

Aschenbach entgegnete:

„Allerdings. Aber ich habe die Gondel nur genommen, um mich nach San Marco übersetzen zu lassen. Ich wünsche den Vaporetto zu benutzen."

„Sie können den Vaporetto nicht benutzen, mein Herr."

„Und warum nicht?"

„Weil der Vaporetto kein Gepäck befördert."

Das war richtig; Aschenbach erinnerte sich. Er schwieg. Aber die schroffe, überhebliche, einem Fremden gegenüber so wenig landesübliche Art des Menschen schien unleidlich. Er sagte:

„Das ist meine Sache. Vielleicht will ich mein Gepäck in Verwahrung geben. Sie werden umkehren."

Es blieb still. Das Ruder plätscherte, das Wasser schlug dumpf an den Bug. Und das Reden und Raunen begann wieder: Der Gondolier sprach zwischen den Zähnen mit sich selbst.

Was war zu tun? Allein auf der Flut mit dem sonderbar unbotmäßigen, unheimlich entschlossenen Menschen, sah der Reisende kein Mittel, seinen Willen durchzusetzen. Wie weich er übrigens ruhen durfte, wenn er sich nicht empörte! Hatte er nicht gewünscht, daß die Fahrt lange, daß sie immer dauern möge? Es war das Klügste, den Dingen ihren Lauf zu lassen, und es war hauptsächlich höchst angenehm. Ein Bann der Trägheit schien auszugehen von seinem Sitz, von diesem niedrigen, schwarzgepolsterten Armstuhl, so sanft gewiegt von den Ruderschlägen des eigenmächtigen Gondoliers in seinem Rücken. Die Vorstellung, einem Verbrecher in die Hände gefallen zu sein, streifte träumerisch Aschenbachs Sinne, — unvermögend seine Gedanken zu tätiger Abwehr aufzurufen. Verdrießlicher schien die Möglichkeit, daß alles auf simple Geldschneiderei angelegt sei. Eine Art Pflichtgefühl oder Stolz, die Erinnerung gleichsam, daß man dem vorbeugen müsse, vermochte ihn, sich noch einmal aufzuraffen. Er fragte:

„Was fordern Sie für die Fahrt?"

Und über ihn hinsehend, antwortete der Gondolier:

„Sie werden bezahlen."

Es stand fest, was hierauf zurückzugeben war. Aschenbach sagte mechanisch:

„Ich werde nichts bezahlen, durchaus nichts, wenn Sie mich fahren, wohin ich nicht will."

„Sie wollen zum Lido."

„Aber nicht mit Ihnen."

„Ich fahre Sie gut."

Das ist wahr, dachte Aschenbach und spannte sich ab. Das ist wahr, du fährst mich gut. Selbst, wenn du es auf meine Barschaft abgesehen hast und mich hinterrücks mit einem Ruderschlage ins Haus des Aides schickst, wirst du mich gut gefahren haben.

Allein nichts dergleichen geschah. Sogar Gesellschaft stellte sich ein, ein Boot mit musikalischen Wegelagerern, Männern und Weibern, die zur Gitarre, zur Mandoline sangen, aufdringlich Bord an Bord mit der Gondel fuhren und die Stille über den Wassern mit ihrer gewinnsüchtigen Fremdenpoesie erfüllten. Aschenbach warf Geld in den hingehaltenen Hut. Sie schwiegen dann und fuhren davon. Und das Flüstern des Gondoliers ward wieder vernehmbar, der stoßweise und abgerissen mit sich selber sprach.

So kam man denn an, geschaukelt vom Kielwasser eines zur Stadt fahrenden Dampfers. Zwei Munizipalbeamte, die Hände auf dem Rücken, die Gesichter der Lagune zugewandt, gingen am Ufer auf und ab. Aschen-

bach verließ am Stege die Gondel, unterstützt von jenem Alten, der an jedem Landungsplatze Venedigs mit seinem Enterhaken zur Stelle ist; und da es ihm an kleinerem Gelde fehlte, ging er hinüber in das der Dampferbrücke benachbarte Hotel, um dort zu wechseln und den Ruderer nach Gutdünken abzulohnen. Er wird in der Halle bedient, er kehrt zurück, er findet sein Reisegut auf einem Karren am Kai, und Gondel und Gondolier sind verschwunden.

„Er hat sich fortgemacht," sagte der Alte mit dem Enterhaken. „Ein schlechter Mann, ein Mann ohne Konzession, gnädiger Herr. Er ist der einzige Gondolier, der keine Konzession besitzt. Die anderen haben hierher telephoniert. Er sah, daß er erwartet wurde. Da hat er sich fortgemacht."

Aschenbach zuckte die Achseln.

„Der Herr ist umsonst gefahren," sagte der Alte und hielt den Hut hin. Aschenbach warf Münze hinein. Er gab Weisung, sein Gepäck ins Bäder-Hotel zu bringen und folgte dem Karren durch die Allee, die weißblühende Allee, welche, Tavernen, Basare, Pensionen zu beiden Seiten, quer über die Insel zum Strande läuft.

Er betrat das weitläufige Hotel von hinten, von der Gartenterrasse aus und begab sich durch die große Halle und die Vorhalle ins Office. Da er angemeldet war, wurde er mit dienstfertigem Einverständnis empfangen. Ein Manager, ein kleiner, leiser, schmeichelnd höflicher Mann mit schwarzem Schnurrbart und in französisch geschnittenem Gehrock, begleitete ihn im Lift zum zweiten Stockwerk hinauf und wies ihm sein Zimmer an, einen angenehmen, in Kirschholz möblierten Raum, den man mit stark duftenden Blumen geschmückt hatte und dessen hohe Fenster die Aussicht aufs offene Meer gewährten. Er trat an eines davon, nachdem der Angestellte sich zurückgezogen, und während man hinter ihm sein Gepäck hereinschaffte und im Zimmer unterbrachte, blickte er hinaus auf den nachmittäglich menschenarmen Strand und die unbesonnte See, die Flutzeit hatte und niedrige, gestreckte Wellen in ruhigem Gleichtakt gegen das Ufer sandte.

Die Beobachtungen und Begegnisse des Einsam-Stummen sind zugleich verschwommener und eindringlicher, als die des Geselligen, seine Gedanken schwerer, wunderlicher und nie ohne einen Anflug von Traurigkeit. Bilder und Wahrnehmungen, die mit einem Blick, einem Lachen, einem Urteilsaustausch leichthin abzutun wären, beschäftigen ihn über Gebühr, vertiefen sich im Schweigen, werden bedeutsam, Erlebnis, Abenteuer, Gefühl. Einsamkeit zeitigt das Originale, das gewagt und befremdend Schöne, das Gedicht. Einsamkeit zeitigt aber auch das Verkehrte, das Unverhältnismäßige, das Absurde und Unerlaubte. — So beunruhigten die Erscheinungen der Herreise, der gräßliche alte Stutzer mit seinem Gefasel vom Liebchen, der verpönte, um seinen Lohn geprellte Gondolier, noch jetzt das

Gemüt des Reisenden. Ohne der Vernunft Schwierigkeiten zu bieten, ohne eigentlich Stoff zum Nachdenken zu geben, waren sie dennoch grundsonderbar von Natur, wie es ihm schien, und beunruhigend wohl eben durch diesen Widerspruch. Dazwischen grüßte er das Meer mit den Augen und empfand Freude, Venedig in so leicht erreichbarer Nähe zu wissen. Er wandte sich endlich, badete sein Gesicht, traf gegen das Zimmermädchen einige Anordnungen zur Vervollständigung seiner Bequemlichkeit und ließ sich von dem grüngekleideten Schweizer, der den Lift bediente, ins Erdgeschoß hinunterfahren.

Er nahm seinen Thee auf der Terrasse der Seeseite, stieg dann hinab und verfolgte den Promenadenkai eine gute Strecke in der Richtung auf das Hotel Excelsior. Als er zurückkehrte, schien es schon an der Zeit, sich zur Abendmahlzeit umzukleiden. Er tat es langsam und genau, nach seiner Art, da er bei der Toilette zu arbeiten gewöhnt war, und fand sich trotzdem ein wenig verfrüht in der Halle ein, wo er einen großen Teil der Hotelgäste, fremd untereinander und in gespielter gegenseitiger Teilnahmslosigkeit, aber in der gemeinsamen Erwartung des Essens, versammelt fand. Er nahm eine Zeitung vom Tische, ließ sich in einen Ledersessel nieder und betrachtete die Gesellschaft, die sich von derjenigen seines ersten Aufenthaltes in einer ihm angenehmen Weise unterschied.

Ein weiter, duldsam vieles umfassender Horizont tat sich auf. Gedämpft vermischten sich die Laute der großen Sprachen. Der weltgültige Abendanzug, eine Uniform der Gesittung, faßte äußerlich die Spielarten des Menschlichen zu anständiger Einheit zusammen. Man sah die trockene und lange Miene des Amerikaners, die vielgliedrige russische Familie, englische Damen, deutsche Kinder mit französischen Bonnen. Der slavische Bestandteil schien vorzuherrschen. Gleich in der Nähe ward polnisch gesprochen.

Es war eine Gruppe halb und kaum Erwachsener, unter der Obhut einer Erzieherin oder Gesellschafterin um ein Rohrtischchen versammelt: Drei junge Mädchen, fünfzehn- bis siebzehnjährig, wie es schien, und ein langhaariger Knabe von vielleicht vierzehn Jahren. Mit Erstaunen bemerkte Aschenbach, daß der Knabe vollkommen schön war. Sein Antlitz, bleich und anmutig verschlossen, von honigfarbenem Haar umringelt, mit der gerade abfallenden Nase, dem lieblichen Munde, dem Ausdruck von holdem und göttlichem Ernst, erinnerte an griechische Bildwerke aus edelster Zeit, und bei reinster Vollendung der Form war es von so einmalig persönlichem Reiz, daß der Schauende weder in Natur noch bildender Kunst etwas ähnlich Geglücktes angetroffen zu haben glaubte. Was ferner auffiel, war ein offenbar grundsätzlicher Kontrast zwischen den erzieherischen Gesichtspunkten, nach denen die Geschwister gekleidet und allgemein gehalten schienen. Die Herrichtung der drei Mädchen, von denen die Älteste für

erwachsen gelten konnte, war bis zum Entstellenden herb und keusch. Eine gleichmäßig klösterliche Tracht, schieferfarben, halblang, nüchtern und gewollt unkleidsam von Schnitt, mit weißen Fallkrägen als einziger Aufhellung, unterdrückte und verhinderte jede Gefälligkeit der Gestalt. Das glatt und fest an den Kopf geklebte Haar ließ die Gesichter nonnenhaft leer und nichtssagend erscheinen. Gewiß, es war eine Mutter, die hier waltete, und sie dachte nicht einmal daran, auch auf den Knaben die pädagogische Strenge anzuwenden, die ihr den Mädchen gegenüber geboten schien. Weichheit und Zärtlichkeit bestimmten ersichtlich seine Existenz. Man hatte sich gehütet, die Schere an sein schönes Haar zu legen; wie beim Dornausziehen lockte es sich in die Stirn, über die Ohren und tiefer noch in den Nacken. Das englische Matrosenkostüm, dessen bauschige Ärmel sich nach unten verengerten und die feinen Gelenke seiner noch kindlichen, aber schmalen Hände knapp umspannten, verlieh mit seinen Schnüren, Maschen und Stickereien der zarten Gestalt etwas Reiches und Verwöhntes. Er saß, im Halbprofil gegen den Betrachtenden, einen Fuß im schwarzen Lackschuh vor den andern gestellt, einen Ellenbogen auf die Armlehne seines Korbsessels gestützt, die Wange an die geschlossene Hand geschmiegt, in einer Haltung von lässigem Anstand und ganz ohne die fast untergeordnete Steifheit, an die seine weiblichen Geschwister gewöhnt schienen. War er leidend? Denn die Haut seines Gesichtes stach weiß wie Elfenbein gegen das goldige Dunkel der umrahmenden Locken ab. Oder war er einfach ein verzärteltes Vorzugskind, von parteilicher und laumischer Liebe getragen? Aschenbach war geneigt, dies zu glauben. Fast jedem Künstlernaturell ist ein üppiger und verräterischer Hang eingeboren, Schönheit schaffende Ungerechtigkeit anzuerkennen und aristokratischer Bevorzugung Teilnahme und Huldigung entgegenzubringen.

Ein Kellner ging umher und meldete auf englisch, daß die Mahlzeit bereit sei. Allmählich verlor sich die Gesellschaft durch die Glastür in den Speisesaal. Nachzügler, vom Vestibül, von den Lifts kommend, gingen vorüber. Man hatte drinnen zu servieren begonnen, aber die jungen Polen verharrten noch um ihr Rohrtischchen, und Aschenbach, in tiefem Sessel behaglich aufgehoben und übrigens das Schöne vor Augen, wartete mit ihnen.

Die Gouvernante, eine kleine und korpulente Halbdame mit rotem Gesicht, gab endlich das Zeichen, sich zu erheben. Mit hochgezogenen Brauen schob sie ihren Stuhl zurück und verneigte sich, als eine große Frau, grauweiß gekleidet und sehr reich mit Perlen geschmückt, die Halle betrat. Die Haltung dieser Frau war kühl und gemessen, die Anordnung ihres leicht gepuderten Haares sowohl wie die Machart ihres Kleides von jener Einfachheit, die überall da den Geschmack bestimmt, wo Frömmigkeit als Bestandteil der Vornehmheit gilt. Sie hätte die Frau eines hohen deutschen Beamten sein können. Etwas phantastisch Luxuriöses kam in ihre Erscheinung

einzig durch ihren Schmuck, der in der Tat kaum schätzbar war und aus Ohrgehängen, sowie einer dreifachen, sehr langen Kette kirschengroßer, mild schimmernder Perlen bestand.

Die Geschwister waren rasch aufgestanden. Sie beugten sich zum Kuß über die Hand ihrer Mutter, die mit einem zurückhaltenden Lächeln ihres gepflegten, doch etwas müden und spitznäsigen Gesichtes über ihre Köpfe hinwegblickte und einige Worte in französischer Sprache an die Erzieherin richtete. Dann schritt sie zur Glastür. Die Geschwister folgten ihr: die Mädchen in der Reihenfolge ihres Alters, nach ihnen die Gouvernante, zuletzt der Knabe. Aus irgendeinem Grunde wandte er sich um, bevor er die Schwelle überschritt, und da niemand sonst mehr in der Halle sich aufhielt, begegneten seine eigentümlich dämmergrauen Augen denen Aschenbachs, der, seine Zeitung auf den Knien, in Anschauung versunken, der Gruppe nachblickte.

Was er gesehen, war gewiß in keiner Einzelheit auffallend gewesen. Man war nicht vor der Mutter zu Tische gegangen, man hatte sie erwartet, sie ehrerbietig begrüßt und beim Eintritt in den Saal gebräuchliche Formen beobachtet. Allein das alles hatte sich so ausdrücklich, mit einem solchen Akzent von Zucht, Verpflichtung und Selbstachtung dargestellt, daß Aschenbach sich sonderbar ergriffen fühlte. Er zögerte noch einige Augenblicke, ging dann auch seinerseits in den Speisesaal hinüber und ließ sich sein Tischchen anweisen, das, wie er mit einer kurzen Regung des Bedauerns feststellte, sehr weit von dem der polnischen Familie entfernt war.

Müde und dennoch geistig bewegt, unterhielt er sich während der langwierigen Mahlzeit mit abstrakten, ja transzendenten Dingen, sann nach über die geheimnisvolle Verbindung, welche das Gesetzmäßige mit dem Individuellen eingehen müsse, damit menschliche Schönheit entstehe, kam von da aus auf allgemeine Probleme der Form und der Kunst und fand am Ende, daß seine Gedanken und Funde gewissen scheinbar glücklichen Einflüsterungen des Traumes glichen, die sich bei ernüchtertem Sinn als vollständig schal und untauglich erweisen. Er hielt sich nach Tische rauchend, sitzend, umherwandelnd, in dem abendlich duftenden Parke auf, ging zeitig zur Ruhe und verbrachte die Nacht in anhaltend tiefem, aber von Traumbildern verschiedentlich belebtem Schlaf.

Das Wetter ließ sich am folgenden Tage nicht günstiger an. Landwind ging. Unter fahl bedecktem Himmel lag das Meer in stumpfer Ruhe, verschrumpft gleichsam, mit nüchtern nahem Horizont und so weit vom Strande zurückgetreten, daß es mehrere Reihen langer Sandbänke freiließ. Als Aschenbach sein Fenster öffnete, glaubte er den fauligen Geruch der Lagune zu spüren.

Verstimmung befiel ihn. Schon in diesem Augenblick dachte er an Ab-

reise. Einmal, vor Jahren, hatte nach heiteren Frühlingswochen hier dies Wetter ihn heimgesucht und sein Befinden so schwer geschädigt, daß er Venedig wie ein Fliehender hatte verlassen müssen. Stellte nicht schon wieder die fiebrige Unlust von damals, der Druck in den Schläfen, die Schwere der Augenlider sich ein? Noch einmal den Aufenthalt zu wechseln, würde lästig sein; wenn aber der Wind nicht umschlug, so war seines Bleibens hier nicht. Er packte zur Sicherheit nicht völlig aus. Um neun Uhr frühstückte er in dem hiefür vorbehaltenen Buffetzimmer zwischen Halle und Speisesaal.

In dem Raum herrschte die feierliche Stille, die zum Ehrgeiz der großen Hotels gehört. Die bedienenden Kellner gingen auf leisen Sohlen umher. Ein Klappern des Teegerätes, ein halbgeflüstertes Wort war alles, was man vernahm. In einem Winkel, schräg gegenüber der Tür und zwei Tische von seinem entfernt, bemerkte Aschenbach die polnischen Mädchen mit ihrer Erzieherin. Sehr aufrecht, das aschblonde Haar neu geglättet und mit geröteten Augen, in steifen blauleinenen Kleidern mit kleinen weißen Fallkrägen und Manschetten saßen sie da und reichten einander ein Glas mit Eingemachtem. Sie waren mit ihrem Frühstück fast fertig. Der Knabe fehlte.

Aschenbach lächelte. Nun, kleiner Phäake! dachte er. Du scheinst vor diesen das Vorrecht beliebigen Ausschlafens zu genießen. Und plötzlich aufgeheitert, rezitierte er bei sich-selbst den Vers:

„Oft veränderten Schmuck und warme Bäder und Ruhe."

Er frühstückte ohne Eile, empfing aus der Hand des Portiers, der mit gezogener Tressenmütze in den Saal kam, einige nachgesandte Post und öffnete, eine Zigarette rauchend, ein paar Briefe. So geschah es, daß er dem Eintritt des Langschläfers noch beiwohnte, den man dort drüben erwartete.

Er kam durch die Glastür und ging in der Stille schräg durch den Raum zum Tisch seiner Schwestern. Sein Gehen war sowohl in der Haltung des Oberkörpers wie in der Bewegung der Knie dem Aufsetzen des weiß beschuhten Fußes von außerordentlicher Anmut, sehr leicht, zugleich zart und stolz und verschönt noch durch die kindliche Verschämtheit, in welcher er zweimal unterwegs, mit einer Kopfwendung in den Saal, die Augen aufschlug und senkte. Lächelnd, mit einem halblauten Wort in seiner weich verschwommenen Sprache nahm er seinen Platz ein, und jetzt zumal, da er dem Schauenden sein genaues Profil zuwandte, erstaunte dieser aufs neue, ja erschrak über die wahrhaft gottähnliche Schönheit des Menschenkindes. Der Knabe trug heute einen leichten Blusenanzug aus blau und weiß gestreiftem Waschstoff mit rotseidener Masche auf der Brust und am Halse von einem einfachen weißen Stehkragen abgeschlossen. Auf diesem Kragen aber, der nicht einmal sonderlich elegant zum Charakter des Anzugs passen wollte, ruhte die Blüte des Hauptes in unvergleichlichem Liebreiz, — das Haupt des Eros, vom gelblichen Schmelze parischen Marmors, mit

feinen und ernsten Brauen, Schläfen und Ohr vom rechtwinklig einspringenden Geringel des Haares dunkel und weich bedeckt.

Gut, gut! dachte Aschenbach mit jener fachmännisch kühlen Billigung, in welche Künstler zuweilen einem Meisterwerk gegenüber ihr Entzücken, ihre Hingerissenheit kleiden. Und weiter dachte er: Wahrhaftig, erwarteten mich nicht Meer und Strand, ich bliebe hier, solange du bleibst! So aber ging er denn, ging unter den Aufmerksamkeiten des Personals durch die Halle, die große Terrasse hinab und geradeaus über den Brettersteg zum abgesperrten Strand der Hotelgäste. Er ließ sich von dem barfüßigen Alten, der sich in Leinwandhose, Matrosenbluse und Strohhut dort unten als Bademeister tätig zeigte, die gemietete Strandhütte zuweisen, ließ Tisch und Sessel hinaus auf die sandig bretterne Plattform stellen und machte es sich bequem in dem Liegestuhl, den er weiter zum Meere hin in den wachsgelben Sand gezogen hatte.

Das Strandbild, dieser Anblick sorglos sinnlich genießender Kultur am Rande des Elementes, unterhielt und erfreute ihn wie nur je. Schon war die graue und flache See belebt von watenden Kindern, Schwimmern, bunten Gestalten, welche die Arme unter dem Kopf verschränkt auf den Sandbänken lagen. Andere ruderten in kleinen rot und blau gestrichenen Booten ohne Kiel und kenterten lachend. Vor der gedehnten Zeile der Capannen, auf deren Plattformen man wie auf kleinen Veranden saß, gab es spielende Bewegung und träg hingestreckte Ruhe, Besuche und Geplauder, sorgfältige Morgen-Eleganz neben der Nacktheit, die keck-behaglich die Freiheiten des Ortes genoß. Vorn auf dem feuchten und festen Sande lustwandelten Einzelne in weißen Bademänteln, in weiten, starkfarbigen Hemdgewändern. Eine vielfältige Sandburg zur Rechten, von Kindern hergestellt, war rings mit kleinen Flaggen in den Farben aller Länder besteckt. Verkäufer von Muscheln, Kuchen und Früchten breiteten kniend ihre Waren aus. Links, vor einer der Hütten, die quer zu den übrigen und zum Meere standen und auf dieser Seite einen Abschluß des Strandes bildeten, kampierte eine russische Familie: Männer mit Bärten und großen Zähnen, mürbe und träge Frauen, ein baltisches Fräulein, das an einer Staffelei sitzend unter Ausrufen der Verzweiflung das Meer malte, zwei gutmütig-häßliche Kinder, eine alte Magd im Kopftuch und mit zärtlich unterwürfigen Sklavenmanieren. Dankbar genießend lebten sie dort, riefen unermüdlich die Namen der unfolgsam sich tummelnden Kinder, scherzten vermittelst weniger italienischer Worte lange mit dem humoristischen Alten, von dem sie Zuckerwerk kauften, küßten einander auf die Wangen und kümmerten sich um keinen Beobachter ihrer menschlichen Gemeinschaft.

Ich will also bleiben, dachte Aschenbach. Wo wäre es besser? Und die Hände im Schoß gefaltet, ließ er seine Augen sich in den Weiten des

Meeres verlieren, seinen Blick entgleiten, verschwimmen, sich brechen im eintönigen Dunst der Raumeswüste. Er liebte das Meer aus tiefen Gründen: aus dem Ruheverlangen des schwer arbeitenden Künstlers, der von der anspruchsvollen Vielgestalt der Erscheinungen an der Brust des Einfachen, Ungeheuren sich zu bergen begehrt; aus einem verbotenen, seiner Aufgabe gerade entgegengesetzten und ebendarum verführerischen Hange zum Ungegliederten, Maßlosen, Ewigen, zum Nichts. Am Vollkommenen zu ruhen, ist die Sehnsucht dessen, der sich um das Vortreffliche müht; und ist nicht das Nichts eine Form des Vollkommenen? Wie er nun aber so tief ins Leere träumte, ward plötzlich die Horizontale des Ufersaumes von einer menschlichen Gestalt überschnitten, und als er seinen Blick aus dem Unbegrenzten einholte und sammelte, da war es der schöne Knabe, der von links kommend vor ihm im Sande vorüberging. Er ging barfuß, zum Waten bereit, die schlanken Beine bis über die Knie entblößt, langsam, aber so leicht und stolz, als sei er ohne Schuhwerk sich zu bewegen ganz gewöhnt, und schaute sich nach den querstehenden Hütten um. Kaum aber hatte er die russische Familie bemerkt, die dort in dankbarer Eintracht ihr Wesen trieb, als ein Unwetter zorniger Verachtung sein Gesicht überzog. Seine Stirn verfinsterte sich, sein Mund ward emporgehoben, von den Lippen nach einer Seite ging ein erbittertes Zerren, das die Wange zerriß, und seine Brauen waren so schwer gerunzelt, daß unter ihrem Druck die Augen eingesunken schienen und böse und dunkel darunter hervor die Sprache des Hasses führten. Er blickte zu Boden, blickte noch einmal drohend zurück, tat dann mit der Schulter eine heftig wegwerfende, sich abwendende Bewegung und ließ die Feinde im Rücken.

Eine Art Zartgefühl oder Erschrockenheit, etwas wie Achtung und Scham, veranlaßte Aschenbach, sich abzuwenden, als ob er nichts gesehen hätte; denn dem ernsten Zufallsbeobachter der Leidenschaft widerstrebt es, von seinen Wahrnehmungen auch nur vor sich selber Gebrauch zu machen. Er war aber erheitert und erschüttert zugleich, das heißt: beglückt. Dieser kindische Fanatismus, gerichtet gegen das gutmütigste Stück Leben, — er stellte das Göttlich-Nichtssagende in menschliche Beziehungen, er ließ ein kostbares Bildwerk der Natur, das nur zur Augenweide getaugt hatte, einer tieferen Teilnahme wert erscheinen; und er verlieh der ohnehin durch Schönheit bedeutenden Gestalt des Halbwüchsigen eine Folie, die gestattete, ihn über seine Jahre ernst zu nehmen.

Noch abgewandt, lauschte Aschenbach auf die Stimme des Knaben, seine helle, ein wenig schwache Stimme, mit der er sich von weitem schon den um die Sandburg beschäftigten Gespielen grüßend anzukündigen suchte. Man antwortete ihm, indem man ihm seinen Namen oder eine Koseform seines Namens mehrfach entgegenrief, und Aschenbach horchte mit einer gewissen Neugier darauf, ohne Genaueres erfassen zu können, als zwei melo-

dische Silben wie „Adgio" oder öfter noch „Adgiu," mit rufend gedehntem u-Laut am Ende. Er freute sich des Klanges, er fand ihn in seinem Wohllaut dem Gegenstande angemessen, wiederholte ihn im stillen und wandte sich befriedigt seinen Briefen und Papieren zu.

Seine kleine Reise-Schreibmappe auf den Knien, begann er, mit dem Füllfederhalter diese und jene Korrespondenz zu erledigen. Aber nach einer Viertelstunde schon fand er es schade, die Situation, die genießenswerteste, die er kannte, so im Geist zu verlassen und durch gleichgültige Tätigkeit zu versäumen. Er warf das Schreibzeug beiseite, er kehrte zum Meere zurück; und nicht lange, so wandte er, abgelenkt von den Stimmen der Jugend am Sandbau, den Kopf bequem an der Lehne des Stuhles nach rechts, um sich nach dem Treiben und Bleiben des trefflichen Adgio wieder umzutun.

Der erste Blick fand ihn; die rote Masche auf seiner Brust war nicht zu verfehlen. Mit anderen beschäftigt, eine alte Planke als Brücke über den feuchten Graben der Sandburg zu legen, gab er rufend und mit dem Kopfe nickend seine Anweisungen zu diesem Werk. Es waren da mit ihm ungefähr zehn Genossen, Knaben und Mädchen, von seinem Alter und einige jünger, die in Zungen, polnisch, französisch und auch in Balkan-Idiomen durcheinander schwatzten. Aber sein Name war es, der am öftesten erklang. Offenbar war er begehrt, umworben, bewundert. Einer namentlich, Pole gleich ihm, ein stämmiger Bursche, der ähnlich wie „Jaschu" gerufen wurde, mit schwarzem, pomadisiertem Haar und leinenem Gürtelanzug, schien sein nächster Vasall und Freund. Sie gingen, als für diesmal die Arbeit am Sandbau beendigt war, umschlungen den Strand entlang und der, welcher „Jaschu" gerufen wurde, küßte den Schönen.

Aschenbach war versucht, ihm mit dem Finger zu drohen. „Dir aber rat ich, Kritobulos", dachte er lächelnd, „geh ein Jahr auf Reisen! Denn soviel brauchst du mindestens Zeit zur Genesung." Und dann frühstückte er große, vollreife Erdbeeren, die er von einem Händler erstand. Es war sehr warm geworden, obgleich die Sonne die Dunstschicht des Himmels nicht zu durchdringen vermochte. Trägheit fesselte den Geist, indes die Sinne die ungeheure und betäubende Unterhaltung der Meeresstille genossen. Zu erraten, zu erforschen, welcher Name es sei, der ungefähr „Adgio" lautete, schien dem ernsten Mann eine angemessene vollkommen ausfüllende Aufgabe und Beschäftigung. Und mit Hilfe einiger polnischer Erinnerungen stellte er fest, daß „Tadzio" gemeint sein müsse, die Abkürzung von „Tadeusz" und im Anrufe „Tadziu" lautend.

Tadzio badete. Aschenbach, der ihn aus den Augen verloren hatte, entdeckte seinen Kopf, seinen Arm, mit dem er rudernd ausholte, weit draußen im Meer; denn das Meer mochte flach sein bis weit hinaus. Aber schon schien man besorgt um ihn, schon riefen Frauenstimmen nach ihm von den

Hütten, stießen wiederum diesen Namen aus, der den Strand beinahe wie eine Losung beherrschte und, mit seinen weichen Mitlauten, seinem gezogenen u-Ruf am Ende, etwas zugleich Süßes und Wildes hatte: „Tadziu! Tadziu!" Er kehrte zurück, er lief, das widerstrebende Wasser mit den Beinen zu Schaum schlagend, zurückgeworfenen Kopfes durch die Flut; und zu sehen, wie die lebendige Gestalt, vormännlich hold und herb, mit triefenden Locken und schön wie ein zarter Gott, herkommend aus den Tiefen von Himmel und Meer, dem Elemente entstieg und entram: dieser Anblick gab mythische Vorstellungen ein, er war wie Dichterkunde von anfänglichen Zeiten, vom Ursprung der Form und von der Geburt der Götter. Aschenbach lauschte mit geschlossenen Augen auf diesen in seinem Innern antönenden Gesang, und abermals dachte er, daß es hier gut sei und daß er bleiben wolle.

Später lag Tadzio, vom Bade ausruhend, im Sande, gehüllt in sein weißes Laken, das unter der rechten Schulter durchgezogen war, den Kopf auf den bloßen Arm gebettet; und auch wenn Aschenbach ihn nicht betrachtete, sondern einige Seiten in seinem Buche las, vergaß er fast niemals, daß jener dort lag und daß es ihm nur eine leichte Wendung des Kopfes nach rechts kostete, um das Bewunderungswürdige zu erblicken. Beinahe schien es ihm, als säße er hier, um den Ruhenden zu behüten, — mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt und dabei doch in beständiger Wachsamkeit für das edle Menschenbild dort zur Rechten, nicht weit von ihm. Und eine väterliche Huld, die gerührte Hinneigung dessen, der sich opfernd im Geiste das Schöne zeugt, zu dem, der die Schönheit hat, erfüllte und bewegte sein Herz.

Nach Mittag verließ er den Strand, kehrte ins Hotel zurück und ließ sich hinauf vor sein Zimmer fahren. Er verweilte dort drinnen längere Zeit vor dem Spiegel und betrachtete sein graues Haar, sein müdes und scharfes Gesicht. In diesem Augenblick dachte er an seinen Ruhm und daran, daß viele ihn auf den Straßen kannten und ehrerbietig betrachteten, um seines sicher treffenden und mit Anmut gekrönten Wortes willen, — rief alle äußeren Erfolge seines Talentes auf, die ihm irgend einfallen wollten, und gedachte sogar seiner Nobilitierung. Er begab sich dann zum Lunch hinab in den Saal und speiste an seinem Tischchen. Als er nach beendeter Mahlzeit den Lift bestieg, drängte junges Volk, das gleichfalls vom Frühstück kam, ihm nach in das schwebende Kämmerchen, und auch Tadzio trat ein. Er stand ganz nahe bei Aschenbach, zum ersten Male so nah, daß dieser ihn nicht in bildmäßigem Abstand, sondern genau, mit den Einzelheiten seiner Menschlichkeit wahrnahm und erkannte. Der Knabe ward angeredet von irgend jemandem, und während er mit unbeschreiblich lieblichem Lächeln antwortete, trat er schon wieder aus, im ersten Stockwerk, rückwärts, mit niedergeschlagenen Augen. Schönheit macht schamhaft, dachte Aschenbach und bedachte sehr eindringlich, warum. Er hatte jedoch bemerkt, daß

Tadzios Zähne nicht recht erfreulich waren: etwas zackig und blaß, ohne den Schmelz der Gesundheit und von eigentümlich spröder Durchsichtigkeit, wie zuweilen bei Bleichsüchtigen. Er ist sehr zart, er ist kränklich, dachte Aschenbach. Er wird wahrscheinlich nicht alt werden. Und er verzichtete darauf, sich Rechenschaft von einem Gefühl der Genugtuung oder Beruhigung zu geben, das diesen Gedanken begleitete.

Er verbrachte zwei Stunden auf seinem Zimmer und fuhr am Nachmittag mit dem Vaporetto über die faul riechende Lagune nach Venedig. Er stieg aus bei San Marco, nahm den Tee auf dem Platze und trat dann, seiner hiesigen Tagesordnung gemäß, einen Spaziergang durch die Straßen an. Es war jedoch dieser Gang, der einen völligen Umschwung seiner Stimmung, seiner Entschlüsse herbeiführte.

Eine widerliche Schwüle lag in den Gassen; die Luft war so dick, daß die Gerüche, die aus Wohnungen, Läden, Garküchen quollen, Öldunst, Wolken von Parfum und viele andere in Schwaden standen, ohne sich zu zerstreuen. Zigarettenrauch hing an seinem Orte und entwich nur langsam. Das Menschengeschiebe in der Enge belästigte den Spaziergänger statt ihn zu unterhalten. Je länger er ging, desto quälender bemächtigte sich seiner der abscheuliche Zustand, den die Seeluft zusammen mit dem Scirocco hervorbringen kann, und der zugleich Erregung und Erschlaffung ist. Peinlicher Schweiß brach ihm aus. Die Augen versagten den Dienst, die Brust war beklommen, er fieberte, das Blut pochte im Kopf. Er floh aus den drangvollen Geschäftsgassen über Brücken in die Gänge der Armen. Dort behelligten ihn Bettler, und die üblen Ausdünstungen der Kanäle verleideten das Atmen. Auf stillem Platz, einer jener vergessen und verwunschen anmutenden Örtlichkeiten, die sich im Innern Venedigs finden, am Rande eines Brunnens rastend, trocknete er die Stirn und sah ein, daß er reisen müsse.

Zum zweitenmal und nun endgültig war es erwiesen, daß diese Stadt bei dieser Witterung ihm höchst schädlich war. Eigensinniges Ausharren erschien vernunftwidrig, die Aussicht auf ein Umschlagen des Windes ganz ungewiß. Es galt rasche Entscheidung. Schon jetzt nach Hause zurückzukehren, verbot sich. Weder Sommer- noch Winterquartier war bereit, ihn aufzunehmen. Aber nicht nur hier gab es Meer und Strand, und anderwärts fanden sie sich ohne die böse Zutat der Lagune und ihres Fieberdunstes. Er erinnerte sich eines kleines Seebades nicht weit von Triest, das man ihm rühmlich genannt hatte. Warum nicht dorthin? Und zwar ohne Verzug, damit der abermalige Aufenthaltswechsel sich noch lohne. Er erklärte sich für entschlossen und stand auf. Am nächsten Gondel-Halteplatz nahm er ein Fahrzeug und ließ sich durch das trübe Labyrinth der Kanäle, unter zierlichen Marmorbalkonen hin, die von Löwenbildern flankiert waren, um glitschige Mauerecken, vorbei an trauernden Palastfassaden, die große Firmenschilder

im Abfall schaukelnden Wasser spiegelten, nach San Marco leiten. Er hatte Mühe, dorthin zu gelangen, denn der Gondolier, der mit Spitzenfabriken und Glasbläsereien im Bunde stand, versuchte überall, ihn zu Besichtigung und Einkauf abzusetzen, und wenn die bizarre Fahrt durch Venedig ihren Zauber zu üben begann, so tat der beutelschneiderische Geschäftsgeist der gesunkenen Königin das seine, den Sinn wieder verdrießlich zu ernüchtern.

Ins Hotel zurückgekehrt, gab er noch vor dem Diner im Bureau die Erklärung ab, daß unvorhergesehene Umstände ihn nötigten, morgen früh abzureisen. Man bedauerte, man quittierte seine Rechnung. Er speiste und verbrachte den lauen Abend Journale lesend in einem Schaukelstuhl auf der rückwärtigen Terrasse. Bevor er zur Ruhe ging, machte er sein Gepäck vollkommen zur Abreise fertig.

Er schlief nicht zum besten, da der bevorstehende Wiederaufbruch ihn beunruhigte. Als er am Morgen die Fenster öffnete, war der Himmel bezogen nach wie vor, aber die Luft schien frischer, und — es begann auch schon seine Reue. War diese Kündigung nicht überstürzt und irrtümlich, die Handlung eines kranken und unmaßgeblichen Zustandes gewesen? Hätte er sie ein wenig zurückbehalten, hätte er es, ohne so rasch zu verzagen, auf den Versuch einer Anpassung an die venezianische Luft oder auf Besserung des Wetters ankommen lassen, so stand ihm jetzt, statt Hast und Last, ein Vormittag am Strande gleich dem gestrigen bevor. Zu spät. Nun mußte er fortfahren, zu wollen, was er gestern gewollt hatte. Er kleidete sich an und fuhr um acht Uhr zum Frühstück ins Erdgeschoß hinab.

Der Büffetraum war, als er eintrat, noch leer von Gästen. Einzelne kamen, während er saß und das Bestellte erwartete. Die Teetasse am Munde, sah er die polnischen Mädchen nebst ihrer Begleiterin sich einfinden; streng und morgenfrisch, mit geröteten Augen, schritten sie zu ihrem Tisch in der Fensterecke. Gleich darauf näherte sich ihm der Portier mit gezogener Mütze und mahnte zum Aufbruch. Das Automobil stehe bereit, ihn und andere Reisende nach dem Hotel Excelsior zu bringen, von wo das Motorboot die Herrschaften durch den Privatkanal der Gesellschaft zum Bahnhof befördern werde. Die Zeit dränge. — Aschenbach fand, daß sie das keineswegs tue. Mehr als eine Stunde blieb bis zur Abfahrt seines Zuges. Er ärgerte sich an der Gasthofssitte, den Abreisenden vorzeitig aus dem Hause zu schaffen und bedeutete dem Portier, daß er in Ruhe zu frühstücken wünsche. Der Mann zog sich zögernd zurück, um nach fünf Minuten wieder aufzutreten. Unmöglich, daß der Wagen länger warte. Dann möge er fahren und seinen Koffer mitnehmen, entgegnete Aschenbach gereizt. Er selbst wolle zur gegebenen Zeit das öffentliche Dampfboot benützen und bitte, die Sorge um sein Fortkommen ihm selber zu überlassen. Der Angestellte verbeugte sich. Aschenbach, froh, die lästigen Mahnungen abgewehrt zu haben,

beendete seinen Imbiß ohne Eile, ja, ließ sich sogar noch von dem Kellner eine Zeitung reichen. Die Zeit war recht knapp geworden, als er sich endlich erhob. Es fügte sich, daß im selben Augenblick Tadzio durch die Glastür hereinkam.

Er kreuzte, zum Tische der Seinen gehend, den Weg des Aufbrechenden, schlug vor dem grauhaarigen, hochgestirnten Mann bescheiden die Augen nieder, um sie nach seiner lieblichen Art sogleich wieder weich und voll zu ihm aufzuschlagen und war vorüber. Adieu, Tadzio! dachte Aschenbach. Ich sah dich kurz. Und indem er gegen seine Gewohnheit das Gedachte wirklich mit den Lippen ausbildete und vor sich hinsprach, fügte er hinzu: „Sei gesegnet." — Er hielt dann Abreise, verteilte Trinkgelder, ward von dem kleinen, leisen Manager im französischen Gehrock verabschiedet und verließ das Hotel zu Fuß, wie er gekommen, um sich, gefolgt von dem Handgepäck tragenden Hausdiener, durch die weiß blühende Allee quer über die Insel zur Dampferbrücke zu begeben. Er erreicht sie, er nimmt Platz, — und was folgte, war eine Leidensfahrt, kummervoll, durch alle Tiefen der Reue.

Es war die vertraute Fahrt über die Lagune, an San Marco vorbei, den großen Kanal hinauf. Aschenbach saß auf der Rundbank am Buge, den Arm aufs Geländer gestützt, mit der Hand die Augen beschattend. Die öffentlichen Gärten blieben zurück, die Piazzetta eröffnete sich noch einmal in fürstlicher Anmut und ward verlassen, es kam die große Flucht der Paläste, und als die Wasserstraße sich wendete, erschien des Rialto prächtig gespannter Mamorbogen. Der Reisende schaute, und seine Brust war zerrissen. Die Atmosphäre der Stadt, diesen leis fauligen Geruch von Meer und Sumpf, den zu fliehen es ihn so sehr gedrängt hatte, — er atmete ihn jetzt in tiefen, zärtlich schmerzlichen Zügen. War es möglich, daß er nicht gewußt, nicht bedacht hatte, wie sehr sein Herz an dem allen hing? Was heute morgen ein halbes Bedauern, ein leiser Zweifel an der Richtigkeit seines Tuns gewesen war, das wurde jetzt zum Harm, zum wirklichen Weh, zu einer Seelennot, so bitter, daß sie ihm mehrmals Tränen in die Augen trieb, und von der er sich sagte, daß er sie unmöglich habe vorhersehen können. Was er als so schwer erträglich, ja zuweilen als völlig unleidlich empfand, war offenbar der Gedanke, daß er Venedig nie wiedersehen solle, daß dies ein Abschied für immer sei. Denn da sich zum zweiten Male gezeigt hatte, daß die Stadt ihn krank mache, da er sie zum zweiten Male Hals über Kopf zu verlassen gezwungen war, so hatte er sie ja fortan als einen ihm unmöglichen und verbotenen Aufenthalt zu betrachten, dem er nicht gewachsen war und den wieder aufzusuchen sinnlos gewesen wäre. Ja, er empfand, daß, wenn er jetzt abreise, Scham und Trotz ihn hindern müßten, die geliebte Stadt je wiederzusehen, der gegenüber er zweimal körperlich versagt hatte; und dieser Streitfall zwischen seelischer Neigung und körperlichem Vermögen schien dem Alternden auf einmal so schwer und

wichtig, die physische Niederlage so schmählich, so um jeden Preis hintanzuhalten, daß er die leichtfertige Ergebung nicht begriff, mit welcher er gestern, ohne ernstlichen Kampf, sie zu tragen und anzuerkennen beschlossen hatte.

Unterdessen nähert sich das Dampfboot dem Bahnhof, und Schmerz und Ratlosigkeit steigen bis zur Verwirrung. Die Abreise dünkt den Gequälten unmöglich, die Umkehr nicht minder. So ganz zerrissen betritt er die Station. Es ist sehr spät, er hat keinen Augenblick zu verlieren, wenn er den Zug erreichen will. Er will es und will es nicht. Aber die Zeit drängt, sie geißelt ihn vorwärts; er eilt, sich sein Billett zu verschaffen und sieht sich im Tumult der Halle nach dem hier stationierten Beamten der Hotelgesellschaft um. Der Mensch zeigt sich und meldet, der große Koffer sei aufgegeben. Schon aufgegeben? Ja, bestens, — nach Como. Nach Como? Und aus hastigem Hin und her, aus zornigen Fragen und betretenen Antworten kommt zutage, daß der Koffer, schon im Gepäckbeförderungsamt des Hotels Excelsior zusammen mit anderer, fremder Bagage, in völlig falsche Richtung geleitet wurde.

Aschenbach hatte Mühe, die Miene zu bewahren, die unter diesen Umständen einzig begreiflich war. Eine abenteuerliche Freude, eine unglaubliche Heiterkeit erschütterte von innen fast krampfhaft seine Brust. Der Angestellte stürzte davon, um möglicherweise den Koffer noch anzuhalten und kehrte, wie zu erwarten gewesen, unverrichteter Dinge zurück. Da erklärte denn Aschenbach, daß er ohne sein Gepäck nicht zu reisen wünsche, sondern umzukehren und das Wiedereintreffen des Stückes im Bäder-Hotel zu erwarten entschlossen sei. Ob das Motorboot der Gesellschaft am Bahnhof liege. Der Mann beteuerte, es liege vor der Tür. Er bestimmte in italienischer Suade den Schalterbeamten, den gelösten Fahrschein zurückzunehmen, er schwor, daß depeschiert werden, daß nichts gespart und versäumt werden solle, um den Koffer in Bälde zurückzugewinnen, und — so fand das Seltsame statt, daß der Reisende, zwanzig Minuten nach seiner Ankunft am Bahnhof, sich wieder im Großen Kanal auf dem Rückweg zum Lido sah.

Wunderlich unglaubhaftes, beschämendes, komisch-traumartiges Abenteuer: Stätten, von denen man eben in tiefster Wehmut Abschied auf immer genommen, vom Schicksal umgewandt und zurückverschlagen, in derselben Stunde noch wiederzusehen! Schaum vor dem Buge, drollig behend zwischen Gondeln und Dampfern lavierend, schoß das kleine, eilfertige Fahrzeug seinem Ziele zu, indes sein einziger Passagier unter der Maske ärgerlicher Resignation die ängstlich-übermütige Erregung eines entlaufenen Knaben verbarg. Noch immer, von Zeit zu Zeit, ward seine Brust bewegt von Lachen über dies Mißgeschick, das, wie er sich sagte, ein Sonntagskind nicht gefälliger hätte heimsuchen können. Es waren Erklärungen zu geben, erstaunte Gesichter zu bestehen, — dann war, so sagte er sich, alles wieder

gut, dann war ein Unglück verhütet, ein schwerer Irrtum richtig gestellt, und alles, was er im Rücken zu lassen geglaubt hatte, eröffnete sich ihm wieder, war auf beliebige Zeit wieder sein ... Täuschte ihn übrigens die rasche Fahrt oder kam wirklich zum Überfluß der Wind nun dennoch vom Meere her?

Die Wellen schlugen gegen die betonierten Wände des schmalen Kanals, der durch die Insel zum Hotel Excelsior gelegt ist. Ein automobiler Omnibus erwartete dort den Wiederkehrenden und führte ihn oberhalb des gekräuselten Meeres auf geradem Wege zum Bäder-Hotel. Der kleine, schnurrbärtige Manager in geschweiftem Gehrock kam zur Begrüßung die Freitreppe herab.

Leise schmeichelnd bedauerte er den Zwischenfall, nannte ihn äußerst peinlich für ihn und das Institut, billigte aber mit Überzeugung Aschenbachs Entschluß, das Gepäckstück hier zu erwarten. Freilich sei sein Zimmer vergeben, ein anderes jedoch, nicht schlechter, sogleich zur Verfügung. „Pas de chance, monsieur", sagte der schweizerische Liftführer lächelnd, als man hinaufglitt. Und so wurde der Flüchtling wieder einquartiert, in einem Zimmer, das dem vorigen nach Lage und Einrichtung fast vollkommen glich.

Ermüdet, betäubt von dem Wirbel dieses seltsamen Vormittags, ließ er sich, nachdem er den Inhalt seiner Handtasche im Zimmer verteilt, in einem Lehnstuhl am offenen Fenster nieder. Das Meer hatte eine blaßgrüne Färbung angenommen, die Luft schien dünner und reiner, der Strand mit seinen Hütten und Booten farbiger, obgleich der Himmel noch grau war. Aschenbach blickte hinaus, die Hände im Schoß gefaltet, zufrieden, wieder hier zu sein, kopfschüttelnd unzufrieden über seinen Wankelmut, seine Unkenntnis der eigenen Wünsche. So saß er wohl eine Stunde, ruhend und gedankenlos träumend. Um Mittag erblickte er Tadzio, der in gestreiftem Leinenanzug mit roter Masche, vom Meere her, durch die Strandsperre und die Bretterwege entlang zum Hotel zurückkehrte. Aschenbach erkannte ihn aus seiner Höhe sofort, bevor er ihn eigentlich ins Auge gefaßt, und wollte etwas denken, wie: Sieh, Tadzio, da bist ja auch du wieder! Aber im gleichen Augenblick fühlte er, wie der lässige Gruß vor der Wahrheit seines Herzens hinsank und verstummte, — fühlte die Begeisterung seines Blutes, die Freude, den Schmerz seiner Seele und erkannte, daß ihm um Tadzios willen der Abschied so schwer geworden war.

Er saß ganz still, ganz ungesehen an seinem hohen Platze und blickte in sich hinein. Seine Züge waren erwacht, seine Brauen stiegen, ein aufmerksames, neugierig geistreiches Lächeln spannte seinen Mund. Dann hob er den Kopf und beschrieb mit beiden schlaff über die Lehne des Sessels hinabhängenden Armen eine langsam drehende und hebende Bewegung, die Handflächen vorwärtskehrend, so, als deute er ein Öffnen und Ausbreiten der Arme an. Es war eine bereitwillig willkommen heißende, gelassen aufnehmende Gebärde.

(Schluß folgt)

Wirkungen und Gegenwirkungen im Subjekt

von J. von Uexküll

Wie wir sahen, ist jedes Lebewesen dadurch ausgezeichnet, daß es nicht gezwungen ist, wie ein totes Objekt jede Wirkung der Außenwelt wahllos aufzunehmen und weiterzugeben, sondern die Fähigkeit besitzt, der Außenwelt als ein Subjekt entgegenzutreten, das die ihm passenden Wirkungen der Außenwelt aufnimmt, die störenden aber unterdrückt. Das Tiersubjekt besitzt ferner die Fähigkeit, die Energieformen der Außenwelt ausnahmslos in die ihm allein entsprechende Energieform der Erregung umzuwandeln. Die Erregung setzt ihrerseits die effektorischen Organe des Tieres in Tätigkeit.

Die effektorischen Organe sind fertige Werkzeuge, welche immer zu den Gegenständen der Umgebung passen — mögen sie nun sehr spezialisiert sein, wie die zahllosen Werkzeuge der Insekten, oder im Gegenteil die Fähigkeit besitzen, sich den Formen aller möglichen Gegenstände anzupassen, wie unsere Hände.

Das lebende Subjekt bringt in die Öde des physikalischen Geschehens der leblosen Körper, das nur von dem Gesetz der Ursachen und Wirkungen beherrscht wird, seine eigene Gesetzmäßigkeit hinein, welche die Planmäßigkeit ist.

Die drei Fähigkeiten, die nötig sind, um ein planmäßig gebautes Subjekt zu bilden, sind erstens die Reiz-Auswahl, zweitens die Umwandlung des Reizes in die Erregung, drittens die Auslösung der effektorischen Tätigkeit. Wir finden diese drei Funktionen bereits bei den einfachen Amöben vor, die nur aus einem Protoplasmatropfen bestehen; sie werden hier als Reizbarkeit, Erregungsleitung und Beweglichkeit unterschieden. Die drei Funktionen, die wie die Glieder einer Kette miteinander verbunden sind, werden gemeinsam mit dem Namen Refler benannt. Sie finden sich auch überall dort wo selbständige Organe am lebenden Körper vorhanden sind.

Auf den Refler sucht man in letzter Linie die Lebenstätigkeit aller Tiere zurückzuführen. Es ist ganz praktisch, das Funktionieren eines jeden Tieres als einen ausgebauten Refler zu bezeichnen, denn die Reflexkette mit ihren drei Gliedern liefert uns das einzig brauchbare physiologische Einteilungsmittel für die Gesamttätigkeit des Tieres. Wir unterscheiden dementsprechend eine rezeptorische, eine zentrale und eine effektorische Tätigkeit des Tiersubjekts.

Wir beginnen mit der Betrachtung des Endgliedes der Kette, die sich in den effektorischen Organen oder Effektoren abspielt. Ein gemeinsames Merkmal zeigen alle die unzähligen effektorischen Organe der Tierreihe, mögen sie zum Fliegen, Laufen, Kriechen, Schwimmen, Fressen oder ähnlichem

dienen. Das ist die Beweglichkeit. Und ihre Beweglichkeit verdanken sie alle dem gleichen Organ, der Muskelfaser. Man kann also sagen, die Muskelfaser sei das mechanisch-effektorische Organ par excellence. Es gibt noch chemisch-effektorische Organe, die Drüsen, deren Bedeutung aber mehr zurücktritt.

Die Muskelfaser ist dasjenige Organ des Tierkörpers, das sich am wenigsten vom einfachen Protoplasma unterscheidet; denn jede Muskelfaser zeigt in sich alle Glieder der Reflexkette. Die Muskelfaser ist reizbar, d. h. sie erzeugt auf bestimmte äußere Einwirkungen Erregung, die Erregung verteilt sich über die ganze Faser und bewirkt überall eine zusammenziehende Bewegung. Wir sind über die mikromechanischen respektive mikrochemischen Vorgänge der Muskelverkürzung ganz im Dunkeln, obgleich wohl keine Möglichkeit zur Aufstellung einer Theorie über diese Dinge unbenutzt gelassen wurde. Dafür herrscht über die Rolle, welche die Funktion der Muskelfaser im Tierkörper zu spielen berufen ist, neuerdings etwas mehr Klahrheit. Darum wollen wir diese Seite des Problems näher betrachten.

Jede einzelne Muskelfaser ist ein Strick, der sich nicht bloß verkürzen kann, sondern auch imstande ist, während seiner Verkürzung Widerstände zu überwinden und Lasten zu heben. Manchmal sind diese beiden Funktionen auf zwei verschiedene Muskelarten verteilt, wie wir ja auch beim Heben von Lasten neben der Maschine, die die Last bewegt, ein Sperrad einfügen, das die gehobene Last trägt und am Zurückrutschen hindert. An Stelle eines Sperrades kann man sich eine zweite Maschine eingeschaltet denken, die durch ihre Arbeit der Last gerade das Gegengewicht hält, so daß die gehobene Last sich nicht in einem stabilen, sondern in einem labilen Gleichgewicht befindet.

Man unterscheidet daher überall in den Muskeln einen Verkürzungsapparat und einen Sperrapparat. Die beiden Apparate arbeiten derart zusammen, daß die Erregung, die erst zum Verkürzungsapparat fließt, diesen in Bewegung zu setzen sucht und erst wenn dieser durch das Gewicht der Last am Arbeiten verhindert ist, zum Sperrapparat hinübergleitet, der nun langsam in Tätigkeit gerät, bis er der Last das Gegengewicht hält — dann ver-vermag der Verkürzungsapparat die Last zu heben.

Also zweierlei vermag die Muskelfaser, sich zu verkürzen und Widerstände zu überwinden — das ist aber auch alles. Um die oft sehr komplizierten äußeren Apparate der Effektoren in richtige Bewegung zu setzen, so daß jeder einzelne Teil in der richtigen Reihenfolge mit seiner Tätigkeit einsetzt, dafür genügt die Muskulatur allein nicht. Um aus Muskelverkürzungen Körperbewegungen zu machen, dazu bedarf es des Eingreifens des Nervensystems.

Wie geschieht das? Wie in der Schreibmaschine jeder einzelne Buchstabe einzeln durch seinen eigenen Klöppel angeschlagen wird, so besitzt jede Muskelfaser ihre eigene Nervenfaser, dies ermöglicht jede Muskelfaser in jeder nur denkbaren Verbindung mit anderen Muskelfasern mitspielen zu lassen.

Wir lernen damit das zweite wichtige Organ im Tierkörper kennen, die Nervenfaser. Diese hat sich viel weiter spezialisiert als die Muskelfaser, sie vermag nur noch auf einen Reiz hin in Erregung zu geraten und die Erregung weiterzuleiten, irgendwelche Beweglichkeit besitzt sie nicht mehr. Jeder Nerv besteht aus zahllosen feinsten Fäserchen, die isoliert voneinander verlaufen und auch isoliert die Erregung leiten. Was wir von den mikrochemischen und mikromechanischen Eigenschaften der Erregung wissen, genügt trotz der außerordentlich vervollkommneten Apparate, welche die elektrische Ausdrucksform der Erregung messen, noch immer nicht, um uns eine brauchbare physikalische Vorstellung zu verschaffen — wohl vor allem deswegen, weil diese Apparate nur geeignet sind, die Erregung in ihrer Bewegung und zwar in einer ganz bestimmten schwingenden Form, einer Art Wellen-Bewegung zu erkennen. Es fehlt uns aber jeder Apparat, um die Erregung in der Ruhe oder bei langsamen Verschiebungen zu messen.

Wir sind daher, wenn wir uns von der Rolle, die die Erregung im Tierkörper spielt, eine Vorstellung machen wollen, darauf angewiesen, uns an die grobe Analogie der Bewegungen von Flüßigkeiten in Röhren zu halten.

Wer sich ein oberflächliches Bild davon machen will, wie die Muskelfasern mit dem zentralen Nervensystem zusammenhängen, der stelle sich vor, jede Muskelfaser sei durch einen Gummischlauch mit einem selbsttätigen Gummiballon verbunden, der die unbekannte Erregungsflüssigkeit enthält.

Dieser Gummiballon oder vielmehr das zentrale Organ, das wir uns unter diesem Bilde vorstellen wollen, hat zwei Aufgaben zu erfüllen: erstens dem Muskel Erregungs-Wellen zuzusenden (welche die im Muskel vorhandene Erregung in ähnliche Wellen-Bewegungen versetzt und die ihrerseits die Verkürzungs- und Sperrapparate zur Tätigkeit veranlaßt), zweitens in dauernder Wechselwirkung mit den Muskelerregungen zu bleiben. Zwar findet kein direkter Übergang von Nervenerregung zur Muskelerregung oder umgekehrt statt, aber das Ballon-Organ, das am zentralen Ende der Nervenfaser sitzt, spiegelt doch in seinem Füllungsgrad genau den Erregungszustand (Erregungsmenge und Erregungsdruck) des Muskels wieder. Ich habe deshalb dieses Organ den Repräsentanten des Muskels genannt.

Denken wir uns nun alle Muskelrepräsentanten durch ein Netz von Schläuchen verbunden, so haben wir ein ziemlich treffendes Bild von dem denkbar einfachsten Zentralnervensystem gewonnen.

Wie funktioniert ein solches Zentralnervensystem? Es hat sich herausgestellt, daß die Muskeln, wenn sie nicht maximal gesperrt sind, durch Dehnung zur Erschlaffung gebracht werden können. Die Erschlaffung ist der Ausdruck für einen stark herabgesetzten Erregungszustand im Muskel. Dieser Erregungszustand beeinflußt den Füllungsgrad des Muskelrepräsentanten. Fließt nun von außen, d. h. von Seiten der Rezeptoren eine Erregungswelle

in das zentrale Netz, so wird diese nur in die Repräsentanten der erschlafften Muskel eintreten können. Nur diese sind, wie man sich ausdrückt, für die neue Erregung eingeklinkt, die anderen Repräsentanten sind ausgeklinkt. Infolge davon verkürzen sich allein die gedehnten Muskeln.

In einem einfachen Nervennetz fließt die Erregung immer den gedehnten Muskeln zu, dies ist das allgemeinste Gesetz der Erregungsleitung. Wo sich diese Erscheinung kund tut, können wir sicher sein, ein einfaches Nervennetz vor uns zu haben. Wir werden aber sogleich andere Einrichtungen kennen lernen, die das Auftreten der allgemeinen Regel verhindern.

Vorher muß aber auf eine sehr wichtige Folge des allgemeinen Erregungsgesetzes aufmerksam gemacht werden. Die meisten Muskeln in jedem Tierkörper sind so angebracht, daß je zwei Muskeln immer gegeneinander arbeiten. Man nennt dann den einen Muskel den Agonisten, seinen Widerpart aber den Antagonisten. Verkürzt sich der Agonist, so dehnt er dabei den Antagonisten. Fließt nun die Erregung im zentralen Netz immer dem Repräsentanten der jeweils gedehnten Muskeln zu, so ergibt sich daraus die einfachste Art eines Bewegungsrhythmus, der unzähligen Tieren zur Ausführung ihrer Fortbewegung dient, denn er ruft ein Hin- und Herpendeln der Beine hervor, die bei geeignetem Bau der Extremitäten zu einer Laufbewegung führt. Ebenso lassen sich die vielfachen Schlängelbewegungen der langgestreckten fußlosen Tiere auf dieses einfache Bild zurückführen. Ja selbst die Bewegungen des Katzenschwanzes gehorchen diesem Gesetz.

Die Vorstellung des zentralen Netzes, das die Muskelrepräsentanten verbindet, hat sich als sehr geeignet erwiesen, eine Menge Phänomene zentraler Natur, für die man auch nicht die geringste anschauliche Vorstellung besaß, durch Einfügung einiger grob mechanischer Bilder anschaulich festzuhalten.

Man wird mir vielleicht einwerfen, daß ein solches Bild nur von sehr zweifelhaftem Werte sein kann, da die Vorgänge im Zentralnervensystem sich sicher auf ganz anderer Basis abspielen, als wir hier angenommen. Ist es vielleicht nicht besser, von jedem Vergleiche abzusehen, bis die mikromechanischen Forschungen so weit gediehen sind, um uns eine zuverlässige Grundlage für die Vorgänge im Zentralnervensystem zu bieten, als uns mit ungenauen und unwahren Vergleichen und Bildern abzugeben, die uns womöglich in die Irre führen?

Darauf ist zu antworten, daß ein jeder Vergleich, der unvorsichtig angewandt wird, notwendig zum Irrwege wird, daß aber ein vorsichtig gebrauchtes Bild sehr viel zur Klärung und Deutlichmachung beiträgt.

Es gibt aber einen ausschlaggebenden Grund, warum die Biologie solcher Bilder niemals wird entraten können. Ihre Aufgabe ist es nämlich, die Planmäßigkeit des Organismus darzustellen. Die Planmäßigkeit kann aber gar nicht durch logisches Denken, sondern nur in der Anschauung erfaßt

werden. Es ist daher notwendig, die Rolle, die ein jeder Teil des Tierkörpers zu spielen berufen ist, durch ein anschauliches Bild verständlich zu machen, um niemals den Zusammenhang des ganzen Getriebes aus den Augen zu verlieren. Nur wenn die Biologen jede neue Tatsache in den anschaulich erfaßten Zusammenhang einreihen, läuft die Biologie nicht Gefahr, durch die Überhäufung von Tatsachen umgebracht zu werden.

Das Zentralnervensystem ist der Sitz für das Getriebe der Erregungen. Um dieses Getriebe einigermaßen zu entwirren und die Vorgänge in den Rezeptoren mit den Bewegungen der Effektoren in verständlichen Zusammenhang zu bringen, dazu dient das entworfene Bild.

Einige Beispiele werden genügen, um einen jeden von der Brauchbarkeit dieses Bildes zu überzeugen. Es gibt Fälle, in denen sich ein Rhythmus auch zwischen solchen Muskeln abspielt, die in keiner antagonistischen Verbindung zueinander stehen, wo also der Rhythmus auf Einrichtungen im Zentralnervensystem zurückgeführt werden muß. Wo man nicht mehr von einem Antagonismus der Muskeln, sondern von einem Antagonismus der Zentren sprechen muß. In diesem Falle ist es am bequemsten, sich die Repräsentanten der in Frage kommenden Muskel in einem anatomisch festgelegten, antagonistischen Verhältnis zu denken. Wie die antagonistischen Muskeln sich gegenseitig dehnen, so mögen die Repräsentanten, denen man Harmonikaform verleiht, sich gegenseitig ausdehnen.

In dem Fall des Antagonismus der Zentren ist das zentrale Netz nicht mehr als ein einfaches anzusehen und das allgemeine Erregungsgesetz hat seine Bedeutung verloren.

Bei langgestreckten Tieren oder Organen wird man das zentrale Netz ebenfalls langgestreckt zeichnen. Bei diesen Tieren zeigt sich oft eine charakteristische Erscheinung. Die Erregung, mag sie erzeugt sein von welchem Reiz sie wolle, und an jeder beliebigen Körperstelle, fließt immer dem Vorderende zu und veranlaßt dort die ersten rhythmischen Bewegungen, dann läuft das Tier geradeaus fort. Diese Erscheinung wird das Erregungstal genannt und durch eine stärkere Verbreitung des Netzes angedeutet. In selten Fällen liegt das Erregungstal auch an einer anderen Körperstelle.

Bisher hatten wir nur solche Fälle betrachtet, in denen alle Zentren einander koordiniert waren, wie das bei vielen niederen Tieren der Fall ist. Daran ändert auch das gelegentliche Auftreten von Teilungen des Netzes nichts.

Dagegen treten bald Nervensysteme auf, wo die Teilung des Netzes mit einer Subordination der Zentren Hand in Hand geht. Werfen wir einen Blick auf die Seeigel, die ein äußeres und ein inneres zentrales Netz besitzen, so zeigt sich, daß nur im äußeren Netze die Repräsentanten sitzen, die mit dem Muskel in Verbindung stehen. Im inneren Netze dagegen

befinden sich ganz analoge Organe, die man sich auch als Ballons vorstellen kann, und die als aktive Erregungsreservoire dienen. Ihre Tätigkeit besteht hauptsächlich darin, daß sie dank ihrer zentralen Stellung es vermögen, den Erregungszustand der Repräsentanten im ganzen Tier auf dem gleichen Niveau zu halten.

Während bei den Seeigeln diese zentralisierten Reservoire dazu dienen, die ihnen subordinierten Repräsentanten mit Erregung zu speisen, dienen bei den Schnecken, die im Pedalganglion befindlichen zentralen Reservoire dazu, die übergroße Erregung, die sich im subordinierten Repräsentantennetz befindet, abzusaugen.

Bei weiterer Ausbildung der Tiere geht der ursprüngliche Charakter des Netzes im Zentralnervensystem immer mehr verloren, gruppenweise werden die vereinzelten Repräsentanten derjenigen Muskeln, die eine gemeinsame Bewegung auszuführen haben, einem einzigen Erregungsreservoir unterstellt, das zu ihrem Kommandanten wird. Gruppen von Kommandanten unterstehen dann wieder einem Oberkommandanten. Das sind die Verhältnisse, die wir bei den Tintenfischen ausgebildet finden.

Man wird sich vielleicht die Frage vorlegen, wie es möglich ist, die Vorgänge im Zentralnervensystem so eingehend zu behandeln, ohne auf die rezeptorischen Organe, von denen doch die wirksamen Erregungen ausgehen, Rücksicht zu nehmen.

Der Grund hierfür ist leicht einzusehen. Solange das Zentralnervensystem ein einfaches Netz bildet, ist es völlig gleichgültig, von welchem Rezeptor aus eine Erregung in das Zentralnervensystem gesandt wird. Ob ein Lichtreiz einen Photorezeptor, ob ein Tastreiz einen Tangorezeptor oder ein chemischer Reiz einen Chemorezeptor trifft, immer wird im Nerven das Gleiche erzeugt — eine Erregungswelle. Diese Erregungswelle ergießt sich in das allgemeine Netz und jeder Unterschied der Qualität geht dort verloren.

Der Nerv, welcher Art er sei, kann nichts anderes enthalten und leiten, als Erregung. Je nach der Bauart des Tieres wird das freie Nervenende, das in der Haut mündet, und als solches jeder Art von mittlerer Stärke offensteht, entweder mit Schutzvorrichtungen versehen, um unnütze Reize abzublenden, oder besondere Transformatoren genannte Vorrichtungen tragen, welche die Fähigkeit besitzen, an sich unwirksame Einwirkungen der Außenwelt in wirksame Nervenreize zu verwandeln. Ähnliche Transformatoren kennen wir zum Beispiel bei unseren Streichhölzern, deren Zündmasse schon auf leichtes Reiben das Holz in Brand steckt, während das nackte Holz durch Reibung nur sehr schwer in Brand gerät.

Manche niederen Tiere besitzen dank ihren mit Transformatoren versehenen Rezeptoren bereits eine sehr fein abgestimmte Umwelt, deren Wirkungen aber im zentralen Netz spurlos verloren gehen. Solche Tiere vermögen

bereits auf sehr spezielle Reize zu reagieren, sie besitzen aber kein Mittel, um diese Reize voneinander zu trennen.

Dieses Mittel wird erst durch die Teilung des zentralen Netzes in verschiedene Bezirke geboten. Einen der einfachsten Fälle bietet die Seeanemone, die ein gesondertes Netz für die Repräsentanten der Längsmuskel besitzt und ein anderes für die Repräsentanten der Ringmuskel. Beide Netze stehen mit verschiedenen Rezeptoren in Verbindung und so kommt es, daß bei ihnen ein mechanischer Reiz mit einem chemischen Reize nicht zusammengeworfen wird, sondern daß die beiden Reize entgegengesetzte Wirkungen hervorrufen.

Die Teilung des Netzes bietet also die prinzipielle Möglichkeit, die Reize der Umwelt qualitativ zu trennen; denn man vergesse nicht, daß jeder Reiz, von welcher Art er sei, doch nie etwas anderes vermag, als in einem Nerven eine Erregung hervorzurufen, die sich in nichts von der Erregung des Nachbarnerven unterscheidet, der doch dank seinem spezifischen Rezeptor von ganz anderen Reizen erregt wird.

Es ist also nur die Person des Nerven und nicht die Erregungsart, durch welche die verschiedene Qualität verschiedener Reize auch im Tier festgehalten werden kann. Um sie dauernd zu sichern, muß jeder Nerv in ein getrenntes Netz münden, das mit den Netzen anderer Rezeptoren nicht in Verbindung steht.

Aber noch eine andere Möglichkeit bietet die Einführung rezeptorischer Netze, die darin besteht, auch die gleichartigen Reize qualitativ zu trennen, wenn sie eine andere Stelle des Tierkörpers treffen. Diese Möglichkeit wird vor allem von den Augen ausgenutzt, deren Netzhäute aus kleinsten lichtempfindlichen Kegeln bestehen, von denen ein jeder seine gesonderte Nervenfaser besitzt. Münden alle Nervenfasern in ein gemeinsames Netz, so wird ein größerer Gegenstand zwar eine stärkere Erregung hervorrufen als ein kleinerer, sonst aber keinen Unterschied darbieten. Ebenso wird ein bewegter Gegenstand, der nacheinander alle Lichtkegel erregt, von größerer Wirkung sein als ein ruhender. Dies nennt man Motorezeption. In diesem Fall kann die Form des Gegenstandes aber keine spezifische Wirkung ausüben. Eine Bildwirkung oder Ikonorezeption ist bei einem einzigen Netz unmöglich.

Die Form der Gegenstände spiegelt sich genau in der verschiedenen Kombination der erregten Lichtkegel wieder. Wird ein dreieckiger Gegenstand auf der Netzhaut abgebildet, so wird eine andere Gruppe von Lichtkegeln erregt werden, als durch einen viereckigen. Ganz gleichgültig, ob das zentrale Netz fähig ist, diesen Unterschied festzuhalten oder nicht.

Nun stelle man sich vor, es seien mehrere zentrale Netze von einfachen Formen, dreieckige oder viereckige, von Anfang an im zentralen Nervensystem vorhanden und diese Netze würden nach den Regeln der elektrischen Induktion immer mit ansprechen, wenn irgendwelche Lichtkegel in dreieckigen beziehungs-

weise viereckigen Gruppen erregt werden (wobei immer Elektrizität auftritt) — so würde dies dem Tier die Möglichkeit verleihen, auf dreieckige Gegenstände anders zu reagieren, als auf viereckige.

Damit wird die Form zum ersten Male zum wirksamen Reiz. Ein Tier das nur wenige rezeptorische Netze im Zentralnervensystem beherbergt, wird die ganze sichtbare Welt nach diesen wenigen Netzen schematisch einordnen. Daher nennt man ein solches Formen reproduzierendes Netz passend ein Schema.

Durch das Auftreten dieser rezeptorischen Netze oder Schemata hat sich plötzlich die Stellung des ganzen Tieres zu seiner Umwelt verschoben. Während vorher jeder Reiz von den Rezeptoren in Erregung verwandelt, unmittelbar auf das Repräsentantennetz einwirkte, schiebt sich jetzt ein Faktor zwischen die Rezeptoren und dem Repräsentantennetz ein. Ein neues Organ, daß die Erregungswellen der einzelnen Fasern gruppiert und an feste Formen bindet. Dieses Organ hat Ähnlichkeit mit einem Spiegel, dem einzigen Apparat, der auch geeignet ist, die Formen der Außenwelt zu reproduzieren. Aber der Spiegel ist ein physikalisches Instrument, das ohne Unterschied alle Formen reproduziert. In dem rezeptorischen Organ wird nicht eine physikalische Spiegelwelt lebendig, sondern eine biologische Gegenwelt. In dieser lebt nur eine Auswahl derjenigen Formen, welche gerade für dies Tier lebenswichtig sind und zwar mit dem Grad der Genauigkeit, die für das Tier zweckmäßig ist.

Es sind beim „Sehen" von Formen (Ikonorezeption) zu unterscheiden: 1. der Gegenstand in der Außenwelt, 2. das Bild in der Netzhaut, 3. das Schema in der Gegenwelt.

Erst an dieses knüpfte die effektorische Zone mit den Kommandanten und Repräsentanten an.

Die Untersuchung der Gegenwelt ist eine zwar schwierige, aber höchst lohnende Aufgabe der experimentellen Biologie. Die Praxis ist uns wie in so vielen Dingen, auch hier vorangeeilt und hat uns gezeigt, welchen Weg wir einschlagen sollen, indem sie dem Angler möglichst einfache Fliegenmodelle baute, die gerade noch ausreichen, um in der Umwelt der Fische eine richtige Fliege auftreten zu lassen, auf die der Fisch zuschnappt.

Die Gegenwelt ist es, die bei den höheren Tieren die Umwelt mit geformten Gegenständen bevölkert und ihnen dadurch die große Überlegenheit über die niederen Tiere verleiht. Während den effektorischen Organen bei den niederen Tieren die Hauptaufgaben zufallen und sich ihr Leben hauptsächlich in der Wirkungswelt abspielt, spielen bei den höheren Tieren die rezeptorischen Organe dank der Gegenwelt die führende Rolle, wodurch der Umwelt eine immer größere Bedeutung verliehen wird. Und schließlich überwächst die Umwelt beim Menschen die Wirkungswelt völlig, denn selbst die eigenen Effektoren werden zu Gegenständen dieser Umwelt.

Edouard Manets Anfänge

von Julius Meier-Graefe

Die Kunst verändert sich, wie sich Häuser und Kleider, Sitten und Ideale verändern, und ein und dasselbe Kunstwerk verändert sich, gleichsam als ob immer noch weiter daran gearbeitet würde, auch wenn es längst hinter Glas und im Rahmen hängt. Unsere Gedanken und Anschauungen arbeiten daran wie früher der Wille des einen, des Künstlers, fügen hinzu, saugen daran, ziehen ab. Anders stehen die Zeitgenossen des Künstlers zu ihm, anders die folgende Generation, wieder anders die nächste. Es ist eine Bewegung in dieser Veränderung, die man wie eine Kurve zeichnen könnte, und auch sie hängt irgendwie mit dem Gang der Zeit zusammen, der sich in der Veränderung der Sitten und Anschauungen, der Häuser und Kleider erkennen läßt, aber identifiziert sich keineswegs immer mit ihm. Man bemerkt, wie das, was einer schuf, langsamer oder in anderer Richtung geht als die Zeit, die immer schneller dahinrast. Vielleicht bleibt es gar stehen, während sich die Zeit immer weiter von ihm entfernt, und oft glaubt man, es stehe, während in Wirklichkeit die Zeit in ungeheurem Bogen darum kreist wie die Erde um die sich bewegende Sonne.

Wo waren wir, als Manet bei Couture lernte? Wo waren wir, als er starb? Wo ist man heute? Nur sehr langsam stieg der Wert, als Manet lebte; schneller, als der frühe Tod manchen Gegner versöhnte; rapide, als wir ihn bei uns entdeckten. Und während er Deutschland nahe scheint, ist er weit von Paris und gleicht einem Vogel, der sehr hoch in den Lüften kreist, von dem man nicht sagen kann, ob er noch höher steigt oder sinkt, weil die Entfernung zu groß ist. Und viele Sterngucker, die der Nacken schmerzt, gewöhnen sich ab, hinaufzublicken, und schauen sich nach näheren Gestirnen um.

Für alle Künstler kommt einmal die Zeit, wo sich die Leidenschaft der Parteigänger abkühlt, wo ihr Aktualitätswert verdunstet, die Kraft der Schlagworte, die sie entstehen ließen, abnimmt, der Nutzen, den sie einer Entwicklung brachten, den Genossen, die mit ihnen gingen, den Interessen, die sie förderten, aufhört, wo das Persönliche ihrer Wirkung verhallt und sie sich gleichsam nur noch mit eigener Kraft, mit der Kraft ihrer Werke, bewegen. Eine bedeutsame Zeit, fast so entscheidend wie die Epoche der ersten Meisterwerke, bedeutsamer als die ihres lautesten Ruhmes, voll mancher Bitterkeit. Es fällt Kunstwerken nicht leichter, alt zu werden, als schönen Frauen. Manche, die allermeisten, gerade die, denen die Gunst der Menge folgte, lernen es nicht. Die Zeit nimmt ihnen die schäumenden Perlen, mit denen die Begeisterung einst ihre Werke, als sie im Strome schwammen, überzog, und zeigt ihre hagere Nacktheit. Eine bittere Zeit, am bittersten,

wenn sie der Künstler selbst noch miterlebt. Manche Werke sterben zu Lebzeiten des Künstlers, und wir erfahren eines Tages das letzte Datum seiner Biographie als letzte unfreiwillige Überraschung wie die verschämte Korrektur eines Anachronismus. Davor blieben die großen Meister der Generation von 1870 bewahrt. Manet starb inmitten eines kaum beginnenden Erfolges. Der Genosse aber, den er am höchsten stellte, erfährt bereits das bittere Schicksal des Künstlers, der sich selbst überlebt. Man bemerkt leichter die enorme Differenz zwischen dem einstigen Prestige Monets und seiner gegenwärtigen Bedeutung als die verhältnismäßig geringe Modifikation der Wertung eines Pissarro oder Sisley, die zu Lebzeiten hinter Monet zurücktraten. Cézanne begann für die meisten seiner Anhänger erst nach seinem Tode, ist heute der Gott und der Götze der Jugend, und noch gärt die Meinung über ihn in überhitzten Köpfen. Renoir tut selbst noch zuviel zu seinem Werke hinzu, um der Gegenwart zu entrücken. Der Streit der Mitlebenden um die Frage, was höher steht, das letzte Werk oder das frühere, erlaubt noch keinen Überblick über die riesige Schöpfung. Degas war und bleibt der große Unbekannte, der sich dem Lobe der Schmeichler wie der Kritik mit gleicher Hartnäckigkeit entzieht. Gauguin und van Gogh sind, obschon längst gestorben, zu eng mit der Kunst des Tages verknüpft, um jenseits von der Aktualität beurteilt werden zu können. Um Manet dagegen ist es in Paris, außerhalb des Kreises der Händler und Liebhaber, im Kreise der Künstler, die sich jung fühlen, stiller geworden. Das mag manchen, der für ihn kämpfte und jetzt nicht recht weiß, wie er zu ihm steht, verdrießen. Er muß sich anders einstellen. Die Abwehr gegen die Gegner hat keinen Sinn mehr. Wo früher die kühn geschwungene Lanze auf felsigen Boden, auf harte Köpfe stieß, fühlt man jetzt weiches Land, und vielleicht vermißt man ein wenig den Widerstand, der zum Angriff reizt. Man hat noch kein rechtes Ersatzgefühl für den erbitterten Ärger über die Törichten und mißtraut der allzu nachgiebigen Weichheit des Terrains, in das sich die Verehrung der neuen Menge bettet.

Und gestehen wir es uns nur: ein wenig ärgert uns die Kraft, die plötzlich keinen Widerstand mehr findet. Wie konnte man nur um solche Selbstverständlichkeiten streiten! Stritt man nicht etwa gegen Windmühlen? Die in der Hitze des Gefechtes hingeschleuderten Devisen sind schlaff und verblaßt wie durchlöcherte Fahnen, die zur Dekoration historischer Räume dienen, und der Blick geht mit matter Neugier darüber hin wie der eines unbeteiligten Besuchers. Man wendet sich ein wenig gegen das Streitobjekt selbst, glaubt ihm fast eine Art Fahnenflucht vorwerfen zu dürfen, weil es nicht mehr die Menge gegen sich hat, jene kompakte Majorität, die immer irrt, auch wenn sie Beifall spendet.

Manet wird historisch. Allerlei Zweideutiges von bittersüßem Geschmack

verbindet sich mit dieser Einsicht. Man kommt nicht leicht darüber hinweg, fühlt sich selbst zu einem historischen, unbrauchbaren Dinge geworden, einer matten durchlöcherten Fahne in einem verstaubten Winkel, wo kein Wind hineinweht. Allegro war das Tempo, in dem man von Manet sprach, das dem Maler, der seine Bilder in einem Zuge malte, allein angemessen schien. Nun handelt es sich darum, eine sanftere Gangart zu finden, ein gemäßigtes Adagio. Man muß sich darauf einstellen. Schließlich haben alle Tempos ihre Vorzüge, und der Meister ist groß, der alle gleichmäßig beherrscht. Es fragt sich, ob Manet bei gelassener Betrachtung besteht. Verträgt er sie nicht, so muß die Bitternis überwiegen. Dann irrte unser siegfrohes Vertrauen, und wir hätten nicht nur Worte zurückzunehmen. Das ist kein wirklicher Wert, den nur die überhitzte Freude am Aktuellen erkennt. Verträgt aber Manet das ruhige Tempo der Betrachtung, so könnte er gewinnen, nach irgendeiner früher nicht gesehenen Seite hin größer werden, und die Enttäuschung, mit der man ihn zu den historischen Dingen rechnet, würde froher Zuversicht weichen. Jedenfalls kommt ein neuer Manet zum Vorschein. Dem darf man nicht aus dem Wege gehen, selbst wenn er nur Enttäuschung brächte.

Allegro scheint das Tempo seines ganzen Daseins. Es war schon durch die äußerst nervöse Anlage des Knaben bedingt, die er übrigens mit seinen beiden jüngeren Brüdern teilte, und paßte wenig zu der sehr geregelten Gangart der Familie Manet. Die wohlhabenden Eltern waren beide streng bürgerlich gesinnt, intelligente, nüchterne Bürger, Nachkommen der Leute, die durch die Revolution von 1789 zu Ansehen gelangt waren. In der Zweiten Republik rückten sie höher, in der Dritten bekamen ihre Kinder die Zügel in die Hand und bestimmten das rationalistische Gepräge des neuen Frankreichs. Der Vater war Jurist wie der Vater unseres Marées, dessen Leben in manchen Äußerlichkeiten ähnlich verlief, aber ohne alle schöngeistigen Interessen. Auch die Mutter, eine geborene Fournier, aus guter alter Familie, soll künstlerischen Dingen wenig zugänglich gewesen sein. Ihr Bruder, der Oberst Fournier, tat sich als Dilettant im Zeichnen hervor.

Manet kam am 23. Januar 1832 zur Welt. In Paris, auf dem linken Ufer der Seine, stand seine Wiege, in demselben Viertel, in dem Corot geboren wurde. Er hat die Herkunft nie verleugnet.

Der Junge fing wie Corot und manche anderen an. Er zeichnete mit Leidenschaft und verlangte, als er die Schule hinter sich hatte und nun wie jeder ordentliche Mensch die Rechte studieren sollte, Maler zu werden. Der Vater handelte wie mancher andere Vater in der gleichen Lage und schlug es ab. Da es ausgeschlossen schien, dem Jungen anders Vernunft beizubringen, griff man zu dem probaten Mittel gegen jugendliche Taugenichtse und tat ihn aufs Schiff. Er sollte sich einmal andere Luft um die Ohren wehen

lassen und später Offizier der Kriegsmarine werden. Das muß im Jahre 1849 gewesen sein. Er fügte sich gern. Es paßte ihm besser, auf dem Meere zu treiben als hinter den Pandekten zu sitzen, und er hatte das Glück, einen humanen Kapitän zu finden, der mit der Zartheit des kaum Erwachsenen zu rechnen wußte. Der Volontär machte eine Reise nach Brasilien, die seiner Gesundheit gut bekam und ihm allerlei wertvolle Eindrücke vermittelte. Das wenige, das über die Reise bekannt geworden ist, verdanken wir einem Kameraden namens Pontillon, der wie Manet damals seine erste Übungsfahrt machte und später zu der Familie Manet in nähere Beziehungen trat. Nach seinen Erzählungen kümmerte sich Manet nicht im mindesten um seine Obliegenheiten, sondern verbrachte seine ganze Zeit mit Zeichnen. Er soll eine Menge drastischer Ansichten mitgebracht haben. Davon sind leider nur Kleinigkeiten übriggeblieben. Die Witwe des Herrn Pontillon, der als Seemann starb, besitzt noch ein Aquarell Manets, das auf der Reise entstanden ist. Es stellt in schwarzer, roter und grauer Tusche einen lustigen Pierrot dar, auffallend geschickt gemacht, sehr pariserisch. Man würde auf alles andere, nur nicht auf einen Schiffsjungen schließen. Bazire hat eine andere, viel sachlichere Zeichnung abgebildet, die das Schiff, die „Guadeloupe" darstellen soll. Auch hat Manet auf dem Schiffe gemalt, wenn schon keine Bilder. Die „Guadeloupe" führte unter anderem holländischen Käse, dessen Schale unter dem Einfluß des Mereswassers die suggestive Röte eingebüßt hatte. Manet wurde beauftragt, den Schaden zu reparieren. Sein erster Erfolg war eine bedenkliche Kolik der Eingeborenen von Rio de Janeiro, die den angestrichenen Edamer mit besonderer Lust verzehrten.

Manet ist in Brasilien zum erstenmal mit spanischem Wesen in Berührung gekommen. Vielleicht kann man darin eine Erklärung der auffallendsten Seite seines Frühwerks finden. Wir wissen nichts Bestimmtes darüber, aber es wäre weiter nicht erstaunlich, wenn Manet in Brasilien Stierkämpfe gesehen hätte.

Nach Schluß solcher ersten Reisen war es Brauch, von den Volontären eine schriftliche Arbeit zu verlangen, in der sie das theoretische Resultat ihrer Probefahrt niederlegen, ihre relative Vertrautheit mit der Takelage und den Maschinen dokumentieren mußten usw. Kamerad Pontillon brachte einen schönen Aufsatz zusammen, Manet nicht ein Wort. Er lieferte zum Entsetzen der Vorgesetzten eine leere Seite ab und gab damit Mangel an gutem Willen und weitgehende Unbrauchbarkeit zu erkennen. Es ist ein Wunder, daß er sich respektvoll enthielt, die schön weiße Seite zu bemalen.

Da der Junge bei seiner fixen Idee blieb, entschloß sich der Vater, nachzugeben, und erlaubte die Probefahrt in ein anderes Reich. Er wählte den Meister, der damals als zuverlässigster Kapitän galt. Es war der geschätzte Maler der Bourgeoisie um die Mitte des Jahrhunderts: Thomas Couture.

Couture brachte eine verblasene Romantik mit antikisierenden Allüren. Er behandelte, wie ein Zeitgenosse schreibt, „des sujets romains sous pretexte de style“: ein Kompromißler, der ebensowenig von der weisen Enthaltsamkeit eines Ingres, wie von der Bewegungsfreiheit eines Delacroix besaß und zwischen beiden zu vermitteln für gut fand. Er versuchte es wie der geborene Routinier, dem kein Mittel zu billig ist, und vergaß über seinen Rezepten die wichtigste Zutat, die den beiden vielumstrittenen Koryphäen gemeinsam war, die Eigenheit einer in sich durchaus natürlichen Anschauung. Er versuchte ein bescheidenes Malertalent, das für Kleinigkeiten wohl ausreichte, zu hohlen Paradebildern, deren verhältnismäßig geringe Anzahl ihren Wert nicht vergrößert. Die Natur, die ihn in seinen nicht reizlosen Studien leitete, hatte an seinen Gemälden den geringsten Anteil. Von der Skizze zum Bilde verlor sich jede organisierende Zeichnung, jede ordnende Farbe. Er übermalte seinen eigenen Einfall bis zur Unkenntlichkeit, und es wurde eine an Episoden reiche Begebenheit daraus, über die sich eine kunstlose Menge ungehindert in endlose Betrachtungen ergehen konnte. Seine Geschicklichkeit im Aufspüren aller populären Instinkte täuschte sogar die Maler. Er war ein Routinier des Wortes und der Reklame und verstand die vornehme Zurückhaltung Größerer, die vor ihm in den Schatten rückten, geschickt auszunutzen. Seine versteckten Angriffe auf Delacroix haben seinerzeit nicht wenig für die Unpopularität des Meisters der Dantebarke getan. Seit dem Salon von 1847, auf dem seine „Romains de la décadence“ zu sehen waren, war er berühmt. Der Ruf des neuen Bildes zog ganze Scharen junger Künstler in sein Atelier. In Deutschland bestimmte es geradezu den Zug nach Paris. Heute findet man, wenn man im Louvre vor dem Bilde steht, als Erklärung des Riesenerfolges nur dieses: es war sehr groß und allgemein verständlich.

Manet kam 1850 oder 1851 zu Couture. Es war kurz vor dem Staatsstreich Napoleons, den Manet aus nächster Nähe mit erlebte. Die Nachrichten aus der Stadt hatten ihn und seinen Kameraden Antonin Proust auf die Straße getrieben. Sie liefen den ganzen Tag herum und verfolgten die Bewegung des Volkes. In der Rue Laffitte wären sie bei einem Haar von einer Kavallerie-Charge niedergeritten worden und retteten sich nur durch einen Zufall. Den Abend setzten sie die gefährliche Wanderung fort, wurden arretiert, und verbrachten die Nacht auf der Wache. Das hielt sie nicht ab, sich auch den nächsten Tag wieder unter die kämpfende Menge zu mischen, und am 4. Dezember waren sie mit vielen auf dem Kirchhof Montmartre, wo die Toten aufgebahrt waren. War es nur Neugier, was Manet trieb? Es gefällt uns, mehr darin zu sehen, eine Anteilnahme des Jünglings an dem Drängen und Wogen der Zeit. Die Arbeit in der Werkstatt hat ihn nicht abgehalten, alles, was draußen vorging, mit offenen Augen zu betrachten.

Manet blieb über fünf Jahre bei Couture. Es ist merkwürdig genug, daß er solange bei dem Meister aushielt, dem Puvis de Chavannes bereits entlaufen war. Doch darf man sich nicht vorstellen, er habe fünf Jahre lang an den Lippen Coutures gehangen. Die Zeit wurde oft genug unterbrochen, und die letzten Jahre benutzte er das Schüleratelier lediglich als Arbeitsstätte. Seinem Lehrer aber stand er von Anfang an sehr skeptisch gegenüber und duldete seine Kritik, ohne sich mehr, als ihm paßte, nach ihr zu richten. Nach den Berichten seines Mitschülers Antonin Proust muß er im Atelier Coutures eine ähnliche Rolle gespielt haben wie ungefähr zur selben Zeit Marées im Atelier Steffecks in Berlin. Er wurde der Führer der fortschrittlichen Gruppe unter den zahlreichen Adepten und bildete gegen den Lehrer, der sein Amt recht leicht nahm, leichter als der menschlich weit höher stehende Steffeck das seine — er sah in seiner Schule im Grunde nur eine Art künstlicher Brutanstalt zur Erzeugung kleiner Coutures — eine schlecht verhehlte Opposition. Und diese Opposition, die nicht dazu beitrug, das Prestige des Lehrers zu vergrößern, war nicht lediglich jugendlicher Übermut, sondern stützte sich auf greifbare Argumente. „Ich weiß eigentlich nicht, warum ich hier bin," sagte er einmal zu Proust. „Das Licht ist falsch, die Schatten sind falsch. Wenn ich in das Atelier komme, glaube ich in ein Grab zu treten. Natürlich kann man ein nacktes Modell nicht auf die Straße stellen. Aber es gibt bei Paris freies Land genug, und wenigstens im Sommer sollte man Studien nach dem Nackten im Freien malen. Denn das Nackte scheint nun einmal das erste und letzte Wort der Kunst." So kündigte sich der Pleinairismus an. Jeden Montag, wenn das Modell für die Woche gestellt wurde, eine Prozedur, die Couture den Schülern überließ, gab es Krach. Die Modelle schienen die erhabenen Posen in den Knochen zu haben. „Halten Sie sich auch so," fragte Manet, „wenn Sie Ihre Radieschen bei der Gemüsefrau kaufen?" Und als das Modell, es hieß Dubosc und war eines der geschicktesten auf Montmartre, sich rühmte, mit diesen Posen schon manchen Maler nach Rom in die Villa Medici gebracht zu haben, antwortete Manet: „Wir sind nicht in Rom und wollen nicht nach Rom, wir sind in Paris und gedenken hier zu bleiben." Couture kam einmal dazu, als Manet das Modell in Kleidern posieren ließ, und war nicht wenig ungehalten. Manet verteidigte sich wie gewöhnlich mit guten Gründen; schließlich liefen die meisten Menschen bekleidet herum. Und Couture sagte: „Mein armer Junge, Sie werden immer nur der Daumier unserer Zeit sein." Nachher beim Früstück meinte Manet zu den Freunden: „Der Daumier meiner Zeit, na schließlich ist das gut so viel wert als ihr Coypel zu sein."

Es fehlte nicht an ernsteren Diskussionen mit dem Lehrer. Manet ließ sich nicht im mindesten die kompositionellen Mätzchen Coutures aufschwätzen. Er male, was er sehe, sagte er einmal zu dem Lehrer, der ihm eins seiner

Schönheitsgesetze auseinandersetzen wollte, durchaus nicht, was anderen einfalle, zu sehen. Er male, was da sei, und nicht, was nur in der Einbildung existiere. — Couture nahm die Sache schief. Wenn der junge Herr die Prätention habe, ein chef d'école zu werden, möge er seine Schule wo anders gründen, nicht hier. Manet verließ schweigend das Lokal und ließ sich eine Woche lang nicht wieder sehen. Am Abend des heißen Tages gaben seine Getreuen dem jungen chef d'école — er war damals einundzwanzig — einen Ehrenpunsch. Der Vater hatte einige Mühe, den Jungen zu bestimmen, zu dem Lehrer zurückzukehren.

Aus solchen Episoden erfährt man schon allerlei. Der Junge wußte, was er wollte, hatte Physiognomie. Und das, was er wollte, sprach für die Aufrichtigkeit des ganzen Menschen. Er gedachte sich und anderen kein X für ein U zu machen, floh jegliche Mystifikation der Vorstellungen, wollte malen, was er vor sich sah, was seiner Zeit und seinem Kreis entsprach, und wollte es so malen, wie es ihm paßte. Aber er war schon damals nichts weniger als der Naturalist, dem es nur auf konsequente Beziehungen zur Natur ankam. Das beweist die Wahl der Meister, die er studierte. Proust berichtet von einem Besuch bei Delacroix, der Manet nicht sonderlich befriedigte. Der Junge hatte irgendeine Formulierung seiner noch dunklen Ideale erwartet, und Delacroix, gab ihm statt dessen nüchterne Ratschläge, wie dies und jenes zu erlernen sei, und wies ihn auf Rubens. Ernüchtert nannte Manet die Doktrin Delacroix' „glaciale". Ein merkwürdiges Wort auf den feurigsten Geist der Zeit, gleich bezeichnend für den, der es sagte, wie für den, der den Anlaß dazu gegeben hatte. Delacroix' ganze Art schien dem Draufdränger zu indirekt, zu wenig durchsichtig, und er verstieg sich bis zu Angriffen auf die Technik des Meisters, die ihm zu kompliziert und zu kompiliert erschien. Er ging aber doch in den Luxembourg und nahm sich die Dantebarke vor. Die beiden Arbeiten, die er nach dem Bilde machte, sind nichts weniger als Kopien. Die erste ist eine Skizze im kleinen Format, ein flüchtiger Eindruck, der nonchalant über das Dichterische des Delacroix hinwegsieht. Auch der zweite, etwas größere, verzichtet auf die Details. Beide suchen das Farbige der Arabeske zu konzentrieren. Man könnte die Bezeichnung „glacial" mit mehr Recht auf diese Interpretation anwenden, auf diese scheinbar geflissentliche Zurückstellung des Gefühlsinhalts zugunsten des Sensuellen. Freilich muß man solche uns wesentlich erscheinende Differenzen zum guten Teil der notwendig analysierenden Übertragung jedes Schülers, der lernen will, zuschreiben. Und es mag mehr Ungestüm als Kälte gewesen sein, was Manet trieb. Immerhin fehlte der intensive Kontakt mit dem Vorbild, den z. B. die Kopie nach den „Petits Cavaliers" des Velasquez auf den ersten Blick verrät. Auch hier vereinfacht der Nachfolger, aber man glaubt der Vereinfachung eine Ergänzung des Vorbildes zu danken, eine Stählung der Struktur

durch die geradstrichige energische Zeichnung, die dem Geiste des Originals durchaus angemessen ist. Immerhin bleibt auch zwischen Delacroix und Manet ein loses Band. Die Beziehung kommt wenige Jahre später viel positiver zum Vorschein, auch wenn sie immer von einem spröderen Geiste umhüllt bleibt.

Couture stand den Übertragungen seines Zöglings skeptisch gegenüber. Er sah darin nur Überhebung. Manets Kameraden aber dachten anders, und die Art, wie er die alten Meister betrachtete, wurde manchen, so zum Beispiel Fantin Latour, zu einer Bestärkung, wenn nicht zum Vorbild.

In die Lehrzeit Manets fallen die beiden Jahre, die Feuerbach bei Couture zubrachte. Die beiden scheinen sich nicht näher gekommen zu sein, wenigstens habe ich darüber nichts erfahren können. Feuerbach war mehrere Jahre älter, brachte Couture ungeteilte Bewunderung entgegen und hat dem Kreise, der sich um Manet bildete, nicht angehört. Es ist ihm, wie Tschudi bemerkt, nie ganz gelungen, „die innere Unwahrheit" des Lehrers zu überwinden. Doch gibt es sprechende Zeugnisse für den gemeinsamen Start der beiden einander so grundverschiedenen Künstler. Einige Studien Manets, die sich aus der Couture-Zeit erhalten haben, verraten eine gewisse Ähnlichkeit mit den früheren Arbeiten Feuerbachs. Ich meine nicht die liegende Frau, die Duret besitzt, eine lederne Olympia, die an die schlimmen Schülerarbeiten von Puvis de Chavannes erinnert und wohl sicher vor dem von Duret als erstes Bild erklärten Christuskopf entstanden ist; vielmehr die wenigen Studien, die sich wie die ersten Arbeiten Feuerbachs den schönen Skizzen Coutures nähern. Das Gemeinsame ist ein breitstrichiger Auftrag, der mit trockener Farbe gemacht scheint. Dahin gehören ein sehr hübsches Pastell nach dem Kopf eines Jungen, die Studie nach einer alten Frau und das erste Bildnis des Kameraden Antonin Proust. In dem wohl etwas späteren Bildnis eines Malers, vielleicht auch Studienkameraden aus dem Couture-Atelier, in schmutzigen Farben, scheint sich bereits die eigene Faktur der spanischen Periode vorzubereiten.

Manet verließ das Atelier Coutures im Frühjahr 1856, kam aber noch zuweilen zu dem Meister und zeigte ihm Bilder, von dem Wunsch getrieben, Coutures üble Meinung zu zwingen. So brachte er ihm die Zeichnungen und Kopien, die er auf den beiden nach Beendigung der Lehre unternommenen Studienreisen nach Belgien, Holland, Deutschland und Italien gemacht hatte, Couture blieb ungerührt. Und als Manet ihm im Jahre 1858 den „Buveur d'Absinthe" zeigte, meinte der Meister: „Mein Lieber, ich sehe hier nur einen Absinthsäufer, und das ist der Maler, der diesen Unsinn gemalt hat." Damit endeten ihre Beziehungen.

Schon der Lehrling Manet hat einen scharfen Umriß. Es ist der Mensch, der sich selbst seinen Weg bahnt. Wenn ich recht berichtet bin, so hat er sich

kurz nach Beendigung der eigentlichen Studienzeit als blutjunger Mensch der Frau verbunden, die später seine Gattin wurde. Sie hieß Leenhoff, war Holländerin, Musikerin von Beruf und wurde dem Künstler, der mit der Ehe nicht auf die Freuden des Parisers verzichtete, eine treue, duldsame Gefährtin. Sie brachte einen Sohn Léon mit, den Manet wie sein eigenes Kind liebte und noch zuletzt in seinem Testament wie einen Sohn bedachte. Manet gab ihn für einen jüngeren Bruder seiner Frau aus und so wird der Junge in der Kunstliteratur als Modell vieler Bilder genannt. Nach einer unsicheren Legende soll er der rechte Sohn Manets sein. Das wird von allen Freunden Manets und auch von dem überwiegenden Teil der Familie bestritten. Es ist nicht einzusehen, warum Manet seinen Intimen diese Beziehung auch in später Zeit verschleiert hätte, wenn sie wirklich bestand. Die geringen künstlerischen Anlagen, die Léon Leenhoff in der Jugend zeigte, waren wohl nur ein künstliches Produkt des liebenden Stiefvaters. Später hat sich Leenhoff ganz von der Kunst zurückgezogen und lebt heute als Geflügelzüchter in Paris.

Die Selbständigkeit, die Manet in der Gestaltung seines Lebens bewies, wurde seiner Kunst zur Richtschnur. Man begreift, daß er nicht mit Couture auskommen konnte. Schon allein die menschlichen Dinge genügten, um sie zu trennen. Couture ist der geschickte Konfektionär der Kunst, der künstliche Künstler, der von dem Leben anderer lebt, ohne die Kraft, ohne den Willen, sich ein eigenes Dasein zu schaffen, einer der vielen Schmarotzer, die nur ein ganz äußerlicher Zufall, das Talent, für den Beruf bestimmt. Zumal an ihm gemessen, wird Manet zu dem kühnen Neuling. Nichts entsteht aus kleiner Rechnung, nichts ist Zufall in ihm. Er will. Formen eines männlichen, vor nichts zurückschreckenden, nur seiner Einsicht gehorsamen Willens sind seine Bilder. Er will sich ausdrücken und verachtet die Routine, er will zu seiner Zeit hin, zu seinem Begriff von seiner Zeit, einem Begriff, der erst erobert werden muß. Der kaum Erwachsene spricht von neuen künstlerischen Formeln, will Luft und Licht in die muffige Atmosphäre des Atelierbetriebes bringen, will die Dinge geben, wie sie ihm erscheinen, ohne Zwang, mit Lust, und nur solche Dinge, die zu dem Kreis gehören, in dem er sich zu Hause fühlt, die er mit Sachlichkeit anzupacken vermag. Er ist im Vergleich zu Couture die Silhouette eines ganz modernen Menschen. Und der Künster erfüllt, was der noch schwankende Umriß des Jünglings verspricht. Bald wird er Bilder zeigen, die einen Abgrund zwischen seiner Art und allem Couturehaften auftun, wird verspottet, gehaßt und bekämpft werden, und Paris wird um einen Revolutionär reicher sein.

Ein Revolutionär! Der Name blieb ihm. Revolutionär, weil er bekannte, was er empfand, und weil dies den herrschenden Gewalten des Tages entgegen war. Er verdient den Namen. Wäre aber Manet nichts als der

Revolutionär seiner Zeit gewesen, so würden wir heute, wo eine andere Öffentlichkeit regiert, eine, die er voraussah, die ihn entstehen ließ, die schon damals im Keim existierte und längst alles, was ihm zu Widerständen wurde, überwunden hat, so würden wir Heutigen keine Erregung mehr durch ihn gewinnen. Das lediglich Bekämpfende, Verneinende des Empörers verdunstet wie der Wein aus offenen Flaschen. Auch der Name eines Modernen ist ihm bis zu seinem Tode geblieben, mit gleichem Recht. Es war viel Neues in ihm. Wäre er aber wirklich nur der Moderne seiner Zeit gewesen, so wäre er längst überholt, denn Aktualitäten vergehen heutzutage mit Windeseile. So geben also jene Namen, die man dem Lebenden gab, mit denen man ihn wohl auch heute noch in luftarmen Gegenden bezeichnet, an sich nichts Positives, da sie immer nur ein Verhältnis des Künstlers zu vorübergehenden Dingen andeuten. Um das Bleibende seiner Art zu erfahren, muß man fragen: Wie war Manet modern? Wie war er Revolutionär? Und nur, wenn sich bei dieser Untersuchung Faktoren ergeben, die das Verhältnis des Künstlers zu der Allgemeinheit nicht als Willkür, sondern als siegreichen Kampf gerade gegen die Willkür erscheinen lassen, wenn wir den Einsatz erkennen, den der Streiter als unangreifbares Gut unseren anderen Gütern organisch einfügt, lassen sich mit seinem Namen wertbildende Begriffe verbinden. Denn schließlich kann man, wie uns die Gegenwart bis zum Überdruß lehrt, auf recht verschiedene Art modern und revolutionär sein. Auch der zum Mechanismus gewordene Tagelöhner, der die Billette beim Eingang in die unterirdische Eisenbahn knipst, ist modern, und der Fant, der gedankenlos sein Leben zwischen den Dingen verbringt und nie das Bedürfnis empfindet, sich anders als Benutzer mit ihnen abzufinden, vollbringt in seiner Art ein Revolutiönchen. Die Faktoren, die uns näher aufklären, müssen notwendige Gegensätze zu der negativen Bedeutung seiner Schlagworte darstellen, und sie werden die gesuchten Begriffe um so mächtiger gestalten, je stärkere Gegensätze sie ihnen zufügen. Um sie zu finden, werden wir (in einem demnächst erscheinenden Buche) von dem vielbesagten revolutionären Modernismus Manets absehen und in der Genesis seiner Kunst das Nichtmoderne aufzudecken suchen.

Das Exemplar

Roman von Annette Kolo

(Fortsetzung)

Die grauen Wolken hatten indes den lichten Himmelssee wieder verschlungen und die Luft blieb regnerisch. Mariclée eilte nach Hause, wand und befestigte den Schleier auf ihrem Hut und probierte ihn bald so, bald anders. Es war die einzige Beschäftigung, auf die sie sich jetzt konzentrieren konnte. Als dann die fünfte Stunde herannahte, verließ sie das Haus und nahm einen Hansom, der denselben Weg einschlug, den sie Tags zuvor in der Sonne zurücklegte: St. James Street, Trafalgar Place und Whitehall hinab: fünf Uhr, fünf Uhr, fünf Uhr stand auf allen Zifferblättern zu lesen und silbern ertönten fünf Schläge vom Westminsterturm. Mariclée starrte mit der Miene einer Gerichteten auf die grau glasierten Plätze und Straßen als müßte sie Abschied nehmen von allem, was sie erblickte. Die alte Abtei stellte hier einen Abschluß von seltener Majestät, die schöne niedrige Kapelle stark im Vordergrund, und der weitläufige, gebieterische Bau so königlich gelagert. Ein edler, höchst menschenwürdiger Platz, dessen Vorzüge sie jetzt mit geschärftem Auge erfaßte. Bei dem Tore, von welchem aus Karl I. seine letzten Schritte ging, bog jetzt der Wagen in eine stille und imposante Seitenstraße ein, fuhr noch zwei glatte, hochfenstrige Fassaden entlang und hielt. Mariclée, die reichlich Münze bei sich hatte, reichte, um Zeit zu gewinnen, dem Kutscher ein Pfund zum wechseln hin und ließ ihn in ihre Börse stecken, was er für gut erachtete. Sie stand nur dabei. Indessen öffnete sich die Türe des Hauses, bevor sie noch Zeit hatte zu läuten; sie trat in eine reizende Halle, sah zwei Diener in schwarzer Livree, die von ihrem Kommen unterrichtet schienen und ihren Herrn jeden Augenblick erwarteten. Mariclée hatte noch Zeit eine Stiegenrampe zu erblicken, viel zierlicher und schöner als die in Charles Street, dann sah sie nichts mehr, denn in demselben Moment war die Halle von dem Geräusch eines stoppenden Autos erfüllt und Mariclée wandte sich um. Sie sah einen Herrn, dessen Affektation sie nicht minder frappierte, wie seine Eleganz, langsam aber scheinbar mühelos, die Stufen emporsteigen, und ging ein paar Schritte auf ihn zu.

„Halloh da sind Sie ja!" sagte Mariclée mit einer völlig unangebrachten, erkünstelten und blödsinnigen Degagiertheit.

„Haben Sie gewartet?" fragte er.

Und sie bemerkten nicht, daß sie einander gar nicht begrüßten.

„Wir hatten eine Panne."

„Wir!"

Mariclée starrte wieder auf den Eingang hin und sah eine Dame in

tiefer Trauer aus dem Wagen steigen. Bevor sie noch einen Gedanken fassen konnte, schoß ihr alles Blut mit solchem Ungestüm zu Kopfe, daß sie schwankte wie ein Rohr. Er, der indessen ihr Gesicht im Auge behalten hatte, stellte sich alsbald schützend vor sie hin, als wisse er vor ihr von ihrer Bestürzung. Er deutete auf eine gegenüberliegende Türe und ging ohne ein Wort zu sagen, und ohne sich umzusehen darauf zu, und sie wußte nicht wie es kam, daß sie dasselbe tat und daß er Schritt mit ihr hielt und sie geleitete.

Sie betraten das Zimmer und er schloß die Türe hinter ihr zu; niemand folgte ihnen und sie waren allein. Sie empfand eine große Leere im Kopf und eine große Unsicherheit in den Knieen, ging auf einen Lehnstuhl zu, setzte sich aber nur auf die Lehne, als sei sie nur ganz provisorisch hier, und er nahm schräg ihr gegenüber Platz. Warum hat er mir das angetan? dachte sie.

„Wie geht es Ihnen?" fing sie an „und was fehlt Ihnen eigentlich?" Er sprach von einer verschleppten Malaria, aus der die Ärzte nicht klug würden; von einem bösen Fieber, das unversehens immer wiederkehre. Das einzige was ihm tauge, sei Sonne und staublose Luft. Dies Frühjahr habe er allein mit einer Wärterin auf einer Yacht in Afrika verbracht.

Während sie sprachen hielten sie die Augen fest aufeinander gerichtet und sahen sich unverwandt, mit ernster, ausdrucksloser Miene, wie zwei große Vögel an.

„Sie haben sich aber nicht verändert," sagte Mariclée, die ihn kaum wieder erkannt hätte. Und was machte er für Augen? sie waren ja ganz steif; und diese Unbeweglichkeit, diese Blässe, wie von einer Puppe? Und sie bedachte nicht, wie versteinert sie selber drein sah. Jeder nahm jetzt her, was ihm gerade einfiel. Er erwähnte den Todesfall, der sich so kürzlich erst begeben hatte, machte ein gefühlvolles Gesicht, das sie gar nicht an ihm kannte, und sprach von dem „schweren Kummer", von dem sie alle betroffen seien. Mariclée spürte einen starken Lachreiz. „Warum lügt er denn so?" dachte sie.

„Davon weiß ich gar nichts; sind Sie deshalb in Trauer?" log sie zurück.

Von dem Zimmer, in dem sie saßen, sah sie nichts, bemerkte aber jetzt, daß der Tee auf dem Tischchen vor ihnen serviert war, vergaß gänzlich die Situation und mechanisch, wie sie es früher oft getan hatte, schenkte sie ihm, und dann sich selber eine Tasse ein.

Und nie blickte sie zur Türe hin, als dächte sie mit nichten, daß hier jemand eintreten könnte, als sei dies ihre letzte Sorge, als sei dies keineswegs die Panik, die sie krampfhaft unterdrücken mußte, um ihr letztes Restchen Fassung zu bewahren.

„Wie lange ist es her, seit wir uns nicht mehr sahen?" fragte sie.

Er wußte es auf den Tag.

„So kurz?" sagte sie irrsinnig. Sie wollte sagen: „So lang." Aber es war ja alles eins.

„Und Ihr Beruf?"

„Ich hoffe ihn wieder aufzunehmen."

„Wirklich!" rief sie und leuchtete auf.

Aber sein Gesicht erhellte sich nicht. „Es sind noch lange Wege," sagte er.

Da erlosch auch der Strahl in ihren Augen.

Sie war von der Lehne aufgestanden und hatte sich in den Stuhl gesetzt. „Und was tun Sie indes?"

Er zuckte die Achseln: „Vorerst mich pflegen," sagte er, „und in drei Wochen nach Amerika fahren."

„Schon wieder! so weit!" entschlüpfte es ihr.

Und immer starrten sie sich mit ernsten, ausdruckslosen Augen an, indes ihre steinernen Masken ihre eigene Zwiesprache zusammen führten. „Ich kann mich nicht wohl dispensieren," sagte er; „meine Frau wünscht, daß ich sie begleite und die Seereise ist mir ja zuträglich." — Sie nickte; und weil die Angst vor der Türe sie immer stärker würgte und immer mehr verstörte, wußte sie jetzt nichts besseres vorzubringen, als einen albernen Tratsch, über eine Dame, die er früher flüchtig gekannt hatte und die sie beide in keiner Weise interessierte.

„Und denken Sie, jetzt läßt sie sich richtig scheiden," sagte Mariclée und stellte ihre Tasse verzweifelt wieder hin.

Da kam er ihr zu Hilfe.

„Wie lange werden Sie in London bleiben?" unterbrach er sie, ohne eine Miene zu verziehen.

„Drei Wochen," erwiderte sie unbedacht, weil er vorhin „drei Wochen" gesagt hatte. Eine jähe Röte stieg ihr zu Gesicht. „Oder 14 Tage," verbesserte sie. „Ich weiß es noch nicht."

Er nahm stets den äußersten Termin bei ihr an. Sie hatte es nur zu wohl erfahren, als sie in anderen Städten mit ihm zusammentraf. „Innerhalb drei Wochen wären Sie also noch zu erreichen?" wiederholte er.

„Ja," gab sie bei.

Da öffnete sich die Türe. Mariclée hatte das Gefühl, als lägen ihre Arme und Beine in den vier Ecken des Zimmers verstreut und als müßte sie sie dort holen gehen, in Wahrheit aber schoß sie kerzengerade in die Höhe. Sie hörte wie das Exemplar sie vorstellte, begrüßte die Eintretende mit großer Natürlichkeit, und näherte sich dann dem Fenster. Ihre Haltung war plötzlich tadellos. Etwas appellierte an ihr Selbstbewußtsein, oder ihren Stolz und es war als zöge unvermutet eine andere Fahne auf.

„Wir sprachen von Wiener Bekannten," hub sie im leichten, klangvollen Tone an und kehrte vom Fenster zurück. Sie war jetzt die Grazie und Sicherheit selbst. Auch die Steifheit und Spannung im Auge des Exemplars hatte sich gehoben und ein Gespräch zwischen den Dreien geriet richtig in Fluß. Mariclée zeigte sich lebhaft, ohne von einer eisigen Reserve zu lassen, und brachte es zustande zu lachen, ohne doch jemals zu lächeln. Sie unterhielten sich über die Juden, deren soziale Position in England eine viel gesichertere sei wie am Kontinent und das Exemplar meinte, es sei eben auch die beste Sorte Juden in diesem Lande zu finden und streute amüsante und scharfe Bemerkungen ein.

Hin und wieder nahm sie ihre Tasse zur Hand, setzte sie aber wieder hin, weil sie fürchtete man könne das Zittern ihrer Hand bemerken. Sie hätte gerne ihren Tee genommen, und wie die andern etwas dazu genossen, um sich weniger erschöpft zu fühlen, aber von essen konnte jetzt ebensowenig die Rede für sie sein, wie für einen Schatten oder eine Abgeschiedene. Sie nahm statt dessen eine Zigarette — die war nicht so schwer wie eine Tasse — und sie rauchte, und erzählte von Irland, und wie ihr die Irländer gefielen und mißfielen und von der Unmenge von Priestern. Indes lag jetzt in der blassen, schwebenden Hand, mit der sie ein wenig gestikulierte, während sie sprach, ein so ergreifender Ausdruck, daß Mariclée, der das Schöne, woher es auch kam, nicht leicht entging, davon betroffen ward, und sie senkte; doch das Exemplar hatte sich schon von seinem Platze erhoben und sie wußte, es war es, weil, ohne zu wollen, ihre Hand ihn gerufen hatte.

„Hier ist Feuer," sagte er, indem er sie schnell erfaßte. „Ihre Zigarette ist erloschen."

Und dies war die einzige Begrüßung, die zwischen ihnen stattfand. Mariclée wurde dessen nur wie von ferne gewahr. Sie hatte ja so viel zu tun, um jegliche Gefühle in sich auszuschalten, auf daß die leicht vibrierende Stimme, mit der sie redete, nicht brach. Man kam auf seine verflossene Seereise zurück, während welcher er niemals nach Hause schrieb.

„Er ist ja zu Briefen einfach nicht zu bewegen," sagte seine Frau; „schreibt er Ihnen je?"

„Niemals!" lachte Mariclée und schüttelte den Kopf. Die umfängliche Schachtel, in der sie seine Briefe aufbewahrte, faßte sie zwar längst nicht mehr. Aber konnte sie etwas anderes sagen, als was sie eben von dieser Seite vernahm? Und dann: was waren das für Briefe? Meist flüchtig hingeworfene Zettel. So war es, trotz der überfüllten Kassette fast wahrheitsgetreu zu sagen „Niemals".

Mitten drin trat auch die Frau einmal zum Fenster hin, um Mariclée, die im Halbdunkel saß, von rückwärts und vom Profil zu mustern, und kehrte dann zu ihrem Platze zurück. Und auch dieses fühlte Mariclée nur wie von fern.

Man sprach noch von diesem und jenem: von deutschen Stücken, für die er eine Vorliebe hegte und von Hauptmanns „Griechischem Frühling" den Mariclée überall verkündigen und lobpreisen mußte, weil das Buch ihre Marotte war; und endlich von dem kürzlich erfolgten Tode Tyrrels, wobei sie sich über die unversöhnliche Haltung des Klerus mächtig ereiferte. Niemand war in ihre Gedanken besser eingeweiht und mehr von ihnen eingenommen, wie das Exemplar, weshalb es ihm oft viel Spaß machte ihr zu widersprechen. So nahm er jetzt, der als Anglikane in solchen Fragen in keiner Weise engagiert war, für die schroffe Haltung der Kirche Tyrrel gegenüber munter Partei und sie wollte ihm etwas entgegnen, als ein Diener mit der Meldung eintrat, das Auto sei vorgefahren. Da empfand sie den Schmerz des mitten aus tiefem Schlafe jäh Aufgescheuchten, und erhob sich; das Exemplar schien von der Unterbrechung keine Notiz nehmen zu wollen, doch mahnte ihn seine Frau, daß es Zeit wäre zu fahren, um nicht in die Nachtluft zu kommen, der er sich nicht aussetzen durfte. Da brach er seinen Äußerungen über Tyrrel mit einer äußerst frivolen, aber so witzigen Wendung die Spitze ab, daß Mariclée ihn ansehen und lachen mußte. Denn zur Wirklichkeit und dem Bewußtsein ihrer Situation kehrte sie erst zurück, als sie wieder in der Halle stand und mit den beiden der offenen Pforte zuschritt.

„Da wir uns nun endlich kennen lernten, werden wir uns hoffentlich wiedersehen," sagte seine Frau.

„Ich hoffe es auch," erwiderte Mariclée höflich und rasch, doch ohne den Schatten eines Lächelns, denn ihr Gesicht war wieder wie versteinert. Und sie ging die Stufen hinab. Aber da erschien er noch einmal vor dem Hause und trat weiter hervor, als sähe er nach dem Wetter und nickte ihr zu, und blickte sie an mit einem Lächeln, in dem alles lag, und dem alles entglitt, das von den Dingen so wohl Bescheid wußte, das ein so weltweises, so kundiges Lächeln war, mit Idealismen zwar vertraut, doch jeglicher Illusion erstorben, ein so blasses, flickerndes und winterliches Lächeln, daß es Mariclée, der Schutzlosen und Gefährdeten, vom Leben so viel rauher Angefaßten, ins Herz schnitt und sie jeden Tropfen ihres Blutes aufbot, um Sonne in ihr eigenes Lächeln zu weben, und ihn anstrahlte, ohne Trauer, als sei nichts verloren. Dann riß sie ihre Blicke los und zog ihren verlassenen Weg und sah nicht einmal hin, als sein Auto, das ihn an den Meeresstrand zurücktrug, an ihr vorübersurrte. Denn jetzt war kein Licht mehr in ihren Augen und ihre Kräfte waren ausgegeben.

Der Tag schien nur um ein geringes blasser und es dämmerte noch nicht. Aber es war als ob alle Uhren jetzt verschwunden seien, ihr wenigstens fiel keine mehr ins Auge; sie dachte nicht mehr an die Zeit. Ihre Ernüch-

terung war grenzenlos. Dies also war der Mensch, der sie so wert dünkte, den sie mit solchen Gefühlen und solchen Gedanken behing, diese Puppe! — Mariclée stieß gegen ein Haus, und taumelte. Wahrhaftigen Gottes er sah aus wie ein Puppe!

Sie stand plötzlich auf dem Trafalgar-Platz, sie wußte nicht wie. Nun, es war wirklich gut, es war sicher ganz vortrefflich, daß sie ihn wieder gesehen hatte. Aber wo hatte sie nur ihre Augen gehabt? Also, das war er; — diese Puppe? und wenn sie es nicht selbst gewesen wäre, hätte sie eine große Lachlust verspürt. Was für eine Puppe, sagte sie ganz laut und wiederholte noch einmal, um das Erstaunliche auch auf englisch zu hören: „What a doll!"

„Jetzt nehme ich ein Hansom," dachte sie. Aber wozu? Welche Zeit wollte sie denn gewinnen? Es war schon besser, sie ging zu Fuß. Sie durfte das Geld nicht so hinauswerfen. Erst einen Kassensturz, wenn ich bitten darf. Warum hatte sie nicht gesagt: ich kann nur mehr zwei Wochen bleiben, mit zwei Wochen hatte sie doch nur gerechnet. Wie? Was meinte sie da? Was? War das ihr Ernst? Drei Wochen wollte sie nun um dieser Puppe willen? ... Ach, unterbrach sie sich selbst, nicht denken, jetzt nicht darüber denken ... später ...

Und Mariclée tat an diesem Tage tatsächlich etwas Vernünftiges; sie nahm ein Hamson, fuhr nach Hause, warf sich auf ihr Bette, gestattete sich keinen einzigen Gedanken mehr, sondern schlief. Es herrschte völliges Dunkel, als sie erwachte. Sie fühlte sich wie zerschlagen, erhob sich aber rasch, zog ein Abendkleid an und verließ ihr geborgtes Palais. In diesem Mausoleum hielt sie es jetzt nicht aus und sie mußte ein hübsches Restaurant ausfindig machen; dies war für den Augenblick das Wichtigste. In einer tristen Teebude zu essen hätte sie heute schier umgebracht. Sie fand in einer eleganten Seitenstraße ein sehr hübsches Lokal und zögerte nicht, es zu betreten, denn ihr schwindelte vor Hunger.

Sie hatte sich tags zuvor ein Theaterbillett genommen, aber sie ließ es auf dem Tisch zurück als sie wieder ging. Ihr graute plötzlich vor dem Zusammensein mit Menschen; sie wollte mit sich allein sein, nachdenken und gehen. Die Luft war linde und still. Über den schwarzen Wolkenstreifen, die noch am Himmel zogen, ragten jetzt Sterne in verzweifelt überwältigender Höhe. Mariclée kehrte von den dunkleren Seitenstraßen in die ruhelose Helle Piccadillys zurück, wo die Finsternis auf Schritt und Tritt vor den Lichtern zurückweicht, wie eine starre Kälte, die von mächtigen Feuern unablässig gebrochen und verdrängt wird. Von dem Ansturm der Wagen, die so endlos aufeinander folgten, daß der einzelne so wenig zählte wie in weiten Wäldern der einzelne Baum, wurden ihre Sinne ganz benommen, wie auch von der Gleichförmigkeit des rauschenden Lärms, den

sie heute wie eine gesteigerte Stille empfand. Vergebens wartete sie um die Straße zu passieren, denn nie wollte zwischen den vielen Kolonnen der Wagen, Autos, Omnibusse und Hansoms eine Lücke entstehen; mitunter schwankten hochgetürmte, bunte Stellwagen mit Pferden bespannt, recht altväterisch einher. Als da einer vorüberzog, dessen Dach ohne Insassen war, machte Mariclée ein Zeichen, ergriff schnell die hilfreiche Hand, die ihr der Kondukteur entgegenstreckte, und kletterte behend zu den oberen Sitzen hinauf, von welchen aus sie unter freiem Himmel, ungestört und ganz für sich allein, die Straßen dominierte. Denn unter freiem Himmel und allein und abgetrennt zu sein, war jetzt ihre ganze Sorge. Sie mußten wissen, was die große Stille bedeuten wollte, die mit einem Male in ihrem Innern entstanden war, wie der Wind, der mit einem großen Ruck mitten im Sturm innehält, doch nur weil ihm der Atem ausging, und um desto stärker wieder anzuheben. So traute sie dieser Stille, dieser Glätte eines allzu bewegten Herzens nicht. Was mochte sich in ihm abspielen, daß so seltsame Schauer seinen Gründen entstiegen und immer stärker wiederkehrten? Waren sie von Glück oder Betrübnis aufgeweht? Ihr bangte wie vor einem Vorhang, der ihr das eigene Selbst noch vorenthielt und sich nun langsam teilte, sie in ihr Inneres einzulassen. Der Omnibus fuhr durch die grelle Oxfordstreet und Hyde Park entlang. Als er am Ziele war und wendete, stieg der Kondukteur herauf, aber sie löste einfach eine neue Karte, fuhr bald hin, bald her, tief in die Nacht hinein und blieb auf ihrem ambulanten Dach. Anderen Menschen war es wohl zu kühl hier oben, denn niemand störte ihre Einsamkeit. Im Parke, wo sie zusammenstanden, trugen sich die Bäume noch sommerlich, doch ihr Laub hing schon recht herbstlich stille, weil keine neuen Säfte sie mehr durchquillten. Aber was wußte sie da von Wärmegraden, von Stunden oder Jahreszeiten? Und es war nicht Herbst. O nein! die Knospen hingen zum bersten reif an grünendem Geäst, nur ein Regenschauer mußte noch herniedergehen; denn es war eine Frühlingsnacht; es war nicht Herbst; wer sagte das? man stand im Lenz. „Ach ich Arme!" dachte sie „Warum bin ich so glücklich?" und preßte ihre Arme gegen ihr Herz, das sich durch keine Bedenken halten ließ; es hatte an diesem Tage allzuvieles gewaltsam unterdrücken und verdrängen müssen; nun brach es ans Licht und prangte in hellem Flor.

Sie hatte ihn wiedergesehen, und er war nicht gestorben. Die Leute, die vor kaum einem Jahre seinen Tod so sicher in Aussicht stellten, die Londoner Reporter, die vor jedem Redaktionsschluß anfragten, ob er noch nicht zu vermelden sei, sie hatten einmal nicht Recht behalten, und ihr Erzfeind: die Wahrscheinlichkeit war einmal nicht zur Wahrheit geworden, sondern die Schatten, die sich schon das Zeichen gaben und an seiner Schwelle sammelten, hatten wieder von ihr weichen müssen. Sie hatte ihn wieder-

gesehen und er war geblieben. Die Götter, die in das Herz des Menschen sehen, hatten sich des ihrigen erbarmt, dessen Blut zu Asche zerronnen wäre, wenn die Dinge ihren Lauf genommen hätten und statt es fortan wie eine Urne zu tragen, hielt sie es jetzt wie einen frohlockenden Zweig, den eine Überfülle aufbrechender Knospen zu sehr beschwert.

Denn in ihr war etwas, das den Tod nicht nur haßte, sondern ihn nicht ertrug. Sie, deren kraftlose Hände einen Schlüssel nicht zu drehen vermochte, der auch nur halbwegs strenge in seinem Schlosse saß, hatte einmal eine verschlossene Türe gesprengt, weil der Schrei, der daraus hervordrang, auf den Hörer augenblicklich eine freche Todesvision übertrug. Und nicht das Erbarmen, sondern einzig die Wut hatte da ihre Kräfte so vertausendfacht und ihre Schnelligkeit so gesteigert, daß sie wie eine Kugel auf das betroffene Wesen hinschoß und mit einem verdunkelten und von Haß entstelltem Megärengesicht, es seinem Schicksal entriß.

So sehr war sie in das Leben verliebt, daß diese Liebe die Natur in ihr pervertiert hatte — wie etwa eine bourbonische oder florentinische Lilie eine pervertierte zu nennen ist. Mariclée war ein Kind ihrer Zeit; sie mußte das hinnehmen. Bei aller Intensität war kein Geist abschweifender als der ihrige und dem Gegenstande seiner Leidenschaft beständiger entrückt. Im klassisch hergebrachten Sinne liebte sie das Exemplar mit nichten, und sogenannte „Mädchenträume" hatte sie niemals auf sein Haupt gehäuft. Denn ihr Bereich waren jene Zwischenstadien, die unsere Mütter und Großmütter nicht kennen lernten. Aber heutige Frauen sind insofern die Erfahreneren als gewisse „Brechungen" ihres Gefühlslebens viel weiter ausgreifende Strahlungen desselben ermöglichen. Es ist die Zeit, es ist die Zeit!

Denn zum Charakter einer Krankheit gehört es (und es ist ein alter Gemeinplatz die Liebe eine solche zu nennen), daß sie von einer Phase in die andere übergeht und keinen eigentlichen Stillstand kennt. Manchmal kommt es dann vor, daß sich die Krankheit zurückschlägt, so daß man nicht sogleich zu sagen wüßte, wo denn ihr Herd zu suchen sei, weil sie nirgends ist und überall, und im Moment, in dem sie zurücktritt, dem Ungewitzigten behoben scheint.

Dieser Moment herrscht nun heute in Dingen der Liebe bei uns Europäern fast epidemisch vor. Er ist es, der jener vielberühmten „Temperamentlosigkeit" unterliegt, die den jüngsten Männern so vielfach eigen scheint, und die älteren so sehr befremdet; aber ich möchte fast behaupten: gerade von diesen wird über dieses Thema immer nur das Falscheste vorgebracht. Sie besinnen sich nicht lange, auch das stilisierte einfach für pervers zu halten und ehemalige Roués sind hier nicht selten unverbesserlich naiv. Was sie indessen als dekadent (das Wort soll alles decken) abfertigen, ist eine Krisis, die macht, daß es wert ist zu leben, wäre es nur, um zuzusehen, wie sie ver-

laufen, wie die kommende Generation sich zu ihr verhalten, und wie diese daraus hervorgehen wird. Mittlerweile scheinen sie in der Tat überhaupt nicht zu lieben, denen heute die allgewaltige Blindheit der Liebe verloren ging, so daß die Glut ihrer Herzen zurücktrat, als ein schleichendes Fiebern sich in alle Adern ergoß und ihre Wildheit schlug. Was die Besten so ermattete, ist der Vorgeschmack der großen Ernüchterung, das Bewußtsein von der Schalheit der Dinge und die Angst vor dem sich bescheiden im Überdruß. Die Realität der Liebe verlor da zum ersten Male seitdem die Welt besteht, gerade für die Liebenden an Wichtigkeit, und die Scheu des Unzulänglichen wurde so zur heutigen Romantik.

Mariclées Element war das Absichtslose. Sie konnte ihr Gefühl nur einem solchen Manne zuwenden, bei dem aus irgendeinem Grunde eine Verwirklichung ihrer Wünsche so ausgeschlossen war, wie das Festland von der Meeresinsel. Sie liebte ihn um seines Wertes willen und nichts darüber, damit schoß sie aber gerade über das Ziel hinaus, verlor den Mann aus dem Auge und hing sich an den Menschen. Sie wußte es nicht, aber das Exemplar, das ihr zugesehen hatte, wußte es von ihr. Er hatte ihr die größte Wohltat erwiesen, die ihr von einem Manne zuteil werden konnte: sie vollkommen zu durchschauen, und so lang er lebte, war sie nicht allein.

Durch einen Zug ihres eigenen Wesens war sie er selbst, und zwar gerade auf Grund jenes Idealismus, den er für sich nicht mobil machte, und mit dem sie sich einen so unerhörten Luxus gestattete.

Ihm war einer der besten Tribünenplätze zugefallen, die im Leben zu haben sind und auf dem ihm alle Vorteile und Genüsse, von den edelsten zu den materiellsten, zu Gebote standen. Er hatte sich auch stets um einen solchen Platz bemüht, und sie feilschte darob nicht mit ihm, denn ihr Verzicht auf das Ganze war nur deshalb erfolgt, weil sie mit keiner zweitbesten Lage vorlieb nehmen wollte. Sie flickerte dann lieber zwischen Bühne und Publikum hin und her, ließ sich nirgends eingrenzen und war es zufrieden, sich allem und jedem gegenüber eine vage Zugehörigkeit und einen vagen Protest vorzubehalten. Dies war ihre Geste.

Er hingegen war der typische Zuschauer, für den gespielt, gearbeitet, gelernt, geforscht, Kunst getrieben und immer neues gefunden und entdeckt wird, und für den vor allem alle schönen Dinge vorhanden sind. Er gab sich zu denken nicht sonderliche Mühe, denn just für ihn wurde ja gedacht. Und woher sollen die Romanschriftsteller und Dramaturgen ihre Helden schöpfen, wenn jene Typen aus der Welt verschwänden, welche den Stoff zu ihrem Gestalten liefern?

Ein solcher Held nun war das Exemplar.

Die Gemeinschaft, die zwischen ihm und Mariclée bestand, war ebenso kurios, wie ihre bei den Haaren herbeigezogene erste Begegnung.

Vor einigen Jahren war er durch die Stadt gekommen, in der sie lebte. Und am selben Tage hatte sie eine ehemalige russische Palastdame und Witwe eines vielbereisten Diplomaten aufgesucht, die eine große Schwäche für sie bezeigte und mit der sie sich hin und wieder zerwarf, und dann wieder versöhnte. Die alte Dame war sehr tyrannisch und unberechenbar in ihren Launen, hatte sich aber dabei eine vollendete, in Anbetracht ihrer Jahre sehr merkwürdige Grazie bewahrt und schien hier etwas verschlagen mit ihrer Sarskoe-Zelo-Aura, die sie überall mit sich führte ohne einen rechten Gebrauch dafür zu finden, denn im Vergleich zu seinem früheren Glanze war ihr Leben jetzt sehr windstill und verblaßt.

Als nun Mariclée an jenem Tage bei ihr erschien, wollte sie gleich über sie verfügen, sie ins Theater und für den ganzen Abend in Beschlag nehmen. Aber Mariclée tat ihr prinzipiell keinen Gefallen mehr, weil sie gefunden hatte, daß anders nicht mit ihr auszukommen war. Und als sie merkte, daß ihre scheinbar recht unmotivierte Weigerung andere Besucher, die zugegen waren, unangenehm berührte, weigerte sie sich erst recht. Aber die Gesellschaftsdame, ein junges und recht unglückliches Mädchen, zupfte sie leise am Ärmel, nahm sie geschickt abseits und bat sie flehentlich der alten Dame heute abend zu willfahren. Da witterte Mariclée eine häusliche Szene zwischen den beiden und nahm ihre Absage zurück.

Eine Stunde später saß sie in einem Stück von Björnson, und bemerkte, daß ein Herr in ihrer Nähe öfter zu ihr hersah, doch achtete sie nicht weiter darauf, teils aus Zerstreutheit, teils weil sie ihn nicht kannte. Nach der Vorstellung aber ging er plötzlich auf die alte Dame zu, die ihn mit einem kleinen Freudenschrei willkommen hieß, denn sie kannte ihn vom letzten Posten ihres Mannes her. Mariclée, immer noch recht unbeteiligt, hielt sich jetzt abseits und ließ die beiden in dem engen Gang ein paar Schritte vorausgehen. Aber vor dem Vestibül wandte er sich um, hielt inne und verlangte ihr vorgestellt zu werden. Mariclée stand eine Stufe höher als er und sah jetzt zum ersten Male sein Gesicht; sie stutzte. Sein wundervolles Äußere frappierte sie so sehr, daß sich ihr Gesicht erhellte und sie ihm unwillkürlich ihre Hand entgegenstreckte, aber zugleich blickte sie von ihm weg und starrte ins Leere und lächelte dabei, als sähe sie sich im Geiste sein Bild noch einmal an. Da kam er rasch die Stufe herauf, um ihre Hand zu ergreifen, und sein Lächeln trug ohne eine Spur von Selbstgefälligkeit den deutlichen Reflex des ihren. Und es geschah alles so rhythmisch, als hätte im Hintergrund eine Musik diese flüchtige Begrüßung von Anfang bis zum Ende begleitet. Sie war symbolisch genug. Nur das Leben konnte diese beide trennen: ein Mißverständnis nie.

Trotzdem war er ihr am folgenden Morgen ganz aus dem Sinn. Sie erwartete an diesem Nachmittage die alte Palastdame bei sich zum Tee. Als

es läutete, stand sie gerade am Fenster und sah einen Kindertotenwagen dem Hause zufahren. Sie ging in den Salon, ihrem Besuche entgegen und sah das Exemplar auf sie zukommen, wie wenn nichts natürlicher wäre, als daß er heute in Begleitung ihrer alten Gönnerin hier erschiene und sich von ihr hier einführen ließe. Sie war das einzige Wesen, daß er in dieser Stadt kannte.

Von dieser Stunde an war das Unstäte, Rastlose und Unsichere von Mariclées Wesen dahin. Die beiden trafen sich fortan bald in kurzen, bald in längeren Zwischenräumen bald in dieser, bald in jener Stadt, bald in Rom, bald in Venedig. Wenn sie gingen, dann war es, als ob ein ehernes Gesetz sie zur Gruppe zusammenschmiedete, und es war nicht als ob zwei, sondern als ob einer ging. Seine Nähe war die Heimat, die alle Einsamkeit von ihr benahm, und in der sie von allen Ungereimtheiten des Lebens rastete. Einmal im Theater, als er die Hand ausstreckte, um ihren Zettel zu nehmen, waren ihr Tränen in die Augen gekommen, weil seine Vollkommenheit sie so beglückte. Denn er war gleichsam ein Übergang zum menschlichen Standbild. Dies Phänomen war durch seine äußere Form im Verein mit der Akuität seines Schönheitssinnes entstanden. Die Harmonie kann so gut wie die Häßlichkeit als „Akkumulator" am Werke sein. Durch die Schärfe aber, mit der Mariclée diese Harmonie so restlos wahrnahm, hatte sie Teil an ihm, ja „gehörte" er bis zu einem gewissen Grade ihr.

Und nun stiegen auf dem Wagendache, auf dem wir sie ließen, auch die weit verstreuten, selbst die vergessenen Tage ihrer Zusammenkünfte wie aus einer Versenkung empor, zerfallene Kulissen durften wieder erstehen, der Zeiger rückte bald nach dieser, bald nach jener Stunde ihres Zusammenseins zurück und eine jede durfte wieder aufleben und erblühen. Und über Mariclée war das Glück wie ein Frühlingssturm her und schüttelte und durchschauerte sie. Er lebte und sie hatte ihn wiedergesehen. Um sie her rauschten jetzt die Bäume von einem mächtigen Winde aus ihrer Stille aufgescheucht, die Nacht war schon weit vorgeschritten, aber Mariclée nistete noch immer auf ihrem Dache oben, wie ein Käuzchen in seinem Felsenloch. Sie ließ sich durch den Schaffner nicht stören, der ab und zu an der Stiege erschien und von dem sie dann eine neue Karte löste. Zum wievielten Male war sie wohl schon Park Lane und jene grotesken Häuser entlang gefahren, die ihr Dasein bald einem undeutlichen Ricordo di Venezia (in englischer Betonung) verdanken, bald — (mit dem gleichen Akzent) von Nürnberg und Albrecht Dürer phantasieren? Fassaden, in welchen sich gewisse angelsächsische Züge mit solcher Drastik verdichten, daß diese, zu Kalk und Stein verhärtete Borniertheit nicht niedergerissen, sondern in künftigen Jahren restauriert werden sollte. Denn der dumme Deutsche ist nur ein Ärgernis, dem stupiden Engländer gebührt ein Monument.

Mariclée stieg nicht eher von dem Wagen herunter, als bis er seinen Dienst einstellte, dann ging sie nach Hause und ließ sich mit ihrem kleinen vergoldeten Kammerherrenschlüssel dort ein. Die Diensträume lagen weit ab und niemand konnte sie hören, nur die Stille eines unterirdischen Gewölbes wehte ihr hier entgegen. Sie tastete an der Türe nach den Hähnen, und alsbald entströmte den verhängten Lüstern ein verschwiegenes, weißliches Licht. Mariclee stieg wie im Traume die Steintreppe hinauf und an dem großen Spiegel vorbei, aus dem ihr stets nur ihr eigenes Bild entgegentrat. Doch halt! — wer war das? — das war nicht sie. Welche Gestalt zog da wie auf Wolken einher? Wessen Antlitz? o das war nicht sie! ach ihre Züge waren es, und nicht die ihren, wie die Rose, die am Gartenstrauche hängt nicht dieselbe ist, die am Hag eines Götterhaines entflammte. So also sah sie im Glücke aus. — Wo war die Unbelebtheit hin, die manchmal wie ein Vorhang ihr weltabgewandtes Antlitz überzog und es umdüsterte? und sie wandte sich ab, denn es schmerzte sie dies herrliche und lichtumflossene Gesicht zu sehen.

Wie brachte sie es nur zuwege, wird sich der Leser denken, auf so geringe Veranlassung hin, einen solchen Maibaum aufzurichten? Welch ein Aufwand von Gefühlen pour si peu! Aber man denke wie gewaltsam im Moment die ungeheure Freude des Wiedersehens zurückgedrängt worden war, und gleich nach der Zusammenkunft so weit zurückschlug, daß sie das Exemplar mit den vollkommen nüchternen Augen eines gleichgültigen Passanten betrachtete und sogar geneigt gewesen war, die ganze Geschichte von der lächerlichen Seite anzusehen. Denn vergessen wir nicht, daß Mariclée sich leicht an der äußersten Kante der Dinge bewegte.

So dachte sie auf ihrem Omnibus nicht mehr: „Warum hat er mir das getan?" und prüfte nicht, ob er die Situation herbeigeführt oder nur geduldet hatte. Sie dachte nur: O wie genau wußte er, daß er sie riskieren durfte! Wie genau wußte er, bevor sich jene ominöse Türe öffnete, wie ich mich verhalten würde! O wie gut bin ich bei ihm aufgehoben, und wie gut kennt er mich?

Und so war das ganze Freudenfeuer vor allem eine Reaktion.

Achtzehntes Kapitel

Darüber konnte ja am nächsten Morgen kein Zweifel sein, daß es Herbst war. Die alte Klara gab ungeheuer viel auf das Wetter. Wenn sie das Frühstück heraufbrachte, verfehlte sie nie hierüber Bericht zu erstatten, und zwar stets mit dem entsprechenden Mienenspiel: der guten Botschaft voll, wenn die Sonne schien, besorgt, wenn sie sich nicht zeigen wollte, und kopfschüttelnd, wenn es goß. Mariclée hatte von ihrem Bette aus den Blick

auf zwei Fenster, wovon das eine groß offen stand, so daß sie beim Aufwachen über die jeweilige Witterung bestens orientiert war, aber sie tat nie dergleichen, da die Alte den meteorologischen Vortrag als ihres Amtes zu erachten schien.

„A very cool day indeed, Madam", verkündete sie heute „and no sun." Sie schloß das Fenster und zündete im Kamin ein Feuer an.

Mariclée war etwas gerädert von dem langen Fahren auf den harten Sitzen des Stellwagens und ihre Augen schienen wie nach einem Fieberanfall etwas glanzlos und erweitert. Aber sonst zeigte sie sich wieder sehr vernünftig. Es war immerhin gut, daß sie bei aller Verstiegenheit jederzeit imstande war zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurückzukehren, und sich in den Alltag, ob sie ihm noch so weit davonlief, wieder zu schicken. Es galt jetzt die nächsten drei Wochen so erträglich zu gestalten, als es sich mit ihren beschränkten Mitteln vereinen ließ, denn vorher würde sie das Exemplar keinesfalls sehen. Daran zweifelte sie keinen Augenblick. Sie kannte ihn viel zu gut, um nicht zu wissen, daß er den Moment der Möglichkeit, sie noch zu sehen, aufs äußerste hinausschieben würde, weil ihm an dieser steten Möglichkeit eines Wiedersehens vielleicht mehr gelegen war, als an dem Wiedersehen selbst.

Am liebsten hätte er sie nie aus seiner Nähe gelassen, weil sie ihn am meisten entbehrte, wenn sie mit einer Möglichkeit ihn zu sehen rechnen konnte und dann ausschließlich an ihn dachte. Er wußte, daß ihr zwar kein anderer Mensch, daß ihr aber manche Dinge mehr galten als er. Für eine Idee hätte sie ihn jederzeit verraten und ihn über ein allgemeines Interesse aus dem Auge verloren und vergessen, ja vergessen, selbst ihn!

Der Sinn für die Unwichtigkeit des Einzelnen und die Relativität der Dinge ging ihr nie ganz verloren; hier lag der tragische Zug ihres Wesens: sie war nicht zu umschreinen und sehr früh unfähig geworden restlos in einem Manne aufzugehen. Auf ihre geistige Welt hatte er nicht den leisesten Einfluß. Denn was ihre geistige Position wert war, wußte sie. Sie hatte sich zu führerlos zu ihr durchgerungen und in geistigen Dingen zu bittere Not gelitten. Wenn sie aber den Stolz des Mannes eingehandelt hatte, so war ihr der Stolz der Frau in die Brüche gegangen. Sie fragte sich nicht, als sie jetzt einen Generalkassensturz vollzog, ob denn der ganze Spaß die Opfer wert war, die sie bringen mußte, noch ob er sich mit ihrer Würde vertrug. Sie wäre jederzeit zu einer Reise um die Welt bereit gewesen, um eine halbe Stunde mit dem Exemplar zu verbringen. Seine Verheiratung änderte an ihrer Haltung nicht das mindeste. Ihre Eifersucht war von ihrer Weisheit und ihrem stets regen Überblick so überboten, daß sie es sich zutraute auch die Eifersucht der anderen zu entwaffnen. Solche Dinge nahm sie gar nicht wichtig. Kurz sie war ein Original.

Daß sie aber mit nichten diejenige war, die sie unter anderen Umständen und in einer anderen Epoche geworden wäre, bedarf keines Wortes. Sie war als ein Kind ihrer Zeit, vom heutigen Manne gezeichnet. Das Bestimmende für ihre eigenartige Entwicklung war, daß sie sich schon sehr früh von jener Gattung Männern umringt sah, die, kurz umschrieben, keine épouseurs sind und daß sie gerade solche Typen am stärksten fesselte. Dies war ihr Schicksal; in unseren Tagen durchaus kein seltenes. Als dann dieser Kreis von „Verehrern" von dem klassischen Liebhaber gesprengt wurde, war es schon zu spät; und ob sie es auch bedauerte, konnte sie nicht mehr zurück. Jene Utopien, die Tolstoi vor 20 Jahren in seiner Kreuzersonate zu Forderungen zu erheben wagte, sind, wenn auch in einer ganz anderen als der moralischen Tonart, im Unterbewußtsein der jüngeren Generationen rege, vielfach zur Tat und unverkennbar zur Neigung geworden. Indem sie keinem gehörte, behielt Mariclée, wie sie glaubte, auf irgendeine mystische und geheimnisvolle Weise auf alle liebenswerten Männer ein Recht. Zwischen der Eingrenzung oder der Einsamkeit blieb keine Wahl. So wuchs sie denn wie ein halb sublimer, und halb absurder Protest ins Leben hinein. In einer Welt, in der man alterte und starb — die zwei einzigen Dinge, die sie nie vergessen konnte — tat sie nicht mit. Ja alterte und starb sie darum weniger? „Ja weniger" war jedesmal auf diese vernünftige Frage das sinnwidrige Echo ihres Herzens.

Kurz, jene Keime, die sonst in der Frau erstickt zu werden pflegen, und denen der Mann nicht Zeit läßt, ja die er vielmehr zu zertreten und mit anderen Trieben aufzupfropfen und zu kreuzen bestrebt ist, sie hatten bei ihr in eben jenen, den Frauen gegenüber so sehr passiven Männern Nahrung gefunden, und durften durch Mariclées eigene Geistigkeit, sowie durch manch äußere Umstände begünstigt, mit der ganzen Hitze einer sehr elementaren, jedoch sehr umgewerteten Leidenschaft emporschießen und sich entfalten.

Als sie mit dem Exemplar zusammentraf, war die Natur in ihr schon so stilisiert, daß sie auf den Wogen eines grenzenlosen Meeres, in dem sie unter anderen Konstellationen zweifellos versunken wäre, sicheren Fußes wandelte. Wenn aber das Band, das die Beiden vereinte, aus solchen Paritäten geflochten war, daß keine Zeit, keine Mißverständnisse und keine Eifersucht es zerreißen konnten, so hinderte das nicht, daß eine Welt von Dingen täglich daran zerrte und es verhöhnte. In der Theorie war sie ja eine große Utilitarierin; ihr wahres Leben ahnte niemand. Sie verbarg ihren Idealismus wie einen Höcker (und das war er ja auch) und schnürte ihn so geschickt ein, daß kein Mensch, außer dem Exemplar sie darauf taxiert hätte. Was aber ihr Dasein recht eigentlich zu einer Prüfung machte, war, daß sie bei aller Verstiegenheit nicht in den Wolken lebte, sondern haarscharf erkannte, wie diese Welt beschaffen war, was vor ihr galt, und was nicht,

und es ihr manchmal recht hart fiel, ihre Position, die jeder praktischen Lebensführung Hohn sprach, nicht nur vor sich selber, auch dem Exemplar gegenüber zu behaupten. Gerade weil sie ein Teil von ihm war, jener Teil seines Wesens aber, den er mit schonungsloser Konsequenz verneinte. Insbesondere sein Herz hatte er mit einer harten Kruste künstlichen Eises überzogen, die er eifersüchtig bewachte, und um so fester zufrieren ließ, wo sie einmal nachzugeben drohte. O, sie kannte ihn gut! Noch zuletzt, als sie in Paris zusammentrafen, hatte sie deshalb mit ihm gehadert. Die Tuilerien auf und abgehend, waren sie schon mehrmals vor einer dem Louvre zugewandten Statue vorübergegangen, deren Nacktheit sie entzückte.

„Ich möchte nicht mit Ihnen tauschen," hatte sie gesagt. „Für den Genuß haben Sie den Enthusiasmus hingegeben und für einen solchen Handel waren Sie zu gut. Sie sind nicht glücklich."

„Sind Sie es?" hatte er mit leichtem Spott gefragt „und sollten Sie Ihre Argumente nicht vorsichtiger wählen?" „Ich bin allerdings nicht glücklich," erwiderte sie da und wollte etwas geltend machen, aber zugleich war ihre Stimme, wie die Saite einer Violine, jäh entzwei gerissen, so daß sie schnell verstummte, da sie nur mehr über gebrochene Laute verfügt hätte. Denn bei ihr war ja das Eis so jämmerlich dünn, daß der leiseste Druck genügen konnte, es einzutreiben. So gingen sie eine Weile stumm nebeneinander her; hinter den Champs Elysées schlugen goldene Wolken wie flammende Verheißungen am Himmel auf und wie immer war es, als ob ein ehernes Gesetz sie zusammenschmiedete, daß sie nach einem Rhythmus und wie eine Gruppe wandelte, denn in Wahrheit waren sie Eins. Sein krasser und ungeheuchelter Egoismus war für Marielée nur eine Lapalie, mit der man nicht ins Gericht ging. Zwar zog er durch die stillschweigende aber unerhörte Dreistigkeit, mit der er Leute, die ihm mißfielen, ablehnte, einen Ring von Feinden, wohin er auch kam. Aber die paar Freunde, die er überall besaß, hielten dafür blindlings zu ihm, denn loyaler war kein Zweiter; und nie war er ein Feigling, nie ein Verräter; im Ganzen ein so reiner Typ, daß er — für die Phantasie — dem Tod kaum eine Angriffsfläche zu bieten hatte.

Was Marieclée indes von der flüchtigen Begegnung, die sie mit ihm gehabt hatte, denken sollte, wußte sie noch immer nicht. Es war das Präludium gewesen, und erst die Fuge würde sie über das Stück, dessen Tonart sich ja in Bälde zeigen mußte, aufklären. Vorerst, dies wußte sie, würde sie weder von ihm hören, noch hegte sie den Wunsch, ihm zu schreiben. Der Feuerzauber auf dem Stellwagendach war gründlich verblasen und sie gestattete sich keinen Gedanken daran, vielmehr begrüßte sie alles, was sie davon ablenkte und zerstreute.

Als sie übrigens ihre Bilanz aufstellte, seufzte sie ein um das andere Mal.

Infolge ihres verlängerten Aufenthaltes stand sie finanziell recht schlimm. Für unvorhergesehene Fälle, sowie für die Heimreise hatte sie erst eine reichlich bemessene Summe von ihrer Barschaft abgehoben und als unantastbar in ihren Koffer gesperrt. Dann erst zählte sie zusammen, was ihr zum Leben für die drei nächsten Wochen blieb. Es war herzlich wenig. Für Ausflüge in die Umgegend so gut wie nichts. Wenn sie sehr sparsam umging, konnte sie sich wohl hin und wieder ein Theater leisten und für die Abende, die sie zu Hause blieb, hatte sie den wundervollen Flügel, der im Saale stand, umringt von verhängten Spiegeln und Bildern und den verschleierten Lüstern und Kandelabern, die so feierlich hinter ihren weißen Umhüllungen erstrahlten. Mariclée liebte die Musik über alles. Ohne den schönen Flügel hätte ihr wohl vor ihrer Einsamkeit gebangt. Doch was für ein Gefährte war die Musik!

Bevor sie ausging, telephonierte sie an den Botschaftsrat.

„Ich fahre heute auf zehn Tage nach Schottland," hörte sie ihn sagen. „Treffen wir uns doch um 2 Uhr im Berkeleyhotel. Es liegt in ihrer nächsten Nähe und für mich auf dem Wege."

„Es paßt mir sehr gut," erwiderte Mariclée.

Wie war sie froh, daß sie ihn noch erreicht hatte, sehr froh, als sie ihn in seiner nachdenklichen und schnellen, aber nie eiligen Weise die Straße heraufkommen sah, sehr froh um die Ablenkung. Sie nahmen an einem der kleinen Tische Platz, rechts saß ein fabelhaft elegantes junges Paar, links ein dicker ältlicher Herr.

„Der könnte wirkich Maier heißen," bemerkte sie.

„Er heißt auch wahrscheinlich so," meinte der Botschaftsrat.

„Er paßt gar nicht nach London," sagte sie kopfschüttelnd, „warum der wohl hier sein mag?"

„Es wäre viel interessanter zu wissen, warum Sie hier sind?" versetzte er lachend, und sah sie von der Seite an.

„O! um den Engländern auf den Busch zu klopfen" erwiderte sie lebhaft. „Ich bin noch lange nicht zu Ende mit ihnen. Es gibt doch kein Volk, dessen Eigenheiten so auf die Spitze getrieben sind. Ein Deutscher, der so deutsch wäre, wie ein Engländer englisch sein kann, ist undenkbar. Wir stellen nie in dem Grade eine Rasse, höchstens etwas typisches dar. Aber hier! welche Bodenzuständigkeit, mein Gott! man denkt an eine Algensorte. Von Jahr zu Jahr werden sich die Leute hier untereinander ähnlicher, und ebenso rudelweise ist ihre Denkart. Haben Sie schon bemerkt, daß in allen Teehäusern, über ganz England dieselben paar Kuchensorten Tag aus Tag ein gebacken werden, sodaß also die Mittelklasse überall ganz genau dasselbe ißt, höchst schauderhaft." Und sie fing wieder die englische Gotik zu verwünschen an.

„Wo ist hier Innigkeit?" fragte sie. „Wenn man da an Nürnberg denkt oder an Wien! Erinnern Sie sich jener kleinen Kirche: Maria am Gestade? wie sangesfroh, welches Jubilieren, welche Seligkeit in den schlanken Mauern. Hier muß man sich schon an die glatten, großfenstrigen Fassadenreihen gewisser Wohnhäuser halten, die gerade in ihrer ewigen Gleichförmigkeit so vornehm und gewaltig wirken. Die englische Gotik aber ist rudimentär und finster, wie ein Blutgerüst, wenn man sie mit der unsern und der französischen vergleicht."

„Waren Sie in Oxford und Cambridge?" fragte er. „Das müssen Sie sich aber wirklich ansehen, bevor Sie mit der englischen Gotik so samt und sonders aufräumen! und vergessen Sie ja nicht nach Winchester zu fahren. Übrigens sind hier zu Lande vor allem die normannischen Bauten zu besichtigen. Dort werden Sie finden was Sie suchen, ohne es weder in Deutschland noch in Österreich anzutreffen," und er nannte ihr diesen und jenen Ort, der nur in drei Stunden, während der andere in zwei, der dritte gar nur in einer Stune von London aus mit der Bahn zu erreichen war.

Es ging Mariclée auf die Nerven von all diesen Ortschaften zu hören, die sie doch nicht aufsuchen konnte.

„Was ist interessanter?" fragte sie „Oxford oder Cambridge".

„Sehen Sie sich nur beides an," riet er. „Und fahren Sie an einem schönen Tag die Themse hinab. Sie werden es sehr genußreich finden."

„Ich will auch Whitechapel kennen lernen," sagte Mariclée, die nach einem anderen Thema suchte.

„Aber ja nicht allein! Unter keinen Umständen ohne einen Detektiv mitzunehmen," warnte er. „Ich kann Ihnen eine vorzügliche Adresse geben." Er riß einen Zettel aus seinem Blockbuch und reichte ihn ihr hin, und sie tat, als ob sie ihn aufbewahren würde. Ich werde allein gehen, oder garnicht, dachte sie. Meine paar Schillinge helfen mir wahrlich zu keinem Meilenstiefel. Wieviel normannische Bauten werden da für mich herausgehen; — Sie war recht verstimmt.

„Sie sind heute recht schweigsam," sagte er nach einer Weile. „An was denken Sie?"

„An den schönen Flügel, den ich in Charlesstreet habe," sagte sie und wandte ihm ein liebenswürdiges und heiteres Lächeln zu. Wenn sie sehr einfache Dinge sagte, die sie doch nur selber verstehen konnte, mußte sie lachen. Draußen stand sein Auto mit seinem Diener und seinem Gepäck, um ihn zur Bahn zu befördern.

„Wo darf ich Sie absetzen?" fragte er.

„Vor einer Bank. Ich habe nur mehr deutsches Geld."

Sie verabredeten sich für einen Abend der kommenden Woche und in Haymarket stieg sie aus.

„Geben Sie Acht, daß Sie Ihr Geld nicht verlieren."

„Keine Gefahr," sagte Mariclée. Ich habe mir innere Brusttaschen anfertigen lassen, genau wie an den Herrenjacken. Meine Erfindung," fügte sie stolz hinzu.

„Ja, wenn uns die Frauen etwas nachmachen, so nennen sie das erfinden," bemerkte er.

Lachend winkte sie ihm noch einmal zu. Aber in dem Blick, den er ihr nachwarf, lag fast etwas wie Besorgtheit. Sie sah so schutzlos aus, — als müßte ihr in dieser großen Stadt unbedingt etwas zustoßen, wenn niemand sie behütete.

Gegen Abend schien sich das Wetter immer aufzuklären. Mariclée war den ganzen Tag nicht nach Hause gegangen, sondern schwärmte umher. Als sie endlich müden Fußes heimwärts zog, prangte Piccadilly längst in seinem trivialen Lichterornat und es war Zeit, auf die Suche des Restaurants zu gehen, das ihr noch zu entdecken blieb. Denn in das gestrige wollte sie nicht mehr zurückkehren. Wer dort nicht in großer Toilette auftrat, fiel doch etwas aus dem Rahmen. Zwar ein schönes Lokal mußte es sein. Sie lebte — nicht zu Unrecht — der Meinung, daß sie sich nirgends so wohlgemut ein bescheidenes Essen zulegen konnte, wie in einem teuren Restaurant, denn wer in teuren Restaurants verkehrte, den taxierte man nicht auf Sparsamkeit, wenn er noch so sparsam bestellte, wurde also nicht daran erinnert, sondern durfte es vergessen . . . . und darin lag ja für sie die Pointe.

Sie irrte immer noch unschlüssig umher, als sie in Transparenten den Namen eines Weinkellers funkeln sah, vor dessen Eingang ein mächtiger und gallonierter Schweizer Posten stand. Neugierig trat sie ein, ging eine Treppe hinab und betrat einen niederen, nicht übergroßen, aber eleganten Saal, in dem nicht die übliche grelle Beleuchtung vorherrschte, die sie haßte, sondern jedes der runden Tischchen von einer flotten mit roter Seide umschirmten kleinen Lampe beschienen war. In der Mitte spielte eine Kapelle, frisch aus Oberbayern oder Niedersachsen importiert, für ein sehr zahlreiches, gut situiertes, wenn auch gemischtes Publikum. Leer stand nur ein Erker mit zwei Tischchen, gleich beim Eingang.

Mariclée nahm eins derselben in Beschlag. Ein Kellner stürzte schnellbereit herzu. Aber der Mensch mißfiel ihr. „Ich habe meine Wahl noch nicht getroffen," sagte sie eisig. Sie winkte einem anderem, dessen schönes Äußere ihr sofort aufgefallen war. Von dem wollte sie bedient werden. Aber vorerst studierte sie die Speisekarte; die war allerdings reich an Fährnissen, und die Preisliste eine ganze Bank von Klippen. Aber Mariclée wußte sie geschickt zu umschiffen. Sie bestellte das billigste Fischlein, das hier emporschwamm, verlangte mit lässiger Stimme Tee und bemerkte im

verwöhnten Tone, daß sie kein Brot zu sehen wünsche, sondern Toast. Heikler konnte man nicht mehr sein. Der Jüngling, der sie jetzt bediente, sprach ein sehr einwandfreies Englisch, dennoch hörte Mariclées empfindsames Ohr den Akzent heraus, sah ihn mit leblosen Augen ins Gesicht und sagte auf Deutsch: „Aber bitte schleunig." Da leuchtete das Gesicht des armen Jungen auf, er flog wie der Wind, fragte im reinsten Westfälisch nach ihren Wünschen und brachte ihr alles selbst. In so flüchtigen und beiläufigen Begegnungen konnte sie außerordentliche Devotionen auslösen, da sie infolge ihrer geschärften Sinne bei den Leuten deren Grad als Menschen blitzschnell herausspürte und ohne eine Muskel zu verziehen, durch eine undefinierbare Höflichkeit den Menschen in ihnen salutierte. Im Scheine ihrer roten Lampe las sie jetzt ihre Abendzeitung, die sie draußen von einem Ausrufer gekauft hatte, bis ihr das Essen serviert wurde. Man saß in diesem Erker halb im Schatten, halb im Licht, alles übersehend und selbst unbemerkt. Die Kapelle spielte recht brav. Es war das Restaurant ihrer Träume; das Publikum nicht ganz leicht zu qualifizieren; erstklassige Bohème, wie es schien, hin und wieder eine zu Ehren gelangte Kokotte und hauptsächlich Fremde. Sehr international, sehr gut im Stil, sehr lautlos, scherte man sich hier doch den Teufel um jene Art von „High Life", von der im Berkeley oder Ritz kein Pardon gegeben wird. Die Damen, die hier eintraten, erschienen zwar meist im Gesellschaftskleide und mit Herren, trotzdem fiel Mariclée in ihrem Straßenanzug, besonders, wenn sie hübsch in ihrem Erker blieb, in keiner Weise auf. Von dem Tage an kam sie täglich, saß immer in demselben Erker und am selben Tisch, der immer leer war als sei er für sie reserviert und immer von dem gleichen Kellner bedient; und sie aß immer, was er ihr vorschlug. „Was soll ich nur essen?" hatte sie einmal gefragt. Es war so langweilig, sich das jedesmal auszudenken, besser gesagt, auszurechnen. Seitdem wußte er es immer für sie, er stellte ihr jeden Tag ein Menu zusammen, das wie durch Zufall stets dieselbe Summe betrug. Hier blieb sie oft Stunden hindurch, meistens mit einem Buch, oder sie kritzelte ein paar Briefe, während die Musik ihre Stimmung unterhielt, oder sie vertiefte sich in den Anblick der Leute, die in ihrer Nähe saßen, wie ein Kind in ein Bilderbuch. In ihr steckte ja auch ein ganzes Stück Kaffeehausbummler und alten Sonderlings. Denn nie war ein Mensch weniger aus einem Guß.

Neunzehntes Kapitel

So verlebte denn Mariclée in ihrem schlafenden Palast wie von unsichtbaren Händen bedient und in tiefer aber phantastischer Stille, ihre Londoner Zeit; der schöne Rahmen ihrer Einsamkeit hielt den Spleen von ihr ab, und der tosende Hintergrund des ewig fluktuierenden Londons hielt sie belebt, ja hatte sogar etwas von einem berauschenden, fast ein wenig

gefährlichem Trank. Wenn sie am Flügel saß in dem weiß verhängten Saale, der im Licht der verschleierten Lüster so blaß und so verschwiegen schimmerte, oder in der Halle vor dem großen, unverhüllten Spiegel vorüberflickerte, kam sie sich manchmal vor wie ein Gespenst, das in diesem Hause umging, von seiner Leere angezogen, und sie malte sich aus, wie ein Mensch, der sie hier plötzlich sähe, bebend vor ihrem Anblick zurückträte und wie sie keine Stimme fände, ihn von seinem Grauen zu befreien, und die Brücke bis zu ihm, so nah er ihr stünde, nicht zu schlagen vermöchte, weil sie nicht mehr lebte .... Sie malte sich das aus, weil sie es sich so lebhaft vorstellen konnte; denn wie schon angedeutet, war sie so geartet, daß an der großen Tafel des Lebens, obwohl, oder vielleicht weil jeder Platz für sie so denkbar schien, nicht für sie gedeckt und sie bei der Tischordnung übergangen wurde. Sie saß etwas abseits an einem Katzentischchen, wo ihre Beziehung zum Genuß ebenso ausgesprochen blieb, wie ihre Distanz. Sie war nicht resigniert, da sie niemals mit den Dingen abschloß, und das Unwiderrufliche ihr noch lange nicht als unentrinnbar galt. Vielmehr erachtete sie ihr äußeres Dasein als eine dürftige Schale, die von einem ganzen Strom von Möglichkeiten, die von ihr ausstrahlten, so wenig auffing, daß sie es verschmähte, mit einem so schlecht bemessenen Quantum sich abzufinden. Sie kam zu ganz anderen Schlüssen: „Man lebt nicht einmal," deduzierte sie. So war sie nicht resigniert, sondern zuckte die Achseln und war einverstanden. Es gab so viel andere Dinge. Was aber eine eventuelle Sinnlosigkeit derselben betraf, so lag es nicht in ihrer Natur sie ernstlich in Betracht zu ziehen. Dazu war sie viel zu glaubensselig. Vielmehr hatte sie sich auf dieser Bahn so weit hinausgewagt, daß sich für sie die Grenze zwischen Lebenden und Toten bedenklich verwischte und verschob. So konnte sie fortfahren, sich mächtig über jemanden zu ereifern, ob er auch längst dahin war, und ihre Antipathie war deshalb nicht geschmälert. Andererseits hatte sie manche ihrer Beziehungen, die unbestimmt und gestört oder unterbrochen gewesen waren, durch den Tod des Betreffenden gefestigt und geklärt gefunden und sie hätte den Tod am liebsten mit einer Blendlaterne abgebildet, so grell und deutlich war der Schein, den er auf das Antlitz dessen, den er traf, gerichtet hielt. Es war seltsam, daß Mariclée, die das Leben so vielfach als Hemmung empfand und die befreiende Aktion des Todes so wohl erfaßte, ihn trotzdem mit einem so glühenden Hasse verfolgte, denn „verfolgte" war komischerweise das Wort.

Im großen ganzen war sich Mariclée wohl bewußt, daß der Aufenthalt in dem weitläufigen und stillen Palast wiederum nicht das richtige für sie sein konnte, denn sie wurde immer versonnener. Die alte Klara war sich über ihre Schutzbedürftigkeit bald klar geworden. Diese treue alte Seele, zur Kindsfrau wie geboren, fing an sie ganz als ihren Pflegling zu behüten und zu hegen. Es geschah oft, daß Mariclée, wenn sie nicht an den Hausschlüssel

erinnert wurde, ihn mitzunehmen vergaß, so daß sie läuten mußte, wenn sie heimkam. Das Augenmerk der Alten galt dann immer ihrem Aussehen: „You look tired, Madam," sagte sie oft und blickte sie fürsorglich an. Dadurch wurde Mariclée erst an ihre Müdigkeit gemahnt und es fiel ihr auf, wie verlassen sie war. Wer schützte sie? Wer hatte je auf ihre Müdigkeit geachtet? oder eine Bürde von ihren Schultern gehoben? wen kümmerte ihre Müdigkeit. „Yes I am tired, Clara," sagte sie.

London war noch leer, aber schon gab es genug Leute, die auf ein paar Tage oder ein paar Stunden in der Stadt auftauchten, wie Wellen her und wieder weggetrieben. Denn sein Londoner Stadthaus als Taubenschlag zu halten, ist ja strikte Mode. Je großartiger es ist, desto intermittierender wird es bewohnt, desto sicherer steht es vom Freitag bis zum Montag leer und die vielen, in allen schönen Vierteln zur Miete oder zum Verkauf ausgebotenen Häuser hatten in der Tat etwas leis erschreckendes, wie erste welke Blätter im sommerlichen Laub.

Eines Morgens — es war ungefähr eine Woche später — entschloß sie sich, kurzerhand nach Oxford zu fahren. Aber kaum war sie dort angekommen, als sie ihre Energie zusammennehmen mußte, um nicht sofort Kehrt zu machen, mit dem nächsten Zug wieder zurückzufahren und sich schleunigst in ihre Charlesstreet wieder zu vergraben, so schwer fiel ihr, angesichts der toten Straße, die sich von der Bahn aus hinzog, und deren Ende nicht abzusehen war, die Tatsache, daß das Exemplar ihr noch nicht geschrieben hatte, aufs Herz. Ein barscher Wind wirbelte ihr Staub in Mund und Augen und im kreidigen Licht rollte träg ein Trambahnwagen wie der verkörperte Alltag einher. Vielleicht ist es aus Koketterie, daß sich Oxford dem Ankömmling so öde und schmucklos kündet. Erst als sie in das Herz des alten Städtchens eindrang, wurde sie wie von einem Zaubermantel dahingetragen, und ihr Sinn fing sich an den windschiefen Giebeln, den schwermütigen aber unbeugsamen Glockentürmchen weltweiser Klosterhöfe. Als dann nachmittags die Sonne schien, und das Flüßchen von Magdalens College rötete, und über Addisons Allee eine purpurne Fahne schwenkte, vergaß sie sogar, daß sie keine gelben Blätter ertrug, denn das goldene Laub schien nur in Schweigen versunken, um tausend Gesängen zu lauschen. Sie stand, erhobenen Hauptes und selbst vom Glorienschein dieser herbstlichen Sonne umwoben, als dicht vor ihr ein Häuflein Studierender heranrückte. Es waren wohl nur die paar ganz fleißigen, die sich schon eingefunden hatten, denn die Ferien waren noch nicht zu Ende. Sie gingen im Gespräch um einen älteren Mann (offenbar einen Lehrer) geschart, und aus ihren Mienen war ersichtlich, daß sich ihr Eifer gerade auf ein wissenschaftliches oder philosophisches Thema konzentrierte. Sie stutzten, als sie Mariclées ansichtig wurden, starrten sie ein wenig verwundert an und zogen schweigend an ihr vorüber. Erst als sie

ihr den Rücken gedreht hatten, nahmen sie das Gespräch wieder auf, und sie sah wie einer der Schüler, dem älteren Manne zugewandt, lebhaft gestikulierte, während dieser ihn reden ließ und aufmerksam zuhörte. Traurig blieb sie zurück. Ihr war niemals ein Mentor beschieden gewesen! —

Es zog sie wieder ins Haus, um noch einmal durch die Höfe und Gänge und Säle von Magdalen College zu streunen. Hie und da lagen Bücher und Hefte, sonst war alles leer. Als sie zu einer Pforte gelangte, über der zu lesen war, daß fremde Besucher hier umzukehren hatten, reizte es sie natürlich hineinzugehen. Denn Mariclée hielt sich stets für befugt, wenn es irgend anging, solche Inschriften zu mißachten. Der Eingang war nur verboten, aber nicht verschlossen; sie drang nun in Gänge vor, in welchen sich die Studentenzellen aneinanderreihten, und in ein Winkelwerk von kleinen Treppen, Erkern und Stufen und stand plötzlich vor einer Türe, die halb offen stand und den Blick in ein reizvolles und lauschiges Zimmer gewährte. Sie sah einen Kamin, in dem hohe Flammen loderten, eine Teekanne, einen seidenen Flauß, ein vergittertes Fenster mit einem Rosenstock, das auf die Säulengänge des Klosterhofes hinausging, viele Bücher und die Lehne eines tiefen Sessels, in dem ein Jüngling weit zurücksaß, lesend, oder rauchend, oder sinnend, sie wußte es nicht, denn sie sah nur einen braunen Scheitel und eine weiße Stirn. Das andere verdeckte die Tür. Aber die Stimmung dieses Raumes, die roten, von der Sonne beschienenen Rosen am vergitterten klösterlichen Fenster, der Jüngling und das Bild seines Lebens an dieser privilegierten und weihevollen Stätte, bannten da Mariclées ewig schweifenden Geist in sehnsuchtsvolle Träumerei. Denn hier war etwas, was sie an der Wurzel packte, so daß sie sich auf ein Weilchen der Last und Zweifel, die ihr Herz täglich schwerer drückten, nicht mehr entsann. Denn der Grund, warum sie so abseits und so vereinzelt im Leben dastand, lag ja nur darin, daß gewisse Saiten, die bei anderen nur sporadisch oder nur leise anklingen, der eigentliche Grundton ihres Wesens waren. Denn die Abnormität ihres ganzen Gefühllebens beruhte ja nur darin, daß sie bei einem Dinge oder einem Menschen, der sie zur Leidenschaft hinriß, viel weniger dachte: „O gehörte er mir!" oder: „O wäre ich sein" als „O wäre ich er". Ihre Identität war so locker geschraubt und wo sich ein Anlaß bot, stets so bereit in die Brüche zu gehen, daß sich gewisse Lücken im Register ihrer Begriffe ergaben und sie nicht recht verstand, was wir mit unserem so begreiflichen Wunsch nach der Kontinuität unseres Bewußtseins sagen wollen, weil ihr nichts so willkommen war, als von diesem Bewußtsein abzusehen, ja sie nie so sehr sie selbst war, als wenn sie auf ein Objekt stieß, mit dem sie ihre Identifikationen feierte. Dies war ihr Ideal der Vereinigung. Und darum stand sie jetzt wie ein weiblicher Faust an der Schwelle dieses Jünglings eine Weile still und konnte sich nicht von ihr trennen und empfand

sein Leben und Sein und seine männliche Jugend als etwas so Holdes und Begehrenswertes, daß eine namenlose Sehnsucht sie an seine Nähe ketteten.

„Wer da?" rief er plötzlich und sprang auf. Da erschrack Mariclée, als wäre sie eine Nachtwandlerin, die im Mondschein auf einer Dachzinne lustwandelt und bevor er Zeit hatte die Türe zu erreichen, rannte sie wie der Wind, die verbotenen Gängen entlang, floh ohne sich umzusehen die Treppen und Erker hinab, stob wie der Wind ins Freie und auf die Straße hinaus dem nächsten Wagen zu, der sie geradewegs zur Bahn und ihrem Zuge zurücktrug.

Als sie gegen Abend die Glocke ihres geliehenen Palastes zog, eilte ihr die alte Klara aus ihren verborgenen Revier entgegen. Sie hatte längst bemerkt, daß Mariclées erster Blick stets auf den Marmortisch gerichtet war, der in der Halle stand und auf dem die tagsüber eingelaufenen Briefe lagen. „No letter, Madam," berichtete sie.

Wir wollen während der drei folgenden Wochen nur flüchtig bei Mariclée verweilen. Sie ist dem Leser in ihrer geringen Stetigkeit so wohl vertraut, daß er sich ohne Mühe vorstellen wird, wie sie ihre Londoner Zeit verbrachte. Immer seltener war sie vor dem Flügel des stillen, weißverhängten Saales anzutreffen, vielmehr suchte sie sich selber auszureißen und es litt sie immer weniger im Hause. Zum Glück hatte der Botschaftsrat seinen ersehnten Urlaub noch immer nicht erhalten, denn die Gespräche mit ihm waren ihr ein rechter Trost und sie faßte dann ihre Eindrücke in langen Monologen zusammen. Trotz Oxford hatte sie sich für die englische Gotik nicht erwärmen können, zudem sie sich dort an einem übel restaurierten Turm stieß, der in ihrer Erinnerung das Bild des Städtchens beherrschte. Wenn sie an Oxford dachte, sah sie mit der ihr eigenen Parteilichkeit in erster Linie jenen Turm.

Die Angst, mit ihrem Gelde nicht auszureichen hielt sie von weiteren Ausflügen ab. Durch einen Abgeordneten war sie jedoch glücklich ins Parlament eingedrungen, und glaubte dort den wahren Grund gefunden zu haben, warum England keine Musik besaß. Seine Sprache war zu moduliert, zu reich an Intonationen; schön gesprochen war sie die herrlichste der Welt; sie schloß die Musik aus, wie jene Gedichte, die sich nicht komponieren lassen, weil sie an sich zu klangvoll sind. Diese Wahrnehmung hatte sie bezeichnenderweise im Parlament und nicht im Theater gemacht; das Pathos ist in der Tat keiner Sprache so gefährlich wie der englischen. Sie kam enttäuscht von einem „König Lear" zurück, den man in Deutschland viel stilvoller gab, ohne in den Zwischenakten neueste Operettennummern herunterzududeln. Was sie sonst an neueren Stücken sah, war alles von Übel. Hatte sie mit den Londoner Theatern kein Glück, oder war die geistige Nahrung wirklich so bescheiden

angesetzt? Sie mußte unwillkürlich wieder an die drei Kuchensorten der Tea-rooms denken. Hier wie dort dieselbe Genügsamkeit. Doch vom Wesen dieses Volkes blieb sie nach wie vor entzückt. „Ich habe eine Entdeckung gemacht!" verkündete sie dem Botschaftsrat, „aber diesmal eine wirkliche! Wissen Sie was die Engländer vor allen Dingen sind? was sie weit mehr sind als wir Deutsche, von den Franzosen nicht zu reden?"

„Nun was sind sie denn?"

„Sie sind im hohen Grade sentimental."

„Ja, das ist sehr wahr," sagte er.

Aber eine Woche später konnte man diese Entdeckung in allen Morgenblättern lesen, die Aufregung der Engländer war sogar nicht gering, ja sie standen förmlich auf dem Kopf deswegen und sie war die Sensation des Tages. Nur hatte Herr Delcassé das Patent darauf, denn er war es, der sie in einer öffentlichen Rede über England den erstaunten Franzosen zur Kenntnis brachte. Mariclées Entrüstung war komisch anzusehen. „Sie sind mein Zeuge!" rief sie an jenem Abend ihrem Jugendfreunde zu und warf das Blatt erbittert hin, „wer hat das zuerst gesagt? aber ich darf die gescheitesten Lichter aufstecken. Sie fallen alle kopfüber unter den Scheffel."

Es war ihre letzte Zusammenkunft, denn er hatte den ersehnten Urlaub endlich in der Tasche. Mariclée war es jetzt auch recht, daß er von der Bildfläche verschwand, denn die dritte Woche war nicht mehr fern. Bei diesem Gedanken überlief sie ein so tiefer Schauer, daß sie schnell von Krieg und Frieden sprach und das Gespräch gewaltsam auf die Ereignisse des Tages lenkte.

(Fortsetzung folgt)

Frauen-Memoiren

von Arthur Eloesser

Die Marquise de Créquy wurde mit dreiundneunzig Jahren unter Robespierre ins Gefängnis Ste. Pélagie geworfen. Ihr Alter hatte sie sich, so genau wie es ging, zusammengerechnet, da sie keinen Taufschein besaß. „Es ist nur eine Tochter," stellte der Herzog von Froulay-Tessé-Beaumanoir, der schon einen Erben hatte, bei ihrem überflüssigen Erscheinen fest. Man vergaß sie in irgendeinem Schloß der Familie, steckte sie dann in irgendein Kloster, das eine Tante Äbtissin regierte, und erzog sie nach einem veralteten Anstandsbuch, in dem unter den Regeln stand, daß man seinem Tischnachbarn nicht in die Tasche spucken dürfe. Als Victoire acht Jahre alt war, lernte sie ziemlich zufällig einen älteren und einen jüngeren Herrn kennen, die sich ihr als Vater und Bruder zu erkennen gaben, und sie war auf beide sehr stolz. Das ist der durchaus typische Hintergrund der femininen Kultur, die die heute so umschwärmten und beneideten Damen des Rokoko hervorgebracht hat. Es gab noch keine Welt für die Frauen und die Kinder. Der preußische Königssohn und die kleine Zerbster Prinzessin, die die meisten Prügel bekamen, wurden die größten Regenten des Jahrhunderts.

Victoire de Froulay, wie sie sich auch nach der Heirat am liebsten nannte, wurde nach dem Tode des Bruders eine der ersten Damen Frankreichs als einzige Erbin eines Geschlechts, das vom heiligen Ludwig stammte und das ein Erzbistum zu vergeben hatte. Dieses vornehmste Privileg brachte der Familie eine schöne Rente ein, und der Herzog Philippe Egalité hatte umsonst versucht, es der erfahrenen und selbständigen Verwalterin ihrer Allodialgüter abzuschwindeln. Sie flüchtete während der Schreckensherrschaft nicht aus Paris, es kam ihr auf ihren alten Kopf nicht mehr an, wenn sie das große Vermögen für ihren Enkel retten wollte, dem sie als anderen Schatz auch ihre Memoiren hinterlassen hat.* Die Zeit war sehr verdreht. Ein Jakobiner hatte der Aristokratin aus dem Blute des heiligen Ludwig den Antrag gemacht, gemeinsam die alte Kathedrale Notre Dame zu erwerben und auf Abbruch zu verkaufen. Paris schien ihr von achthunderttausend Verrückten bewohnt und von einer alten Dame, die allein bei Verstande geblieben war. Die Frauen lebten in der Öffentlichkeit, auf der Straße, sie schrieben und redeten schamlos wie die Männer. Sie sah die neuen Griechinnen halbnackt in ihren Kattunhemden und ärmellosen Musselinkleidern, mit denen der Wind sehr witzig spielte; sie sah die Mer-

* Aus den Memoiren der Marquise de Créquy. Leipzig, Xenien-Verlag.

veilleuses, die neuen Römerinnen des Luxembourg in patrizischen Purpurgeweben mit Metallstickereien, in ihren fleischfarbenen Strümpfen mit ausgeschnittenen Zehen, die Brillantringe trugen.

Die alte Dame war sehr klug und sie begriff auch etwas von den Sünden der Aristokratie, von ihrem ungeheuren phantastischen Leichtsinn, den sich nun auch das Volk einmal gönnen wollte, jene unbekannte Masse, die ausgehungert, drohend und grausam hinter einer dicken Nebelwand gelauert hatte. Einmal in ihrem Leben war sie mit dem Volke in Berührung gekommen, während jener von Zeichen erfüllten Unglücksnacht, als das zu Ehren der neuvermählten Marie Antoinette gegebene Feuerwerk in eine richtige Feuersbrunst ausartete. Ihre Equipage mit sechs Pferden, mit Lakaien und Läufern ließ sie freiwillig im Stich, es waren schon tausende Menschen zertreten worden. Sie ging zum ersten Male wie irgendeine Bourgeoise durch die Straßen, sehr ungewiß, wo eigentlich in Paris ihr Hotel Créquy liegen mochte. Ein Straßenjunge nannte sie „dumme alte Puderschachtel", und sie begriff, daß ohne Lakaien eine große Dame nicht existiere. Die Aristokratie spielte weiter für sich, als ob es niemand gab, der ihr zusah und Appetit bekam. Als die Herren, sogar die Parlamentsräte, die großen Perücken aus der großen Zeit Ludwigs XIV. ablegten, gefielen sie sich in langen gepuderten und pomadisierten Haaren. Die gefährdeten Lehnen der Sessel mußten deshalb verkürzt werden, und man erfand jene häßlichen winzigen Stühle mit den gebrechlich gekrümmten Rücken, Möbel ohne Würde, ohne Grazie und Bequemlichkeit. Die jungen Frauen bauten ihre Frisuren so hoch, daß sie in ihren Wagen nicht mehr sitzen konnten, wenn man die Polster nicht herausnahm. Man hatte sich den Spaß gemacht, der zerstreuten Madame de Luynes ein Batisthemd ins Toupet flechten zu lassen, und die Gefoppte hatte eine neue Mode geschaffen. Die Princesse de Naval übertraf sie durch ein damastenes Tischtuch. Als die Rousseau-Schwärmerei begann, galten Blumen nicht mehr als natürlich genug; man pflanzte sich Radieschen, Artischocken und Kohlrüben in die Frisuren. Jetzt spielte das Volk mit den Köpfen der Aristokraten, und was noch schlimmer war, es brachte seine ungepflegten Sitten und Umgangsformen nach oben. Die Welt wollte natürlich werden, und sogar für die Kinder wurden Rechte verlangt. Bis in ihre Kreise hinauf verbreitete sich der unanständige Grundsatz, daß eine Mutter die beste Freundin ihrer Tochter und sogar die Vertraute ihres Sohnes sein müßte. Ihrer Freundin, der Madame de St. Pierre, war nach dem Sturze Robespierres die Rückkehr aus dem englischen Exil gestattet worden, aber sie verschmähte es, in einem Lande zu bleiben, wo ihre Enkel sie duzten.

Die Marquise de Créquy hatte sich nicht mit den Emigranten in Sicherheit gebracht, und so wurde sie im Gefängnis Ste. Pélagie trotz ihren drei-

undneunzig Jahren noch sehr merkwürdigen neuen Bekanntschaften ausgesetzt. Wenn diese Damen auch zusammen hungerten und froren und von demselben Schmutz starrten, die Gegensätzlichkeit der Erziehung, der Manieren ließ sich auch durch die Gleichmacherei des Elends nicht schlichten, oder des Henkers, der jeden Abend einige Damen mitten aus der emsigen Konversation fortnahm. Mit der berühmten Madame Roland konnte sich die Marquise durch Tränen verständigen, weil sie beide Mütter waren. Aber wenn die Augen einmal trocken wurden, tauchten die Unterschiede wieder auf. Eine Frau, die nicht betete, konnte ihr keine Schwester sein. Die gelehrte und geistreiche Dame ließ es auch an Takt fehlen, erlaubte sie sich doch einmal, wenn auch respektvoll anerkennend, von dem Alter der Marquise zu sprechen. Sie hielt die Distanz, bis ihre Gegnerin nach so vielen anderen zum Köpfen abgeholt wurde. Sie schrieben beide ihre Memoiren und sie versprachen, einander nicht zu nennen, ihre Differenzen in gegenseitiger stiller Schätzung zu begraben. Und sie haben beide nicht Wort gehalten.

Die Memoiren Briefe, Maximen des ancien régime, von denen die der Hundertjährigen zu seinen feinsten Kulturdokumenten rechnen, haben einen Charme, der sich nie wieder zurückgewinnen läßt. Man schrieb für einen Freund, einen Erben, für einen ausschließlichen Kreis von Verstehenden, man ließ sie zurück, um Wahrheiten aufzudecken, auch um Lügen zu verbreiten, um die Überlebenden zu ärgern, um auch jenseits des Grabes noch an der Unterhaltung, als am Wichtigsten des Lebens, teilzunehmen. Der Autor hatte sich in Sicherheit gebracht, bevor er ganz rücksichtslos auftreten durfte, aber zur Gesellschaft gehörte er noch immer. Nur Pasquillanten machten ihre Memoiren zum Marktprodukt in einer Zeit, da es selbst in Frankreich noch wenig Leute gab, die von der Feder leben konnten oder wollten. Se mettre aux gages des libraires: das war eine soziale Erniedrigung, die die Privilegierten und Betitelten erst in der Emigrantenzeit gelernt haben. Die Marquise de Créquy schrieb für ihren Enkel, ihren Erben, um ihn in den Grundsätzen der Religion und Königstreue zu befestigen, und ihre Memoiren sind wie die meisten, wie auch die der Roland, erst handschriftlich, vertraulich unter Bevorzugten verbreitet worden, bevor sie als Buch in die Öffentlichkeit gingen. Sie mußten auch ihre Zeit abwarten, da das letzte Kapitel sich etwas von oben herab mit Napoleon beschäftigt. Der erste Konsul gewährte der Hundertjährigen eine Audienz; er gab ihr sehr huldvoll von der Republik konfiszierte Besitzungen zurück, er drückte sogar höchst respektvoll seine Lippen auf die alten Hände. Aber die konnten nicht mehr geehrt werden, weil Ludwig XIV. ihr hoher Verwandter, der Gesalbte des Herrn, sie schon fünfundachtzig Jahre früher geküßt hatte. Man kam jetzt in merkwürdige Gesellschaft. War sie doch

vor kurzer Zeit, erst vor wenigen zwanzig Jahren bei ihrer Freundin, der Marschallin Marboeuf, einer exotischen Madame Bonaparte begegnet, die mit einem scheußlichen Dialekt und sechs schlecht angezogenen Rangen als Bittstellerin auftrat. Bei ihrem Eintritt fand sie noch die Unbefangenheit, dem einen Jungen eine echt korsische Ohrfeige zu verabreichen. „Ein Eisenkopf, ein kleines Ungeheuer", entschuldigte sie sich vor den Damen; er hatte dem Bischof von Autun nicht die Hand küssen wollen. Den Eisenkopf hatte sich nun der heilige Ludwig ausgesucht, um Frankreich wieder in Ordnung zu bringen; sie sah ihn schon unter der Guillotine liegen, wenn er diese Vollmacht überschritt. Manieren hatte der erste Konsul nicht, der sie wie einen Rekruten ausfragte, aber sie bedauerte ihn doch. Er war ein Soldat und er hatte eine tüchtige Mutter.

Die Marquise de Créquy hat den Goncourts und allen Rokokoschwärmern gegen ihren Willen vorgearbeitet. Sie verzeichnet alle Exzentrizitäten des vergnügt zu seinem Ende tollenden ancien régime, aber sie sieht mit den Augen der Vergangenheit vom Standpunkt der großen Zeit Ludwigs XIV., da es noch gebietende Formen, festere gesellschaftliche Scheidungen gab. Ähnlich besorgt sieht die Herzogin von Dino,* die ganz Empire ist, in eine revolutionäre Zeit hinein, die alle Throne wanken läßt, und alle möchte sie stützen. Sie ist Russin als letzte Tochter des Herzogs von Kurland, Preußin als Herzogin von Sagan und Jugendfreundin Friedrich Wilhelms IV., Französin als Frau eines Talleyrandschen Neffen, Österreicherin durch ihre pflichtmäßige Anhänglichkeit an die Politik Metternichs, ihres anderen Meisters nach dem verehrten Onkel Talleyrand, der die schöne Frau am Wiener Kongreß vor Europa ihre Glanzrolle spielen ließ. Sie ist ganz Politik, aber keine Intrigantin, die weibliche Seele der Reaktion, die die Völker in Glaube, Liebe, Hoffnung glücklich aber zuvor ruhig machen will. Und so wundert sie sich, daß die armen Leute nicht stille halten, daß sie ihr Wohl nicht den Erfahrenen, den Frommen und Sorgenden anvertrauen mögen, die die schwere und verantwortungsvolle Kunst des Regierens gelernt haben. Die Frauen können ausgezeichnete Diplomaten sein, aber die feinsten Diplomaten, die eben nichts anderes sind, haben etwas von wohlerzogenen, wohlbehüteten Kindern, die nur in ihrer Kinderstube und in ihren Familienverhältnissen Bescheid wissen. Sobald sie auf die Straße sehen, wird ihnen schwindlig, und die harmloseste Masse schwimmt unter ihnen in Rot. Auch Bismarck hatte noch von diesem alten Stil. Die Geschichtsprofessoren werden auf die sorgenvollen Rechenschaftsberichte angewiesen bleiben, die diese hochpolitische und dabei lautere Dame an einen würdigen Freund

* Aus der Chronik der Herzogin von Dino usw. Herausgegeben von der Fürstin Anton Radziwill. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn.

gerichtet hat; sie müssen die Leichtigkeit und dabei Gewissenhaftigkeit der weiblichen Finger schätzen, die das für uns so unübersichtlich gewordene Gespinst vormärzlicher Kabinettspolitik einigermaßen in Ordnung halten.

Wir wollen der Dame aus ihrem politischen Kursus laufen, der unterschiedslos die Gefährlichkeit von Mazzini und dem Obertribunalsrat Waldeck lehrt, der die Verteilung von Bibeln der von Bomben gleichsetzt und sogar vor der demokratischen Einrichtung des Schillerpreises warnt. Die vertrauten Berichte der Herzogin haben noch andere Werte; sie gehörte zu den Leuten, die immer beobachten, die immer etwas zu notieren haben, und sie sah sehr gut, weil sie die Lebensformen wenigstens der oberen Gesellschaft Europas vergleichen konnte, sah sehr sachlich, weil sie aufgehört hatte, eitel zu sein. Wir verstehen ihre Trauer, da die Eisenbahnen erfunden werden und die unablässig Reisende nicht mehr nach Belieben aussteigen kann, um eine Kirche zu besuchen, um sich einen Park öffnen zu lassen, um einen von ihren alten Freunden in aller Herren Länder zu grüßen. Sie reist fast wie Goethe, entfremdet sich die Dinge, um sie sich noch einmal, selbständig und erfahren, zu eigen zu machen. So vergißt sie ihre Kindheit in Berlin, da sie im Kurländischen Palais mit dem Kronprinzen spielte und auch mit bürgerlichen Kindern, die ihre Tante Elisa von der Recke aus ihrem literarischen Verkehr zuführte. Sie findet das Essen gut, das Wohnen luxuriös, aber die tannenen Bettstellen mit den harten Matratzen scheinen mehr für Soldaten gemacht. Man fühlt sich in dieser korrekten prächtigen, aber von keinem Reichtum wohnlich gemachten Stadt überhaupt wie im Generalstab, man atmet politisch-militärische Luft. In Wien wird man weicher gebettet und empfangen; wenn sie durch zwei Salons gegangen ist, heißt sie nur noch „Die Dorothea", und an ihren Fingern wischen sich die Kavaliere, an ihren Wangen die Damen ihre Lippen ab. Alles schmatzt und schwatzt, alles liebt und lügt. Es sind die Manieren, die fünfzig Jahre später in Arthur Schnitzlers Zeit zu dem Brief- und Geldadel, zu der snobistischen Bourgeoisie hinunter gesickert sind. Die ernste Herzogin klatscht nie wie die Marquise von Créquy, sie las auch keine Romane und sie hatte es nicht nötig. Die großen Damen bei Balzac, den ihre Zurückhaltung nur merkwürdig findet, mochten ihr etwas aufgeblasen vorkommen. Politik und Geschichte, in Büchern wie im Leben, waren das ihr zugewiesene Teil; Talleyrand und Metternich blieben ihre Helden. Da kam ein Herr von Bismarck, preußischer Bundestagsgesandter auf, der gar keine Schule hatte, der sich mit den Österreichern wie ein Jude und Erpresser zu handeln erlaubte. Das war nicht mehr die gute vornehme Art der Diplomatie, und die Herzogin, die sonst dem lieben Gott nicht vorzugreifen wagt, prophezeit den Untergang des Staatsschiffs, das von so rohen Händen gesteuert wird. — — —

Vor ihrem Spiegel in irgendeinem fünften Stock einer bescheidenen Straße steht eine kleine alte etwas gebeugte Dame, prüft ihre Runzeln, ihre weißen Haare und wundert sich. Das freundliche Großmütterchen will einst die Judith* gewesen sein, Stern des Théâtre français, den nur die Rachel überstrahlte, eine Fürstin von eigenen Gnaden, die ein Palais hatte, Equipagen, Diener und einen Koch, den die berühmtesten Männer Frankreichs nächst ihrer Unterhaltung zu schätzen wußten. Es ist nach Sedan, das zweite Kaiserreich wie ein Karneval dahingegangen. Sie hat Abenteurer gesehen, die kaum ein Bett hatten und sich auf einen Thron setzten, junge Leute mit zerrissenen Schuhen, die Millionen in den Taschen anderer fanden, bis irgendein Gefängnis sie einschluckte, berühmte Philanthropen, die ihre Kinder mit den Müttern auf die Straße setzten, Kurtisanen, die an gebrochenem Herzen starben, und große Damen, die sich immer wieder verkauften. Hat sie selbst je gespielt oder nur bewußter als die anderen? Sie bewahrt ein Stückchen schlechtes Zeitungspapier, darauf schrieb der große Banville, daß sie den ganzen Frühling, Mondschein und Waldesrauschen auf die Bühne geschüttet habe, als sie den alten Marivaux wieder jung zwitscherte. Sehen diese Dichter das Eigentliche oder gestalten sie auch die Menschen nach ihren Traumwünschen? Die Judith war weder romantisch noch sentimental, sie hatte einen hellen jüdischen Kopf und zwei sehr scharfe Augen, die nur auf der Bühne feucht wurden, wenn sie sehr rührende Verse sprach. Oder später als sie einen schlechten Mann hatte und Kinder, die krank wurden und starben. Aber davon spricht man nicht. Sie hat mit ihren klaren Augen so viel gesehen von der Kulisse aus, Größe und Ruhm als Misere und Lächerlichkeit, die ganze verdächtige Familie Bonaparte, den entzückenden Neger Alexander Dumas, den gesalbten Viktor Hugo, die dicke Georges Sand und den ruinierten Musset mit seiner letzten Leidenschaft, dem Absynthglas. Nur über Balzac fällt kein Wort, vielleicht weil Judith mit ihm konkurriert, weil sie sich Dutzende Kapitel vom Leben liefern läßt, die er für seine Menschliche Komödie hätte ausdichten können.

Sie selbst war eine Balzacsche Figur, eine von den Arrivisten, die er so lieb hatte. Ihre Mutter zog mit den Töchtern als Spitzenhändlerin in den Modebädern umher. Irgendwo im Berner Oberland mit ihrem Kram rastend stieß die fleißige Judenfrau auf eine andere, die ihre Töchter vor den Hotels singen ließ. An der ältesten war alles mager, die Figur und die Stimme, aber sie hatte ein Paar Augen, mit denen sie zu singen und auch einzusammeln wußte. Sie wurde die Rachel, ein Scheusal, aber groß, eine von den Unbegreiflichen, die alles haben, denen die Dinge und die Menschen ohne Widerstand gehorchen. Die Judith stellt sich freiwillig und aufrichtig

* Memoires de Madame Judith. Paris. Jules Tallandier.

an die zweite Stelle, wenn sie an die Kameradin denkt, die sich nie eine Falte ins Kleid gekniffst oder genäht hat, die irgendeinem Sack durch die Gewalt ihres Schrittes, durch die tönende Harmonie ihres Wesens im königlichen Wurf zu fließen befahl. Die Rachel wurde die Größere, in der Kunst und im Geschäft. „Ihr seid eben beide Jüdinnen", seufzte ein Impresario, dem es an die Börse ging. „Es ist ein Unterschied", meinte die Judith, „ich bin nur eine Jüdin, aber die Rachel ist ein Jude". Ihre Schlagfertigkeit war bekannt und ihre Klugheit mischte sie in politische Missionen. Sie sah den Prinzen Bonaparte vor der Märzrevolution in London bei dem großen Sozialisten Louis Blanc eintreten, der ihn herauswarf, als der künftige Präsident ihm ein Portefeuille anbot. „Der Lump will nur Kaiser werden!" Dieses Urteil brachte dem Unbestechlichen noch einige zwanzig Jahre Verbannung. Die Judith will auch der ehedem rothaarigen Eugenie von Montijo das berühmte Altgold verschafft haben, mit dem sie den Präsidenten Bonaparte und nicht nur ihn bezauberte. Man kann nicht sagen, daß sie mit ihren entzückenden und immer wahrscheinlichen Geschichten auf der Hintertreppe geht; ihre Zeitgenossen haben sich ihr im Negligée gezeigt, sie hatten viel Vertrauen zu der klugen kleinen Judith, und so wollen wir es auch haben. Vielleicht hatte sie auch im Leben wie in ihren Memoiren die ausgezeichnete Eigenschaft, daß sie wenig von sich sprach, daß sie als die Vertraute und Zuverlässige lieber die anderen sprechen ließ. Von den hundert Anekdoten, die mindestens die ideale Echtheit haben und die ihre verschmitzten Erinnerungen so appetitlich würzen, will ich wenigstens eine weiter geben, die Victor Hugo, den gesalbten Olympier, einmal sehr menschlich zeigt.

Bei einem Diner unter Theaterleuten machte der große Mann die Bekanntschaft einer kleinen Schauspielerin, schmolz augenblicks vor ihr dahin und widmete ihr ein etwas mißratenes Gedicht von einer alten Eiche, die sich liebend über eine Rosenknospe beugt. Aber wie sich seine Poesie auch verrenkte, er kam nicht zu ihr herunter. Die Kleine hatte sich an seinen eigenen Sohn, den noch sehr jungen Charles, vergeben. Schon seit Wochen kam der glückliche Student nicht mehr pünktlich zum Frühstück ins Elternhaus. Der Vater Dichter aber schätzte die Ordnung und zog dem Jungen jedesmal sein Kotelette ab, so daß der angestrengte Liebhaber sich nur noch mit Gemüse ernährte. Seine Geliebte widerstand seit dem Diner den poetischen Werbungen des ahnungslosen Vaters, auch reelleren Angeboten, und sogar dem höchsten von tragischen Rollen, mit denen sie seine Unsterblichkeit teilen sollte. Endlich bot der Dichter das berühmte Alles: verlange von mir, was du willst, grausames Kind. Was soll ich für dich tun? „Geben Sie ihm sein Kotelette wieder", war die Antwort, und der Sänger der großen Leidenschaft soll es bewilligt haben. —

Wir haben bisher nur mit Fürstinnen verkehrt, zu denen auch die Judith

gehört; denn sie hielt sich einen Hofstaat, sogar einen Prinzgemahl, und da sie selbst sich nicht darüber ausläßt, geht es uns auch nichts an, von welchen Subventionen ihr Reich bestand bis zu seinem Verfall und dem Alterseril in einer bürgerlichen Etagenwohnung. Alle drei haben aus Pflichtgefühl geschrieben, haben Legate hinterlassen. Die Marquise zeugte für die Herrlichkeit Ludwigs XIV., die Herzogin für die Redlichkeit Talleyrands und Metternichs, die Schauspielerin wollte die hundert und mehr Geschichten von den Berühmten und Berüchtigten ihrer Zeit, die sonst verloren gegangen wären, für die Nachwelt retten. Auch sie handelt noch als Dame; denn trotz einer unerschütterlichen Vorurteilslosigkeit hat sie die eigenen reichen Erfahrungen eines reizvollen Weibes verschwiegen.

Das Geschlecht brachte früher kühne Persönlichkeiten von besonderer Freiheit und mit Ausnahmeberechtigungen hervor; heute ist es im Prinzip oder als Partei kühner geworden, schon weil wir mit einem neuen Stande von Schriftstellerinnen zu rechnen haben, die eine Einschränkung des Taktes nicht anerkennen wollen. Die Georges Sand war das erste freie Weib, sie schrieb ihre Memoiren mit der Freiheit des Mannes als eine Nachfolgerin von Rousseau, aber das Ansehen einer historischen Quelle hat man ihnen nicht bewilligt. Ihr ungeheurer Wortschwall schwankt im Uferlosen, und es spiegelt sich wenig darin von Bestand und Entwicklung, von Zeiten, Menschen und Geschichte. Der weiblichste Mann führt noch eine Fracht von Objektivität, die männlichste Frau, wenn sie sich in den Mittelpunkt stellt, wird kein Vertrauen erwerben. Wenn es über die Kindheitserinnerungen hinausgeht, ich habe noch nichts Autobiographisches gelesen, das die weibliche Hand nicht mit Unwahrheit gestempelt hätte. Es fehlt da immer die Lauterkeit, die in der Bescheidenheit ruht, die Redlichkeit, die sich mit den Faktoren der Entwicklung auseinandersetzt. Goethe hätte sich in seine Elemente auflösen und jedes seinem ursprünglichen Inhaber zurückstellen können. Was ist denn an dem ganzen Wicht original zu nennen?

Die Dame ist ein Historisches, ein Kulturprodukt, von Männern geschaffen, das Weib nicht älter als Eva am sechsten Schöpfungstag, es hat für sich keine Geschichte. Und wenn die Frauen auf das Feigenblatt verzichten, werden sie sich mit um so mehr Lügen bekleiden; sie sind am wenigsten aufrichtig, wenn sie sich ganz geben. Heute bringen schon die Vierzig- und Fünfzigjährigen ihre Memoiren auf den Markt, wo nichts verderben soll, und da geht es selbst bei den erprobtesten Vertreterinnen des Metiers nicht ohne Genierlichkeiten und kleine Verkleidungen ab, die schlimmer sein können als absoluter Zynismus. Die gewisse Art von Memoiren, auch von männlichen, die sich in Form und Ton des Romans decken, halte ich für eine der schlimmsten, die die Konjunktur heute hervorgebracht hat. Ich denke an zwei sehr begabte und interessante Damen, die

beide das pensionsfähige Alter zum Ausspinnen ihrer, auch hier schon erwähnten Erinnerungen nicht abwarten konnten, an Helene Böhlaus „Isebies" und an Lily Brauns nun vollendete „Memoiren einer Sozialistin".

Helene Böhlau nennt sich Sibylla Eigenbrodt, womit wohl gesagt ist, daß die Inhaberin dieses Romannamens aus einem Teig gebacken war, wie es vordem keinen gegeben hat, und daß ihr Genie mit geheimnisvoller uranfänglicher Weisheit zur Welt kam. Die kleine Isebies war ein besonderes Kind, wie sie auf Grund von hundert Seiten genauester Selbstbeobachtung nachweist. Sie heiratet einen Weisen aus dem Morgenlande, der ihretwegen Weib und Kinder läßt, und ich würde diesen Roman für sehr unmotiviert und zusammengeschwärmt halten, wenn die Verfasserin nicht darauf bestände, daß sie autobiographische Wirklichkeiten gibt. Für die Ungläubigen oder literarisch nicht Eingeweihten erbringt sie den Beweis durch eine Momentphotographie am Schluß des Bandes. Man sieht dort einen schönen älteren Herrn in Burnus und Fez gehüllt, der wie betend durch einen Park schreitet, und seine Morgenandacht behütet durch eine sorglich liebende Frau, die immerhin nicht vergißt, die Schleppe ihrer Matinee vor einer Berührung mit dieser Erde zu hüten. Isebies war ein besonderes Kind, zu einer hohen Mission berufen, und da ihr Messias als Vollendeter ins Land der Wunschlosigkeit hinübergeht, verabschiedet sie sich in einer feierlichen Pietà; die Leidenskrone schwebt über dem Haupte einer Liebenden und Dichtenden. Nun schreiben auch die Madonnen ihre Memoiren, schwärmen vom Paradies, von ihrer Seligkeit und Heiligkeit. Helene Böhlau bereicherte die Acta Sanctorum, und hatte doch in der Prüfungszeit ihres Erdenwandels einen unserer besten Romane geschrieben.

Lily Braun faßte ihr Leben in zwei dicke Bände und in eine Art von poetisierendem Journalismus, der allgemein gefallen muß. Ein Dichter gibt Offenbarungen, die ihm nicht mehr gehören, die aus dem Eigensten in die Tiefe des Unpersönlichen hinabsinken; der Journalist, auch wenn er den Romanton annimmt, gibt Indiskretionen. Die Heldin des Buches erwartet den Geliebten, dessen Adresse ich kenne; sie hat ihr Kleid mit den roten Rubinen des Herzbluts geschmückt, mit Schnüren aus Tränen ihren Nacken, und auf ihren Armen funkeln, alle Farben und allen Glanz der Welt in sich vereinend, die Diamanten der Leidenschaft. Wenn die Rose von Saron sich selbst besingt, wird sie die Dichter und die Liebenden stumm machen. Die Zweigeschlechtigkeit gehört zum männlichen Genius, der allein das vermag, was nach dem bekannten englischen Sprichwort selbst das allmächtige Parlament nicht kann: eine Frau in einen Mann verwandeln. Das Weib bleibe Weib, sonst wird es in Tinte verwunschen. Die bösen Geister in Tausend und einer Nacht steigen als Rauch aus der Flasche, wenn sie nicht ordentlich verkorkt wird.

Lily Braun schildert den neuen weltbürgerlichen Typus der Frauen, die reden und abstimmen, mit den scharf geschnittenen Zügen, den ernsten Augen, die nicht mehr Küche und Kinderstube gemütvoll überblicken; die keinem anderen, die nur ihrer Sache gehören wollen. Die kluge Frau bezichtigt den modischen Fanatismus der Häßlichen, Reizlosen und gibt sich selbst das Exempel der höheren Vollkommenheit; trotz den sozialistischen Kampfjahren ist sie Dame und Weib geblieben, elegant, schön, begehrend und begehrenswert. Geheimnisse, die keine sind, werden ausgerufen. Und was erfahren wir von der großen ethischen Bewegung, die sich Sozialismus nennt? Trotz hundert Indiskretionen spiegelt sich wenig in dem eifrigen und lauten Geplätscher der Selbstdarstellung, die Gipfel nicht und die Ufer nicht. Wenn sie sich einmal zur Ruhe und Sachlichkeit ausbreiten will, es werden immer wieder Steine ins Wasser geworfen. Wir lesen von vielen Größen der Zeit, von Bebel, Liebknecht, John Burns, wir sehen sie von vorne und von hinten. Und dennoch ist nichts geschehen, nicht einmal ein Stück Zeitgeschichte überliefert, das trotz allen persönlichen Absichten ein eigenes Kolorit wie von selbst hervorbringen müßte. Es wird eben wieder darauf hinauskommen, daß das Weib, das Weib an sich keine Geschichte hat, keine erleben kann. Man hat es zur Dame erhoben, ihm eine Kultur gemacht, aber auch die neuesten Erfindungen an aktiven Frauentypen werden nur bestätigen, daß es mehr Objekt als Subjekt ihrer Erziehung und Gesetzgebung bleiben muß.

Die Kette

Von Richard Dehmel

Du hast mir eine Kette geschenkt.
Ich soll sie um meinen Nacken legen.
Ich werde sie tragen, um meinen stolzen Hals,
offen auf meiner Brust vor allen Leuten:
Du hast mir ja die Kette geschenkt.
Ich möcht auch heimlich mein Herz dran hängen;
Himmel, mein Herz, woran hängt es schon?
An den Blicken meiner treuen Frau,
an den Locken manches treulosen Fräuleins,
an den Schmucksachen, die sie zu Weihnachten wünschten,
den Schmetterlingen, die wir im Hochsommer haschten,
an den Zugvögeln, die jetzt über uns wegziehn,
den fremden Blumen, die sich jenseits der Meere
auf paradiesischen Bäumen schaukeln,
an dem unvergeßlichen Horizont meiner Heimat
und den feurigen Sternen nie erblickter Zenithe,
an alldem, alldem hängt mein Herz,
mein armes Herz — sprich, gütiger Himmel:
wie faß' ich soviel Reichtum zusammen? —
Du hast mir eine Kette geschenkt! — —

Rundschau

Politik als Erlebnis

von Samuel Saenger

Ich will über ein paar hilfreiche Bücher aus dem Verlage von Eugen Diederichs in Jena berichten. Aber Bücher haben ihre Verleger und dieser Verleger hat es verdient, daß man ihm einmal ein paar Worte widme. Er hat sich seinen Beruf nicht leicht gemacht. Nicht durch klassische und romantische Neudrucke für die elegante Welt hat er goldene Lorbeeren zu erwerben getrachtet; nicht durch Vermittlung der vielgerühmten Kulturwerte, die in den Bibliotheken und in den zarten Händen peinlicher Sammler ein ehrwürdiges aber müßiges Dasein führen. Es hat wohl sein Verdienst, die Geburtswehen früherer Zeiten in neu stilierter Typographik auf den Markt zu bringen. Aber das war nicht nach Herrn Diederichs' Geschmack. Er ist von der Not der Zeit ergriffen, er will, soweit das ein Verleger fremder Gedanken tun kann, die gärenden Strömungen unserer Zeit ans Licht und zur Wirkung bringen helfen. In dieser Absicht hat er vor Jahren die wundervolle Gesamtausgabe von Ruskins Werken veranstaltet. Ich zweifle, ob er mit diesem Unternehmen, das Abertausende verschlungen hat, ein großes Publikum gefunden und sein Vermögen bereichert hat. Aber dankbare, ergriffene Leser hat er gefunden, das kann ich aus vielfachem Erlebnis ihm bezeugen; Menschen, die irrend und suchend zu dem großen englischen Rätseldeuter hingeführt wurden, und die aus dieser unerschöpflichen Quelle edelster Anregungen und neuer Orientierungen in unserm Chaos einen Halt und eine Anschauung gewannen. Dies ist die Art, wie Verleger Mehrer des Nationaleinkommens werden können, — wahrlich, eine vornehme und durchaus anzuerkennende Art, sich die Nation zu verpflichten. Er hat dann vielerlei verlegt, was zum Aufbau des neuen religiösen Lebens dienen soll und bestimmt ist, das Lebensgefühl zu erhöhen (so lautets im Katalog). Er hat aus Wissenschaft und Theologie und Literatur allerhand Werke zusammentragen, und neu schreiben lassen, was vorwärts drängt und aufwärts gerichtet ist; darunter freilich sind Sachen minderen Wertes, vergängliche, übersteigerte Ideen von Pathetikern und impotenten Idealisten, an denen das viel gebärende Deutschland um so reicher ist, je seltener die unbarmherzigen und rücksichtslosen Temperamente werden. Aber das ist nicht des Verlegers Schuld,

der vielmehr immer wieder gute, neue Gedanken hat und verwirklicht. Dazu rechne ich ganz besonders die Veranstaltung einer Politischen Bibliothek, die von Eduard Bernstein, Professor Gustaf F. Steffen in Göteborg und Hanns Dorn herausgegeben wird. Im Gegensatz zu den Politikern und Nationalökonomen der Frommannschen Sammlung veröffentlicht Diederichs nur Werke, die von schöpferischen Politikern und bedeutenden Soziologen der Gegenwart geschrieben sind. Onckens Ferdinand Lassalle, auf den ich in einem früheren Hefte kurz (allzu kurz) hingewiesen habe, hat zwar auch die stärksten unmittelbaren Beziehungen zu unserer Gegenwart. Aber die Absicht dieser ganzen Sammlung ist doch eine historisierende und wenig hilfreich für Menschen, die nicht gewohnt sind, ihre Gedanken bis zum Ei der Leda zurückzuführen. Typisch dagegen für Diederichs' Sammlung sind Werke wie Lloyd Georges „Bessere Zeiten" oder Professor Steffens „Demokratie in England" und das wundervolle Büchlein von H. G. Wells über „die Zukunft in Amerika". Das ist gelebte Politik oder Politik als Erlebnis. Die ersten Bände erwecken schöne Hoffnungen. Ich nannte an erster Stelle das Buch des englischen Schatzkanzlers Lloyd George, eine Sammlnng seiner Reden. Es tritt aus Reih und Glied; wie der Mann, der es lebte. Sprechen wir zuerst von Lloyd George.

I

Ich weiß nicht, ob Lloyd George noch Großes zu wirken berufen ist. Eine Ernüchterung unter den Gefolgsleuten ist deutlich spürbar. Die Hilfsvölker, die sich um den geschwächten Kern orthodoxer Freihändler der Cobdenschule scharen, jedes von eigenen Idealen und Interessen beherrscht, jedes um die besonderen Ansprüche und Wünsche besorgt, sind schwer unter dem verblaßten liberalen Sammelnamen zusammenzuhalten; die wallisischen und die irischen Nationalisten, die protestantischen Sektierer und die katholischen Separatisten, die Freidenker, die Temperenzler, die christlichen und radikalen Staatssozialisten, die Pazifizisten und Kleinengländer: sie haben in dem Plutoaristokraten einen gemeinsamen Feind, aber keinen gemeinsamen Glauben — bis auf den vagen Emanzipations- und Modernisierungstrieb der irgendwo und irgendwie Gehemmten und Bedrängten. Die Arbeiter werden immer schwieriger und der neue Sozialliberalismus von Downingstreet deckt doch nur den kleineren Teil ihrer Wünsche. Das Publikum in der scheckigen Mitte, die flutende Masse der Leute, die nicht wissen, wohin sie gehören und was sie wollen, scheint von dem energischen Fortschrittstempo der amtierenden Radikalen in den glänzenden imperialistischen Pferch der Unionisten zurückgescheucht zu werden. Aber Lloyd George ist kaum fünfzigjährig und ein Mann von robuster Gesundheit, von naiv starker Vorsehungsgläubigkeit und ohne jede moralische Problematik, die ihm schlaflose Nächte machen könnte. Er wurzelt fest in den puritanischen Überlieferungen

seiner keltischen Heimat. Er zweifelt nicht; er ist von dem Sieg der sozialen Gerechtigkeit überzeugt, weil hinter all diesem trüben Jammer ein Gott der Gerechtigkeit thront und den Arm der Gutes Wollenden stählt. Die englische Frömmigkeit nistet seit Cromwells Tagen dort am stärksten, wo das demokratische Grundgefühl am lebendigsten und trotzigsten ist. Und in Lloyd George ist zum erstenmal dieser vollkommene Typus des Puritaners zur Herrschaft gelangt, ein derber Mutmensch, mit dem schlagfertigen Witz und der genialen Findigkeit des unverbrauchten Gehirns aus dem Volke; und ganz ungeschwächt durch die zersplitternde moderne Vielseitigkeit. Darum sind seine Reden so zwingend und bezwingend in ihrer Mischung von Herausforderung, Logik und Humor; in ihrer heiteren Zukunftsgewißheit. So kann ihn eine zweite radikale Welle später zum Ministerpräsidenten und Regenten Englands machen und ihm die Macht geben, mit noch anderen Mitteln als seinem Kriegsbudget bessere Zeiten für England herbeizuführen.

Was er bisher vollbracht hat, genügt, um seinen geschichtlichen Ruf für alle Zeiten zu sichern. Er hat die Grundbesitzer-Aristokratie an der Wurzel gepackt und die Wege gewiesen, auf denen das Bodenmonopol einmal ganz entgiftet werden kann. Er hat die Empfänger unverdienter Renten und Erbschaften rücksichtsloser als irgendwer zuvor belastet und gezeigt, wie man den Staat von denen kann erhalten lassen, die am Eigentumsschutz und an seiner ungeheuren Machtorganisation das allernächste Interesse haben. Er hat zum erstenmal grundsätzlich von leitender Stelle aus den Satz verkündet, daß die Zukunft den arbeitenden und irgendwie produktiven Menschen gehöre und der Staat mit allen seinen Einrichtungen und Hilfsmitteln und Kräften nur ihnen dienstbar sein müsse. Der Liberalismus, den Lloyd George predigt, kehrt zu seinen idealen Anfängen zurück. Er will die Massen befreien helfen, — aber nicht durch das Geschenk abstrakter Freiheiten, unter deren schützenden Fittichen Schlauheit so oft die Intelligenz, Betriebsamkeit das Genie, geiler Genußtrieb die ernste Kulturempfänglichkeit, Allerweltsgeschäftigkeit den demütig stillen und schöpferischen Sachwillen kläglich aus dem Felde schlugen. Oft steckt in Lloyd Georges Worten ein ethischer Antrieb wie in Carlyles oder Ruskins Prophetien. Ein drohend gehobener Finger mahnt an jene ewigen Rechte, die mit uns geboren sind; und zuweilen, wenn sich dem kleinen Advokaten der Volksrechte heiser gurgelnde Laute aus der Kehle ringen, Interjektionen des Hasses und der Verachtung (gegen herzogliche Bodenwucherer und gräfliche Erdrosselungsmonopolisten), so wissen wir, daß der Mann das dunkelste Elend und unverschuldete Bitternisse aus der Berührung kennt, und verzeihen ihm gelegentliche Übertreibungen und Entstellungen. Ja, ja, man wird schon die Reden von Lloyd George lesen müssen und Herr Diederichs hat ein gutes Werk getan, sie (vortrefflich) verdeutschen zu lassen.

Es bleibt ihm und seinen Gesinnungsgenossen unendlich viel zu tun übrig; für den Augenblicksstaat, versteht sich; an den Zukunftsstaat denken sie nicht: sie sind keine Theoretiker oder Utopisten, obwohl sie von ihnen, wie sichs gehört, für die Praxis profitieren: der echtbürtige Utopist ist der Realist der Zukunft.. Das Kriegsbudget und die das Oberhaus fast lähmende Parlamentsbill sind nichts als Vorspuk. Die Eroberung des Grund und Bodens für die Landarbeiter, die Aufforstung des Gras-, Weide- und Ödlandes (nur vier Prozent des Landes sind bewaldet; in Deutschland sind es sechsundzwanzig Prozent), die Belebung der Landwirtschaft, die man im fatalen Wirbel der unbegrenzten Tauschwirtschaft endlich als unentbehrliche Grundlage der Volkswohlfahrt zu begreifen gelernt hat, die Zerschlagung und Aufteilung der Riesenlatifundien mit ihren immergrünen Parks und Schlössern und Jagden, dem Paradies von Meredith' Egoisten: das sind die allernächsten Aufgaben, die Lloyd George keinen Augenblick aus den Augen verliert, die ihm gegenwärtig waren, als er die Neuverteilung der Staatslasten vornahm. Bessere Zeiten: das sind die, in denen diese Aufgaben gelöst sind. Sein Groll aber entlädt sich gegen die Feudalaristokratie: ihnen gehören ja zwei Drittel des Vereinigten Königreichs, mitsamt den Riesenstädten, die auf ihrem Grund und Boden in unendlicher Arbeit und Mühsal gewachsen sind, mitsamt den märchenhaften Mineralschätzen, deren emsig planende und gierig schürfende Ausbeuter ihnen und nur ihnen tributpflichtig sind. Das sind spezifisch englische (nur mit Vorsicht den deutschen zu vergleichende) Zustände, die in dem oft schmockisch gepriesenen Bilde des glücklichen Albion die dunklen Hinter- und Untergründe abgeben. Und was ist die Folie zu diesem Glück der paar hundert Adelsfamilien, die durch ihr Pachtsystem und die widerrechtliche Okkupation des Gemeindelandes in der Lage waren, von der durch die Arbeitsbienen geschaffenen Maschinenkultur des letzten Jahrhunderts den goldenen Rahm abzuschöpfen? Es sind die sieben Prozent Paupers, die in Höhlen nisten, schmutziger als die Tiere; es sind die dreißig Prozent Beinahe-Paupers, die immer am Rande des Existenzminimums vegetieren und jeden Augenblick bereit sind, in den Sumpf des Lasters und Verbrechens zu gleiten; es ist die vernichtete Bauernschaft, Großbritanniens größter Verlust seit Befestigung der Großlandwirtschaft, eine unwiderrufliche Tatsache schon vor der Industrierevolution; es ist, kurz, die unbarmherzige Proletarisierung der Volksmehrheit.. Hier stocke ich. Für Lloyd George gibts nur einen Generalschädling: die Grundrente, diese als Sammelbecken für alle Formen unverdienter Gewinne am Landbesitz. Von anderen Monopolgewinnern spricht er nicht. Die Profitrate des mobilen Kapitals wird nicht erwähnt. Nach Einordnung der Warenspekulation und des mit fiktiven Werten operierenden Börsenspiels in das System sucht man vergebens. Fabrikanten und Händler

und das Heer der ihnen dienstbaren Agenten und Handlanger und im Betrieb hin- und herhuschenden Zwischenglieder streichen offenbar keine Mehrwerte ein, sie schmarotzen offenbar nie und nimmer am Geiste der Erfinder und wissenschaftlichen Denker; er läßt sie in Reih und Glied mit den Arbeitern aufmarschieren, als geplagte und sich plackende Menschen, in gemeinsamer Sorge um den „gerechten Lohn" ihrer Mühen und in gemeinsamer Abwehr der alle aussaugenden Landmonopolisten. Sie alle sind liberal. Dieser neuenglische Liberalismus ist ein gar seltsames Ding, eine Hydra aus vielen Köpfen; ich fürchte, die Lohnempfänger werden nicht immer friedliche und schiedliche Mitläufer im Lager des moneyed interest sein; es wetterleuchtet in Streiks und der Bau zeigt Risse bis in seine Fundamente. Auch sonst läuft allerlei Mißverständliches unter. Aber Lloyd George ist kein „reiner" Denker, er ist Politiker, Aktionsmensch und hat als solcher seinen Standpunkt außerordentlich klug gewählt. Er schafft Übergänge; er radikalisiert die Oberfläche; er organisiert die soziale Gerechtigkeit mit den Hilfsmitteln des kapitalistischen Systems: durch energische (aber das System intakt lassende) Verschiebung der Lasten und die Verbeamtung des Proletariats. Die kaufmännische Kultur und ihre Träger tastet er nicht weiter an; so wenig wie das Imperium und die ungeheueren Landokkupationen, die Voraussetzung für die einträgliche Tätigkeit jener. Darauf beruht ja Englands Größe und Herrlichkeit, Herrlichkeit und Größe . .

Die Parlamentsbill ist die radikalste Verfassungsreform, die England seit der zweiten Erweiterung des Wahlrechts — durch Disraeli im Jahre 1867/68 — erlebt hat; sie macht das Unterhaus souverän, macht es, nach Churchills geschwollenem Wort, zur führenden Gemeinschaft in der ganzen zivilisierten Welt, drückt die Lords zu Statisten in der konstitutionellen Maschinerie herab. Die Luxusexistenz der englischen Aristokratie, diese ästhetisch und kulturell so ungemein wichtige Schöpfung einer tausendjährigen Entwicklung, deren muffige und unnütz lungernde und von unermeßlichen Werten geil schmarotzende Parasiten heute den Rückblick und Ausblick auf stolze und mutige Herrenmenschen trüben: sie ist verfassungsrechtlich arg bedrängt. Welche guten Worte hatte nicht noch Carlyle in seinen donnernden Pamphleten zuguterletzt an sie verschwendet, um sie zu nützlichen und zeitgemäß funktionierenden Mitgliedern der Gesellschaft umzuwandeln und für ein Herrschaftsvorrecht zu legitimieren: umsonst. Das System der nichts als ererbten, der „erworbenen" Rechte bröckelt. Die Demokratie geht ihren Weg; unerbittlich, unaufhaltsam, mit beschleunigtem Tempo. In England gibt der kleine Walliser den Takt an, der Mann mit dem hitzigen Temperament und dem klaren, ordnenden Verstand: in seiner grausamen Verhöhnung der Lords, in der Bespöttelung ihres großmütigen aber zahlungsunlustigen Gemeingefühls und ihrer Intelligenzleistung vibriert das Ressentiment der

revolutionären Begabung. In seinem Blut wühlen die Nöte und Demütigungen von Generationen.

Seit der Herrschaft der Lloyd George, denen man im Kabinett Asquith den ermatteten Exanarchisten John Burns und den blitzenden aber noch nicht durchsichtigen Heißsporn Churchill beizählen muß, ist übrigens das ganze konstitutionelle Denken in England aufgewühlt. Die beiden historischen Parteien — beide in ihrer heutigen Zusammensetzung morsch geworden und nicht homogene Gruppen umschließend — überbieten sich in Radikalismen: der stärkste war das von Balfour, dem früheren Führer der konservativen Opposition im Unterhause, vorgeschlagene Referendum. Das Volk als oberster Richter in kritischen Fällen im klassischen Lande des Repräsentativsystems, der Mit-Regierung der ersten Oppositions-Bank, des Zwei-Parteien-Systems! Die Lloyd George haben (verfassungsrechtlich nicht ganz reinlich, das muß man sagen) die Zweite Kammer amputiert, und nun glauben die konservativen und altliberalen Gegner die Geschicke Englands beim souveränen Volke in sichererer Hut als bei seinen gewählten Vertretern. Sie geben wenigstens vor, es zu glauben (ich kann den Schleichwegen ihres Glaubens hier nicht weiter nachspüren). Sie wollen das Fieber der politischen Agitation in Permanenz erklären, in einem Millionenvolke, das noch gestern das Repräsentativsystem als der Weisheit höchsten Gipfel götzenhaft verehrte. Lohnte dieser Gegenschlag, bloß weil man das Volk in Sachen der Homerule für Irland oder von Schutzzoll kontra Freihandel für erleuchteter hält als das selbstherrliche, durch das zweijährige Veto der Lords kaum genierte Unterhaus? In der Tat: der Stein rollt unaufhaltsam weiter und Jean Jacques Rousseau triumphiert. Selbst in England. Die volonté générale — liegt ja irgendwo und irgendwie im Volke und das Veto ist auf der Wanderung von der Krone über die Lords am besten beim Volke (oder seinen Souffleuren) aufgehoben. Diese überraschende Wendung ist den Lloyd Georgen nicht recht, das wurde bald ersichtlich; sie fürchten sich doch ein wenig vor der Rückkehr in den anarchischen Mutterschoß des Volkes. Ob es nicht doch sicherer gewesen wäre, fürs erste das Oberhaus durch Einimpfung von Geist und Verdienst zu ent-feudalisieren, ihm den einseitig konservativen Parteicharakter zu nehmen und zum Repräsentanten aller modern-produktiven Energien zu machen? Die nächsten Jahre werdens offenbaren.

III

H. G. Wells sagt einmal: die Hoffnung in dem krausen Drama des menschlichen Daseins, in das er leidend und doch tätig und gläubig sich verflochten sieht, sei die menschliche Intelligenz, die den Eingebungen des leidenschaftlichen Bautriebs (constructive passion) vertraut und ihren Weisungen folgt. Dieser „Halbgott" Intelligenz trägt die Fackel durch viele

seiner Schriften, die ihm in der angelsächsischen Welt Ruhm und Gehör gesichert haben. Auch in Deutschland wurde er schon früher viel und oft leidenschaftlich gern gelesen (The Time Machine, die Tales of Space and Time, The Stolen Bacillus, the War of the Worlds u. a.); aber seine Entwicklung vom technisch und literarisch gesteigerten Jules Verne zu einem der sensibelsten und menschlich ergiebigsten Kulturkritiker und Visionär der Zukunft (The New Macchiavel!) ahnen erst noch wenige. Seine Schriften sind hell und gütevoll zugleich; und von einem panoramisch anschauenden Geiste entworfen, der mitten in der Freude des Beschauens und Behorchens und mitten im phantasievollen Ausmalen technischer Zukunftsmöglichkeiten sich von den sozialen Nöten der Zeit und der demütigenden Erkenntnis ihrer grausamen Unzulänglichkeiten gepackt und beunruhigt fühlt. So wurde er auf seine besondere und wundervoll anregende Art Sozialist und Utopist. Als solcher hat er Amerika aufgesucht. Er hat nur zwei Monate drüben zugebracht, — für ein Land solcher Ausdehnung und Gegensätze und für einen solchen Haufen Realitäten nicht eben viel. Aber das für das Wesentliche geschärfte Auge des Soziologen und die nie versagende Intuition des Dichters, der die Einheit hat ohne zu summieren, haben ein Büchlein von ergreifend warmen und hell leuchtenden Impressionen zustande gebracht. Man wird es lesen, diese „Zukunft in Amerika", die Diederichs jetzt den Nurdeutschlesern in den Schoß wirft. Das Original, das Tauchnitz jedermann zugänglich gemacht hat, ist ein köstliches Dokument des Besten, was der englische Geist in unseren Tagen produziert; und dies Beste gehört (täuschen wir uns darüber nicht) zum Höchsten, was armen Menschenkindern irgendwo über das Ziel ihrer Pilgerschaft zu sehen und zu sagen gegeben ist. Ich habe das Büchlein zweimal gelesen; und beide Male mit höchster Spannung und Rührung. Die Menschheit, die er drüben fand, entsprach zunächst nicht allzusehr seinen Visionen in Utopia und dem Mankind in the Making (beide bei Tauchnitz); Realitäten richten sich nicht gar häufig nach Träumen und Wünschen. Aber diese Realitäten umfassen doch wieder zauberische Möglichkeiten, — die wir nur den Mut haben müssen zu glauben. So bekämpft Wells immer wieder die Zweifel an Amerika, am Amerikaner, — weil es den Zweifel an uns allen und für uns alle bedeuten würde. Das Land ist ernüchtert, es wirft alte Illusionen über Bord, es wird sich zu Problem und Aufgabe, der anarchische Individualismus der beinahe staatenlosen Zeit und der gedankenlose Optimismus des money-making mob beginnen den Ansprüchen des sozialen Gewissens und den Forderungen der wissenschaftlich disziplinierten sozialen Vernunft zu weichen, und die wundervolle Initiative und wundertätige Frische und Geweckheit des Amerikaners werden hoffentlich das Ihrige tun, um die ängstigenden Fratzen einer im Wahne der Selbstherrlichkeit und echten Souveränität groß gewordenen Demokratie zu verscheuchen. Wie in dem Büchlein des

Engländers die großen Rätsel in dem Schicksal einer großen Nation erlebt werden, mit welch vergeistigter und männlich beherrschter Humanität und welcher Fülle des Herzens: das werden bald viele Deutsche erfahren wollen.

IV

Von Gustav F. Steffen, dem Mitherausgeber der Sammlung, bietet die Sammlung gleich zwei Werke dar: „Der Weg zu sozialer Erkenntnis", eine Einleitung in die Soziologie und Gesellschaftspsychologie, und „Die Demokratie in England". Ich will dem Buch über England ein paar Worte widmen; es verdient den Hinweis.

Der Verfasser hat von 1887 bis 1897 als Journalist in England gelebt und wirkt seither als Professor der Nationalökonomie in Gotenburg. Von der gar seltenen Art seiner Journalistik gaben Aufzeichnungen Kunde, die mehrere Bände füllen. Ich kenne nur den letzten, der die Summe des Erlebens zieht, allein schon durch den Titel lockt er: „England als Weltmacht und Kulturstaat" (Stuttgart, 1889); kenne und schätze ihn, trotz gräßlicher Verdeutschungsfehler, schon seit Jahren. Mir fiel gleich der Ausgangspunkt und die Grundorientierung in dem Chaos so widerstreitender Eindrücke auf, wie sie das Land gerade in dem mit Sympathie geladenen Beobachter hervorzurufen pflegt. Die ungeheure Realität der Weltmacht imponiert; aber ist der Kranz von unabhängigen Staaten, die sich in fernen Meeren und Erdteilen um die Mutterinsel lagern, eine in sich gefestigte Macht mit naturgemäß gleich gerichteten wirtschaftlichen und kulturellen Interessen? Steffen sah deutlich die gemeine Not, die den rapid wachsenden Imperialismus gebar. Und dann sah er den Kaufmannsinstinkt und Kaufmannsgeist allgegenwärtig, sie hatten den ganzen Erdkreis englisch-rot gefärbt und daheim unermeßliche Schätze gehäuft; aber hatten sie auch die menschlichen Werte gesteigert, Sittlichkeit und Schönheit verallgemeinert? Allerhand wichtige Einzelheiten wurden notiert, das Tempo der Volksvermehrung, die Mittel der Volksbildung, Schulen, Bibliotheken, Presse, Literatur, Vorlesungswesen wurden charakterisiert, der Snobismus und der Materialismus des Plutokraten, die Religiosität der puritanischen Mittelklassen, der Positivismus der Spencer und Darwin, die Ideale der Weltleute und der Frommen im Lande wurden ohne pretiöse Umständlichkeit, aber durchaus ernst und in klaren Zusammenhängen besprochen. Nichts wurde beschwatzt oder mit Feuilletongeist überzuckert; man fühlte: dieser Mann hatte erkannt, daß und warum die große Demokratie, der eine stark privilegierte Plutoaristokratie hart auf dem Nacken saß, am Scheidewege stand.

Der kritische und fein gebildete Beobachter wurde dann zum Soziologen. Er hat inzwischen England, die Heimat seiner gesellschafts-wissenschaftlichen Erfahrungen und Erkenntnisse, nicht aus den Augen verloren: nur haben

sich die Probleme inzwischen seltsam verschoben und geklärt. Die Demokratie ist im Aufstieg und das neue Geschlecht sozialisiert sich unter dem Einfluß einer Gruppe von charaktervollen und gedankenmächtigen Prachtmenschen, deren Anhänger zum Teil schon das Land regieren (John Burns, John Morley, Lloyd George, Herbert Samuel, Masterman, Harcourt). Was Bernard Shaw und Wells und die Webbs und Sir Oliver Lodge und die Fabier in dieser Bewegung der Zersetzung und Erneuerung der englischen Lebensideale bedeuten, das legt Steffen mit vollkommenster Klarheit dar. Er zeigt auch, daß der alte englische Parlamentarismus zermorscht, zerbröckelt; und warum. Daneben gießt er eine Fülle von Licht aus, das Licht eines zweifelnden und forschenden Geistes, dem das Hauptproblem unserer Zeit keine Ruhe läßt: wie Demokratie, wie ein Sozialismus der Oberklassen, wie ein aristokratisches Auslese verfahren möglich seien. Solche Bücher sind hilfreich: sie weisen die Ziele und geben Methoden an. Für die Märtyrer der Katastrophentheorie ist die Zeit heute vorüber — ich erinnere an Shaws köstlich-wahres Wort: dieses Märtyrertum ist ein Talent, ohne Begabung berühmt zu werden — wir brauchen die Leidenschaft der Sehenden. Die radikale Schwarmgeisterei der Gefühlsschwangeren, die durch private Schmerzen in den Aufruhr getrieben werden, rührend gute Menschen, aber Sklaven ihrer Leiden: sie ist stets noch die heimlich Verbündete despotischer Reaktionen gewesen. Sie bauen nicht, sie stören nur die Baumeister am Werke.

Der Milliardär

von Daniel Ricardo

Yankee: Sie glauben nicht, daß John Pierpont Morgan der größte Mann seiner Zeit ist? Sagen Sie mir, was Cäsar, Peter der Große, Napoleon Größeres geschaffen haben, als der Herr über zwanzig, dreißig, vierzig Milliarden. Wissen Sie, was es heißt, ein solches Kapitalgebirge aufzubauen?

Greenhorn: Ich bin betäubt, niedergeworfen, zerschmettert. Die Milliarde erdrückt mich. Der Gott dieses Riesenvermögens muß ein Monstrum sein.

Yankee: Ein Monstrum? Vielleicht auch ein Teufel? Sie sind ein gefühlvoller Philanthrop, wie mir scheint. Aber der Busineßman ist auf Sentiments nicht eingestellt. Der große Geschäftsmann ist in seiner Moral nicht schlechter als neunundneunzig Prozent aller Leute, die Geld verdienen.

Daß wir Yankees mehr Talent zur Geldfabrikation haben, als die poetischen Deutschen — ists unsere Schuld? Ich sage Ihnen, Morgan ist das größte Geldgenie, das die Erde je sah. Er ist die Dominante des geschäftlichen Lebens in der amerikanischen Union. Als Finanzmacht ist er konkurrenzlos. Er ist eine Klasse für sich. Kurz: die erschöpfende Verwirklichung des Geschäftsgenies und das vollendetste Werkzeug der ökonomischen Entwicklung.

Greenhorn: Ich schaudre über den Unverstand und die Gemeinheit Derer, die diese Dollargottheit einen brutalen Geldmacher nennen.

Yankee: Sie haben recht. Morgan steht zu hoch über solchen Verleumdungen, um von ihnen berührt zu werden. Er hat sich niemals am Eigentum anderer bereichert. Er hat niemals auf Kosten seiner Mitmenschen sein Vermögen vergrößert. Er hat seine Milliarden aufgeschichtet, ohne als brutaler Eroberer verfahren zu sein, wie der Kollege John Davison Rockefeller. Da dürfen Sie Ihr Haupt in Trauer verhüllen; denn Rockefeller ist „der reiche Räuber". Ihn hat Roosevelt gemeint, als er von den Korsaren sprach, die dem Land zur Unehre gereichen. Aber Morgan gehört nicht zu diesen: er ist der Idealist unter den Milliardären. Ein reiner Idealist. Er war niemals Börsenspieler oder gar Baissier, hat nie Kurse getrieben oder gedrückt, um andere aus ihrem Besitz zu jagen und sich zu bereichern. Er hat nicht zerstört, sondern aufgebaut. Er ist der geborene Rekonstrukteur. Die Eisenbahnen sind seine Domäne. Denken Sie an die Philadelphia and Reading, die West Shore, die Erie, die Northern Pacific.

Greenhorn: Ich sehe: ein Renaissancemensch mit Samthandschuhen. Eine Persönlichkeit von feinem Stil und preziöser Kultur, der brutale Gewalt körperliches Unbehagen verursacht. Ein präraffaelitischer Kapitalist.

Yankee: Sie sehen diesen Giganten noch immer nicht richtig. Glauben Sie, daß ein Präraffaelit echte Kubazigarren zu zwanzig Mark das Stück vertragen würde? Glauben Sie, daß ein Mann, der Riesenklötze von Kapital aufeinandertürmt, aus Himbeersaft besteht? Morgan hat eine Faust, wenns darauf ankommt. Als Jay Gould und Jim Fisk, der „Prince of Erie," die Albany- und Susquehannah-Bahn „moven" wollten, hat Morgan, an der Spitze der bedrohten Partei, den beiden Gentlemen das Fell über die Ohren gezogen. Auf den Eisenbahnschienen wurden Schlachten geliefert und die Lokomotiven wie wilde Hunde aufeinandergehetzt. Morgan blieb Sieger, und hat später auch die Eriebahn, die Stammburg der Goulds, saniert. Über den Eisenbahnkönigen Harriman, Hill und Vanderbilt steht John Pierpont Morgan; denn er hat aufgebaut, wo die anderen nur Trümmer hinterließen. Morgan ist der wahre Gott des Sternenbanners. In seinen Händen ruht das Schicksal der Nation.

Greenhorn: Morgan ist also ein Altruist, der das Geld rollen läßt, um der salus publica zu dienen? Oder ist ihm die Aufzüchtung von

Riesenvermögen Selbstzweck? Ist er ein Ästhet des Geschäfts, ein sensibler Nervenmensch, der den Genuß des Spiels mit der verheerenden Kraft der Milliarde bis in die letzte Möglichkeit auskosten will? Zeigen Sie mir die Seele des Morganschen Kapitalismus.

Yankee: Wer sagt Ihnen, daß ein amerikanischer Milliardär eine Seele hat? Haben diese Leute Zeit, sich mit einem solchen Ding zu beschäftigen? Es genügt, daß Morgan die Seele des Geschäfts kennt. Humanitätsdusel und soziale Ideen interessieren ihn nicht. Nur was sich in Dollars ausdrücken läßt, ist der Aufmerksamkeit eines strategischen Genies, wie Morgan, wert. Der Leviathan von fünfundsiebzig Jahren ist der Chefkonstrukteur des amerikanischen Reichtums. Und die Nation verdankt ihm ihre Rettung aus mehrfacher schwerer Gefahr. 1877 zahlte er den Sold für das ganze Heer, als die Geldvorräte des Staates versiegt waren und die Miliz mit Assignaten bezahlt wurde, die edle Menschenfreunde mit fünfundzwanzig Prozent Abzug diskontierten. Noch schlimmer war es, als unter der Präsidentschaft Clevelands der Staatsbankerott drohte. Wie ein Held in schimmerndem Goldpanzer erschien Morgan, um dem Lande ein Retter zu sein. Cleveland aber ließ ihn im Vorzimmer warten und bot ihm nicht einmal eine Zigarre an. Cleveland liebte die Herren von Wall-Street nicht. Er wollte ohne sie fertig werden. Im Kreise der verantwortlichen Beamten des Staates wurde beraten. Morgan, der Bankier, aber saß dabei und wurde nicht gefragt. Als er aber zum Reden kam, schoß er sofort eine Granate ab, die in dem seelischen Gleichgewicht des Präsidenten und seiner Konsuln eine grausame Verheerung anrichtete. „Morgen wird dem Schatzamt ein Scheck über zwölf Millionen präsentiert werden. Es sind aber nur noch neun Millionen in der Kasse". Das war Morgans Geschoß. Damit fegte er sich die Bahn frei für seine Rettungsmaschine. Schon war das letzte Gold aus den Kellern des Schatzamts zu Schiff gebracht, um nach Europa „gerettet" zu werden. Die Gallionen lagen zur Abfahrt bereit im Hafen. Hinter sich hätten sie die Trümmer des amerikanischen Kredits gelassen. Da erschien Morgan mit seinen Millionen nnd vertrieb das Gespenst des Bankerotts. Man muß diese Tage miterlebt haben, um die Größe des Morganschen „Staatsstreiches" ermessen zu können.* Die Panik an der Börse war ungeheuer und die Reaktion nicht minder heftig. Morgan verpflichtete sich dem Staat fünfundsechzig Millionen Dollars in Gold zu verschaffen und die Garantie zu übernehmen, daß ohne besondere Maßregeln

* Dieses und Anderes aus dem Leben Pierpont Morgans schildert Carl Hovey in seinem bei William Heinemann in London erschienenen Buch „The Life Story of Pierpont Morgan". Die Biographie ist von Morgan selbst durchgesehen worden und hat dadurch den Wert eines authentischen, aber auch sehr subjektiven Dokuments bekommen.

der Regierung, die den internationalen Handel geschädigt hätten, das Gold im Lande bleibe. Präsident Cleveland verfaßte seine Botschaft an den Kongreß im Beisein des großen Finanzmannes und offerierte ihm dann die Zigarre, an die er vor Beginn der Unterhaltung vergessen hatte. Sagen Sie mir, ob es noch einen Mann gibt, der in solcher Lage mit kühler Überlegenheit die Verhältnisse so gemeistert hätte. Morgan ist der Eine und Einzige.

Greenhorn: Ich begreife Ihre Schwärmerei; aber Sie wollen mir doch nicht einreden, daß Morgan nicht den mindesten materiellen Nutzen bei dem Handel mit dem Staat hatte. Wenn er der überlegt berechnende Busineßman ist, als welchen Sie ihn schildern, wird niemand ihm glauben, daß er um der Ruhe Clevelands und seines Schatzsekretärs willen eine nicht ganz ungefährliche Garantie übernahm. Zum wenigsten hatte er doch selbst ein dringendes Interesse, das Land vor einer Finanzkrisis zu bewahren. Denken Sie an sein Eingreifen im Herbst 1907. Hat er sich die Rettung der Börse nicht teuer genug bezahlen lassen? Triumphierte er nicht über Roosevelt und die Gesetzgebung, als er seiner bedeutendsten Schöpfung, dem Stahltrust, die größte unabhängige Montangesellschaft des Südens angliederte? Die Legende von der uneigennützigen Hilfe Morgans ist durch die Aussagen der Zeugen im Prozeß gegen den Stahltrust zerstört. Die Konferenz zwischen Morgan und der Gegenpartei fand in einem Raum statt, der die Sammlung alter Bibeln des Bankiers enthielt. Das war das passendste Milieu für ein im Namen der Menschlichkeit abgeschlossenes Geschäft zu zweihundert Prozent. — — Innocent abroad! — —

Yankee: Ich sehe, Ihnen fehlt die richtige Distanz zu einem Übermenschen wie Morgan. Bewundern Sie nicht die großen Condottieri, obwohl ihr Weg Mord und Raub war? Hat die wirtschaftliche Persönlichkeit kein Recht als Spezies genommen zu werden, wie der Staatsmann oder Künstler? Was wollen Sie mit Ihrer verdammten Philistermoral. Ist es nicht eine weltgeschichtliche Tat, die stärkste wirtschaftliche Kapazität des Erdballs geschaffen zu haben? Halten Sie den Reichtum der Vereinigten Staaten für geringer als Ihre demokratischen Phantasien von Völkerfreiheit und sozialen Errungenschaften? Morgan ist nicht populär, weil er den Begriff „common people“ nicht kennt. Er weiß nicht, was das ist. Als er beim deutschen Kaiser war und dieser das Gespräch auf den Sozialismus brachte, mußte Morgan seine völlige Unkenntnis bekennen. Das ist der Mann, der keinen an sich herankommen läßt. Er lebt schweigsam, in sich selbst versunken, mit seinen Ideen von „Weltbeglückung“ und seinen Zwanzigmarkzigarren. Mit seiner Yacht „Korsar“ kreuzt er auf dem Hudson, wenn er nicht in seinem Landsitz Highland Falls über geschäftlichen Problemen grübelt. New York, London, Paris und Rom teilen sich jedes Jahr in die Ehre seines Domizils.

Greenhorn: Rom und John Pierpont Morgan passen allerdings gut zusammen. Der Renaissancemensch und Kunstmäzen, der mit seinen Dollars die Schätze der europäischen Kultur in die Madison Avenue nach New York verpflanzt. Der unermüdliche Aufkäufer, der am liebsten einen Trust zum Erwerb der Venus von Milo gründete. Die Prunkräume seines Hauses sind angefüllt mit Skulpturen, Gemälden, Bronzen, Teppichen, den Erzeugnissen einer Kultur, die käuflich geworden ist. In seiner Bibliothek sind die seltensten und wertvollsten Bücher und Handschriften versammelt; denn der Milliardär hat die Mittel, den höchsten Gipfel des Ästhetentums zu erklettern. Zugegeben, daß die „Repräsentanten des Menschengeschlechts" heute anders konstruiert sind, wie vor hundert Jahren. Aber muß man deshalb den Dollarkönig als letzte Offenbarung des Menschentums bewundern? „Les affaires, c'est l'argent des autres". Das ist die ewige Wahrheit. Und Morgan ist ein Businessman, vielleicht in der höchsten Vollendung; aber doch eben nur dieses. Mögen ihn die zu ihrem Gott erheben, die das größte Portemonnaie für die bedeutendste Kulturschöpfung halten!

Yankee: — — — Greenhorn! — — —

Fleisch

von Carl Oppenheimer

In allen Kulturländern steigen seit einer Reihe von Jahren die Preise des Schlachtviehs in ziemlich energischer Weise, so daß die damit verbundene Steigerung der Fleischpreise eine erhebliche Beunruhigung unter den für das Wohl der breiten Massen besorgten Volkswirten hervorgerufen hat. Daß hin und wieder die Steigerung ein beschleunigtes Tempo anschlägt und daß diese plötzlichen Sprünge zu politischen Zwecken in heftigen Angriffen gegen das in Deutschland herrschende Wirtschaftssystem ausgenutzt werden, soll uns hier nicht weiter interessieren.

Man kann im allgemeinen ohne allzu grobe Fehler sagen, daß die Produktion an Fleisch in den Kulturländern einigermaßen mit der Bevölkerungszunahme Schritt hält. Wenn also trotzdem die Fleischpreise stärker steigen, als der allgemeinen, auf allen Gebieten des Lebensmittelmarktes erkennbaren Steigerung der Naturprodukte entspricht, so müssen hier besondere Gründe obwalten, die gerade das Angebot an Fleisch relativ geringer erscheinen lassen — denn nur dies kann die wahrhafte, dauernd wirkende Ursache einer Preissteigerung sein — als das der anderen Massennährmittel. Das heißt aber wieder, wenn wir die Frage aller unwesentlichen und nur zeitweise wirk-

samen Nebenerscheinungen entkleiden, daß in den breiten Volksmassen ein auf den Kopf gesteigerter Fleischkonsum beansprucht und, soweit wirtschaftlich möglich, durchgesetzt wird. Hier liegt der wirtschaftliche und sozialhygienische Kern des Problems. Es ist eine ganz internationale Erscheinung, daß die großen Massen der Bevölkerung und zwar vor allem der industriellen Arbeiterschaft in immer steigendem Maße sich dem Fleischkonsum zuwenden, je höher ihre wirtschaftliche Entwicklung steigt, so daß man mit einiger Übertreibung sagen kann, daß sie einen großen Teil des ihnen von Jahr zu Jahr zuwachsenden Mehrlohnes in Fleisch anlegen. Wir wissen seit langem, daß der englische Arbeiter sehr viel mehr Fleisch verzehrt, als es bisher in Deutschland üblich war, und wir hören aus Amerika dasselbe. Diesem Streben der schwer arbeitenden Industriebevölkerung müssen tiefere subjektive Ursachen zugrunde liegen, die es dem Arbeiter als besonders wünschenswert erscheinen lassen, seinen Speisezettel womöglich täglich mit Fleisch zu verzieren. Da sich, wie einleitend erwähnt, aus diesem Streben wirtschaftliche Schwierigkeiten und Kollisionen mit der ungenügenden Produktion ergeben, so ist es sehr interessant, einmal vom hygienischen Standpunkt aus den Gründen dieses Verlangens nachzugehen.

Bei rein objektiver Betrachtung liegt für eine Zunahme des Fleischkonsums in den breiten Massen nicht der geringste Grund vor. Das Fleisch ist in erster Linie nichts anderes als eine Eiweißquelle wie viele andere auch. Es ist ein Fundament der Stoffwechsellehre, daß die Aufnahme eines gewissen Quantum Eiweiß für das Gedeihen des Organismus absolut unentbehrlich ist. Bei allen Lebensprozessen der Zellen geht lebendes Eiweiß zugrunde und muß durch die Zufuhr aus der Nahrung ergänzt werden. Es fragt sich nur, wie groß diese Mengen im Durchschnitt sind. Carl von Voit hatte aus seinen ausgedehnten Studien den Schluß gezogen, daß ein erwachsener Arbeiter einen Bedarf von ungefähr 120 Gramm Eiweiß pro Tag hätte; es haben indessen Versuche der neuesten Zeit mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit ergeben, daß diese Zahl wenigstens in dem Falle erheblich zu hoch gegriffen ist, daß der Mensch sich reichlich mit eiweißfreier Kost: Kohlehydraten und Fetten versehen kann. In diesem Falle dürfte man den reinen Erhaltungsbedarf eines erwachsenen Mannes etwa auf 80 Gramm Eiweiß veranschlagen. Diese Menge ist also, wie gesagt, absolut unentbehrlich und kann durch keine anderen Nährstoffe irgendwie ersetzt werden. Mehr Eiweiß zuzuführen, hat aber andererseits gar keinen physiologischen Zweck. Während Justus von Liebig glaubte, daß den Eiweißkörpern auch als Energiequelle für den Organismus eine ganz besondere Wirksamkeit zukäme, kann man heute diese Anschauung als durchaus widerlegt betrachten. Handelt es sich um die Leistung körperlicher Arbeit, so stehen die Eiweißstoffe auf genau derselben Stufe wie Fette und

Kohlehydrate auch, das heißt sie geben nur dasselbe Quantum an Muskelarbeit her, wie es der ihnen innewohnenden chemischen Energie entspricht. Damit wird aber der Eiweißkonsum für Leistungszwecke zu einem rein wirtschaftlichen Problem: ist die Energieeinheit in Eiweißstoffen teurer als in anderen Nahrungsmitteln, so ist es unzweckmäßig, mehr Eiweiß zu konsumieren, als dem Erhaltungsbedarf von etwa 80 Gramm entspricht.

Kehren wir nun aus diesen theoretischen Betrachtungen auf den Boden der Praxis zurück, und nehmen wir an, daß ein ausgewachsener Mann zur reichlichen Deckung seines Bedarfs 100 Gramm Eiweiß zu sich nehmen soll, so entsteht nun rein wirtschaftlich die Frage, wie er diesen Bedarf am billigsten decken kann, selbstverständlich in Form von wohlschmeckenden Nahrungsmitteln. Wir wissen, daß es möglich ist, gänzlich ohne jeden Fleischkonsum in völlig befriedigender Weise auszukommen; gibt es doch sogar Vegetarier, die selbst auf die außerordentlich wertvolle und billige Eiweißquelle der Milch verzichten und ihren gesamten Eiweißbedarf aus Pflanzenstoffen decken. Von diesem Grenzfall indessen abgesehen, ist es weiterhin keine Frage, daß das Fleisch zu den teureren Quellen des Eiweiß gehört. Soll der volle Bedarf von 100 Gramm Eiweiß in Fleisch gedeckt werden, so würde dies ungefähr ein Pfund pro Tag ausmachen, eine Quantität, die ja allerdings für einen Arbeiter wirtschaftlich nicht in Betracht kommt, aber auch nicht in Wirklichkeit benötigt wird, weil ein ganz erheblicher, wenn auch wechselnder Teil des Eiweißbedarfs durch diejenigen Eiweißmengen gedeckt wird, die in den zu Leistungszwecken in größerer Menge aufgenommenen Nahrungsmitteln, namentlich Brot und Kartoffeln naturgemäß enthalten sind (Brot enthält etwa 10, Kartoffeln etwa 2 Prozent Eiweiß). Es wird sich also nur im höchsten Falle um ein relativ geringes Defizit handeln, das nach der normalen und ausgiebigen Zufuhr dieser billigen Nahrungsmittel zur Deckung des Eiweißbedarfs von rund 100 Gramm übrig bleibt. Man geht nicht weit fehl, wenn man dieses Defizit bei sonst ausreichender Ernährung mit Zerealien und Gemüsen als recht geringfügig ansieht: bei einem Konsum von $1^1/_2$ Pfund Brot und 1 Pfund Kartoffeln wäre es bereits annähernd verschwunden. Und wenn noch ein Defizit übrig bleibt, so wäre es eine Kleinigkeit, es durch Zusatz von sehr eiweißreichen Gemüsen (Hülsenfrüchten), von Seefischen, und vor allen Dingen von Milch auf sehr billige Weise zu ersetzen, die als Magermilch mit ihren 3 Prozent Eiweiß oder als Käse mit etwa 40% eine sehr wohlfeile Eiweißquelle darstellt.

Nun bitte ich, mich nicht mißzuverstehen; die hier gegebenen Ableitungen sind selbstverständlich rein theoretisch. Ich will es keinem, in gesicherten Lohnverhältnissen stehendem Arbeiter zumuten, sich von Brot, Kartoffeln und Magermilch zu ernähren: für mich handelt es sich nur darum, den

Nachweis zu führen, daß der allergrößte Teil des Fleischkonsums nicht auf strengsten physiologischen Anforderungen beruht, sondern ein Luxuskonsum ist. Nun ist der Luxuskonsum, „das gute Essen", durchaus kein überflüssiger Luxus. Wir Physiologen wissen es sehr genau, daß eine wohlschmeckende, den Appetit reizende Kost außerordentlich wichtig für das Gedeihen des Gesamtorganismus und damit auch für die Leistungsfähigkeit des Arbeiters ist. Es fragt sich nur, ob es denn wirklich unbedingt nötig und ersprießlich ist, in immer steigendem Maße die Kost durch Zulage von Fleisch schmackhafter zu machen, resp. ob es nicht Möglichkeiten gibt, mit demselben Aufwand von Geld die Kost mit wenig Fleisch noch reichlicher und noch schmackhafter zu machen.

Nun liegt die Sache ganz ohne Zweifel so, daß ein größerer Teil der Ausgaben für Fleisch in diesem Sinne unzweckmäßig ist: unzweckmäßig zur Bedeckung des Bedarfs allein, weil man diesen viel billiger anderweitig versorgen kann; und deswegen auch unzweckmäßig aus Gründen des Wohlgeschmacks, weil man eben durch billige Deckung des Bedarfs einen viel breiteren Spielraum zur Bereitung einer wohlschmeckenden Kost übrig behielte, als wenn man das Geld nur für Fleisch ausgibt. Es ist gar keine Frage, daß in allen Schichten der Bevölkerung viel zu viel Fleisch, viel zu wenig Gemüse und Früchte in irgendwelcher Form gegessen werden. Es wäre eine sehr wünschenswerte Tat, wenn einmal Physiologen und tüchtige Arbeiterfrauen sich zusammentäten, um fleischarme Speisezettel für die Arbeiterfamilie zusammenzustellen, und wenn dann die machtvolle Arbeiterpresse sich dieser Bewegung annähme, um zu zeigen, daß der Arbeiter und seine Familie bei gleichem Verbrauch und wenig Fleisch einen viel besseren Mittagstisch sich bereiten könnte. Indessen — wir stehen der Tatsache gegenüber, daß sich in allen diesen Schichten der Wunsch nach Fleisch immer mehr geltend macht. Das ist eine große Bewegung, die irgendwelche Wurzeln haben muß.

Ein Grund liegt auf der Hand: es ist sehr viel leichter durch Kochen oder Braten von Fleisch einen Mittagstisch herzustellen, „der nach etwas aussieht", es ist sehr viel leichter, dem Arbeiter abends Wurst zum Brot zu servieren, als ihm mittags und abends gut zubereitete Gemüsekost und dergleichen zu geben. Und das können eben in der überwiegenden Mehrzahl die Arbeiterfrauen nicht leisten. Teils können sie in Wirklichkeit nicht kochen, teils sind sie derartig mit häuslicher und eventuell beruflicher Arbeit überlastet, daß ihnen keine Zeit dazu bleibt. So greifen sie eben lieber zu dem bequemen Fleisch.

Die zweite Wurzel ist in ihren Urgründen sehr schwer aufzudecken. Wir finden eine rein psychologische, ich möchte beinahe sagen gesellschaftliche Wertschätzung des Fleisches, die uralt und international ist. Fleisch ist seit Urzeiten die Herrenspeise: der hörige Bauer mußte seine Grütze essen, der Herr ging auf die Jagd oder schlachtete seine Hammel. Fleisch war

die bevorzugte Opferspeise der Götter. Fleisch ist also für den Proletarier mit dem Nimbus des vornehmen, verfeinerten Lebensgenusses umgeben. Solche Dinge, so kleinlich sie klingen, sind in der Massenpsychologie der breiten Volksschichten durchaus nicht zu verachten.

Nur ist die Frage, ob diese einseitige Wertschätzung des Fleisches bloß auf diesen Klassenunterschied zurückzuführen ist, daß eben schon in der Urzeit der Jäger und Viehhalter dem seßhaften hörigen Bauern gesellschaftlich überlegen war. Oder ob nicht daneben ein Glaube an bestimmte kräftigende Wirkungen des Fleisches zugrunde liegt, in dem, wie in fast allen solchen uralten Vorstellungen ein Körnchen Wahrheit tief begraben liegt. Es muß uns doch sonderbar anmuten, daß an sich ziemlich kultivierte Volksstämme wie die Maori zum Kannibalismus übergingen, weil es in Neuseeland keine jagdbaren Tiere gab, und daß mythisch-fetischistische Ideen über die nervenstählende Wirkung des Fleisches durch alle Sagen hindurchziehen.

Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß diese Wirkung des Fleisches ihren Wert hat. Physiologisch wissen wir nur, daß das Fleisch eine recht komplizierte Zusammensetzung hat: daß es außer dem nährenden Eiweiß eine ganze Menge komplizierter, stickstoffhaltiger Körper enthält, deren Bedeutung wir nur in dunklen Umrissen erkennen. Eine der wenigen festgestellten Tatsachen ist, daß diesen „Extraktivstoffen" des Fleisches eine günstige Wirkung auf die Magenverdauung zukommt. Vielleicht spielt also wirklich das Fleisch, neben seiner Stellung als reiner Nährstoff, noch eine nicht zu unterschätzende Rolle als Reiz- und Anregungsstoff.

Wir sehen aus all diesen hier nur angerührten Fragen, wie außerordentlich kompliziert das Problem der Fleischnahrung ist. Das Wichtigste ist jedoch, daß ganz zweifellos heute ein übermäßiger und überflüssiger Luxus mit dem Fleischgenuß getrieben wird, und daß bei vernünftiger Wirtschaftsführung es durchaus möglich ist, eine völlig hinreichende und mindestens ebenso wohlschmeckende Kost bei einem geringeren Fleischkonsum zu bereiten.

Gelegentlich einer neuen Gotthelf-Ausgabe*

von Moritz Heimann

Ueber Jeremias Gotthelf hat Keller mehrere Aufsätze geschrieben, deren einer mit folgender Summe anfängt: „Pfarrer Bitzius steht als Schriftsteller nicht über dem Volke, von welchem und zu welchem er

* Sämtliche Werke in 24 Bänden, in Verbindung mit der Familie Bitzius herausgegeben von Rudolf Hunziker, Hans Bloesch, C. A. Loosli; bei Eugen Rentsch, München und Berlin.

spricht; er steht vielmehr mitten unter demselben und trägt an seiner Schriftstellerei reichlich alle Tugenden und Laster seines Gegenstandes zur Schau. Leidenschaftlichkeit, Geschwätzigkeit, Spottsucht, Haß und Liebe, Anmut und Derbheit, Kniffsucht und Verdrehungskunst, ein bißchen süße Verleumdung: alle diese guten Dinge sind nicht nur in dem Leben und Treiben seiner Helden, sondern auch in seiner beschreibenden Schreiberei zu schmecken." So, zwischen Bewunderung und Ärger schwankend, verläuft jede Betrachtung, die Keller über seinen älteren Landsmann anstellt; und wenn auch sein reifes und reines Gefühl beim Tode Gotthelfs die großen Eigenschaften des Dichters in ihrem klassischen Maße anschaut, so war er doch Schweizer und Mannes genug, auch durch die fromme Gelegenheit sich von seinem prinzipiellen Widerspruche nicht abtreiben zu lassen. Keller hätte zu Gotthelf stehen können, wie Goethe zu Justus Moeser; aber zwischen diesen beiden Paaren liegt, als moralisches Gebirge und Wasserscheide der neuen Zeit, die französische Revolution, die in allen Staaten gor, daß sie Nationen, in allen Untertanen, daß sie Bürger werden wollten, und werden mußten, auch wenn sie nicht wollten. Napoleon, der unsere deutsche Karte mit einem schärfer als römischen stilus vereinfacht hat, hat auch in der Schweiz mit uralter Historie aufgeräumt und dem Kantönligeist in die Wurzeln geschlagen, nicht nur indem er die neuen, europäischen Begriffe, zum Beispiel Freizügigkeit, aufdrang, sondern auch dadurch, daß er eine nationale Einheit vorbereitete und den Unterschied zwischen den alten Eidgenossen, den bloß Verbündeten und den untertanen Landen wegwischte. Aber als er nach Elba abgeschoben war, begann, wie überall, auch in der Schweiz das Wesen, welches unter dem Namen Restauration das vermeintlich mißgeborene Kind in den Mutterleib zurückbringen wollte; mit Erregungen bis zum Bürgerkrieg, wie überall; und endlich mit der Niederlage vor den neuen Gedanken.

Die Zerklüftung der Schweiz war, ihrer physischen entsprechend, außerordentlich groß. Es spannte sich zwischen alten und neuen Kantonen, zwischen katholischen und reformierten, zwischen Stadt und Land, zwischen Patriziat und Neubürgertum; schließlich aber wurde, der besonderen Schattierungen ungeachtet, durch Streit und Kampf der eine entschiedene Gegensatz des Konservativen zum Radikalen herausgetrieben.

In solchen zur Klärung ringenden, also verworrenen Zeitläuften, schrieb Gotthelf, und er schrieb aus ihnen heraus, in sie hinein, und schrieb als Konservativer; der jüngere Keller ging die neuen Wege mit. Gotthelf, der reformierte Pfarrer, reibt sich gelegentlich an den Aargauern, einem neuen Kanton, der die Klöster aufgehoben hatte; Keller nennt das Hinauswerfen der Jesuiten „eine ehrenwerte und gesunde Tat, welche das Volk wiederholen wird, sobald die zurückgebliebenen Wurzeln wieder geile Schosse treiben, trotz aller zur Mode gewordenen lächerlichen Blasiertheit in Beziehung auf

den Jesuitenhaß." (Dieses Wort ist nicht mal von gestern, es stammt aus dem Jahre 1852.)

Dabei war Keller, der in Seldwyla Füchse grub, nicht der Mann, der die Frieseln und den ersten Unfug des neuen Wesens übersehen hätte; und der Sammler in ihm mochte ihn zwar mit Behagen, aber doch nicht mit minder ehrenfestem Grimm als Gotthelf die Schubiaks, falschen Richter, Säufer, Prozeßnarren, Lüdriane, Vorbeistudierten und Winkeladvokaten aufs Korn nehmen lassen, die wie Pilze nach einem warmen Regen aus dem umgestürzten Schweizer Boden hervorschossen; nur daß er ein wartendes Blut in seinen Adern hatte und nicht in den ersten sauren Apfel biß, um den ganzen Baum zu probieren. Keimt ein Glaube neu, wird oft Lieb und Treu wie ein böses Unkraut ausgerauft; aber das besagt nichts gegen den neuen Keim! Oder um das Verhältnis mit noch genaueren, gültigern Worten zu bezeichnen, mit Hölderlins Anruf an den Zeitgeist: „Der Schlimme nur wird schlimmer, daß er bälder ende, wenn du, Erschütterer, ihn ergreifest." Gotthelf, der, in der naiven Weise aller herrschenden Kasten, den anders Denkenden zu einem verderbt Fühlenden stempelte, ließ es sich nicht kümmern, daß diese Verderbten ihm nicht unsere moderne Ausrede erlaubten, daß sie einer fremden Rasse angehörten; es waren allesamt dieselben bernbieter Landsleute, die er in einigen Exemplaren mit hohem menschlichen Ruhm auszeichnete. Es brauchte also nur ein fremder Gedanke an der altväterischen Biederkeit zu kratzen, so lag überall das Schlechte zutage. Stellt man sich den Pfarrer Bitzius in die beginnende Reformation, wie er Nonnen aus den Klöstern laufen, Luther und gar Zwingli heiraten sieht, dann würde er vielleicht eine Art schweizerischer Murner sein mit überlegen rückständiger Satire, wohingegen der Dichter, Maler und Politiker Nikolaus Deutsch zum Ratsschreiber Keller herübergrüßt.

Jetzt, wo eine schöne, vollständige und authentische Ausgabe Gotthelfs zu erscheinen begonnen hat, ist es natürlich, daß wir uns die Frage vorlegen, ob wir die moralisch politischen Einwände Kellers durch die bloße zeitliche Entfernung abgeschwächt oder durch die entschiedene Radikalisierung unserer Denkweise verstärkt finden. Es will uns scheinen, daß das erstere der Fall sei. Anspielungen, Seitensprünge und Seitenhiebe, die in Anmerkungen erklärt werden müssen, können den unmittelbaren Ärger nicht mehr erregen, und mit dem Konservatismus von ehegestern können wir versöhnlicher, mit größerer Hoffnung auf Verständigung sprechen, als mit dem von heute. Wir können die Störung alter Ordnungen im Rückblick sehr wohl beklagen, ohne daß sie uns darum im Vorausblick minder notwendig erschiene. Für den Rückblick ist es kein schwächendes Eingeständnis, daß im Leben der Völker der zweite Schritt oft geschehen muß, auch wenn der erste verkehrt war, und kein Schade, die Angriffs- mit der Verteidigungsstellung

zu vertauschen. Um es in einem Gleichnis zu sagen, so ist es auch uns außer Zweifel, daß der feste, in bestimmte Formen und Pflichten gebundene Glaube an einen persönlichen, die Geschicke jedes Einzelnen überwachenden, strafenden und belohnenden Gott die Mehrzahl der Menschen in besserer Zucht und Tröstung hält, als eine andere Auffassung des Göttlichen, mag auch diese wahrer, tiefer und geistiger sein. Wohl verstanden, die Mehrzahl der Menschen. Aber, könnte darauf noch der versöhnlichste Gegner einwerfen, warum begnügen sich diese Wenigern nicht mit dem ihnen gewordenen Heil und Geist, warum bleiben sie nicht in vier Wänden damit, warum stören sie auch die Armen in Gott aus ihrer Zuversicht des Meinens, Lebens und Sterbens? Weil es leider nie und nirgend lange dauert, und der Pfaffe setzt seinen Gott ab und sich selbst auf den leeren Stuhl, kommandiert, brennt und köpft, und das heute genau so wie gestern. Das ist die Notwehr der Freigeisterei; von ihrem Angriff, denn nur ein Mensch kann tolerant sein, eine Idee kann es nicht, ist hier nicht nötig zu reden. Ist nicht nötig aus dem einfachsten aller Gründe, daß Gotthelf eben seit zwei Menschenaltern tot ist; und wenn er seine Gunst und Abgunst nach der Tendenz verteilt, so fühlen wir es zwar auch heute noch, aber doch nicht mehr leibhaftig genug, um darüber in unserm parteiischen Gewissen sonderlich erregt zu werden.

Daß er aber Gunst und Abgunst sehr energisch verteilt, die Tugend recht weiß und das Laster schwarz von oben bis unten anstreicht, das ist eine Eigenschaft, die die ganz große Poesie mit der Marlittischen gemein hat. Und mit ganz großer Poesie haben wir es in der Tat bei Gotthelf zu tun, ja in manchem Betracht mit der größten des neunzehnten Jahrhunderts. An Kunst und Dichtigkeit übertrifft ihn Ludwig, mit dem goldenen Schlag der arielhaften Melodie Kellers kann sein prosaischer Rhythmus sich nicht von weitem messen; aber an Ursprünglichkeit, naturischer Beredtheit, Entfaltung, Leben aus erster Hand, an Klassizität und epischer Unerschöpflichkeit ist er ohnegleichen. Und wenn dieses Urteil sich vor anders als auf die Wirklichkeit gerichteten Flügen des Geistes, insbesondere vor anderen Formen der Poesie, dem Drama und dem Lied, einschränken müßte, eines bleibt bestehen: Gotthelfs Klassizität. Gotthelf ist der einzige klassische Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts, und das ist die lichte Kehrseite seines Konservativismus. Klassisch ist sein Verhältnis zur Sprache, die ihm alle ihre Früchte in die Hand reifen läßt, und die er doch niemals zum Werkzeug macht. Klassisch ist seine — Oberflächlichkeit, die das, was man Charakter nennt, nicht als unveränderlich ansieht, an Erziehung glaubt, und alles in allem mehr auf gute Zustände als auf gute Menschen aus ist. Klassisch ist vor allem sein Verhältnis zur Realität. Sie ist für ihn der Gegenstand der Illusion, nicht, wie beim Modernen, ein Mittel der Illusion. Ein Mittel wozu?

Offenbar zu etwas Abstrakterem, Geistigem. Ästhetisch sollte nur der Leser die Wirklichkeit empfinden, nicht schon der Dichter. Und Gotthelf ist von allen der größte Meister, die Wirklichkeit aufzuschreiben, nur weil sie wirklich ist; nicht aus spezieller Verliebtheit, wie der Idylliker, und auch aus keiner Absicht des Kunstspiels, vornehmlich aber ohne die Zufälligkeit, der die idyllische und die Kunstabsicht verfällt. Seine Wirklichkeit ist nicht Stückwerk, noch Schmuckwerk, von gereizten Sinnen zusammengetragen, sondern ein Kosmos im kleinen, wo eines in das andere webt. Wieder haben wir seinem Konservativismus zu danken, der ihn ins Bauernleben seiner Zeit als in das poetisch Tatsächlichste steckte. Die Arbeitsteilung der neuen wirtschaftlichen Welt hat auch den einzelnen Menschen in zwei Teile getrennt, in den sozialen und den privaten. Daß der Dichter nur den ungeteilten Menschen brauchen kann, ist, beiläufig, der Grund, warum er oft, wo nicht Künstler, so doch verkappte Künstler zu seinen Helden macht. Gotthelfs Menschen aber sind ungeteilt. Sie haben nicht von Glock soundso bis Glock soundso zu arbeiten, und daß sich danach und daneben ihr wahres, dem Dichter zugekehrtes Leben abspiele; sondern es ist alles eins, Essen, Trinken, Händeln, Heiraten, Arbeiten und Ruhen: durch den ganzen Baum steigt der ganze Lebenssaft quillend auf.

Zur Wahrheit seines Stils rechne ich auch, daß er sich ungezwungen der Reflexion hingibt, wo sie sich ihm bietet. Schreibt er ja für das Buch, das man sinken lassen und zurückblättern kann, das man, allein mit sich und ihm, sinken lassen und zurückblättern zuweilen will. Zur reinen Phantasiegestaltung eines epischen Stoffes würde ein Volk — oder, in früheren Zeiten, die Klasse, die das Mandat des Volkes hat — gehören, das an bestimmten Gegenständen eine voraussetzungslose Freude hätte, wie die homerische und die isländische Welt. Uns aber, deren Einverständnis mit dem Dichter von Fall zu Fall geregelt wird, ist die Reflexion natürlich.

Dieses „von Fall zu Fall" verträgt sich freilich nicht mit dem Begriffe der Klassizität; und wenn man sagte, daß ein einzelner klassischer Dichter überhaupt ein Unding sei, so hätte man recht, und auch Gotthelfs Erscheinung wäre in das Problematische gerückt. Das Geistige eines Kunstwerks besteht nicht darin, über was es spricht, sondern zu wem es spricht. Zu wem spricht Gotthelf? Schon Keller verzeichnete es, daß die zwei Romane „Uli, der Knecht" und „Uli, der Pächter" zusammen beinahe vier Gulden kosteten. Eine Ausgabe von vierundzwanzig Bänden wird gewiß auf den Borden der Bauernstuben erst recht selten zu finden sein; sie wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen, unter den Büchern einer hoffentlich großen, weit verstreuten Gemeinde stehen, die an Kunst und Poesie ihr Leben erbaut. Und wenn auf diese Prüfung, die strenger ist als die jeder unmittelbaren Gegnerschaft, Gotthelfs Schriften allzu irdisch erscheinen werden, zu niedrigen ideellen Fluges, zu nützlich in ihrer Religiosität, zu rachsüchtig in ihrer

Moral, so wird auch an ihm eine Rache genommen sein, indem er am kräftigsten ein bleibendes Gut wird, wie Keller sagt, für „uns Literaturmenschen". Und damit wird seine Wirklichkeit doch wieder, doch „nur" eine ästhetische Wirklichkeit, der Ring schließt sich; dieselbe Erscheinung, die alle andere Kunst zu bedrohen schien, bestätigt am Ende die Kunst; sie wird eingeordnet, und es gibt Unendliches an ihr zu schauen, Unendliches zu lernen.

Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Vertragen die Jesuiten den Liebesdienst, den Freiherr von Hertling ihnen erweisen wollte, als er ihren Dienst an deutschen christ-katholischen Seelen (an den Schranken des Reichsgesetzes vorbei, leise vorbei) erweitern wollte? Es galt bisher unter den ‚vorurteilslosen' Freidenkern als selbstverständlich, daß auch das Ausnahmegesetz gegen die ‚Soldaten Christi' einmal fallen müsse; der Kampf sei mit geistigen Mitteln zu führen. Wer möchte nicht den Nimbus des vorurteilslosen Denkers billig erwerben? Aber vorurteilslose Denker sind oft gedankenlose Falschdenker; und indem ich diese wichtige Banalität bekenne, klage ich mich selber an. Auch hier wurde früher die bedingungslose Aufhebung des Jesuitengesetzes befürwortet. Eine nachwirkende Dankbarkeit gegen einzelne wissenskundige Jesuiten und für frühere Leistungen, Bewunderung ihres unerhört klugen Weltsinnes, die Erinnerung an die Sympathie, die Männer wie Pierre Bayle und Rousseau trotz alles Wissens um die Gefahren des Jesuitismus wegen angenehmer persönlicher Erfahrungen für sie hegten, den Ärger über das dumm-dreiste Gebaren protestantischer Muckerei und Duckerei, das alles verdichtete sich zu einer Art romantischer jesuitenfreundlicher Grundstimmung; und die schlimmen Folgen von Bismarcks Kulturkampf und seinem ebenso blinden wie erfolglosen Eifer gegen die Sozialisten rechtfertigten diese Romantik vor der politischen Vernunft. Aber wie stehen die Dinge in Wirklichkeit? Von überallher drängen die Fluten des schwärzesten Ultramontanismus und des römischen Imperialismus; der hat mit unweltlicher katholischer Religiosität und Frömmigkeit heute so wenig zu tun wie ehedem. Es könnte uns gleichgültig sein, mit welchen volkspädagogischen Mitteln die Verblödung, die Entnationalisierung, die Enthumanisierung selbst von Millionen Mitbürgern betrieben wird, wenn nicht jeder Zuwachs an Macht und Einfluß dieses christlichen Heidentums unser Recht auf Parität, auf gleiche politische Geltung, auf freie Forschung und freie Schule einschränkte. Hier wird im Namen der Gerechtigkeit, im Namen eines Pseudo-Universalismus, im Namen der tausend-

fach verratenen Demokratie die Freiheit verlangt, — um unsre Freiheiten zu rauben, zu zertrümmern, durch Stricke und Knebel zu ersticken. Das ist kein Kampf der Geister, es sei denn, man nenne die in Rom zentralisierte und materialisierte Negation des Geistes mit jenem Himmelsnamen. In diesem ungleichen Kampfe sollen die Jesuiten mit ihren in langem Dienst erprobten Künsten des Seelenfangs Vorspanndienste leisten, neben und in den Jungfrauenbünden, den Mutter- und Gesellenvereinen, den (den Jesuiten nahestehenden) marianischen Kongegrationen für alle Alter und Stände. Dazu; aber nicht um die Menschen der gleichen politischen und sozialen Gemeinschaft von Spuk und Aberglauben zu reinigen und für Christi und Pauli Wort empfänglicher zu machen. Christi und Pauli Wort! Chamberlain nennt die Bibel das einzige für Rom wirklich gefährliche Buch ... Es ist nicht der rechte Augenblick und wäre ein Zeichen kindischer Großmut, für die in der Borromäusencyklika und den verschiedenen motu proprios steckende Kriegserklärung mit einem Geschenk an das Zentrum dankbar zu quittieren. Die Art, wie es im letzten Jahrzehnt deutsche Kulturpolitik betrieb und deutsche Freiheiten verriet, verdient Mißtrauen, Härte, Vorsicht. Ja, wenn das Zentrum die Hand dazu böte, auch bei uns Staat und Kirche zu trennen — —

Vor mir liegt ein Buch, das sich lutherisch-grob und deutlich Rom-Not nennt. Das Buch hat, bei starkem Umfang, das Taschenformat eines handlichen Büchleins: man soll es bei sich tragen können, um in jedem Augenblick antiultramontan gewappnet zu sein. So groß dünkt den Verfasser Karl Heltau die Gefahr ultramontaner Vergiftung für Deutschland (Augsburg, bei Lampert 1912).

Da tobt sich ein Haß aus gegen römisches Priestertum, gegen die moralische Infektion des deutschen Grundwesens mit römischer Intoleranz und widerchristlicher Dogmatik; ein Haß, der seine Geschosse aus den Speichern holt, die Wissenschaft und Forschung aus der Geschichte des Papsttums mit Beweisen und Anklagen gefüllt haben. Dieser Haß gegen die Helotenzucht der Seele, gegen die „Transzendentalwucherer" ist zuweilen giftgeätzt; der Haß wird Stil. Aber er ist in der Hauptsache nicht blind; und Geschichte wird nicht durch „absolute" Objektivität gemacht.

Man kennt sie, diese Anklagen und Beweise. Sie treten in der Ruhe Harnacks (Wesen des Christentums) und im Pathos Chamberlains mit unvergleichlich größerer Wucht hervor. Aber Heltau ist ein anti-ultramontanes Lexikon in Taschenformat, das heißt: man findet darin, ohne zu suchen. Tun wir das probeweise; es ist gut, sich über die gefährlich regsamen Überbleibsel von Scholastik und Inquisition und Jesuitismus klar zu sein.

Wie die Wissenschaft, so die Partei, die sie politisch vertritt. Erst 1905

erschien eine kirchlich approbierte Schrift des Theologieprofessors J. Bautz von der Universität Münster über die Hölle. Darin wird wieder einmal festgestellt, daß die Hölle im Inneren der Erde liege, die Vulkane Schlote der Hölle seien, und ähnliches. Nicht weniger amüsant scheint das Büchlein des Jesuitenpaters Franz Xaver Schouppe über das Fegefeuer, „beleuchtet durch Tatsachen und Privatoffenbarungen". Darin wird, nach unserem Gewährsmann, überzeugend nachgewiesen, daß selbst ein tugendhafter Christ alle zwanzig Jahre sein moralisches Debet mit — dreißigtausend Stunden Fegefeuer belastet. Aber auch die Universität Wien hat ihr großes Kirchenlicht: den päpstlichen Prälaten Dr. juris et theologiae Commer. Er verteidigt die Ketzerverbrennung mit ähnlichen Argumenten wie der Kirchenrechtslehrer de Luca am Collegium Germanicum in Rom, „erklärt" die Erdbeben für das Grollen Satans, verleugnet mit posthumer Giftigkeit den armen Kopernikus, lehnt die Foucaultschen Pendelversuche als gottlosen Irrsinn ab, lehrt die Erschaffung der Welt in sechs Tagen, zu je vierundzwanzig Stunden. Und ists etwa nicht wahr, die Steinkohle sei die bei der Erschaffung der Welt von Gott in die Erde gebannte Finsternis? Die Staatsschule mit ihrem ersten tastenden Versuch einer wissenschaftlichen Fundamentierung der Erziehung betreibt „legalen Kinderraub" (in bischöflich approbierten Schriften); dagegen öffnet die Lehre von der Besessenheit der kindlichen Seele einen sicheren Zugang zu Gott. „Wer die Besessenheit in unsren Tagen leugnen wollte, bekennt damit, daß er abgeirrt ist von den Lehren der katholischen Kirche", verkündet P. Aurelian, der mit Erlaubnis zweier Bischöfe die Austreibung des Teufels aus besessenen Knaben als Spezialität betrieb. Und erinnert man sich noch der Teufel Bitru-Miß Diana Vaughan-Affäre, der Mystifikation des Freidenkers Leo Taxil? Die Memoiren der berühmten Miß, die 1895/97 in Paris erschienen, verdienen einen Neudruck, jener Miß, der der Oberteufel Asmodeus, als sie zehn Jahre alt war, außer 14 Legionen Unterteufeln auch den Schwanz des Löwen des Evangelisten Markus mitbrachte. Du lächelst, lieber (und hoffentlich im Rabelais heimischer) Leser, über diesen Löwenschwanz, der sich der liebwerten Diana um den Hals legte und ihr einen Kuß gab? Zwölf Jahre war der Glaube an diesen Schwanz lebendig, er erfreute sich sogar eifriger vatikanischer Stützen. Generell verschieden sind Glauben und Wissen nicht, die auf Katholikentagen, Eucharistischen Kongressen, in den „Stimmen aus Maria-Laach" und den „Historisch-politischen" Blättern dargeboten werden. Sie sind an sich jenseits unserer Kritik; und sie geleiten auch jetzt noch Millionen Seelen sicher bis an die Tore des Jenseits, sie schützend vor Bedrängnis und den Versuchungen einer protestantischen Freiheit, die schwache Menschen vor dem Straucheln und Sichverlieren nicht bewahren. Aber eine mächtige politische Partei, die von solchen Stimmungen und Gesinnungen

her, mit der skrupellosen römischen Kirchenhierarchie im Rücken, die allerwichtigsten Einrichtungen des modernen Staates bekämpft und, wie unser Zentrum, die Macht gewinnt, sie zu bestimmen: sie kann unser Freund nicht sein.

Ich sprach eben von der protestantischen Freiheit. Sie war kein leerer Wahn. Die Reformation war in den Anfängen eine wahrhafte Reanimation, — Ruskin hat das klärende Wort geprägt. Sie hat in ganz Nordeuropa einen Strom von Intellektualität und Moralität frei gesetzt, dessen Breite und Tiefe kaum zu ermessen sind. Die stärksten Magister Germaniens, Lessing, Kant, Fichte, Hegel, Fechner waren lutherischen Geistes. . Aber der Leser wird fragen: wo existiert die evangelische Freiheit heute? Hat sie sich in den Fällen Jatho und Traub und den massenhaften Disziplinierungen bewiesen, die Geistliche wegen ihrer Parteinahme für unsere posthumen Luther ereilte? In der Tat: der Protestantismus hat in Deutschland keine wirkliche Volkskirche schaffen können, er war von vornherein, trotzdem er die Adelszeichen seiner Herkunft nie ganz verlieren konnte, hierarchisch infiziert; statt des römischen Papstes tauchten allerhand nationale Päpstlein empor, starr orthodoxe Glaubensbegutachter und Spruchkollegia, die, intramontan, sich mit der Religion verwechseln. Heute stehen die Dinge so, daß man sagen muß: Bankrott oder — Reanimation.

Was bedeutet im letzten Grunde die Panama-Affäre? Den entscheidenden Schritt, die Weltwirtschaft zu monopolisieren. Nichts weniger. Man lese die Bestimmungen der Bill. Die englische Weltwirtschafts-Politik der letzten drei Jahrhunderte ist von London nach Washington verlegt. Vor siebenzig Jahren hat ein Paar Prophetenaugen diese Entwicklung vorhergesehen: sie gehörten Friedrich List, der, verkannt und verbittert, in Innsbruck Selbstmord beging. Man höre: „Dieselben Ursachen nämlich, welche Großbritannien auf seinen gegenwärtigen hohen Standpunkt erhoben, werden — wahrscheinlich schon im nächsten Jahrhundert — das Vereinigte Amerika auf einen Grad von Industrie, Reichtum und Macht erheben, welcher diejenige Stufe, worauf England steht, soweit überragen wird, als gegenwärtig England das kleine Holland überragt. Im natürlichen Lauf der Dinge wird Nordamerika innerhalb dieses Zeitraums seine Bevölkerung auf Hunderte von Millionen Menschen vermehren, wird es über ganz Mittel- und Südamerika seine Bevölkerung, seine Institutionen, seine Kultur, seinen Geist ergießen, wie es ihn in der neuesten Zeit schon über die angrenzenden mexikanischen Provinzen ergossen hat — wird das Band der Konföderation alle diese unermeßlichen Länder umschließen — wird eine Bevölkerung von mehreren hundert Millionen Menschen einen Kontinent ausbeuten, der an Ausdehnung und Naturreichtum den europäischen Kon-

tinent unendlich übertrifft — wird die Seemacht der westlichen Welt die Seemacht von Großbritannien soweit überragen, als ihre Küsten und Ströme die britischen an Erstreckung und Größe übertreffen. So wird in einer nicht allzu entfernten Zukunft die Naturnotwendigkeit, die selbst den Franzosen und Deutschen die Stiftung einer Kontinentalallianz gegen britische Suprematie gebietet, den Briten die Stiftung einer europäischen Koalition gegen die Suprematie von Amerika gebieten. Alsdann wird Großbritannien in der Hegemonie der vereinigten Mächte von Europa Schutz, Sicherheit und Geltung gegen die amerikanische Übermacht und Ersatz für die verlorene Suprematie suchen müssen und finden."

Auch der Hansa-Bund ist auf den Plan getreten, um die Teuerung zu beschwören. Er mag sichs wohl einreden, er gelte da draußen noch (oder schon?) als der große Unparteiische, dem Regierer und Regierte in der Not besonderen Glauben schenken. Aber seine bisherigen Leistungen haben diesen Glauben nicht gerechtfertigt; und auch seine neue Veranstaltung zur Beschwörung der Teuerung wird trotz der Entfaltung gewisser den Liebhabern der mittleren Linie wohlschmeckender Feierlichkeiten seinen politischen Kredit im Lande nicht erhöhen. Wer sieht nicht, daß dieser künstlichen Koppelung zum Teil entgegengesetzter Interessen die einheitliche Wirtschaftsauffassung und die politische Gemeinsamkeit fehle? Das Aufgebot bestand aus den bekannten Kommerzienräten, den bekannten Parade-Obermeistern von Innungen, den bekannten heterodoxen Gutsbesitzern und Pseudobauernbündlern, die an Doktor Oertels Prophetien nicht mehr glauben mögen, jeder Redner machte den ihm passenden Gebrauch von der Statistik des Viehbestandes und der Fleischpreise, jeder beklagte den Mißstand und bezeugte seinen guten Willen zur Linderung: und man ging in einer Flut von wohlwollender Objektivität und nach ‚Hinterlassung' einer Untersuchungskommission natürlich wieder auseinander. Die Presse des sogenannten entschiedenen Liberalismus hat nicht den Mut gefunden, gegen diese Farce entschiedenen Widerspruch zu erheben, obwohl sie doch grundsätzlich den Anspruch erhebt, das Konsumenteninteresse zu vertreten, und durch ihre Gelehrten täglich mit Hygiene und Statistik nachweisen läßt, wie sehr die Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Industriebevölkerung von Fleischgenuß abhänge. Warum wohl? Weil man sich verschworen hat, die Schöpfung des Herrn Bankdirektors Rießer durchzuloben, auch nachdem sichs gezeigt hat, daß das Prinzip der „reinen" Wirtschaftspartei ein Feigenblatt für unpolitische Unklarheit und Unentschlossenheit ist. Persönliche Beziehungen spielen da eine große Rolle. Die Leiter des Bundes möchten wohl, aber sie können nicht. Sie speien gegen die (charaktervollen) Agrardemagogen Gift und Galle, und sie lassen ihre gute Sache durch ein Heer von hoch betitelten Bureaukraten vertreten, die in moralischer

und gesellschaftlicher Abhängigkeit von jener Herrenkaste stehen; aber gleichzeitig pflegen sie die (von altersher bestehenden) Beziehungen zu jenen anderen Kreisen, in deren Händen sich die großen Blätter der Linken befinden und die sich von Herrn Rießers Schöpfung wohl eine wirkliche Liberalisierung der Großgewerbeschichten versprechen. Unklarheit der Ziele wird das nie herbeiführen; und darum ists töricht, den verwaschenen und verwirrenden Dilettantismus dieser Unternehmung noch länger zu beschönigen. Die Geschosse sind vielmehr auf das schädliche und unsagbar künstliche System unseres unübersehbar verzwickten Zolltarifs zu richten. Man belehre das Publikum, das leidendes Objekt dieses Systems geworden ist, über den Widersinn einer Politik, die ihre Beziehungen zu den fremden Staaten, nach den Geboten der Weltpolitik und der Warenexpansion einrichtet, einer Entwicklung, die in dem Durst nach dem Ausland gipfelt, eines Imperialismus, der unter dieser Flagge dem Volke das Mark auspreßt; und man zeige immer wieder, meinetwegen mit den größten Übertreibungen (à la guerre comme à la guerre), daß die Nahrung und Kleidung der deutschen Millionen mehr als die jedes anderen europäischen Staates durch den internationalen Austausch eingehandelt werden müssen und der Übergang zum Freihandel für das zukünftige Deutschland eine Frage von Leben oder Sterben bedeutet. Wenn die Herren des Hansa-Bundes nicht wissen, daß die Argumente der Großagrarier gegen den Freihandel politische Herrschaftsansprüche decken; daß der Getreidezoll nicht den Bauern zugute kommen, sondern von Rente und Bodenpreisen verschluckt werden; daß Deutschland bestimmt ist, das erste Viehproduktionsland der Welt zu werden, und nur die Futtermittelzölle und die Spezialinteressen der Großagrarier diese Entwicklung hemmen; daß also für den Landwirt schon heute der Verkauf von Fleisch, Milch, Butter, Obst und Gemüse die Nahrungsquelle geworden ist und er den Wegfall des Zollschutzes wohl vertragen könnte, falls auch die ihn wie den Konsumenten in der Stadt niederdrückenden Industriezölle verschwänden: dann dürfte kein Mittel, ihre Unwissenheit zu stigmatisieren, unversucht bleiben; auch nicht das gröbste. Wüßten sie das alles — und welcher politische Abcschütze aus den wirklichen Erwerbsschichten wüßte es nicht — und sie sagten es nicht, weil man doch irgendwie mit einem an den Zöllen interessierten Ring der Starken vervettert ist, oder weil man durch die Atmosphäre der mittleren Linie in seiner Ehrlichkeit gelähmt ist: nun, dann holte besser heute als morgen die ganze geräuschvolle Bundesherrlichkeit der Kuckuck. Die Teuerung hat, neben vorübergehenden Ursachen (wie die Dürre des Vorjahrs), jene bleibenden, die ich andeutete; und man narre uns nicht, indem man mit Rettergebärde eine Kommission beauftragt, durch zusammengescharrte Zahlen die Klarheit „objektiv" zu verunklären.

Anmerkungen

Der deutsche Gedanke in der Welt

ist der Titel eines Buches, das Paul Rohrbach in den „blauen Büchern" des Verlages Langewiesche erscheinen läßt. Er wünscht eine „sittliche Wertung des deutschen Gedankens" zu geben. Man sieht, die alte deutsche Terminologie ist noch nicht ausgestorben. Was heißt sittliche Wertung? Wie man aus der Einleitung erfährt, bedeutet sie weiter nichts, als daß Nationalismus und Patriotismus noch mehr sind als Schlagworte für rein materialistische Interessengruppen, daß sie sich tiefer begründen lassen und sich gegenüber der Idee des Weltbürgertums und der allgemeinen Gleichheit, die an sich gewiß die höchste Leistung des menschlichen Denkens darstellen, doch selbständig zu behaupten vermögen.

Was ist daran eigentlich sittlich? Die Dinge verlieren doch nicht dadurch, daß sie ihrer „Göttlichkeit", und auch nicht, wenn sie ihrer „Sittlichkeit" entkleidet werden. Warum nicht einfach, was für moderne Menschen viel überzeugender ist, die Feststellung der tatsächlichen Gründe, die zu einer Bejahung des nationalen Gedankens führen? Ist der Energiebegriff und seine Ableitungen, der Expansions- und Eroberungsdrang, auf dem Rohrbach sein Buch aufbaut, etwas Mystisches, Übermenschliches, Irrationales? Ist er nicht vielmehr die Grundtatsache des Lebens? Was lebt, ist mit einer Kraft ausgerüstet, sich zu behaupten und sich auszubreiten, und das ist, vielleicht, in seinem Ursprung ein Wunder wie die Tatsache des Daseins überhaupt schließlich ein Wunder ist, aber nicht in seinem Wirken. Auch die Zeit, wo der Dichter unter dem Griff einer unfaßbaren Gottheit zu stammeln vorgab, ist vorüber. Die Energie stellt also sehr wohl ein Fundament dar, auf dem man das Gebäude des nationalen Willens logisch aufrichten kann. Die Schranken, die alles nationale Fühlen einschließen, sind weiter nichts, als der Kanal, der die Energie vor dem Zerfließen ins Unbestimmte schützt, ihm eine Bahn weist; sie sind ein Mittel, eine Methode. Zu irgendeinem Wege, der dann die anderen, die auch möglich sind, ausschließt, muß man sich immer entscheiden. Nationalismus ist also zwar nicht etwas Absolutes und Heiliges, wohl aber etwas Praktisches, das ist seine Stärke.

Eine nationale Kultur entsteht, indem irgendeine Gemeinschaft daran geht, das gesellschaftliche und geistige Dasein von einem festen Gesichtspunkt aus einheitlich zu regeln, alle Ideen, die ihm widersprechen, verkümmern zu lassen, kurz ein geschlossenes System auszubauen: was hier zu kurz kam, wird bei einem andern Volk den Ausgangspunkt abgeben und eine neue Variation der Weltbetrachtung erzeugen. Der ungeheuere Stoff muß in viele Teile zerlegt werden, die Verarbeitung muß an vielen Punkten zur gleichen Zeit beginnen, das ist der Grund, weshalb die Existenz einer möglichst großen Anzahl von Völkern und Kulturen wünschenswert erscheint, das ist die Begründung des Nationalismus. Was mir Deutschland nicht gibt, ergänzt Frankreich, im Orient kommt zum Recht, was der Westen schon vergessen hat, für jede Stimmung, mit der man das Leben betrachten kann, die individualistische, die verträumte, die

energische, die sinnliche, findet sich irgendwo ein Volk, das sie zum Zentralbegriff gemacht hat.

Aber dann kommt die Verwicklung. Der Energiebegriff hat, was bei der Annahme einer sittlichen Gefühlstatsache verwischt wird, Folgen, die eben diese Teilung der Erde in ein friedliches Nebeneinander gleichberechtigter Organismen zerstören: sobald man ihm nämlich die Zügel schießen läßt. Er wird zum Expansionsdrang. Und das ist ein Begriff, der philosophisch in die Klasse der Gewalttätigkeiten gehört. Der Weg, der zum Imperialismus und zur Weltherrschaft führt, öffnet seine Perspektiven. Insofern dieser Drang alle tätigen, positiven, lebendigen Eigenschaften des Menschen weckt, ist er „sittlich"; insofern er alles, was wir an internationalen und übernationalen Werten geschaffen haben, als gefährlich betrachtet und am liebsten ganz ausschaltet, solange er den Kampf als das ewige Prinzip der Völkerbeziehung preist, ist er gewalttätig. Die Expansion selber, die Spannung, die Ausdehnung, entspringt dem Schoße des Lebens, in dem alle Kräfte geboren werden, und wird so real, berechtigt, Kraft und Leben selbst — die Folgen aber, zu denen sie ihre Anhänger verpflichtet, führen Verengerung des Gesichtskreises, Blindheit, Besessenheit und Ungerechtigkeit mit sich. Sie entfesseln uralte Instinkte, deren Barbarei zu überwinden doch schließlich das letzte Ziel der ganzen Menschheitsentwicklung ist. Man stößt da auf eine Disharmonie, über die niemand hinauskommt, und auf die hinzuweisen um so weniger überflüssig ist, als das Rohrbachsche Buch gerade den feineren Menschen gefährlich werden kann, da es nicht das Werk eines forschen Drauflosgängers, sondern eines ehrlichen Mannes ist. Es ist eines von den Büchern, die schwankend machen können, da sie einen auf jenen Berg zu führen versprechen, von dem man das gelobte Land des unangekränkelten Entschlusses, der sehnsüchtig erwünschten Einmütigkeit aller Volksgenossen vor sich liegen sieht.

Zuletzt dann lehnt man sich doch auf gegen die Rückfälle in die Anbetung der Urkräfte; man wird skeptisch gegen die Gier, mit der die Massen sich dem Evangelium vom Rasseinstinkt überlassen; man kennt ihren ganzen Durst, fühlen zu dürfen und — nahezu religiös — vom angreiferischen Patriotismus getrieben zu werden, hinlänglich und möchte ihn nicht noch mehr anreizen. Zwar sagt Rohrbach als ein Mann von Erfahrung und Kultur den Deutschen die Meinung über unleugbare Beweise von Arroganz, Halbbarbarei und Halbfertigkeit, er dämmt überall ein und zeigt überall, wie weit er mitgehen will, nämlich bis dahin, wo der Nationalismus zu Chauvinismus wird, und es ist wohl ein großer Unterschied zwischen einem edlen und bewußten Patriotismus, wie dem seinigen, und dem vergröberten Durchschnittsideale; aber ebenso gewiß ist auch, daß solche Einschränkungen, die für die eigene Person aufgestellt werden, nutzlos sind, weil die Massen nur in großen Zügen fühlen und viel weiter gehen. Wer die deutsche Schneidigkeit kennt, die auf ihre Weise auch bewußter Patriotismus ist, nämlich bewußt unrechttuender, und wer weiß, daß sie den gebildeten nationalen Kreisen in Fleisch und Blut übergegangen ist, wird erkennen müssen, daß die Annahme des deutschen Gedankens leicht in die Nähe der Scharfmacher rückt und dazu verpflichtet, eine ganze Reihe von Forderungen mit in den Kauf zu nehmen, von denen man sich, solange man noch „Westeuropäer" war, gerade glücklich frei gemacht hatte.

Das Bild nimmt die ganzen scharfen harten Konturen des offiziellen deutschen Charakters an. Selbst Rohrbach kann sich solchen Konsequenzen der mehr oder weniger deutlichen Befriedigung der Rasseeitelkeit, diesem „Deutschland in der Welt voran", nicht entziehen. Und er ist gezwungen, sein Buch auf einer Forderung aufzubauen, mit der man uns auch schon

ohnehin genug die Ohren füllt, dem Gebot: Setze so viele Kinder ins Leben, als du kannst, vergiß keinen Augenblick die national-sittliche Pflicht, die Schwangerschaft der deutschen Frau in Permanenz zu erklären. Rohrbachs gefährlicher Schluß auf die Demoralisation der Franzosen ist zu allgemein. Das französische System, den Kindern alle Wege zu bahnen und die Taschen mit Geld vollzustopfen, damit ihnen im Leben ja nichts passieren kann, ist ja minderwertig gegenüber dem deutschen, sie mutig ins Leben hinauszuschicken, aber der Hochmut, wie herrlich weit wir es gebracht haben, sieht darum doch hervor. Dieser Hochmut ist eine notwendige Begleiterscheinung des positiven Nationalismus.

Vielleicht brauchte man bei diesen Schattenseiten weniger zu verweilen, wenn die Deutschen reifer wären. So berauschend fast derartige Bücher der Energie und des Pathos zu lesen sind, so notwendig sind doch auch andere, die gerade den entgegengesetzten Charakter haben und dem Deutschen, der heute schon nationalistisch genug ist, nicht noch mehr Mut machen. Von den Kapiteln, die den Wert deutscher Kolonien behandeln, wird die stärkste Wirkung ausgehen, weil ein verlockendes Bild von der männlichen Freiheit und willensstarken Tätigkeit des kolonisierenden Bauern entworfen wird; aber ihm steht auf der anderen Seite die Trivialität der Forderung entgegen, in der Zunahme des Industrialismus, überhaupt in der Zunahme der materiellen Erfolge das Ziel zu sehen, weswegen das Deutschland von heute in so gewaltigen Wehen geboren wird. Jedenfalls ist es gefährlich, dem deutschen Totalitätsdrang zuliebe noch radikaler in die Bahnen des Amerikanismus zu lenken. Und wer sich dagegen sträubt, läßt sich von anderen Gründen, leiten, als Rohrbach annimmt, wenn er den alten vormodernen Vorwurf eines Defekts in der deutschen Seele erhebt. Die Sympathie, mit der man dieses kluge Buch liest, wird durch solche Einschränkungen nicht leiden.

Otto Flake

Vom Webstuhl der Lagerlöf

Im Werk der Selma Lagerlöf rauscht es und raunt es von alten Mären, und Wiederkehr epischen Spielmann-Gesanges, begibt sich. Edda- und Bibel-Horizonte, die Felsklüfte der nordischen Heldensagen tun sich in ihren großen Bilder- und Gestaltenbüchern auf.

Ihre neueste Erzählung aber „Liljeronas Heimat"* schlägt solche gewaltige gewitterleuchtende Bogen nicht, in ihr wispert und huscht es eher von den Wichtelmännchen und dem kleinen Volk der Kinder- und Hausmärchen.

Eine Transponierung der Geschichte von der bösen Stiefmutter in die bürgerlich-bäuerliche Sphäre eines schwedischen Pfarrhofes ists. Aber weniger die Begebnisse sind es, weniger die Fabel, wie Maja Lisa, die Pfarrerstochter, Schneewittchen und Aschenbrödel in einer Person den Leiden ihrer Kindheit und den Tücken der schlimmen Stiefmutter entrinnt, und die Liebe findet, als die Malerei und die Beleuchtung dieser Szenen in kaltblauem Eislicht, in Dämmerschein der Bergnacht und im grünen Schimmer der Wälder an einem blanken schwedischen See, wo Hängebirken stehen und kleine steinige Halme hinaus sich strecken, mit Faulkirschenbäumen und Ebereschen bestanden.

Kältestimmung haucht gläsern und glitzernd uns an, und die Jacken aus weißem Schaffell über den Röcken von schwarzem Fries, in denen die Kinder im Winde über die gefrorene Wasserfläche dahinsausen, wirken wie Farbenflecke aus einem Winterbild Breughels. Alte Häuser unter dickverschneiten Stroh- und Rasendächern auf Pfosten aufgebaut, und mit

* Verlag Albert Langen, München.

Außentreppen, die sich zur Giebelwand hinaufschlängeln, liegen im Winterschlaf, und drinnen in den Spinnstuben singen die Mägde alte Weisen, und Damast wird gewebt, wunderbar und künstlich von Gebilde, mit Bordüren, auf denen die ganze Arche Noah abgeschildert ist.

Dunkeltiefer Balladenklang schwingt, und das geheimnisvoll klagende Refrainspiel des Volksliedes, wenn an der Festtafel die trauernde Braut sitzt und immer, immerzu vor sich hinmurmelt: „Ach, ach, ach, daß Maja Lisa nicht zu meiner Hochzeit kommen durfte." Und als dann der ganze Hochzeitszug, die Spielleute voran, von den Brautführern mit dreiarmigen Leuchtern geleitet, zu dem verlassenen Mägdelein zieht mit Tanz und Umgang, da ist das wie der mattglänzende Festplan auf einem alten Wandteppich.

Und gleichermaßen wahrhaftig und dabei doch entrückt, traumhaft im Schleierlicht sind die Gestalten und ihre Situationen, wie der Starke in die fletschende Wolfsgrube springt; wie der Finnen-Pastor in der Eisöde mit seinen Bauern haust, wie der Geiger beim Tanz seine Braut vom Leben zum Tode spielt, daß sie sterbend umsinkt.

Aber auch schwankhaftes Fabulieren und Holzschnitt-Humore tummeln sich:

Possen vom betrunkenen großen Bock, der im Bräuhaus den Branntwein-Eimer mit dem „Nachttropfen" aussäuft — „er schlapperte weder wie ein Hund, noch schlürfte er wie ein Pferd, sondern er trank so leise, daß niemand etwas merkte"; die Drolligkeiten des Meisterdiebes; die Grotesken des landfahrenden alten Fähnrichs, einer schönen Ruine aus der Kavaliers-Tafelrunde des Gösta Berlingkreises. . . .

Dies alles schlingt sich zu einem farbigen Reigen.

Und es ist darin ebenso mächtig uralte Heimatsstimme wie neulebendige persönliche Kunst.

Felix Poppenberg

Gefühlvolle Briefe

Es ist sehr die Frage, ob gefühlvolle Briefe als Zeichen einer Persönlichkeit verläßlich sind. Das Alleinsein mit Feder und Papier ist eine so unwiderstehliche Verlockung zu allerlei holdseligen oder zweckbewußten Lügen! Die Schriftsteller wissen es und leben davon; die anderen spüren es im Augenblick, vergessen es dann und bleiben ahnungslos. Wem aber ein solches Dokument wieder in die eigenen Hände zurückkommt, der mag wohl erstaunt sein, wie da alle Perspektiven verschoben sind; und wird in unbehagliche Zweifel verfallen. Freilich, wie einer im bestimmenden Augenblick gelogen hat und was, und warum, das zeichnet ihn auch irgendwie. Aber da sich der Augenblick niemals ganz wiederherstellen läßt, fehlt auch für eine so mittelbare Wertung das wichtigste Maß, der genaue Abstand. Gefühlvolle Briefe — Momentbilder einer maskierten Seele — sagen vom Schreibenden nichts Verläßliches aus.

Sie mögen wie dichterische Versuche gelesen werden. Ungefähr so meint es auch Max Burckhard mit den „Briefen von und an Rahl"; er hat sie kurz vor seinem Tode in die Hand bekommen und zu einem kleinen Buche versammelt, das jetzt, als sein literarischer Nachlaß, im Deutsch-Österreichischen Verlag in Wien erschienen ist. „Sie wirkten wie eine Novelle auf mich", sagt Burckhard, der kluge Kenner menschlicher Dinge, in seinem Vorworte zu diesen Briefen; und hat damit auch zugestanden, daß die Gestalten und Profile, wie sie aus solcher Spiegelung widerstrahlen, schon mit Willen nachgebessert, schon von der ersten und augenblicklichen Wirklichkeit um etwas abgehoben sind. Denn in diesem Briefwechsel des berühmten Malers mit ein paar recht zutunlichen Frauenzimmern ist vom künstlerischen Wesen Rahls kaum irgendwo eine schwache Spur wiederzufinden. Und von seiner Menschlichkeit, die man sich doch gewichtig und

umfänglich vorstellen möchte, nur herzliche Schwärmerei, naiver Edelmut nach guten klassischen Mustern und — zweifellos der echteste und sachlichste Zug — eine heillose Angst vor Geldverlust, die eigentlich aus einer kindlichen Unkenntnis vom Gebrauch und Wert des Geldes herstammt: die Berufskrankheit der meisten Künstler, sozusagen. Ahnungslos ist er auch vor seinen Frauen; nimmt sie als gnadenreiche Engel, solange sie bei ihm oder für ihn sind, und scheint sich um das, was sie noch so nebenher erleben wollen, nicht gar viel zu kümmern. Nur einmal wird er etwas vorsichtiger und möchte — Schlauheit des naiven Gemütsmenschen — eine „Probe" anstellen. Gewurzt haben sie ihn alle: für sich, für ihre Männer, für ihre Gevatterschaft, für ihre Zuhälter. Das ist nun einmal die Bestimmung des anständigen Menschen in den gefühlvollen Begebenheiten des Lebens. Er wird es um so weniger abwehren können, je höher er an Natur und an Kultur über der Ausbeuterin steht. Weshalb gerade die dümmsten Weiber den Mann immer für den Dümmeren halten.

Auch dafür ergibt sich in diesem Buche manches Zeugnis. Cilli — Lina — Gabriele: gewurzt haben sie ihn alle, diese Engel. Aber eine davon doch immer mit einer auszeichnenden Innigkeit, gewissermaßen unter Wahrung der Distanz. Das ist Gabriele, die klügste, die älteste, die dauerhafteste von seinen Freundinnen. Ihr erotisches Erlebnis mit Rahl ist abgeschlossen, da sie ihm diese Briefe schreibt. Und sie bewahrt ihm ein unbestimmbar zwiespältiges Gefühl, das sich zur geschlechtslosen Freundschaft noch nicht, zur begehrlichen Liebe nicht mehr entschließen kann. Es drängt sie abwechselnd und mit gleicher Entschiedenheit bald hierhin, bald dorthin, so daß ihre Briefe voll lebendigster Wärme und doch wieder voll schöner Klarheit sind. Schlau und gut hartgesotten und zartfühlend; kräftig und gesund in ihren Widersprüchen: zweifellos eine interessante und tüchtige Persönlichkeit. Die Lügen ihrer Briefe lassen sich an vielen Stellen ganz leicht als bewußt und gewollt erkennen. Das pathetische Spiel mit Edelmut und selbstlosem Anstand hat sie offenbar ihrem großen Geliebten abgesehen; und spielt es ihm so ernsthaft und geschickt nach, daß sie — Komödie in der Komödie — manchmal schon selbst von ihrem großen Charakter ganz überzeugt ist. Das bißchen Bettelei und Schwindelei, das bei diesem freundschaftlich-verliebten Verkehr so gelegentlich mit unterläuft, stört sie dabei gar nicht. Ja sie bringt es mit lauter Edelmut und Selbstlosigkeit bis ganz nahe an die Kuppelei. Ihre unverwüstlich echte Weiblichkeit entfaltet da, wo sie nicht mehr rein erotisch funktionieren darf, sofort alle mütterlichen Talente; und dazu gehört natürlich auch die treue Sorgfalt für die Liebesaffären des anderen. Sie beherbergt hegt und leitet die lieben Engel, die Rahl ihr anvertraut. Ist von ihnen entzückt, solange sie spürt, daß Rahl nach solchen Begeisterungen verlangt; und erklärt, wenns dann doch schief geht, dem Freunde gleich, an welche Unwürdige er sein Gefühl vergeudet habe. Sie streichelt und stützt, befeuert und tröstet das große Kind; liebt es sehr und belügt es klug, — wie gute Mütter tun. Eine umfassende weibliche Tüchtigkeit. Und weil sich da Verstellung und grundloser Überschwang fast von selbst verstehen, sind die gefühlvollen Briefe für diesmal doch ein halbwegs verläßliches Dokument.

Flüchtig und verwischt erscheinen neben Gabriele die Gestalten der beiden anderen Frauen. Cilli ist diejenige, die Rahl nur nach einer ausgiebigen Probe wiederhaben mag, weil sie ihm schon früher einmal mit einem Kerl davongelaufen ist. Aber sie zieht es vor, unprobiert einen kleinen Beamten zu heiraten. (Auch das hat ihr die gute Gabriele gerichtet.) Sie ist echtes Wiener Gewächs: leichtsinnig, impulsiv, unverläßlich; gerührt und verraunzt bis hart ans Bett; dann aber, in den eroti-

schen Hauptsachen, so saftig und schmackhaft und leicht verdaulich, wie gutes Obst. Rahl kann weder die süße noch die böse Erinnerung aus seinen Nerven bringen; und quält sich hilflos, bis das Schicksal (und Gabriele) für den Beamten entscheidet und den Künstler erlöst.

Lina ist — soweit man dem Zeugnis der Briefe trauen darf — wohl nur ein wüstes Mensch von allzugewöhnlicher Form. Das Leben kommt ihr unerträglich vor, wenn es nicht einen kräftigen Beigeschmack von Schweinerei und Niedertracht hat. Rahl ist für sie lediglich der vermögende Herr, der alles zahlt. (Sie für ihn natürlich ein holder Engel von bestrickender Natürlichkeit.) Sie scheint direkt nach Zuhältern gesucht zu haben, damit das schöne Geld des reichen Freundes nicht zwecklos verloren gehe. Einer von denen machte ihr ein Kind, und an der Abtreibung starb sie. Ein ekliges und stupides Hurenschicksal.

Interessant ist es, die zwei Briefe, die von ihr da sind, miteinander zu vergleichen. Der erste frisch und heiter, von leidlichem Stil, in der Phrasierung und Empfindelei sichtlich für den Geschmack des sehnsuchtsvollen Rahl berechnet. Kein Zweifel, daß ihn die brave Gabriele souffliert hat, die ihren Carl und dessen Engel gleich gut kannte. Der andere Brief aber ist in der Sprache ganz hilflos, ohne Zusammenhang, trocken und dumm. Da war die Katastrophe schon nahe, Freundin Gabriele hatte keine Lust und keinen Grund mehr, im zärtlichen Spiel mitzuspielen, und Lina war auf ihre eigene Schriftstellerei angewiesen. Es fiel danach aus. Das ist der ärmlichste, unpersönlichste von allen diesen Briefen.

„Sie wirkten wie eine Novelle auf mich.“ Begreiflich; denn wo die Liebe in ihrer eigenen Sprache redet, da reden Lüge, Heimlichkeit, Bekenntnisdrang, Gier, Entsagung, und alle menschliche Zartheit und alle menschliche Derbheit so wüst und so schön durcheinander, daß man des Zuhörens nicht müde wird. Da ist kein belletristisches Komplizieren und Analysieren mehr vonnöten. Und Burckhard, der grundgescheite, hütet sich darum auch, die Novelle, die er hinter den Briefen spürt, irgendwie selbstherrlich auszuführen oder zu durchleuchten. Nur auf kulturhistorische Zusammenhänge deutet er in seiner Einleitung flüchtig hin und läßt erkennen, daß selbst die ewig unveränderlichen Dinge dieses Lebens immer etwas vom Geschmack und Gehaben ihrer Zeit an sich tragen müssen. Auch die Amouren des Malers Carl Rahl erscheinen nun so: durchaus menschlich, — wie eben die Menschheit des österreichischen Nachmärz gewesen ist.

Willi Handl

Der Strom

Vor einem halben Jahrzehnt erschien ein kleiner Band von sehr auffallend durchgearbeiteten Versen: „Der Acker“. Auf diesem Acker zog Ernst Lissauer ein Korn, das ganz ersichtlich mit Conrad Ferdinand Meyerscher Frucht angesät war. Die außerordentlich scharfe Verdichtung der Form, die sinnbildlich runde Ausarbeitung jeder Metapher sprach dafür. Aber zugleich war ein ganz selbständiges Leben in diesen Versen. Statt wie Meyer in sinnender Resignation auf eine Welt alter Kultur zu blicken, grüßte dieser Jünger voll herzhafter Zuversicht in die immer junge Natur heraus und warb nicht um die Herrlichkeiten von Hellas und Rom, sondern um Erde und Wasser, Wind und Wald, verwühlte sich förmlich in den Raum und machte Linie, Winkel und Kreis zum Erlebnis. In all seiner höchst undilettantischen Vollkommenheit machte dabei der kleine Band einen etwas kargen Eindruck. All seine Lyrik stand immerfort auf der Grenze des Epigramms, die Sinnbilder drohten stets im Allegorischen zu erstarren, und die Welle musikalischer Bewegung,

die sie noch eben davor bewahrte, trug des Dichters Worte doch nur selten in wirklich freier singender Kraft. — Nun haben fünf lebendige Jahre den harten Boden dieses Ackers aufgewühlt: leichter, heller, bewegter spült der zeugende Strom über ihn hin, und so nennt sich die neue Ernte Ernst Lissauers nicht mehr nach dem Festen, sondern nach dem Fließenden: „Der Strom". (Neue Gedichte bei Eugen Diederichs in Jena 1912.)

Mit größerem Atem, aus vollerer Brust verkündet dieser Dichter jetzt seine Liebe zum Acker, seine Seligkeit im Raum, sein Glück in der strömenden Zeit, seinen Glauben an die Raum und Zeit durchwandelnde, in jedem Blutschlag erlebte, ewige Kraft. Noch ist aus seinem Ton nicht überall das epigrammatisch Spitze gewichen. An all diesen Gedichten hat das Bewußtsein einen Augenblick zu früh Anteil gehabt; ihr Sinn wächst nur aus rein gestalteten Sinnlichkeiten — aber diese Sinnlichkeiten scheinen schon um des Sinnes willen ergriffen. Mit einem ganz reinen künstlerischen Geschmack, mit einer ganz echten Innigkeit ergriffen — aber doch nicht mit dem genialen Glück des größten Lyrikers willenlos gefunden und unwissentlich zu übersinnlicher Bedeutung gefördert. Um einen geheimnisvollen Grad enthüllt sich der gleichnishafte Charakter seiner Gestalten zu sehr, stimmt die Harmonik seiner Klangwirkungen zu vollkommen. Was diese ausgezeichneten Gedichte unterhalb der beglückendsten Verse eines Goethe oder Mörike bleiben läßt, ist der Mangel dieses willenlosen geheimnisvollen Ungefähr.

Nach dieser Eingrenzung aber darf man Lissauers neue Gedichte mit gutem Gewissen und frohem Herzen als die stärkste lyrische Gabe der jungen im neuen deutschen Reich geborenen Generation, als unser erstes ganz selbständiges und ganz gekonntes Versbuch im zwanzigsten Jahrhundert begrüßen. Ein neuer Rhythmus erklingt: strophenlos frei, aber von breiten Reimbändern sicher gehalten; nicht mystisch berauschend wie Rilkes Vers, nicht satt und gleich hinflutend wie Dauthendeys, sondern Dehmels letzte freiste Gebilde weiterbauend: voll geistiger Akzente, voll sinnlicher Klarstellung. Auf Zeilen von drei oder vier Silben drängt sich oft der Ton zusammen, um dann in zehnmal so langer Reihe breit auszurollen. Alles wird klar und voll belichtet, alles ist Gegenwart, Werk und Bereitschaft. Weitab liegt das romantische Land mit seinen dämmernden, sehnsüchtigen Klagen, weitab die hochmütigen Tempelmauern, drin die Geweihten ihre Wirklichkeits-Schwäche als Überlegenheit zelebrieren. Hier wendet sich einer willig zur Wirklichkeit, schwimmt im Strome der Zeit — nicht als fühlloser Tropfen, als frommer meergläubiger Fahrer.

Es ist charakteristisch, daß die eigentliche Erotik, dies Stück berauschten sehnsüchtig verwirrten Lebens, dem Dichter Lissauer nur zu wenigen und schwachen Stücken Stoff gibt, während seine Ehe-Gedichte zu einem wundervollen „Hymnus" reiner und sicherer Weltfreundschaft ansteigen. Eine heilige Nüchternheit, ein aller Philistrosität entronnener Realismus ist das beste Teil dieser Poesie, die stählern schwingende Bogen bester moderner Technik zwischen Welt und Seele zu bauen scheint. Beethoven und die aufständigen Bauern, die Türen im alten Haus und die großen elektrischen Bogenlampen auf der Straße, die Vorstadtbalkons und die Kapellen-Ruine, die Weckeruhren am Wochentag und der heilige Nil — von allen Punkten führt der gleiche Bogen großer Weltfrömmigkeit diesen Dichter ins Herz der Dinge, zum Kern des Glaubens und der Musik. Es gibt Stücke wie jenes von den rasselnden „Türen", die den glückselig fahrenden Hölzern unten auf der Straße nachrufen, wie die sehr schönen Zwiegespräche mit der eigenen „Seele", wie der große „Lobgesang" auf die bildende Kraft, die durch die eigene Brust und durch den Bau der ganzen Welt hinatmet — solche Stücke stimmen auf das Ver-

blüffendste mit ganz bestimmten Gedichten des großen Belgiers Verhaeren überein — und doch ist eine unmittelbare Beeinflussung fast ausgeschlossen. Denn dieser junge Dichter hat mit dem alten Meister zwar auch den Rhythmus gemein, der, ebenso wie die Stoffwahl, unmittelbares Produkt eines unromantisch frommen, modernen Gegenwartsgefühls ist; aber die künstlerische Form der beiden ist dennoch so tief unterschieden, daß direkte Abstammung unmöglich scheint. Lissauer erreicht niemals jene ungeheure geistige Spannung, jenes stürmisch hinbrausende Pathos, das Verhaerens Gesänge zu mächtigen Weltpredigten aufschwellt; aber so wenig Lissauer sich dem ethischen Genie des Belgiers vergleichen kann, er hält mit größerer ästhetischer Kraft sein Bild in sinnlich faßbarer dichterischer Abrundung fest. Selten oder nie münden seine freien Verse (wie dies gerade dem neuen, rhythmisch freien Verhaeren oft geschieht) in große Rhetorik aus; nicht lehrend, gestaltend, ganz „im Bilde" führt er uns seinen Glauben zu. In der Art, wie Lissauer sein Bild abgrenzt, in der Melodie, mit der es zur tieferen Bedeutung hinüberleitet, ist jenes leise Zuviel an Wegsicherheit, an Zweckmäßigkeit, von dem ich vorhin sprach; aber gleichwohl: hier mittelt eine mutig wache, freudig fromme Seele zwischen allen Dingen der gegenwärtigen Erscheinung und dem Wesen der ewigen Harmonie — hier ist ein neues Lied.

Julius Bab

General Booth †

Das Kruppsche Automobil mag, mit noch so vielen kaiserlichen Blumen huldvollst bepackt, zu den armen Witwen und Waisen nach Bochum fahren — wie wir nun einmal leben, kann das die sprachlose Trauer über das schauerliche Unglück nicht berühren. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein Dutzend von gekrönten Häuptern in weinerlichen Telegrammen den Verlust beklagt, den die Menschheit durch Booths Tod erlitten hat?

Was hat der große Christ, der mit Booth aus der Welt gegangen ist, mit der Trauer der Mächtigen zu tun? Das Christentum hat heute eben keine Kreuzigung notwendig, um zu beweisen, daß es noch am Leben ist. Booth ist als alter Mann mit Ehren überhäuft und von Anbetung umringt gestorben. Allerdings war er ein Sohn und Bewohner Englands und darum zum Märtyrer nicht so sehr vorbestimmt wie es zum Beispiel der Russe Tolstoi war, der einzige Mensch unserer Zeit, der mit Booth in einem Atem genannt werden darf.

Außer seinem, kulturellen und christlichen Bestrebungen holden Heimatsland hat den General Booth noch sein erfrischend unintellektuelles Wesen vor dem Märtyrerschicksal bewahrt. Was die gekrönten Häupter an ihm bewundert haben, das wird wahrscheinlich der außerordentliche Organisator und Stratege und weniger der Apostel und Patriarch Booth gewesen sein. Ein Apostel kann kein Organisator sein, weil sein Weg ihn blendet, während der christliche Organisator in seinem glühendsten Fanatismus noch die Nachbargelände sicher im Auge behalten mußte, zwischen denen sein Weg vorwärtsführte. Der alte Patriarch war der vollendetste Paktirer, den die Welt jemals gesehen hat, an der Arbeit gesehen hat Jahrzehnte lang. Er liebte es, sich in christusähnlicher Haltung vorzustellen, die beiden Arme ausgestreckt wie die des Schmerzensmannes, die eine aber dem Reichen zugekehrt, die andere daweil mit offener Hand zwischen die Armen hineinlangend. Dieser Weißbart wie aus dem Alten Testament hatte in seinem mächtigen Kopf neben dem unerschütterlichen Glauben an die Menschen eine durchdringend klare Kenntnis ihrer Schwächen, bei denen er sie packen und für seinen Zweck herumkriegen konnte.

Booth hat den Regierungen der Länder, die die Heilsarmee aufgenommen haben,

unendlich genützt und geholfen. Er hat ihnen einen großen Teil der Sorge um ihre elendsten Opfer, Schlachtopfer, genommen, und zwar, indem er die Bourgeosie tributpflichtig machte, nicht die obersten Klassen — die gutmütige und wehleidige, allmählich selber zum Proletariat hinuntergedrückte Bourgeosie der großen Städte, nicht die im Eigennutz und Dünkel verknöchernden oberen Schichten der Bevölkerung.

Seine Faust war nie geballt, immer war sie sanft offen, bettelnd und mit ein wenig Brot und Groschen in der Handfläche — darum wird man seinen Sarg bald aus dem Abney Park-Friedhof nach der Westminster-Abtei überführen, während man andere große Hilfbereite, Gläubige, Erlöser, Fäusteschüttler, Keir Hardie oder Ben Tillett am liebsten auf Tower Hill den Raben zum Fraß geben möchte, wenn das ginge.

Was soll man nun tun; soll man frohlocken, oder blutig weinen, wenn die Heilsarmee jetzt der suggestiven Gewalt ihres Führers und Gründers beraubt, langsam eingehen und verschwinden wird? Es werden mehr Menschen hungern, wenn sie verschwunden ist, als jetzt hungern, das ist sicher. Es wird in weniger elenden entkräfteten Leibern, in denen keine Revolte mehr glühen kann, das matte Lichtlein sich noch eine Weile fortfristen. Es werden weniger Unentschlossene unter den Allerelendsten das Bequemere wählen, sich mit Süppchen und Krümchen von den Abfällen der Tafeln der Reichen nähren und mehr Empörte mit Messern und Gabeln gegen die Tafeln der Reichen losgehen um sich hinzusetzen und einzuhauen und wacker mitzuschmausen.

Sicher ist es, daß es der Napoleon der Nächstenliebe war, der in London am 20. August gestorben ist. Seinen Jüngern und Soldaten hat der großartige Taktiker das Weinen und Trauern um seinen Tod untersagt. Sie durften nicht einstimmen in das Schluchzen der Million Menschen, die an seiner Bahre vorbeidefiliert ist. Vor Jahrzehnten schon, als seine Frau Katharina starb, hat Booth es dekretiert, daß der Tod eines Heilsarmeesoldaten seine Beförderung zum Rang der Heiligen bedeutet, und daß mit jedem Soldaten, der aus der zeitigen Armee abgeht, der himmlische Generalstab erstarkt.

Auf die Phantasie der Masse hat selten ein Mensch gewirkt, wie Booth. Wenn in den Versammlungen der Heilsarmee, und ich habe vielen, vielen beigewohnt, Entrüstung oder Hohn in mir aufsteigen wollte, über das Tamtam und die Methoden der Leute, da habe ich mich dieser Aufwallung sofort und aufrichtig geschämt. Der Lohn blieb dann nicht aus: ein schönes und inniges Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dieser Masse von primitiven, leicht gerührten und überrumpelten Menschen aus dem Volk. Niemals aber habe ich nur entfernt den Hauch eines Protestes nahen gefühlt, wenn der General es war, der die Versammlung leitete.

Diese kostbaren Stunden werden mein Eigentum bleiben, solang ich lebe. Viermal habe ich William Booth sprechen hören und beten sehen, zweimal in London, zweimal in Berlin, zuletzt in Berlin im Zirkus Busch, vor etwa vier Jahren. Damals war er schon achtzig Jahre alt und konnte nicht mehr gut sehen. Seine Stimme war dünn und zitterig geworden, aber sie war gut zu hören, denn wer hätte nicht den Atem angehalten, während der Alte sprach? Er bewegte sich unsicher und, soweit ich mich entsinne, wurde er die Treppen des Podiums hinaufgeleitet. Als er aber niederkniete um zu beten, da brauchte der Achtzigjährige keine hilfreiche Hand. Eben so wenig zum Aufstehen, nach dem Gebet; das war erstaunlich! Er sank nieder vor Gott, und er war gestärkt, wenn er wieder aufstand: das war die Lösung des Rätsels.

Was er gesprochen hat, weiß ich nicht mehr genau. Nie aber, nie werde ich vergessen, wie er betete. Es war Pathos in seinen Gesten, wenn er sprach, obzwar

kein Wort gekünstelt war noch klang. Sein Beten aber war das Außerordentlichste, was ich je gesehen habe.

Er stand nicht mehr vor den Tausenden, die ihn angingen, die er liebte, die ihn lieben sollten, die er bekräftigen oder bekehren wollte. Er war ein Bergmann bei der Arbeit, tief im Schacht, allein mit seiner Spitzhacke und Grubenlaterne. Dieser Mensch war jedenfalls das außerordentlichste Wesen auf Erden, dem ich je von Angesicht begegnen durfte.

Einmal stand ich ganz vorn, in der ungeheuren Albert Hall in London, während seine Tochter Eva sprach und sah seine Augen, die irgendwohin in den Raum blickten. Nur einmal noch habe ich solche Menschenaugen gesehen, die von Thomas Alwa Edison; so müssen Napoleons Augen geschaut haben.

Mit solchen Augen erblickt man verborgene Naturkräfte, lockt sie aus ihrer Verborgenheit hervor, zwingt sie zum Dienen. Ob diese Kräfte der Menschheit zum Schaden oder ob sie ihr zum Nutzen gereichen, einerlei: die Menschheit steht ihnen gegenüber, erkennt sie, weiß, sie sind da, etwas lebt.

Was wird vom Napoleon der Nächstenliebe übrig bleiben? Die Legende oder auch sein Code civil? Die Heilsarmee, die nun mit etwas weniger sonorem Klang Menschenliebe trommeln und pfeifen wird, muß jetzt durch die Dauer ihrer Existenz beweisen, was stet und bleibend ist in Booths Werk — die Kraft die er aus den Strömen der Menschenseelen herausgezogen hat, oder aber er selber, dieses erschütternde Naturereignis von einem Erdenmenschen.

Arthur Holitscher

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Ein Dichter — ein Seher
Gerhart Hauptmann zu Ehren
von Moritz Heimann

„Wenn mein Blick," sagt Hauptmanns Kaiser Karl, „ein Blick, der manchmal stumpf vom Sehen ist — ich sah doch wohl zu viel mit diesen zween alleinigen Augen, die von Jugend an bis heute ohne Urlaub mir gedient!" — er spricht zu seinem Vertrauten, dem, wenn er zu hören versteht, einigermaßen bitter eingehen muß, was er da hört. Alle Vertrauten, Diener und Gehilfen haben dem Kaiser zusammengenommen nicht so viel Kunde zu bringen, wie seine zwei alleinigen Augen; und wo der Kaiser sieht, ist beinahe schon Tat. Vom Dichter ist Ähnliches gesagt worden; dichten heißt sehen, lautet ein Ausspruch Ibsens, der es zwar wissen konnte, von dem man sich aber eine andere Erklärung gewärtigt hätte; so daß man sie für doppeldeutig nehmen und sich fragen muß: was sehen heiße. Wir haben ja allesamt Augen im Kopfe, und die Welt ist vor uns allen ausgegossen, endlos. Wenn lange Übung es fertig bringt, eine Linse durch ein Nadelöhr zu werfen, warum sollte denn nicht der Ehrgeiz imstande sein, sehen zu lehren, und Gesehenes aufzuzeichnen, und Aufgezeichnetes aneinanderzufügen? Aber wenn der Ehrgeiz oder ein unberufener Trieb anderer Art dergleichen versucht, so bekommt er zu erfahren, früher oder später, daß sein Gebilde von der Art ist, die sogleich verworren und tot in sich zerstürzen würde, sobald ein Zauberer daran rührte, um es ins wirkliche Leben aufzuwecken. Der Verstand, der nach dem Fehler sucht, prüfe und bessere nur immer an der Zusammenfügung des Aufgezeichneten und an der Aufzeichnung des Gesehenen, an diesem letzteren sieht er sich hilflos. Der Blick ist unauflösbar, er ist eine Grundtatsache der Kunst, und wie er beim Herrscher beinahe schon die Tat ist, so ist er beim Dichter beinahe schon das Werk.

Ein Dichter des Blickes, in so hohem Maße wie wenige zu allen Zeiten, ist Hauptmann. Und wenn man den Ruhm davon von jeher unangetastet ließ, so haben viele ihn doch zu schmälern gesucht, indem sie von Beobachtung sprachen, oder von Einfühlung — Begriffen, die man auflösen kann — statt

vom Blick, dem unauflösbaren, statt vom Genie. Auf einer Radierung von Rembrandt sieht man einen jungen Mann, der, im Schreiben begriffen, eben eine Pause macht; seine rechte Hand, die die Feder hält, ruht mit der Schwere des willenlosen Gliedes auf dem Tisch, indessen die linke etwas höher auf einem Buche liegt, aber sichtlich nur leise aufliegt, sichtlich einen Willen hat, der sie nur gerade soviel hebt, daß ihr Gewicht verringert ist: die Melancholie des Schreibenden bekommt hierdurch eine solche Momentanität, daß seine Gedanken sich fast bis zur Deutlichkeit des Wortes in den Betrachter des Bildes übertragen, und ein Gefühl im Zustand, was einen geringeren Grad von Persönlichkeit ausmacht, wird zu einem Gefühl in Handlung, was einen höheren Grad von Persönlichkeit ausmacht. Rembrandt ist an solchen Zügen so reich, daß man ein Kompendium der Seelenkunde aus ihm zusammenbringen könnte. Und Bach läßt auch im Fluten der reinsten Form und im kosmischen Sturm seiner Leidenschaft keinen Anlaß zum Augenblicklichen und Einzelnen unbenutzt, und nicht bloß so volkstümlich drastisch und traditionell, daß der Hahn kräht, wenn Petrus seinen Herrn dreimal verraten hat; sondern so, mit einer großartigen Tücke, wie man es nennen könnte, daß ein Sopran, auch im heiligen Augenblick, von der und der Stimmlage abgesehen, auf eine besondere Art ein Sopran ist, reizend hingegeben und zierlich dünnlich, mit einer Stumpfnase.

Für sich betrachtet, macht das den Rembrandt nicht und macht den Bach nicht aus; nur bezeugt es, mit einer unmittelbaren Sinnfälligkeit, eines Künstlers Allgegenwart in seinem Werk. Es ist identisch mit dem, was ich den Blick nennen möchte: und wer Beispiele davon bei Hauptmann suchen wollte, fände sie auf jeder Seite. Ich greife eines heraus. Doktor Fleischer will der Frau Wolffen vom Diebstahl des Biberpelzes erzählen, kaum aber daß er nur den Mund dazu aufgemacht hat, unterbricht ihn die Diebsmutter, läßt einen Schwall ergehen, tummelt ihren Mann und lenkt auf jede Weise ab, bis schließlich doch das vermiedene Wort fällt und sie bereit ist hinzuhören. Wozu das Getue? Sie hat mit einem Ruck gespürt, daß sie nicht unbefangen, daß ihre allzeit prompte Wehrkraft geschwächt ist; Gespräch mit dem Doktor und Spiel mit seinem Söhnchen, die noble Natur eines ihr fremden Typs, für den sie doch eine Art Verständnis hat, schon weil er so ungefährlich ist, Erinnerung an ihren eigenen jung verstorbenen Sohn, alles das hat sie von ihrer ständigen Wachheit abgetrieben, so daß sie, als das Wort vom Biberpelz und gerade aus dem ungefährlichen Munde droht, ihres Atems nicht gewiß ist, und sich erst in Rhythmus wirtschaften muß, ehe sie, ohne die Farbe zu ändern, von der Sache hören kann. Der Dichter, gefragt, ob er diesen Zug vorher analytisch aufgefaßt und mit dem vollen Wissen darum angebracht habe, schüttelte, mit etwas erstauntem Blick, den Kopf und sagte, dergleichen sei nicht schwer zu treffen, wofern man nur die ganze

Situation recht vor Augen habe. Ein einfaches Rezept. Zu einfach, als daß man damit in die Apotheke laufen könnte, es muß einer schon dafür geboren sein.

Ein Zug wie der beschriebene ist nicht allein in seiner auffälligen Besonderheit wahrgenommen, sondern psychologisch nach der Flüchtigkeit und dem Zusammenhang, künstlerisch nach der Funktion sogleich erkannt und bewertet; und am Reichtum seiner Beziehungen liegt es, daß er nicht „nach der Natur", sondern aus der Phantasie geschaffen erscheint, und also keine Modellstarre noch Modellprätention aufweist. Es kann in der Kunst auch den verzwickten Fall geben, daß einer zwar nicht dem Zufall der Natur sklavisch nacharbeitet, aber in der Phantasie doch ein Modell stellt und es ängstlich abzeichnet; aber dann wird die Gestalt, die herauskommt, der Freiheit und des Flusses entbehren, der Heiterkeit, in der die künstlerische Erscheinung zwischen Absicht und Gnade mitten inne schwebt, des Maßes, dem jede Einzelheit, „gerecht nach oben und gerecht nach unten", sich leicht wie im Gehorsam einer orphischen Musik und spielend fügt.

Die Folge des Maßes bei Hauptmann, oder nenne man es Ordnung, Takt und wie man will, als einer Grundeigenschaft, ist, daß nicht die einzelne Gestalt bei ihm, sondern ein ganzes Werk, ja im tiefsten Sinne erst das ganze Werk einen Symbolwert bekommt. Er redet dem Leben nicht hinein, verkürzt ihm den Drang nicht durch Urteil, sieht ihm zu — wer so sieht, der sollte am ehesten ein Seher heißen, und wie er sieht, das sollte den oft mißbrauchten Namen Weltanschauung mit höchstem Fug verdienen. Wenn man unter Weltanschauung ein System von Begriffen versteht, so ist sie Sache des Dichters, als eines solchen, nicht. Wir wissen es schon, daß Pope kein Metaphysiker ist. Der Dichter nagelt weder die Welt auf den Rücken einer toten Schildkröte und nennt das Idealismus, noch streut er sie, Freigeist, der seiner selbst spottet, in Atomen hin wie Sand aus Kinderfingern. Man hat berechnet, daß ein Spaltpilz, der nicht mehr als den tausendsten Teil eines Millimeters an Größe mißt, wenn er sich vermehren und ausbreiten dürfte, wie er kann, in sechs Tagen die ganze Erde ersticken würde. Mit einer rechten Gedankenkonsequenz steht es annähernd ebenso, und das Leben würde sich ihrer nicht erwehren können, wenn ihrem Fanatismus nicht ein anderer, ihrer Zerstörungswut nicht eine andere entgegenstände. Darum widerspricht es sich gerne selbst in dem Bilde des Lebens, das der Dichter in sich hat, und sonst unduldsame Gegensätze müssen sich in ihm zur Duldsamkeit bequemen. Aber immer, wo es eine Weltanschauung gibt und also zwar Gegensatz und Widerspruch, da muß es auch eine Einheit geben.

Von dieser Einheit bei Hauptmann möchte ich reden; es ist am schönsten einen Dichter zu befragen, wenn er nicht selbst zuerst die Antwort gab. Ich

habe dazu eines Mittlers bedurft, eines Philosophen und Träumers, eines Deuters der sichtbaren Welt ins Unsichtbare — und ist doch auch das Werk des Dichters als ein Stück Natur bestimmt, gedeutet zu werden, nicht selbst zu deuten. Der Philosoph, den ich meine, ist Fechner; und wenn er uns ins Himmelblaue führt, so schadet es nicht, denn, wie es in zwei nicht aufgenommenen Zeilen der „versunkenen Glocke" hieß: „Wahrheit und Lüge sind Geschwister, das Märchen stammt aus einem edlern Haus".

Ein Philosoph und ein Dichter rufen zuweilen in der Geistersphäre ihren Gruß einander zu, ohne daß eine schulmäßige Abhängigkeit oder auch nur Ähnlichkeit im einzelnen dadurch verursacht wäre. Der Spinoza, den man im Goethe aufgespührt hat, wäre in diesem auch zu entdecken gewesen, wenn er die Werke des Philosophen nicht gekannt hätte. Es ist darum noch mehr ein Spiel der Analogie als Ernst, wenn uns an Fechners Lehre von der Allbeseelung der Welt, an seine großvatergütigen Phantasien vom Leben nach dem Tode und sogar an seine beschatteten Träumereien von höheren Geistern und Engeln der Meister Wann erinnert, der in seiner irdischen Himmelsklause auf alles wartet, „was die Windrose bringt, auf die Gewölke, Düfte, Kristalle von Eis! auf die lautlosen Doppelblitze der großen Panfeuer! auf die kleine Flamme, die aus dem Herde schlägt, auf die Gesänge der Toten im Wasserfall! auf sein seliges Ende! und auf den neuen Anfang und Eintritt in eine andere musikalisch-kosmische Brüderschaft;" derselbe Wann, der die Sphären donnern hört, wenn er ein Marienkäferchen betrachtet, was gewiß keine Redensart und nicht einmal eine Übertreibung ist, und der den musikalisch-kosmischen Bruder wohl verstehen würde, der ihm vom beseelten Lichtentzücken einer Wasserrose erzählte. „Solche" Heiden sind auch „solche" Christen; der Dichter der religiösen Kapitel des Zend-Avesta würde die Zurückhaltung im „Emanuel Quint" durchschaut haben, dessen Schöpfer, bei mancher Unterscheidung von Fechner, dem Sohne eines Pfarrers, jedenfalls darin mit ihm einig ist, daß er einen lebendigen Christus aus dem sich wechselzeitig verzehrenden Gezänke der Schule wie aus seinem Grabe immer wieder herausbrechen sieht.

Doch im Wann und im Quint gibt ja Hauptmann mehrfach direktere Antwort als sonst, und darum sind nicht diese in bestimmte Gedanken zu fassenden Korrespondenzen mit Fechner für uns die wichtigen. Bedeutungsvoller ist es, daß ihre Naturen, ihre Methoden Verwandtschaft zeigen. Beide sind, obwohl in den Ideen, die man gemeinhin mystische nennt, als in ihrer wahrsten Lebensluft atmend, das Gegenteil von Schwarmgeistern durchaus. Fechner ist ein großer Gelehrter von Fach, der Begründer und Meister einer exakten Wissenschaft, ein messender und wägender Experimentator. Nie und nirgend erlaubt er seiner oder irgendeiner Mystik, in das Gewebe von Ursache und Wirkung wundertätig einzugreifen. Obwohl er Leib und Geist für an sich

identisch erklärt, nur daß dieses selbe Wesen dem Leibe als Leib, dem Geiste als Geist erscheint, so wie, nach dem blitzhellen Vergleiche in der Einleitung zur Psychophysik, ein Betrachter innerhalb eines Kreises den Kreis konkav, außerhalb aber konvex sieht, und es doch nur ein und derselbe Kreis ist, — so unterliegt er doch nie der Versuchung, die Standpunkte zum Kreise willkürlich zu wechseln. Er grenzt die Welt, die zu messen und zu wägen ist, unverletzbar ab, und zart und besonnen zugleich hütet er sich, der geistigen Welt eine grob dogmatische, das wäre materielle Struktur zu geben. Er spricht nicht mit pfäffischer Gewißheit, sondern mit poetischer Wahrheit von ihr. Und wenn er die Gegenbeweise widerlegt, so ist er sich bewußt, daß das noch nicht beweisen heißt, aber es heißt doch das Recht zu seiner Idee, den Raum und das gute Gewissen für sie sichern. Was dem Manne der Wissenschaft die unbedingte Reinlichkeit, ja Heiligkeit der Methode ist, das ist für den Künstler wie Hauptmann die Realität. Er nimmt sie von Natur nicht minder gewissenhaft, als der Forscher seine speziellen Pflichten, ja er treibt sie nicht selten zu einer analytischen Exaktheit, die der der Wissenschaft nichts nachgibt und von dieser, in den Grenzfällen beider Gebiete, des öfteren anerkannt wurde. In seinen besten Werken ist er um so reicher an Zügen, wie ärmer an Episoden. Er läßt die Pflanze ganz und gar aus ihrem Keim wachsen. Es gibt in vielen seiner Werke Prozesse seelischer Art von einer lückenlosen Dichtigkeit und Wahrheit. In „Schluck und Jau" nimmt die Verwandlung des betrogenen Rüpels einen ganzen Akt ein, wo ein Romantiker den Vorgang in einer halben Seite oktroyieren würde. „Emanuel Quint" stellt einen einzigen seelischen Vorgang pausenlos und bis zum letzten Grunde erschöpfend dar. Bei der ersten Aufführung der „Einsamen Menschen" sprach Max Liebermann, das hat mir sein Nachbar erzählt, vor sich hin: „wie det arbeet"; das treffendste Wort zu fast allen Werken eines Dichters, in denen in der Tat nicht sowohl er als es zu arbeiten scheint.

Nun könnte freilich jemand ein exakter Forscher sein, und daneben ein Mystiker, in seinen Mußestunden ein Phantast; Newton legt auf seine alten Tage die Apokalypse aus, und ein großer Chirurg, der die Kriegslazarethe eines Heeres inspiziert, spinnt abends an französischen Kaminen Kindermärchen; von denen nicht zu reden, die Rosen okulieren und Hausmusik treiben. Ebenso wäre ein Dichter vorzustellen, der abwechselnd einem rechten handfesten Realismus und einer anmaßend verstiegenen Geistigkeit huldigte. Von Hauptmann gibt es Stücke im übersetzungsbedürftigen Dialekt, und solche in Versen, die sich bis zur sechsfüßigen Feierlichkeit ergehen; und würde sich dementsprechend seine Exaktheit in der einen, seine Geistigkeit in der andern Form auslassen, so hätten wir nur eine einfache Addition vor uns. Aber dem ist nicht so; ihren reinsten Ausdruck empfängt seine Geistigkeit

eben da, wo er am exaktesten ist. (Bei Rembrandt gibt es gar einen Engel, der richtige Engelsflügel und dazu einen Backenbart trägt.) Der „Fuhrmann Henschel" ist ein nicht minder geistiges Werk und auch ein nicht minder schwer verständliches als „Pippa".

Und eben zu der Geistigkeit Hauptmanns, die sich nicht selbst ausspricht, und die doch sein ganzes, auf den Anschein so irdisches Werk in einer himmlischen Leichtigkeit schwebend hält, gibt Fechner den Schlüssel. Warum Fechner?

Die Lehre von der Beseeltheit des Alls ist ja uralt, vielleicht ursprünglich, und in hundert Verwandlungen immer jung. Sie ist ein Teil jener unumgänglichen Philosophie, die jedermann bekennt, auch wenn er es nicht weiß, auch wenn er ihr widerspricht. Der Wilde prügelt seinen Gott, und eine Dryas lebt in jedem Baum. Aus einem Riesen Ymir wurde die Welt, und bei Swedenborg wird sie wieder zu einem solchen. Goethe den Alleserhalter nimmt Fechner selbst unter seine Eideshelfer. Nur gerade bei Fechner sehen wir die Flut der Beseelung, und sehen sie in jener besonderen Weise sich durch das All ergießen, in der die edelsten Geister sich zu einer Gemeinde zusammenfinden: siegreich ohne Gewalt, mit einem Licht, das die Augen nicht abschreckt, sondern zur freudigen Begegnung aufruft; und wenn wir seinen Weg nur betreten, gehen wir ihn sogleich von selbst, fast ohne Führung weiter.

Er beginnt damit, die Beseelung der Pflanzen zu lehren. Er lehrt sie und ist sich, wie oben angedeutet, doch wohl bewußt, daß er sie mit der Bündigkeit mathematischer Schlüsse nicht beweisen könne; nur die Gegenbeweise widerlegen kann er, mit seiner phantasievollen Fähigkeit zur Analogie, die ihm seine Fachgenossen übel, wir aber zu Danke nehmen. Eine dieser Widerlegungen ist so schön, daß sie uns hier für unsern Zweck alles übrige ersetzen kann. Das Seelenleben der Tiere und Menschen ist untrennbar an den Nervenapparat gebunden; zerstört man diesen, so zerstört man jenes. Die Pflanzen aber haben keine Nerven — und also hätten sie keine Seele? Ein plumper Schluß, und nicht schwer abzuführen; aber Fechner tut es so dichterisch leise und gründlich, daß nicht nur die Logik, sondern sogleich unser Gefühl davon gewinnt: er reißt von einer Laute, einer Violine, einem Klavier die Saiten herunter, daß diese Instrumente nicht mehr tönen, sondern höchstens verworrene Geräusche geben, wenn man daran klopft; und nun läßt er schließen, daß offenbar Saiten zur Erzeugung melodischer Töne nötig seien, — und also aus Flöte, Querpfeife und Orgel keine Musik erschallen werde. Wie, um zum Ergebnis zu kommen, wenn das Tier eine Saitenseele, die Pflanze hingegen eine Flötenseele hätte? Wofern dieses immer nur ein Spiel des Denkens wäre, ist es doch auch eine Verzauberung. Unser stets bereiter roher Anthropomorphismus wird zu einem Zögern und zu einer schonungsvollen Unsicherheit gezwungen, die geeignet sind,

das Leben mit allen seinen Stimmen vernehmlicher werden zu lassen; und gewaltig quillt es über die Schutzwehr, die von der Gewöhnung gezogen ist, wenn jeder Schritt über eine Wiese und jeder Sensenschwung das täglich untergehende Lissabon erneuern, gegen das uns die Zeitungen stumpf machen, und wenn von jeder Blüte zum Licht ein Austausch, ewig für uns stumm, von Nehmen und Geben ist. Ein anderes Kapitel: Das Wachstum der Tiere greift, solange es nicht zur Krankheit gestört ist, in ihre Empfindung nicht ein. Das der Pflanzen aber wird uns von Fechner in einer solchen Vielfältigkeit vor Augen geführt, daß es, dieses Wachstum selbst, für die Pflanze einen Teil ihrer Empfindung ausmachen könnte, ihrer sich selbst genießenden Seele, keinen kleineren, zum Beispiel, als für das Tier die Bewegung von Ort zu Ort bedeutet und was sie veranlaßt oder hemmt. Was wird nicht in solcher Vorstellung aus dem Kampf der Urwälder, aus den Windungen des Pilzgeflechtes im Boden, aus dem Schmarotzen der Mistel auf ihrer Pappel! Wenn Seele in dem allen ist, so ist sie etwas anderes als die unsrige; — aber dann ist auch die unsrige etwas anderes, als was wir dafür halten. Ich sehe und höre einer Frau zu, einer Bäuerin, die vor mir sitzt und von ihrem Alltag erzählt, lauter auch für ihren Bereich geringwichtige Dinge. Indessen ihre Worte am Ohr mehr vorbei als hineingehen, bleibt der Blick an ihrem Gesicht haften: es sind die Augen einer Sibylle. Ich weiß, es ist ihr immer im Hause und in der Wirtschaft gut gegangen, doch ein Ausdruck in der Wölbung der Stirn, im Schwund der Wangen, in der Schmalheit der Lippen ist nicht anders als kummervoll zu nennen, aber so, daß Kummer nicht dasselbe bedeutet, wie wir sonst meinen. Ihre Worte tun nichts dazu und nichts davon. Es ist mir, als ob alles das, was wir Seele nennen, diese Gedanken, Schmerzen, Poesien, Begegnungen und Trennungen des Geistes, daß dieses alles die Seele eigentlich nicht wäre. So wie die Pflanze wächst, und dieses ist ihr Gedanke, so scheint mir, daß die Seele nicht erst dort stecke, wo das Leben eines Menschen sich äußert, sondern wo es nur sich lebt. „Nicht was ich von der Pflanze habe," sagt Fechner, „sondern was ich von ihr nicht habe, macht sie zur Seele." Setzen wir hier, und es fügt sich im Banne dieser Idee von selbst, für die Pflanze auch den Menschen, so scheint es kaum möglich, den Gedanken anders als durch Umschreibung auszusprechen. Der Dichter aber, der nicht den Gedanken, sondern den zugrunde liegenden Tatbestand auszusprechen hätte, was bliebe dem zu tun? Denn der Dichter, dem solches seine Natur zu fühlen und zu tragen mitgegeben hat, weiß von Anbeginn, daß die Seele, sich allein überlassen, stumm ist. Seine oberste Scheu ist, das Individuum auszunützen, weil er sicher ist, von ihm betrogen zu werden. Er ist es, der dem anthropomorphischen Trieb am tiefsten mißtraut. Und so sieht er nun auf das Treiben der

Menschen: insofern es für sich selbst und nicht zum wenn auch glänzenden, so doch flüchtigen Zwecke nach außen hin da ist. Diese seine Verfassung ist es, die man mit einem ohnmächtigen Worte Objektivität nennt. Sie bringt es mit sich, daß er die Gebärden der Menschen, ihr Spielen zueinander, ihre Bildhaftigkeit im Vorübergehen ursprünglicher als ihre Worte spürt und sich der blinden Seelen lieber als der allzu offenen, betrügend betrogenen annimmt. Sie ist die Schöpferin eines Dramas, das von den bisherigen Definitionen nicht mehr ganz bezeichnet ist, und ist damit das Gegenteil aller unmittelbaren Lyrik, doch die Trägerin einer mittelbaren, vom Selbstgenuß befreiten, die jedem Werke einen rätselhaften Grad von eigener Existenz verleiht, und für die das Soziale auch nur ein Mittel und nicht der Gegenstand ist. Längst fiel der Schatten Hauptmanns mir in das Haus.

Wenn es mir aber nicht gelungen ist — und ich fühle, es ist mir nicht bündig gelungen — diesen meinen Weg von Fechner zu Hauptmann ins Klare zu bringen, der Willkürlichkeit fühle ich mich nicht schuldig. Es ist in Fechners Denken eine künstlerische Anschauung der Welt vorgebildet, wie das Keimpflänzchen im Samen. Wenn die Blume, wenn jedes lebende Ding seine Seele hat, so ist jedes Ding zu einem Teil auch das, was es scheint. Ein Spaziergänger, der zur Nacht aus dem Fenster eines Dorfhauses ein Licht golden herausleuchten sieht und sich davon bewegt fühlt, dürfte nicht glauben, daß es in ihm etwas Wahreres, Stärkeres und Tieferes wirke, als auf die Frau, die es angezündet hat, und auf den Mann und die Kinder, denen es Helligkeit zu Speck und Kartoffeln gibt. Nichts auf dieser Welt ist nur Mittel, und nichts nur Zweck; jedes Ding ist um seiner selbst willen da und ist auch ein Zeichen für das Gemüt, das ein Zeichen sucht. Ist nun die Blume nicht nur für mich zum Gleichnis seelenhaft, sondern zuerst für sich: bin dann ich, in der Sprache Fechners zu reden, nur für Gott oder nicht auch zuerst für mich? und was ist dann für Gott überhaupt da? Nicht ein Ding an sich selbst, sondern alles, was vom einen Ding zum andern hinspielt; eine zweite Welt also in der ersten, die künstlerische Welt als eine Urtatsache, genau so wie die leibliche und wie die geistige. Und weiter: alles Geistige ist einmalig; wo Wiederholung ist, dort ist Materie, und alles Einmalige ist künstlerisch. Schön sagt Fechner von der Natur, daß sie jeden aus demselben Quelle etwas Neues schöpfen lasse, „indem der Trank sich mit dem Becher ändert".

In einer solchen künstlerischen Geistigkeit trägt Hauptmann seine Geschöpfe. Sie hält sein Herz in der Güte und Härte des Sehenden, der ein Seher ist, und sichert ihm das Maß unverstellbar. Wenn der Fuhrmann Henschel ein Hiobsschicksal hat, wird er selbst doch nie zum Hiob; er bleibt in seiner Kleinheit, die seine Größe ist. Sie ist auch der Grund seines Reichtums an Formen, der so groß ist, daß fast jedes seiner Dramen eine Art

von Drama ist, und jedes sein eigenstes, unverwechselbares Klima für sich hat. Sie schafft seinen Menschen den reinen, einmaligen Umriß, wofür man das ohnmächtige Wort Charakterisierung bereit hat.

Und sie setzt diese Menschen so in Wirken und Leiden zueinander, daß aus diesem Wirken und Leiden sich etwas flicht, was seelenvoller und göttlicher ist als die Menschen selbst, von denen es ausgeht. Andere Dichter spinnen, Hauptmann webt.

Weltanschauung, in solchem Sinne, ist kein parti pris; einen Gedanken kann jeder nehmen, dann hat er ihn, eine Schau aber nicht. Weltanschauung ist auch nicht bloß ein Schlüssel zu einer Chiffernschrift; sie ist Natur bis in alle Sinne und in alle Leidenschaften hinein. Wer Hauptmann kennt — und auch ich habe nicht nur den Weg durch Fechner zu ihm genommen; wozu das Persönliche umgehen, da doch kein Lumpenhund es unverdächtigt läßt! — wer Hauptmann kennt, der weiß, daß seine Weltanschauung mit ihm selbst ganz und gar identisch ist, so wie nach Fechner der Leib und der Geist der Welt identisch sind. Die große persönliche Wirkung, die er ausübt, rührt daher. Er ist alles, was er ist, das Gute und das Ungute, ganz rein. Er ist nicht ein Privatmann und ein Dichter, nicht ein Talent und ein Mensch, nicht ein Tier mit dem schmarotzenden Genieapparat, und wenn er die Speise auf seinem Teller und den Wein in seinem Glase, Alltag wie Feiertag, heiligt, so übertreibt er sich nicht und maskiert sich nicht und spielt nicht. „Was Gott gereinigt, mache du nicht unrein", sagt der Engel zu dem in Bitternis erschöpften Künstler des Hirtenliedes; und so spricht es aus dem Ganzen von Hauptmanns Werk und Person.

Es ist aber freilich leichter, das große Gespenst hinter der Welt, als den Geist in der Welt zu fühlen, zu fassen und ins Gleichnis zu setzen. Und wenn das Gemüt einmal ermattet, hört wohl die erscheinende Welt auf, eine geistige, nie wiederholte, immer gläubige, nie vollendete Welt zu sein; sie wird zur Illusion; die Illusion reißt im Zweifel auseinander, und die Materialität klafft durch. Aber nur in den Augenblicken der Ermüdung ist dem Feinde, dem Zweifel, Macht gegeben.

Die Augenblicke der Kraft, der Wahrheit haben einen andern Feind. Auch Hauptmanns Harmonie muß, wie jede von Belang, durch Dissonanzen gehen. Die Welt zu schauen, das läßt die Welt als Genüge nicht gelten; sie will auch geschaffen werden. Sie will die Revolte und will das Maß, und weiß ein jedes zu seinem Triumph und zu seiner Ohnmacht zu führen; sie straft den, der sich in Irrtum verstrickt, und den, der sich dem Irrtum entzieht. Die Beseelung des Alls bedeutet für die Einzelseele mit nichten den großen Frieden. Der Kampf der Einzelseele mit der Allseele ist um nichts gelinder, als wenn sie ihn mit einer Welt voll rohester Materialität auszumachen hätte. Wie Einzelseele in der Allseele zustande kommt,

das ist ganz mystisch, und ist ganz physikalisch. Von Fechner, dem Wissenschaftsmanne, ist die Lehre über die Schwelle bekannt. Es verhält sich damit folgendermaßen. Nach einem bewiesenen Gesetz wächst eine Empfindung mit der Größe des die Empfindung verursachenden Reizes. Es müßte also, logischerweise, mit dem Reize zugleich auch Empfindung da sein. Das ist aber nicht der Fall; sondern Empfindung tritt erst ein, wenn der Reiz eine bestimmte Größe erreicht hat. Es gibt also einen genauen Punkt, bis zu dem der schon vorher vorhandene Reiz wachsen muß, wenn Empfindung entstehen, und unter den er, aber danach immer noch vorhanden, sinken muß, wenn Empfindung erlöschen soll. Diesen Punkt hat Fechner die Schwelle genannt. Denken wir sie uns weg, und sogleich ist die Welt nichts als eine zischende Atomenfeuergarbe. Denken wir ihr nach, und wir sehen den Widerspruch der Welt. Wir sehen, daß bloße Qualität von kleinstem Maße sich in Quantität von ungeheuerm Maße verwandelt. Hier ist eine fünf Meter hohe Wand, hinter der das Paradies liegt; ich klettere an ihr empor, zwei Meter, drei Meter, und von fünf Meter ein Meter macht nicht aus, daß ich auch nur um das Geringste mehr von drüben erblicke; nachher braucht es nur einen Strich und ich sehe das Licht. „Die Tatsache der Schwelle" — so ist das Kapitel bei Fechner überschrieben — das ist die Tatsache der Seele, die Tatsache des Individuums. Der Mensch steht vor uns, sein Schutz vor dem Sturm der Weltenkräfte ist seine Not, seine Kraft ist sein Gefängnis; und das Kind der Welt ist ihr zum Feinde geworden. Der Teil ist der Feind des Alls, seines Vaters, geworden, und der Teil ist Dämon auf der einen und Fetisch auf der andern Seite.

Da bleibt das Schauen der Welt nur für den Heiligen in der Wüste, und der Künstler wird in den Kampf mit verstrickt. Er übt Gewalt an der Welt, er wird „das Tier, das seine Träume deutet".

Bin ich hier noch bei Hauptmann? Ich bin es mehr als je vorher. Er weiß das alles, wie jeder es weiß auf seine Art. Aber Hauptmann lebt dieses alles, und lebt hindurch durch alles, weder daran vorbei, noch darüber hinweg — danken wir ihm, daß er nichts in bloßer Erkenntnis vorausnimmt, danken wir ihm, daß er den Weg geht, aus Helligkeit, durch Trübung, hinauf.

Der Tod in Venedig

Novelle von Thomas Mann

(Schluß)

Viertes Kapitel

Nun lenkte Tag für Tag der Gott mit den hitzigen Wangen nackend sein gluthauchendes Viergespann durch die Räume des Himmels, und sein gelbes Gelock flatterte im zugleich ausstürmenden Ostwind. Weißlich seidiger Glanz lag auf den Weiten des träge wallenden Pontos. Der Sand glühte. Unter der silbrig flirrenden Bläue des Äthers waren rostfarbene Segeltücher vor den Strandhütten ausgespannt, und auf dem scharf umgrenzten Schattenfleck, den sie boten, verbrachte man die Vormittagsstunden. Aber köstlich war auch der Abend, wenn die Pflanzen des Parks balsamisch dufteten, die Gestirne droben ihren Reigen schritten und das Murmeln des umnachteten Meeres, leise heraufdringend, die Seele besprach. Solch ein Abend trug in sich die freudige Gewähr eines neuen Sonnentages von leicht geordneter Muße und geschmückt mit zahllosen, dicht beieinander liegenden Möglichkeiten lieblichen Zufalls.

Der Gast, den ein so gefügiges Mißgeschick hier festgehalten, war weit entfernt, in der Rückgewinnung seiner Habe einen Grund zu erneutem Aufbruch zu sehen. Er hatte zwei Tage lang einige Entbehrung dulden und zu den Mahlzeiten im großen Speisesaal im Reiseanzug erscheinen müssen. Dann, als man endlich die verirrte Last wieder in seinem Zimmer niedersetzte, packte er gründlich aus und füllte Schrank und Schubfächer mit dem Seinen, entschlossen zu vorläufig unabsehbarem Verweilen, vergnügt, die Stunden des Strandes in seidenem Anzug verbringen und beim Diner sich wieder in schicklicher Abendtracht an seinem Tischchen zeigen zu können.

Der wohlige Gleichtakt dieses Daseins hatte ihn schon in seinen Bann gezogen, die weiche und glänzende Milde dieser Lebensführung ihn rasch berückt. Welch ein Aufenthalt in der Tat, der die Reize eines gepflegten Badelebens an südlichem Strande mit der traulich bereiten Nähe der wunderlich-wundersamen Stadt verbindet! Aschenbach liebte nicht den Genuß. Wann immer und wo es galt, zu feiern, der Ruhe zu pflegen, sich gute Tage zu machen, verlangte ihn bald — und namentlich in jüngeren Jahren war dies so gewesen — mit Unruhe und Widerwillen zurück in die hohe Mühsal, den heilig-nüchternen Dienst seines Alltags. Nur dieser Ort verzauberte ihn, entspannte sein Wollen, machte ihn glücklich. Manchmal vormittags, unter dem Schattentuch seiner Hütte, hinträumend über die Bläue des Südmeers, oder bei lauer Nacht auch wohl, gelehnt in die Kissen der Gondel, die ihn vom Markusplatz, wo er sich lange verweilt, unter dem groß gestirnten Himmel heimwärts zum Lido führte — und die bunten

Lichter, die schmelzenden Klänge der Serenade blieben zurück —, erinnerte er sich seines Landsitzes in den Bergen, der Stätte seines sommerlichen Ringens, wo die Wolken tief durch den Garten zogen, fürchterliche Gewitter am Abend das Licht des Hauses löschten und die Raben, die er fütterte, sich in den Wipfeln der Fichten schwangen. Dann schien es ihm wohl, als sei er entrückt ins elysische Land, an die Grenzen der Erde, wo leichtestes Leben den Menschen beschert ist, wo nicht Schnee ist und Winter, noch Sturm und strömender Regen, sondern immer sanft kühlenden Anhauch Okeanos aufsteigen läßt und in seliger Muße die Tage verrinnen, mühelos, kampflos und ganz nur der Sonne und ihren Festen geweiht.

Viel, fast beständig sah Aschenbach den Knaben Tadzio; ein beschränkter Raum, eine jedem gegebene Lebensordnung brachten es mit sich, daß der Schöne ihm tagüber mit kurzen Unterbrechungen nahe war. Er sah, er traf ihn überall: in den unteren Räumen des Hotels, auf den kühlenden Wasserfahrten zur Stadt und von dort zurück, im Gepränge des Platzes selbst und oft noch zwischenein auf Wegen und Stegen, wenn der Zufall ein Übriges tat. Hauptsächlich aber und mit der glücklichsten Regelmäßigkeit bot ihm der Vormittag am Strande ausgedehnte Gelegenheit, der holden Erscheinung Andacht und Studium zu widmen. Ja, diese Gebundenheit des Glückes, diese täglich gleichmäßig wieder anbrechende Gunst der Umstände war es so recht, was ihn mit Zufriedenheit und Lebensfreude erfüllte, was ihm den Aufenthalt teuer machte und einen Sonnentag so gefällig hinhaltend sich an den anderen reihen ließ.

Er war früh auf, wie sonst wohl bei pochendem Arbeitsdrange, und vor den Meisten am Strand, wenn die Sonne noch milde war und das Meer weiß blendend in Morgenträumen lag. Er grüßte menschenfreundlich den Wächter der Sperre, grüßte auch vertraulich den barfüßigen Weißbart, der ihm die Stätte bereitet, das braune Schattentuch ausgespannt, die Möbel der Hütte hinaus auf die Plattform gerückt hatte, und ließ sich nieder. Drei Stunden oder vier waren dann sein, in denen die Sonne zur Höhe stieg und furchtbare Macht gewann, in denen das Meer tiefer und tiefer blaute und in denen er Tadzio sehen durfte.

Er sah ihn kommen, von links, am Rande des Meeres daher, sah ihn von rückwärts zwischen den Hütten hervortreten oder fand auch wohl plötzlich, und nicht ohne ein frohes Erschrecken, daß er sein Kommen versäumt und daß er schon da war, schon in dem blau und weißen Badeanzug, der jetzt am Strand seine einzige Kleidung war, sein gewohntes Treiben in Sonne und Sand wieder aufgenommen hatte, — dies lieblich nichtige, müßig unstete Leben, das Spiel war und Ruhe, ein Schlendern, Waten, Graben, Haschen, Lagern und Schwimmen, bewacht, berufen von den Frauen auf der Plattform, die mit Kopfstimmen seinen Namen ertönen

ließen: „Tadziu! Tadziu!" und zu denen er mit eifrigem Gebärdenspiel gelaufen kam, ihnen zu erzählen, was er erlebt, ihnen zu zeigen, was er gefunden, gefangen: Muscheln, Seepferdchen, Quallen und seitlich laufende Krebse. Aschenbach verstand nicht ein Wort von dem, was er sagte, und mochte es das Alltäglichste sein, es war verschwommener Wohllaut in seinem Ohr. So erhoo Fremdheit des Knaben Rede zur Musik, eine übermütige Sonne goß verschwenderischen Glanz über ihn aus, und die erhabene Tiefsicht des Meeres war immer seiner Erscheinung Folie und Hintergrund.

Bald kannte der Betrachtende jede Linie und Pose dieses so gehobenen, so frei sich darstellenden Körpers, begrüßte freudig jede schon vertraute Schönheit aufs neue und fand der Bewunderung, der zarten Sinneslust kein Ende. Man rief den Knaben, einen Gast zu begrüßen, der den Frauen bei der Hütte aufwartete; er lief herbei, lief naß vielleicht aus der Flut, er warf die Locken, und indem er die Hand reichte, auf einem Beine ruhend, den anderen Fuß auf die Zehenspitzen gestellt, hatte er eine reizende Drehung und Wendung des Körpers, anmutig spannungsvoll, verschämt aus Liebenswürdigkeit, gefallsüchtig aus adeliger Pflicht. Er lag ausgestreckt, das Badetuch um die Brust geschlungen, den zart gemeißelten Arm in den Sand gestützt, das Kinn in der hohlen Hand; der, welcher „Jaschu" gerufen wurde, saß kauernd bei ihm und tat ihm schön, und nichts konnte bezaubernder sein, als das Lächeln der Augen und Lippen, mit dem der Ausgezeichnete zu dem Geringeren, Dienenden aufblickte. Er stand am Rande der See, allein, abseits von den Seinen, ganz nahe bei Aschenbach, — aufrecht, die Hände im Nacken verschlungen, langsam sich auf den Fußballen schaukelnd, und träumte ins Blaue, während kleine Wellen, die anliefen, seine Zehen badeten. Sein honigfarbenes Haar schmiegte sich in Ringeln an die Schläfen und in den Nacken, die Sonne erleuchtete den Flaum des oberen Rückgrats, die feine Zeichnung der Rippen, das Gleichmaß der Brust traten durch die knappe Umhüllung des Rumpfes hervor, seine Achselhöhlen waren noch glatt wie bei einer Statue, seine Kniekehlen glänzten, und ihr bläuliches Geäder ließ seinen Körper wie aus klarerem Stoffe gebildet erscheinen. Welch eine Zucht, welche Präzision des Gedankens war ausgedrückt in diesem gestreckten und jugendlich vollkommenen Leibe! Der strenge und reine Wille jedoch, der, dunkel tätig, dies göttliche Bildwerk ans Licht zu treiben vermocht hatte, — war er nicht ihm, dem Künstler, bekannt und vertraut? Wirkte er nicht auch in ihm, wenn er, nüchterner Leidenschaft voll, aus der Marmormasse der Sprache die schlanke Form befreite, die er im Geiste geschaut und die er als Standbild und Spiegel geistiger Schönheit den Menschen darstellte?

Standbild und Spiegel! Seine Augen umfaßten die edle Gestalt dort am Rande des Blauen, und in aufschwärmendem Entzücken glaubte er mit

diesem Blick das Schöne selbst zu begreifen, die Form als Gottesgedanken, die eine und reine Vollkommenheit, die im Geiste lebt und von der ein menschliches Abbild und Gleichnis hier leicht und hold zur Anbetung aufgerichtet war. Das war der Rausch; und unbedenklich, ja gierig hieß der alternde Künstler ihn willkommen. Sein Geist kreißte, seine Bildung geriet ins Wallen, sein Gedächtnis warf uralte, seiner Jugend überlieferte und bis dahin niemals von eigenem Feuer belebte Gedanken auf. Stand nicht geschrieben, daß die Sonne unsere Aufmerksamkeit von den intellektuellen auf die sinnlichen Dinge wendet? Sie betäube und bezaubere, hieß es, Verstand und Gedächtnis dergestalt, daß die Seele vor Vergnügen ihres eigentlichen Zustandes ganz vergesse und mit staunender Bewunderung an dem schönsten der besonnten Gegenstände hängen bleibe: ja, nur mit Hilfe eines Körpers vermöge sie dann noch zu höherer Betrachtung sich zu erheben. Amor fürwahr tat es den Mathematikern gleich, die unfähigen Kindern greifbare Bilder der reinen Formen vorzeigen: So auch bediente der Gott sich, um uns das Geistige sichtbar zu machen, gern der Gestalt und Farbe menschlicher Jugend, die er zum Werkzeug der Erinnerung mit allem Abglanz der Schönheit schmückte und bei deren Anblick wir dann wohl in Schmerz und Hoffnung entbrannten.

So dachte der Enthusiasmierte; so vermochte er zu empfinden. Und aus Meerrausch und Sonnenglast spann sich ihm ein reizendes Bild. Es war die alte Platane unfern den Mauern Athens, — war jener heilig-schattige, vom Dufte der Keuschbaumblüten erfüllte Ort, den Weihbilder und fromme Gaben schmückten zu Ehren der Nymphen und des Acheloos. Ganz klar fiel der Bach zu Füßen des breitgeästeten Baums über glatte Kiesel; die Grillen geigten. Auf dem Rasen aber, der sanft abfiel, so, daß man im Liegen den Kopf hoch halten konnte, lagerten zwei, geborgen hier vor der Glut des Tages: ein Ältlicher und ein Junger, ein Häßlicher und ein Schöner, der Weise beim Liebenswürdigen. Und unter Artigkeiten und geistreich werbenden Scherzen belehrte Sokrates den Phaidros über Sehnsucht und Tugend. Er sprach ihm von dem heißen Erschrecken, das der Fühlende leidet, wenn sein Auge ein Gleichnis der ewigen Schönheit erblickt; sprach ihm von den Begierden des Weihelosen und Schlechten, der die Schönheit nicht denken kann, wenn er ihr Abbild sieht, und der Ehrfurcht nicht fähig ist; sprach von der heiligen Angst, die den Edlen befällt, wenn ein gottgleiches Antlitz, ein vollkommener Leib ihm erscheint, — wie er dann aufbebt und außer sich ist und hinzusehen sich kaum getraut und den verehrt, der die Schönheit hat, ja, ihm opfern würde, wie einer Bildsäule, wenn er nicht fürchten müßte, den Menschen närrisch zu scheinen. Denn die Schönheit, mein Phaidros, nur sie ist liebenswürdig und sichtbar zugleich: sie ist, merke das wohl! die einzige Form des Geistigen, welche wir sinnlich

empfangen, sinnlich ertragen können. Oder was würde aus uns, wenn das Göttliche sonst, wenn Vernunft und Tugend und Wahrheit uns sinnlich erscheinen wollten? Würden wir nicht vergehen und verbrennen vor Liebe, wie Semele einstmals vor Zeus? So ist die Schönheit der Weg des Fühlenden zum Geiste, — nur der Weg, ein Mittel nur, kleiner Phaidros ... Und dann sprach er das Feinste aus, der verschlagene Hofmacher: Dies, daß der Liebende göttlicher sei, als der Geliebte, weil in jenem der Gott sei, nicht aber im andern, — diesen zärtlichsten, spöttischsten Gedanken vielleicht, der jemals gedacht ward und dem alle Schalkheit und heimlichste Wollust der Sehnsucht entspringt.

Glück des Schriftstellers ist der Gedanke, der ganz Gefühl, ist das Gefühl, das ganz Gedanke zu werden vermag. Solch ein pulsender Gedanke, solch genaues Gefühl gehörte und gehorchte dem Einsamen damals: nämlich, daß die Natur vor Wonne erschaure, wenn der Geist sich huldigend vor der Schönheit neige. Er wünschte plötzlich, zu schreiben. Zwar liebt Eros, heißt es, den Müßiggang und für solchen nur ist er geschaffen. Aber an diesem Punkte der Krisis war die Erregung des Heimgesuchten auf Produktion gerichtet. Fast gleichgültig der Anlaß. Eine Frage, eine Anregung, über ein gewisses großes und brennendes Problem der Kultur und des Geschmackes sich bekennend vernehmen zu lassen, war in die geistige Welt ergangen und bei dem Verreisten eingelaufen. Der Gegenstand war ihm geläufig, war ihm Erlebnis; sein Gelüst ihn im Licht seines Wortes erglänzen zu lassen auf einmal unwiderstehlich. Und zwar ging sein Verlangen dahin, in Tadzios Gegenwart zu arbeiten, beim Schreiben den Wuchs des Knaben zum Muster zu nehmen, seinen Stil den Linien dieses Körpers folgen zu lassen, der ihm göttlich schien, und seine Schönheit ins Geistige zu tragen, wie der Adler einst den troischen Hirten zum Äther trug. Nie hatte er die Lust des Wortes süßer empfunden, nie so gewußt, daß Eros im Worte sei, wie während der gefährlich köstlichen Stunden, in denen er, an seinem rohen Tische unter dem Schattentuch, im Angesicht des Idols und die Musik seiner Stimme im Ohr, nach Tadzios Schönheit seine kleine Abhandlung, — jene anderthalb Seiten erlesener Prosa formte, deren Lauterkeit, Adel und schwingende Gefühlsspannung binnen kurzem die Bewunderung vieler erregen sollte. Es ist sicher gut, daß die Welt nur das schöne Werk, nicht auch seine Ursprünge, nicht seine Entstehungsbedingungen kennt; denn die Kenntnis der Quellen, aus denen dem Künstler Eingebung floß, würde sie oftmals verwirren, abschrecken und so die Wirkungen des Vortrefflichen aufheben. Sonderbare Stunden! Sonderbar entnervende Mühe! Seltsam zeugender Verkehr des Geistes mit einem Körper! Als Aschenbach seine Arbeit verwahrte und vom Strande aufbrach, fühlte er sich erschöpft, ja zerrüttet, und ihm war, als ob sein Gewissen wie nach einer Ausschweifung Klage führe.

Es war am folgenden Morgen, daß er, im Begriff das Hotel zu verlassen, von der Freitreppe aus gewahrte, wie Tadzio, schon unterwegs zum Meere — und zwar allein —, sich eben der Strandsperre näherte. Der Wunsch, der einfache Gedanke, die Gelegenheit zu nutzen und mit dem, der ihm unwissentlich so viel Erhebung und Bewegung bereitet, leichte, heitere Bekanntschaft zu machen, ihn anzureden, sich seiner Antwort, seines Blickes zu erfreuen, lag nahe und drängte sich auf. Der Schöne ging schlendernd, er war einzuholen, und Aschenbach beschleunigte seine Schritte. Er erreicht ihn auf dem Brettersteig hinter den Hütten, er will ihm die Hand aufs Haupt, auf die Schulter legen und irgendein Wort, eine freundliche französische Phrase schwebt ihm auf den Lippen: da fühlt er, daß sein Herz, vielleicht auch vom schnellen Gang, wie ein Hammer schlägt, daß er, so knapp bei Atem, nur gepreßt und bebend wird sprechen können; er zögert, er sucht sich zu beherrschen, er fürchtet plötzlich, schon zu lange dicht hinter dem Schönen zu gehen, fürchtet sein Aufmerksamwerden, sein fragendes Umschauen, nimmt noch einen Anlauf, versagt, verzichtet und geht gesenkten Hauptes vorüber.

Zu spät! dachte er in diesem Augenblick. Zu spät! Jedoch war es zu spät? Dieser Schritt, den zu tun er versäumte, er hätte sehr möglicherweise zum Guten, Leichten und Frohen, zu heilsamer Ernüchterung geführt. Allein es war wohl an dem, daß der Alternde die Ernüchterung nicht wollte, daß der Rausch ihm zu teuer war. Wer enträtselt Wesen und Gepräge des Künstlertums! Wer begreift die tiefe Instinktverschmelzung von Zucht und Zügellosigkeit, worin es beruht! Denn heilsame Ernüchterung nicht wollen zu können, ist Zügellosigkeit. Aschenbach war zur Selbstkritik nicht mehr aufgelegt; der Geschmack, die geistige Verfassung seiner Jahre, Selbstachtung, Reife und späte Einfachheit machten ihn nicht geneigt, Beweggründe zu zergliedern und zu entscheiden, ob er aus Gewissen, ob aus Liederlichkeit und Schwäche sein Vorhaben nicht ausgeführt habe. Er war verwirrt, er fürchtete, daß irgend jemand, wenn auch der Strandwächter nur, seinen Lauf, seine Niederlage beobachtet haben möchte, fürchtete sehr die Lächerlichkeit. Im übrigen scherzte er bei sich selbst über seine komisch-heilige Angst. „Bestürzt", dachte er, „bestürzt wie ein Hahn, der angstvoll seine Flügel im Kampfe hängen läßt. Das ist wahrlich der Gott, der beim Anblick des Liebenswürdigen so unseren Mut bricht und unseren stolzen Sinn so gänzlich zu Boden drückt . . ." Er spielte, schwärmte und war viel zu hochmütig, um ein Gefühl zu fürchten.

Schon überwachte er nicht mehr den Ablauf der Mußezeit, die er sich selber gewährt; der Gedanke an Heimkehr berührte ihn nicht einmal. Er hatte sich reichlich Geld verschrieben. Seine Besorgnis galt einzig der möglichen Abreise der polnischen Familie; doch hatte er unter der Hand, durch

beiläufige Erkundigung beim Coiffeur des Hotels erfahren, daß diese Herrschaften ganz kurz vor seiner eigenen Ankunft hier abgestiegen seien. Die Sonne bräunte ihm Antlitz und Hände, der erregende Salzhauch stärkte ihn zum Gefühl, und wie er sonst jede Erquickung, die Schlaf, Nahrung oder Natur ihm gespendet, sogleich an ein Werk zu verausgaben gewohnt war, so ließ er nun alles, was Sonne, Muße und Meerluft ihm an täglicher Kräftigung zuführten, hochherzig-unwirtschaftlich aufgehen in Rausch und Empfindung.

Sein Schlaf war flüchtig; die köstlich einförmigen Tage waren getrennt durch kurze Nächte voll glücklicher Unruhe. Zwar zog er sich zeitig zurück, denn um neun Uhr, wenn Tadzio vom Schauplatz verschwunden war, schien der Tag ihm beendet. Aber ums erste Morgengrauen weckte ihn ein zart durchdringendes Erschrecken, sein Herz erinnerte sich seines Abenteuers, es litt ihn nicht mehr in den Kissen, er erhob sich, und leicht eingehüllt gegen die Schauer der Frühe setzte er sich ans offene Fenster, den Aufgang der Sonne zu erwarten. Das wundervolle Ereignis erfüllte seine vom Schlafe geweihte Seele mit Andacht. Noch lagen Himmel, Erde und Meer in geisterhaft glasiger Dämmerblässe; noch schwamm ein vergehender Stern im Wesenlosen. Aber ein Wehen kam, eine beschwingte Kunde von unnahbaren Wohnplätzen, daß Eos sich von der Seite des Gatten erhebe, und jenes erste, süße Erröten der fernsten Himmels- und Meeresstriche geschah, durch welches das Sinnlichwerden der Schöpfung sich anzeigt. Die Göttin nahte, die Jünglingsentführerin, die den Kleitos, den Kephalos raubte und dem Neide aller Olympischen trotzend die Liebe des schönen Orion genoß. Ein Rosenstreuen begann da am Rande der Welt, ein unsäglich holdes Scheinen und Blühen, kindliche Wolken, verklärt, durchleuchtet, schwebten gleich dienenden Amoretten im rosigen, bläulichen Duft, Purpur fiel auf das Meer, das ihn wallend vorwärts zu schwemmen schien, goldene Speere zuckten von unten zur Höhe des Himmels hinauf, der Glanz ward zum Brande, lautlos, mit göttlicher Übergewalt wälzten sich Glut und Brunst und lodernde Flammen herauf, und mit raffenden Hufen stiegen des Bruders heilige Renner über den Erdkreis empor. Angestrahlt von der Pracht des Gottes saß der Einsam-Wache, er schloß die Augen und ließ von der Glorie seine Lider küssen. Ehemalige Gefühle, frühe, köstliche Drangsale des Herzens, die im strengen Dienst seines Lebens erstorben waren und nun so sonderbar gewandelt zurückkehrten, — er erkannte sie mit verwirrtem, verwundertem Lächeln. Er sann, er träumte, langsam bildeten seine Lippen einen Namen, und noch immer lächelnd, mit aufwärts gekehrtem Antlitz, die Hände im Schoße gefaltet, entschlummerte er in seinem Sessel noch einmal.

Aber der Tag, der so feurig-festlich begann, war im ganzen seltsam gehoben und mythisch verwandelt. Woher kam und stammte der Hauch, der auf einmal so sanft und bedeutend, höherer Einflüsterung gleich, Schläfe

und Ohr umspielte? Weiße Federwölkchen standen in verbreiteten Scharen am Himmel gleich weidenden Herden der Götter. Stärkerer Wind erhob sich, und die Rosse Poseidons liefen, sich bäumend, daher, Stiere auch wohl, dem Bläulichgelockten gehörig, welche mit Brüllen anrennend die Hörner senkten. Zwischen dem Felsengeröll des entfernteren Strandes jedoch hüpften die Wellen empor als springende Ziegen. Eine heilig entstellte Welt voll panischen Lebens schloß den Berückten ein, und sein Herz träumte zarte Fabeln. Mehrmals, wenn hinter Venedig die Sonne sank, saß er auf einer Bank im Park, um Tadzio zuzuschauen, der sich, weiß gekleidet und farbig gegürtet, auf dem gewalzten Kiesplatz mit Ballspiel vergnügte, und Hyakinthos war es, den er zu sehen glaubte, und der sterben mußte, weil zwei Götter ihn liebten. Ja, er empfand Zephyrs schmerzenden Neid auf den Nebenbuhler, der des Orakels, des Bogens und der Kithara vergaß, um immer mit dem Schönen zu spielen; er sah die Wurfscheibe, von grausamer Eifersucht gelenkt, das liebliche Haupt treffen, er empfing, erblassend auch er, den geknickten Leib, und die Blume, dem süßen Blute entsprossen, trug die Inschrift seiner unendlichen Klage . . .

Seltsamer, heikler ist nichts, als das Verhältnis von Menschen, die sich nur mit den Augen kennen, — die täglich, ja stündlich einander begegnen, beobachten und dabei den Schein gleichgültiger Fremdheit grußlos und wortlos aufrecht zu halten durch Sittenzwang oder eigene Grille genötigt sind. Zwischen ihnen ist Unruhe und überreizte Neugier, die Hysterie eines unbefriedigten, unnatürlich unterdrückten Erkenntnis- und Austauschbedürfnisses und namentlich auch eine Art von gespannter Achtung. Denn der Mensch liebt und ehrt den Menschen, solange er ihn nicht zu beurteilen vermag, und die Sehnsucht ist ein Erzeugnis mangelhafter Erkenntnis.

Irgendeine Beziehung und Bekanntschaft mußte sich notwendig ausbilden zwischen Aschenbach und dem jungen Tadzio, und mit durchdringender Freude konnte der Ältere feststellen, daß Teilnahme und Aufmerksamkeit nicht völlig unerwidert blieben. Was bewog zum Beispiel den Schönen, niemals mehr, wenn er morgens am Strande erschien, den Brettersteg an der Rückseite der Hütten zu benutzen, sondern nur noch auf dem vorderen Wege, durch den Sand, an Aschenbachs Wohnplatz vorbei und manchmal unnötig dicht an ihm vorbei, seinen Tisch, seinen Stuhl fast streifend, zur Hütte der Seinen zu schlendern? Wirkte so die Anziehung, die Faszination eines überlegenen Gefühls auf seinen zarten und gedankenlosen Gegenstand? Aschenbach erwartete täglich Tadzios Auftreten, und zuweilen tat er, als sei er beschäftigt, wenn es sich vollzog, und ließ den Schönen scheinbar unbeachtet vorübergehen. Zuweilen aber auch blickte er auf, und ihre Blicke trafen sich. Sie waren beide tiefernst, wenn das geschah. In der gebildeten und würdevollen Miene des Älteren verriet nichts eine innere Bewegung;

aber in Tadzios Augen war ein Forschen, ein nachdenkliches Fragen, in seinen Gang kam ein Zögern, er blickte zu Boden, er blickte lieblich wieder auf, und wenn er vorüber war, so schien ein Etwas in seiner Haltung auszudrücken, daß nur Erziehung ihn hinderte, sich umzuwenden.

Einmal jedoch, eines Abends, begab es sich anders. Die polnischen Geschwister hatten nebst ihrer Gouvernante bei der Hauptmahlzeit im großen Saale gefehlt, — mit Besorgnis hatte Aschenbach es wahrgenommen. Er erging sich nach Tische, sehr unruhig über ihren Verbleib, in Abendanzug und Strohhut vor dem Hotel, zu Füßen der Terrasse, als er plötzlich die nonnenähnlichen Schwestern mit der Erzieherin und vier Schritte hinter ihnen Tadzio im Lichte der Bogenlampen auftauchen sah. Offenbar kamen sie von der Dampferbrücke, nachdem sie aus irgendeinem Grunde in der Stadt gespeist. Auf dem Wasser war es wohl kühl gewesen; Tadzio trug eine dunkelblaue Seemanns-Überjacke mit goldenen Knöpfen und auf dem Kopf eine zugehörige Mütze. Sonne und Seeluft verbrannten ihn nicht, seine Hautfarbe war marmorhaft gelblich geblieben wie zu Beginn; doch schien er blässer heute, als sonst, sei es infolge der Kühle oder durch den bleichenden Mondschein der Lampen. Seine ebenmäßigen Brauen zeichneten sich schärfer ab, seine Augen dunkelten tief. Er war schöner, als es sich sagen läßt, und Aschenbach empfand wie schon oftmals mit Schmerzen, daß das Wort die sinnliche Schönheit nur zu preisen, nicht wiederzugeben vermag.

Er war der teuren Erscheinung nicht gewärtig gewesen, sie kam unverhofft, er hatte nicht Zeit gehabt, seine Miene zu Ruhe und Würde zu befestigen. Freude, Überraschung, Bewunderung mochten sich offen darin malen, als sein Blick dem des Vermißten begegnete, — und in dieser Sekunde geschah es, daß Tadzio lächelte: ihn anlächelte, sprechend, vertraut, liebreizend und unverhohlen, mit Lippen, die sich im Lächeln erst langsam öffneten. Es war das Lächeln des Narziß, der sich über das spiegelnde Wasser neigt, jenes tiefe, bezauberte, hingezogene Lächeln, mit dem er nach dem Widerscheine der eigenen Schönheit die Arme streckt, — ein ganz wenig verzerrtes Lächeln, verzerrt von der Aussichtslosigkeit seines Trachtens, die holden Lippen seines Schattens zu küssen, kokett, neugierig und leise gequält, betört und betörend.

Der, welcher dies Lächeln empfangen, enteilte damit wie mit einem verhängnisvollen Geschenk. Er war so sehr erschüttert, daß er das Licht der Terrasse, des Vorgartens zu fliehen gezwungen war und mit hastigen Schritten das Dunkel des rückwärtigen Parkes suchte. Sonderbar entrüstete und zärtliche Vermahnungen entrangen sich ihm: „Du darfst so nicht lächeln! Höre, man darf so niemandem lächeln!" Er warf sich auf eine Bank, er atmete außer sich den nächtlichen Duft der Pflanzen. Und zurückgelehnt, mit hängenden Armen, überwältigt und mehrfach von Schauern überlaufen, flüsterte er die stehende Formel der Sehnsucht, — unmöglich hier,

absurd, verworfen, lächerlich und heilig doch, ehrwürdig auch hier noch: „Ich liebe dich!"

Fünftes Kapitel

In der vierten Woche seines Aufenthalts auf dem Lido machte Gustav von Aschenbach einige die Außenwelt betreffende unheimliche Wahrnehmungen. Erstens schien es ihm, als ob bei steigender Jahreszeit die Frequenz seines Gasthofes eher ab- als zunähme, und insbesondere, als ob die deutsche Sprache um ihn her versiege und verstumme, so daß bei Tisch und am Strand endlich nur noch fremde Laute sein Ohr trafen. Eines Tages dann fing er beim Coiffeur, den er jetzt häufig besuchte, im Gespräche ein Wort auf, das ihn stutzig machte. Der Mann hatte einer deutschen Familie erwähnt, die soeben nach kurzem Verweilen abgereist war, und setzte plaudernd und schmeichelnd hinzu: „Sie bleiben, mein Herr; Sie haben keine Furcht vor dem Übel." Aschenbach sah ihn an. „Dem Übel?" wiederholte er. Der Schwätzer verstummte, tat beschäftigt, überhörte die Frage. Und als sie dringlicher gestellt ward, erklärte er, er wisse von nichts und suchte mit verlegener Beredsamkeit abzulenken.

Das war um Mittag. Nachmittags fuhr Aschenbach bei Windstille und schwerem Sonnenbrand nach Venedig; denn ihn trieb die Manie, den polnischen Geschwistern zu folgen, die er mit ihrer Begleiterin den Weg zur Dampferbrücke hatte einschlagen sehen. Er fand den Abgott nicht bei San Marco. Aber beim Tee, an seinem eisernen Rundtischchen auf der Schattenseite des Platzes sitzend, witterte er plötzlich in der Luft ein eigentümliches Arom, von dem ihm jetzt schien, als habe es schon seit Tagen, ohne ihm ins Bewußtsein zu dringen, seinen Sinn berührt, — einen süßlich-offizinellen Geruch, der an Elend und Wunden und verdächtige Reinlichkeit erinnerte. Er prüfte und erkannte ihn nachdenklich, beendete seinen Imbiß und verließ den Platz auf der dem Tempel gegenüberliegenden Seite. In der Enge verstärkte sich der Geruch. An den Straßenecken hafteten gedruckte Anschläge, durch welche die Bevölkerung wegen gewisser Erkrankungen des gastrischen Systems, die bei dieser Witterung an der Tagesordnung seien, vor dem Genusse von Austern und Muscheln, auch vor dem Wasser der Kanäle stadtväterlich gewarnt wurde. Die beschönigende Natur des Erlasses war deutlich. Volksgruppen standen schweigsam auf Brücken und Plätzen beisammen; und der Fremde stand spürend und grübelnd unter ihnen.

Einen Ladeninhaber, der zwischen Korallenschnüren und falschen Amethyst-Geschmeiden in der Türe seines Gewölbes lehnte, bat er um Auskunft über den fatalen Geruch. Der Mann maß ihn mit schweren Augen und ermunterte sich hastig. „Eine vorbeugende Maßregel, mein Herr!" antwortete er mit Gebärdenspiel. „Eine Verfügung der Polizei, die man billigen muß. Diese Witterung drückt, der Scirocco ist der Gesundheit nicht zuträglich.

Kurz, Sie verstehen, — eine vielleicht übertriebene Vorsicht . . ." Aschenbach dankte ihm und ging weiter. Auch auf dem Dampfer, der ihn zum Lido zurücktrug, spürte er jetzt den Geruch des keimbekämpfenden Mittels.

Ins Hotel zurückgekehrt, begab er sich sogleich in die Halle zum Zeitungstisch und hielt in den Blättern Umschau. Er fand in den fremdsprachigen nichts. Die heimatlichen verzeichneten Gerüchte, führten schwankende Ziffern an, gaben amtliche Ableugnungen wieder und bezweifelten deren Wahrhaftigkeit. So erklärte sich der Abzug des deutschen und österreichischen Elementes. Die Angehörigen der übrigen Nationen wußten offenbar nichts, ahnten nichts, waren noch nicht beunruhigt. „Man soll schweigen!" dachte Aschenbach erregt, indem er die Journale auf den Tisch zurückwarf. „Man soll das verschweigen!" Aber zugleich füllte sein Herz sich mit Genugtuung über das Abenteuer, in welches die Außenwelt geraten wollte. Denn der Leidenschaft ist, wie dem Verbrechen, die gesicherte Ordnung und Wohlfahrt des Alltags nicht gemäß, und jede Lockerung des bürgerlichen Gefüges, jede Verwirrung und Heimsuchung der Welt muß ihr willkommen sein, weil sie ihren Vorteil dabei zu finden unbestimmt hoffen kann. So empfand Aschenbach eine dunke Zufriedenheit über die obrigkeitlich bemäntelten Vorgänge in den schmutzigen Gäßchen Venedigs, — dieses schlimme Geheimnis der Stadt, das mit seinem eigensten Geheimnis verschmolz, und an dessen Bewahrung auch ihm so sehr gelegen war. Denn der Verliebte besorgte nichts, als daß Tadzio abreisen könnte und erkannte nicht ohne Entsetzen, daß er nicht mehr zu leben wissen werde, wenn das geschähe.

Neuerdings begnügte er sich nicht, Nähe und Anblick des Schönen der Tagesregel und dem Glücke zu danken; er verfolgte ihn, er stellte ihm nach. Sonntags zum Beispiel erschienen die Polen niemals am Strande; er erriet, daß sie die Messe in San Marco besuchten, er eilte dorthin, und aus der Glut des Platzes in die goldene Dämmerung des Heiligtums eintretend, fand er den Entbehrten, über ein Betpult gebeugt beim Gottesdienst. Dann stand er im Hintergrunde, auf zerklüftetem Mosaikboden, inmitten knienden, murmelnden, kreuzschlagenden Volkes, und die gedrungene Pracht des morgenländischen Tempels lastete üppig auf seinen Sinnen. Vorn wandelte, hantierte und sang der schwergeschmückte Priester, Weihrauch quoll auf, er umnebelte die kraftlosen Flämmchen der Altarkerzen, und in den dumpf-süßen Opferduft schien sich leise ein anderer zu mischen: der Geruch der erkrankten Stadt. Aber durch Dunst und Gefunkel sah Aschenbach, wie der Schöne dort vorn den Kopf wandte, ihn suchte und ihn erblickte.

Wenn dann die Menge durch die geöffneten Portale hinausströmte auf den leuchtenden, von Tauben wimmelnden Platz, verbarg sich der Betörte in der Vorhalle, er versteckte sich, er legte sich auf die Lauer. Er sah die Polen die Kirche verlassen, sah, wie die Geschwister sich auf zeremoniöse

Art von der Mutter verabschiedeten und wie diese sich heimkehrend zur Piazzetta wandte; er stellte fest, daß der Schöne, die klösterlichen Schwestern und die Gouvernante den Weg zur Rechten durch das Tor des Uhrturmes und in die Merceria einschlugen, und nachdem er sie einigen Vorsprung hatte gewinnen lassen, folgte er ihnen, folgte ihnen verstohlen auf ihrem Spaziergang durch Venedig. Er mußte stehen bleiben, wenn sie sich verweilten, mußte in Garküchen und Höfe flüchten, um die Umkehrenden vorüber zu lassen; er verlor sie, suchte erhitzt und erschöpft nach ihnen über Brücken und in schmutzigen Sackgassen und erduldete Minuten tödlicher Pein, wenn er sie plötzlich in enger Passage, wo kein Ausweichen möglich war, sich entgegenkommen sah. Dennoch kann man nicht sagen, daß er litt. Haupt und Herz waren ihm trunken, und seine Schritte folgten den Weisungen des Dämons, dem es Lust ist, des Menschen Vernunft und Würde unter seine Füße zu treten.

Irgendwo nahmen Tadzio und die Seinen dann wohl eine Gondel, und Aschenbach, den, während sie einstiegen, ein Vorbau, ein Brunnen verborgen gehalten hatte, tat, kurz nachdem sie vom Ufer abgestoßen, ein Gleiches. Er sprach hastig und gedämpft, wenn er den Ruderer, unter dem Versprechen eines reichlichen Trinkgeldes, anwies, jener Gondel, die eben dort um die Ecke biege, unauffällig in einigem Abstand zu folgen; und es überrieselte ihn, wenn der Mensch, mit der spitzbübischen Erbötigkeit eines Gelegenheitsmachers, ihm in demselben Tone versicherte, daß er bedient, daß er gewissenhaft bedient werden solle. So glitt und schwankte er denn, in weiche, schwarze Kissen gelehnt, der anderen schwarzen, geschnabelten Barke nach, an deren Spur die Passion ihn fesselte. Zuweilen entschwand sie ihm: dann fühlte er Kummer und Unruhe. Aber sein Führer, als sei er in solchen Aufträgen wohl geübt, wußte ihm stets durch schlaue Manöver, durch rasche Querfahrten und Abkürzungen das Begehrte wieder vor Augen zu bringen. Die Luft war still und riechend, schwer brannte die Sonne durch den Dunst, der den Himmel schieferig färbte. Wasser schlug gluckend gegen Holz und Stein. Der Ruf des Gondoliers, halb Warnung, halb Gruß, ward fernher aus der Stille des Labyrinths nach sonderbarer Übereinkunft beantwortet. Aus kleinen, hochliegenden Gärten hingen Blütendolden, weiß und purpurn, nach Mandeln duftend, über morsches Gemäuer. Arabische Fensterumrahmungen bildeten sich im Trüben ab. Die Marmorstufen einer Kirche stiegen in die Flut; ein Bettler, darauf kauernd, sein Elend beteuernd, hielt seinen Hut hin und zeigte das Weiße der Augen, als sei er blind; ein Altertumshändler, vor seiner Spelunke, lud den Vorüberziehenden mit kriecherischen Gebärden zum Aufenthalt ein, in der Hoffnung, ihn zu betrügen. Das war Venedig, die schmeichlerische und verdächtige Schöne, — diese Stadt, halb Märchen, halb Fremdenfalle, in deren fauliger Luft die Kunst einst schwelgerisch aufwucherte und welche den Musikern Klänge eingab, die wiegen und buhlerisch einlullen.

Dem Abenteuernden war es, als tränke sein Auge dergleichen Üppigkeit, als würde sein Ohr von solchen Melodien umworben; er erinnerte sich auch, daß die Stadt krank sei und es aus Gewinnsucht verheimliche, und er spähte ungezügelter aus nach der voranschwebenden Gondel.

So wußte und wollte denn der Verwirrte nichts anderes mehr, als den Gegenstand, der ihn entzündete, ohne Unterlaß zu verfolgen, von ihm zu träumen, wenn er abwesend war, und, nach der Weise der Liebenden, seinem bloßen Schattenbild zärtliche Worte zu geben. Einsamkeit, Fremde und das Glück eines späten und tiefen Rausches ermutigten und überredeten ihn, sich auch das Befremdlichste ohne Scheu und Erröten durchgehen zu lassen, wie es denn vorgekommen war, daß er, spät abends von Venedig heimkehrend, im ersten Stock des Hotels an des Schönen Zimmertür Halt gemacht, seine Stirn in völliger Trunkenheit an die Angel der Tür gelehnt, und sich lange von dort nicht zu trennen vermocht hatte, auf die Gefahr, in einer so wahnsinnigen Lage ertappt und betroffen zu werden.

Dennoch fehlte es nicht an Augenblicken des Innehaltens und der halben Besinnung. Auf welchen Wegen! dachte er dann mit Bestürzung. Auf welchen Wegen! Wie jeder Mann, dem natürliche Verdienste ein aristokratisches Interesse für seine Abstammung einflößen, war er gewohnt, bei den Leistungen und Erfolgen seines Lebens der Vorfahren zu gedenken, sich ihrer Zustimmung, ihrer Genugtuung, ihrer notgedrungenen Achtung im Geist zu versichern. Er dachte ihrer auch jetzt und hier, verstrickt in ein so unstatthaftes Erlebnis, begriffen in so exotischen Ausschweifungen des Gefühls, gedachte der haltungsvollen Strenge, der anständigen Männlichkeit ihres Wesens und lächelte schwermütig. Was würden sie sagen? Aber freilich, was hätten sie zu seinem ganzen Leben gesagt, das von dem ihren so bis zur Entartung abgewichen war, zu diesem Leben im Banne der Kunst, über das er selbst einst, im Bürgersinne der Väter, so spöttische Jünglingserkenntnisse hatte verlauten lassen und das dem ihren im Grunde so ähnlich gewesen war! Auch er hatte gedient, auch er sich in harter Zucht geübt; auch er war Soldat und Kriegsmann gewesen, gleich manchem von ihnen, — denn die Kunst war ein Krieg, ein aufreibender Kampf, für welchen man heute nicht lange taugte. Ein Leben der Selbstüberwindung und des Trotzdem, ein herbes, standhaftes und enthaltsames Leben, das er zum Sinnbild für einen zarten und zeitgemäßen Heroismus gestaltet hatte, — wohl durfte er es männlich, durfte es tapfer nennen, und es wollte ihm scheinen, als sei der Eros, der sich seiner bemeistert, einem solchen Leben auf irgendeine Weise besonders gemäß und geneigt. Hatte er nicht bei den tapfersten Völkern vorzüglich in Ansehen gestanden, ja, hieß es nicht, daß er durch Tapferkeit in ihren Städten geblüht habe? Zahlreiche Kriegshelden der Vorzeit hatten willig sein Joch getragen, denn gar keine Erniedrigung galt, die der Gott verhängte, und Taten, die als

Merkmale der Feigheit wären gescholten worden, wenn sie um anderer Zwecke willen geschehen wären: Fußfälle, Schwüre, inständige Bitten und sklavisches Wesen, solche gereichten dem Liebenden nicht zur Schande, sondern er erntete vielmehr noch Lob dafür.

So war des Betörten Denkweise bestimmt, so suchte er sich zu stützen, seine Würde zu wahren. Aber zugleich wandte er beständig eine spürende und eigensinnige Aufmerksamkeit den unsauberen Vorgängen im Inneren Venedigs zu, jenem Abenteuer der Außenwelt, das mit dem seines Herzens dunkel zusammenfloß und seine Leidenschaft mit unbestimmten, gesetzlosen Hoffnungen nährte. Versessen darauf, Neues und Sicheres über Stand oder Fortschritt des Übels zu erfahren, durchstöberte er in den Kaffeehäusern der Stadt die heimatlichen Blätter, da sie vom Lesetisch der Hotelhalle seit mehreren Tagen verschwunden waren. Behauptungen und Widerrufe wechselten darin. Die Zahl der Erkrankungs-, der Todesfälle sollte sich auf zwanzig, auf vierzig, ja hundert und mehr belaufen, und gleich darauf wurde jedes Auftreten der Seuche, wenn nicht rundweg in Abrede gestellt, so doch auf völlig vereinzelte, von außen eingeschleppte Fälle zurückgeführt. Warnende Bedenken, Proteste gegen das gefährliche Spiel der welschen Behörden waren eingestreut. Gewißheit war nicht zu erlangen.

Dennoch war sich der Einsame eines besonderen Anrechtes bewußt, an dem Geheimnis teilzuhaben, und, gleichwohl ausgeschlossen, fand er eine bizarre Genugtuung darin, die Wissenden mit verfänglichen Fragen anzugehen und sie, die zum Schweigen verbündet waren, zur ausdrücklichen Lüge zu nötigen. Eines Tages beim Frühstück im großen Speisesaal stellte er so den Geschäftsführer zur Rede, jenen kleinen, leise auftretenden Menschen im französischen Gehrock, der sich grüßend und beaufsichtigend zwischen den Speisenden bewegte und auch an Aschenbachs Tischchen zu einigen Plauderworten Halt machte. Warum man denn eigentlich, fragte der Gast in lässiger und beiläufiger Weise, warum in aller Welt man seit einiger Zeit Venedig desinfiziere? — „Es handelt sich", antwortete der Schleicher, „um eine Maßnahme der Polizei, bestimmt, allerlei Unzuträglichkeiten oder Störungen der öffentlichen Gesundheit, welche durch die brütende und ausnehmend warme Witterung erzeugt werden möchten, pflichtgemäß und bei Zeiten hintanzuhalten." — „Die Polizei ist zu loben", erwiderte Aschenbach; und nach Austausch einiger meteorologischer Bemerkungen, empfahl sich der Manager.

Selbigen Tages noch, abends, nach dem Diner, geschah es, daß eine kleine Bande von Straßensängern aus der Stadt sich im Vorgarten des Gasthofes hören ließ. Sie standen, zwei Männer und zwei Weiber, an dem eisernen Mast einer Bogenlampe und wandten ihre weißbeschienenen Gesichter zur großen Terrasse empor, wo die Kurgesellschaft sich bei Kaffee und kühlenden Getränken die volkstümliche Darbietung gefallen ließ. Das Hotel-Personal,

Liftboys, Kellner und Angestellte des Office, zeigte sich lauschend an den Türen zur Halle. Die russische Familie, eifrig und genau im Genuß, hatte sich Rohrstühle in den Garten hinabstellen lassen, um den Ausübenden näher zu sein, und saß dort dankbar im Halbkreise. Hinter der Herrschaft, in turbanartigem Kopftuch, stand ihre alte Sklavin.

Mandoline, Guitarre, Harmonika und eine quinkelierende Geige waren unter den Händen der Bettelvirtuosen in Tätigkeit. Mit instrumentalen Durchführungen wechselten Gesangsnummern, wie denn das jüngere der Weiber, scharf und quäkend von Stimme, sich mit dem süß falsettierenden Tenor zu einem verlangenden Liebesduett zusammentat. Aber als das eigentliche Talent und Haupt der Vereinigung zeigte sich unzweideutig der andere der Männer, Inhaber der Guitarre und im Charakter eine Art Bariton-Buffo, fast ohne Stimme dabei, aber mimisch begabt und von bemerkenswerter komischer Energie. Oftmals löste er sich, sein großes Instrument im Arm, von der Gruppe der anderen los und drang agierend gegen die Rampe vor, wo man seine Eulenspiegeleien mit aufmunterndem Lachen belohnte. Namentlich die Russen, in ihrem Parterre, zeigten sich entzückt über soviel südliche Beweglichkeit und ermutigten ihn durch Beifall und Zurufe, immer kecker und sicherer aus sich herauszugehen.

Aschenbach saß an der Balustrade und kühlte zuweilen die Lippen mit dem Gemisch aus Granatapfelsaft und Soda, das vor ihm rubinrot im Glase funkelte. Seine Nerven nahmen die dudelnden Klänge, die vulgären und schmachtenden Melodien begierig auf, denn die Leidenschaft lähmt den wählerischen Sinn und läßt sich allen Ernstes mit Reizen ein, welche die Nüchternheit humoristisch aufnehmen oder unwillig ablehnen würde. Seine Züge waren durch die Sprünge des Gauklers zu einem fix gewordenen und schon schmerzenden Lächeln verrenkt. Er saß lässig da, während eine äußerste Aufmerksamkeit sein Inneres spannte; denn sechs Schritte von ihm lehnte Tadzio am Steingeländer. Er stand dort in dem weißen Gürtelanzug, den er zuweilen zur Hauptmahlzeit anlegte, in unvermeidlicher und anerschaffener Grazie, den linken Unterarm auf der Brüstung, die Füße gekreuzt, die rechte Hand in der tragenden Hüfte, und blickte mit einem Ausdruck, der kaum ein Lächeln, nur eine entfernte Neugier, ein höfliches Entgegennehmen war, zu den Bänkelsängern hinab. Manchmal richtete er sich gerade auf und zog, indem er die Brust dehnte, mit einer schönen Bewegung beider Arme den weißen Kittel durch den Ledergürtel hinunter. Manchmal aber auch, und der Alternde gewahrte es mit Triumph, mit einem Taumeln seiner Vernunft und auch mit Entsetzen, wandte er zögernd und behutsam oder auch rasch und plötzlich, als gelte es eine Überrumpelung, den Kopf über die linke Schulter gegen den Platz seines Liebhabers. Er fand nicht dessen Augen, denn eine schmähliche Besorgnis zwang den Verirrten seine Blicke ängstlich

im Zaum zu halten. Im Hintergrund der Terrasse saßen die Frauen, die Tadzio behüteten, und es war dahin gekommen, daß der Verliebte fürchten mußte, auffällig geworden und beargwöhnt zu sein. Ja, mit einer Art von Erstarrung hatte er mehrmals, am Strande, in der Hotelhalle und auf Piazza San Marco, zu bemerken gehabt, daß man Tadzio aus seiner Nähe zurückrief, ihn von ihm fernzuhalten bedacht war — und eine furchtbare Beleidigung daraus entnehmen müssen, unter der sein Stolz sich in ungekannten Qualen wand, und welche von sich zu weisen sein Gewissen ihn hinderte.

Unterdessen hatte der Guitarrist zu eigener Begleitung ein Solo begonnen, einen mehrstrophigen, eben in ganz Italien florierenden Gassenhauer, in dessen Kehrreim seine Gesellschaft jedesmal mit Gesang und sämtlichem Musikzeug einfiel und den er auf eine plastisch-dramatische Art zum Vortrag zu bringen wußte. Schmächtig gebaut und auch von Antlitz mager und ausgemergelt, stand er, abgetrennt von den Seinen, den schäbigen Filz im Nacken, so daß ein Wulst seines roten Haars unter der Krempe hervorquoll, in einer Haltung von frecher Bravour auf dem Kies und schleuderte zum Schollern der Saiten in eindringlichem Sprechgesang seine Späße zur Terrasse empor, indes vor produzierender Anstrengung die Adern auf seiner Stirne schwollen. Er schien nicht venezianischen Schlages, vielmehr von der Rasse der neapolitanischen Komiker, halb Zuhälter, halb Komödiant, brutal und verwegen, gefährlich und unterhaltend. Sein Lied, lediglich albern dem Wortlaut nach, gewann in seinem Munde, durch sein Mienenspiel, seine Körperbewegungen, seine Art, andeutend zu blinzeln und die Zunge schlüpfrig im Mundwinkel spielen zu lassen, etwas Zweideutiges, unbestimmt Anstößiges. Dem weichen Kragen des Sporthemdes, das er zu übrigens städtischer Kleidung trug, entwuchs sein hagerer Hals mit auffallend groß und nackt wirkendem Adamsapfel. Sein bleiches, stumpfnäsiges Gesicht, aus dessen bartlosen Zügen schwer auf sein Alter zu schließen war, schien durchpflügt von Grimassen und Laster, und sonderbar wollten zum Grinsen seines beweglichen Mundes die beiden Furchen passen, die trotzig, herrisch, fast wild zwischen seinen rötlichen Brauen standen. Was jedoch des Einsamen tiefe Achtsamkeit eigentlich auf ihn lenkte, war die Bemerkung, daß die verdächtige Figur auch ihre eigene verdächtige Atmosphäre mit sich zu führen schien. Jedesmal nämlich, wenn der Refrain wieder einsetzte, unternahm der Sänger unter Faxen und grüßendem Handschütteln einen grotesken Rundmarsch, der ihn unmittelbar unter Aschenbachs Platz vorüberführte, und jedesmal, wenn das geschah, wehte, von seinen Kleidern, seinem Körper ausgehend, ein Schwaden starken Karbolgeruchs zur Terrasse empor.

Nach geendigtem Couplet begann er, Geld einzuziehen. Er fing bei den Russen an, die man bereitwillig spenden sah, und kam dann die Stufen herauf. So frech er sich bei der Produktion benommen, so demütig zeigte

er sich hier oben. Katzbuckelnd, unter Kratzfüßen schlich er zwischen den Tischen umher, und ein Lächeln tückischer Unterwürfigkeit entblößte seine starken Zähne, während doch immer noch die beiden Furchen drohend zwischen seinen roten Brauen standen. Man musterte das fremdartige, seinen Unterhalt einsammelnde Wesen mit Neugier und einigem Abscheu, man warf mit spitzen Fingern Münzen in seinen Filz und hütete sich, ihn zu berühren. Die Aufhebung der physischen Distanz zwischen dem Komödianten und den Anständigen erzeugt, und war das Vergnügen noch so groß, stets eine gewisse Verlegenheit. Er fühlte sie und suchte, sich durch Kriecherei zu entschuldigen. Er kam zu Aschenbach und mit ihm der Geruch, über den niemand ringsum sich Gedanken zu machen schien.

„Höre!" sagte der Einsame gedämpft und fast mechanisch. „Man desinfiziert Venedig. Warum?" — Der Spaßmacher antwortete heiser: „Von wegen der Polizei! Das ist Vorschrift, mein Herr, bei solcher Hitze und bei Scirocco. Der Scirocco drückt. Er ist der Gesundheit nicht zuträglich..." Er sprach wie verwundert darüber, daß man dergleichen fragen könne und demonstrierte mit der flachen Hand, wie sehr der Scirocco drücke. — „Es ist also kein Übel in Venedig?" fragte Aschenbach sehr leise und zwischen den Zähnen. — Die muskulösen Züge des Possenreißers fielen in eine Grimasse komischer Ratlosigkeit. „Ein Übel? Aber was für ein Übel? Ist der Scirocco ein Übel? Ist vielleicht unsere Polizei ein Übel? Sie belieben zu scherzen! Ein Übel! Warum nicht gar! Eine vorbeugende Maßregel, verstehen Sie doch! Eine polizeiliche Anordnung gegen die Wirkungen der drückenden Witterung..." Er gestikulierte. — „Es ist gut," sagte Aschenbach wiederum kurz und leise und ließ rasch ein ungebührlich bedeutendes Geldstück in den Hut fallen. Dann winkte er dem Menschen mit den Augen, zu gehen. Er gehorchte grinsend, unter Bücklingen. Aber er hatte noch nicht die Treppe erreicht, als zwei Hotel-Angestellte sich auf ihn warfen und ihn, ihre Gesichter dicht an dem seinen, in ein geflüstertes Kreuzverhör nahmen. Er zuckte die Achseln, er gab Beteuerungen, er schwor, verschwiegen gewesen zu sein; man sah es. Entlassen, kehrte er in den Garten zurück, und, nach einer kurzen Verabredung mit den Seinen unter der Bogenlampe, trat er zu einem Dank- und Abschiedsliede noch einmal vor.

Es war ein Lied, das jemals gehört zu haben der Einsame sich nicht erinnerte; ein dreister Schlager in unverständlichem Dialekt und ausgestattet mit einem Lach-Refrain, in den die Bande regelmäßig aus vollem Halse einfiel. Es hörten hierbei sowohl die Worte wie auch die Begleitung der Instrumente auf, und nichts blieb übrig, als ein rhythmisch irgendwie geordnetes, aber sehr natürlich behandeltes Lachen, das namentlich der Solist mit großem Talent zu täuschendster Lebendigkeit zu gestalten wußte. Er hatte bei wiederhergestelltem künstlerischen Abstand zwischen ihm und den

Herrschaften seine ganze Frechheit wiedergefunden, und sein Kunstlachen, unverschämt zur Terrasse emporgesandt, war Hohngelächter. Schon gegen das Ende des artikulierten Teiles der Strophe schien er mit einem unwiderstehlichen Kitzel zu kämpfen. Er schluchzte, seine Stimme schwankte, er preßte die Hand gegen den Mund, er verzog die Schultern, und im gegebenen Augenblick brach, heulte und platzte das unbändige Lachen aus ihm hervor, mit solcher Wahrheit, daß es ansteckend wirkte und sich den Zuhörern mitteilte, daß auch auf der Terrasse eine gegenstandlose und nur von sich selbst lebende Heiterkeit um sich griff. Dies aber eben schien des Sängers Ausgelassenheit zu verdoppeln. Er beugte die Knie, er schlug die Schenkel, er hielt sich die Seiten, er wollte sich ausschütten, er lachte nicht mehr, er schrie; er wies mit dem Finger hinauf, als gäbe es nichts Komischeres, als die lachende Gesellschaft dort oben, und endlich lachte dann alles im Garten und auf der Veranda, bis zu den Kellnern, Liftboys und Hausdienern in den Türen.

Aschenbach ruhte nicht mehr im Stuhl, er saß aufgerichtet wie zum Versuche der Abwehr oder Flucht. Aber das Gelächter, der heraufwehende Hospitalgeruch und die Nähe des Schönen verwoben sich ihm zu einem Traumbann, der unzerreißbar und unentrinnbar sein Haupt, seinen Sinn umfangen hielt. In der allgemeinen Bewegung und Zerstreuung wagte er es, zu Tadzio hinüberzublicken, und indem er es tat, durfte er bemerken, daß der Schöne, in Erwiderung seines Blickes, ebenfalls ernst blieb, ganz so, als richte er Verhalten und Miene nach der des anderen und als vermöge die allgemeine Stimmung nichts über ihn, da jener sich ihr entzog. Diese kindliche und beziehungsvolle Folgsamkeit hatte etwas so Entwaffnendes, Überwältigendes, daß der Grauhaarige sich mit Mühe enthielt, sein Gesicht in den Händen zu verbergen. Auch hatte es ihm geschienen, als bedeute Tadzios gelegentliches Sichaufrichten und Aufatmen ein Seufzen, eine Beklemmung der Brust. „Er ist kränklich, er wird wahrscheinlich nicht alt werden," dachte er wiederum mit jener Sachlichkeit, zu welcher Rausch und Sehnsucht bisweilen sich sonderbar emanzipieren; und reine Fürsorge zugleich mit einer ausschweifenden Genugtuung erfüllte sein Herz.

Die Venezianer unterdessen hatten geendigt und zogen ab. Beifall begleitete sie und ihr Anführer versäumte nicht, noch seinen Abgang mit Späßen auszuschmücken. Seine Kratzfüße, seine Kußhände wurden belacht, und er verdoppelte sie daher. Als die Seinen schon draußen waren, tat er noch, als renne er rückwärts empfindlich gegen einen Lampenmast und schlich scheinbar krumm vor Schmerzen zur Pforte. Dort endlich warf er auf einmal die Maske des komischen Pechvogels ab, richtete sich, ja schnellte elastisch auf, bleckte den Gästen auf der Terrasse frech die Zunge heraus und schlüpfte ins Dunkel. Die Badegesellschaft verlor sich; Tadzio stand längst nicht mehr an der Balustrade. Aber der Einsame saß noch lange, zum Be-

fremden der Kellner, bei dem Rest seines Granatapfel-Getränks an seinem Tischchen. Die Nacht schritt vor, die Zeit zerfiel. Im Hause seiner Eltern, vor vielen Jahren, hatte es eine Sanduhr gegeben, — er sah das gebrechliche und bedeutende Gerätchen auf einmal wieder, als stünde es vor ihm. Lautlos und fein rann der rostrot gefärbte Sand durch die gläserne Enge, und da er in der oberen Höhlung zur Neige ging, hatte sich dort ein kleiner, reißender Strudel gebildet.

Schon am folgenden Tage, nachmittags, tat der Starrsinnige einen neuen Schritt zur Versuchung der Außenwelt und diesmal mit allem möglichen Erfolge. Er trat nämlich vom Markusplatz in das dort gelegene englische Reisebureau, und nachdem er an der Kasse einiges Geld gewechselt, richtete er mit der Miene des mißtrauischen Fremden an den ihn bedienenden Clerk seine fatale Frage. Es war ein wollig gekleideter Brite, noch jung, mit in der Mitte geteiltem Haar, nahe beieinander liegenden Augen und von jener gesetzten Loyalität des Wesens, die im spitzbübisch behenden Süden so fremd, so merkwürdig anmutet. Er fing an: „Kein Grund zur Besorgnis, Sir. Eine Maßregel ohne ernste Bedeutung. Solche Anordnungen werden häufig getroffen, um gesundheitsschädlichen Wirkungen der Hitze und des Scirocco vorzubeugen . . ." Aber seine blauen Augen aufschlagend, begegnete er dem Blicke des Fremden, einem müden und etwas traurigen Blick, der mit leichter Verachtung auf seine Lippen gerichtet war. Da errötete der Engländer. „Dies ist," fuhr er halblaut und in einiger Bewegung fort, „die amtliche Erklärung, auf der zu bestehen man hier für gut befindet. Ich werde Ihnen sagen, daß noch etwas anderes dahinter steckt." Und dann sagte er in seiner redlichen und bequemen Sprache die Wahrheit.

Seit mehreren Jahren schon hatte die indische Cholera eine verstärkte Neigung zur Ausbreitung und Wanderung an den Tag gelegt. Erzeugt aus den warmen Morästen des Ganges-Deltas, aufgestiegen mit dem mephitischen Odem jener üppig-untauglichen, von Menschen gemiedenen Urwelt- und Inselwildnis, in deren Bambusdickichten der Tiger kauert, hatte die Seuche in ganz Hindustan andauernd und ungewöhnlich heftig gewütet, hatte östlich nach China, westlich nach Afghanistan und Persien übergegriffen und, den Hauptstraßen des Karawanenverkehrs folgend, ihre Schrecken bis Astrachan, ja selbst bis Moskau getragen. Aber während Europa zitterte, das Gespenst möchte von dort aus und zu Lande seinen Einzug halten, war es, von syrischen Kauffahrern übers Meer verschleppt, fast gleichzeitig in mehreren Mittelmeerhäfen aufgetaucht, hatte in Toulon und Malaga sein Haupt erhoben, in Palermo und Neapel mehrfach seine Maske gezeigt und schien aus ganz Kalabrien und Apulien nicht mehr weichen zu wollen. Der Norden der Halbinsel war verschont geblieben. Jedoch Mitte Mai dieses Jahres fand man zu Venedig an ein und demselben Tage die furcht-

baren Vibrionen in den ausgemergelten, schwärzlichen Leichnamen eines Schifferknechtes und einer Grünwarenhändlerin. Die Fälle wurden verheimlicht. Aber nach einer Woche waren es deren zehn, waren es zwanzig, dreißig und zwar in verschiedenen Quartieren. Ein Mann aus der österreichischen Provinz, der sich zu seinem Vergnügen einige Tage in Venedig aufgehalten, starb, in sein Heimatstädtchen zurückgekehrt, unter unzweideutigen Anzeichen, und so kam es, das die ersten Gerüchte von der Heimsuchung der Lagunenstadt in deutsche Tagesblätter gelangten. Venedigs Obrigkeit ließ antworten, daß die Gesundheitsverhältnisse der Stadt nie besser gewesen seien und traf die notwendigsten Maßregeln zur Bekämpfung. Aber wahrscheinlich waren Nahrungsmittel infiziert worden, Gemüse, Fleisch oder Milch, denn geleugnet und vertuscht fraß das Sterben in der Enge der Gäßchen um sich, und die vorzeitig eingefallene Sommerhitze, welche das Wasser der Kanäle laulich erwärmte, war der Verbreitung besonders günstig. Ja, es schien, als ob die Seuche eine Neubelebung ihrer Kräfte erfahren, als ob die Tenazität und Fruchtbarkeit ihrer Erreger sich verdoppelt hätte. Fälle der Genesung waren selten; achtzig vom Hundert der Befallenen starben und zwar auf entsetzliche Weise, denn das Übel trat mit äußerster Wildheit auf und zeigte häufig jene gefährlichste Form, welche „die trockene" benannt ist. Hierbei vermochte der Körper das aus den Blutgefäßen massenhaft abgesonderte Wasser nicht einmal auszutreiben. Binnen wenigen Stunden verdorrte der Kranke und erstickte am pechartig zähe gewordenen Blut unter Krämpfen und heiseren Klagen. Wohl ihm, wenn, was zuweilen geschah, der Ausbruch nach leichtem Übelbefinden in Gestalt einer tiefen Ohnmacht erfolgte, aus der er nicht mehr oder kaum noch erwachte. Anfang Juni füllten sich in der Stille die Isolierbaracken des Ospedale civico, in den beiden Waisenhäusern begann es an Platz zu mangeln, und ein schauerlich reger Verkehr herrschte zwischen dem Kai der neuen Fundamente und San Michele, der Friedhofsinsel. Aber die Furcht vor allgemeiner Schädigung, die Rücksicht auf die kürzlich eröffnete Gemäldeausstellung in den öffentlichen Gärten, auf die gewaltigen Ausfälle, von denen im Falle der Panik und des Verrufes die Hotels, die Geschäfte, das ganze vielfältige Fremdengewerbe bedroht waren, zeigte sich mächtiger in der Stadt als Wahrheitsliebe und Achtung vor internationalen Abmachungen; sie vermochte die Behörde, ihre Politik des Verschweigens und des Ableugnens hartnäckig aufrecht zu erhalten. Der oberste Medizinalbeamte Venedigs, ein verdienter Mann, war entrüstet von seinem Posten zurückgetreten und unter der Hand durch eine gefügigere Persönlichkeit ersetzt worden. Das Volk wußte das; und die Korruption der Oberen zusammen mit der herrschenden Unsicherheit, dem Ausnahmezustand, in welchen der umgehende Tod die Stadt versetzte, brachte eine gewisse Entsittlichung der unteren Schichten

hervor, eine Ermutigung lichtscheuer und antisozialer Triebe, die sich in Unmäßigkeit, Schamlosigkeit und wachsender Kriminalität bekundete. Gegen die Regel bemerkte man abends viele Betrunkene; bösartiges Gesindel machte, so hieß es, nachts die Straßen unsicher; räuberische Anfälle und selbst Mordtaten wiederholten sich, denn schon zweimal hatte sich erwiesen, daß angeblich der Seuche zum Opfer gefallene Personen vielmehr von ihren eigenen Anverwandten mit Gift aus dem Leben geräumt worden waren; und die gewerbsmäßige Liederlichkeit nahm aufdringliche und ausschweifende Formen an, wie sie sonst hier nicht bekannt und nur im Süden des Landes und im Orient zu Hause gewesen waren.

Von diesen Dingen sprach der Engländer das Entscheidende aus. „Sie täten gut," schloß er, „lieber heute als morgen zu reisen. Länger als ein paar Tage noch kann die Verhängung der Sperre kaum auf sich warten lassen." — „Danke Ihnen," sagte Aschenbach und verließ das Amt.

Der Platz lag in sonnenloser Schwüle. Unwissende Fremde saßen vor den Cafés oder standen, ganz von Tauben bedeckt, vor der Kirche und sahen zu, wie die Tiere, wimmelnd, flügelschlagend, einander verdrängend, nach den in hohlen Händen dargebotenen Maiskörnern pickten. In fiebriger Erregung, triumphierend im Besitze der Wahrheit, einen Geschmack von Ekel dabei auf der Zunge und ein phantastisches Grauen im Herzen, schritt der Einsame die Fliesen des Prachthofes auf und nieder. Er erwog eine reinigende und anständige Handlung. Er konnte heute Abend nach dem Diner der perlengeschmückten Frau sich nähern und zu ihr sprechen, was er wörtlich entwarf: „Gestatten Sie dem Fremden, Madame, Ihnen mit einem Rat, einer Warnung zu dienen, die der Eigennutz Ihnen vorenthält. Reisen Sie ab, sogleich, mit Tadzio und Ihren Töchtern! Venedig ist verseucht." Er konnte dann dem Werkzeug einer höhnischen Gottheit zum Abschied die Hand aufs Haupt legen, sich wegwenden und diesem Sumpfe entfliehen. Aber er fühlte zugleich, daß er unendlich weit entfernt war, einen solchen Schritt im Ernste zu wollen. Er würde ihn zurückführen, würde ihn sich selber wiedergeben; aber wer außer sich ist, verabscheut nichts mehr, als wieder in sich zu gehen. Er erinnerte sich eines weißen Bauwerks, geschmückt mit abendlich gleißenden Inschriften, in deren durchscheinender Mystik das Auge seines Geistes sich verloren hatte; jener seltsamen Wandergestalt sodann, die dem Alternden schweifende Jünglingssehnsucht ins Weite und Fremde erweckt hatte; und der Gedanke an Heimkehr, an Besonnenheit, Nüchternheit, Mühsal und Meisterschaft widerte ihn in solchem Maße, daß sein Gesicht sich zum Ausdruck physischer Übelkeit verzerrte. „Man soll schweigen!" flüsterte er heftig. Und: „Ich werde schweigen!" Das Bewußtsein seiner Mitwisserschaft, seiner Mitschuld berauschte ihn, wie geringe Mengen Weines ein müdes Hirn berauschen. Das Bild der heimgesuchten

und verwahrlosten Stadt, wüst seinem Geiste vorschwebend, entzündete in ihm Hoffnungen, unfaßbar, die Vernunft überschreitend und von ungeheuerlicher Süßigkeit. Was war ihm das zarte Glück, von dem er vorhin einen Augenblick geträumt, verglichen mit diesen Erwartungen? Was galt ihm noch Kunst und Tugend gegenüber den Vorteilen des Chaos? Er schwieg und blieb.

In dieser Nacht hatte er einen furchtbaren Traum, — wenn man als Traum ein körperhaft-geistiges Erlebnis bezeichnen kann, das ihm zwar im tiefsten Schlaf und in völligster Unabhängigkeit und sinnlicher Gegenwart widerfuhr, aber ohne daß er sich außer den Geschehnissen im Raume wandelnd und anwesend sah; sondern ihr Schauplatz war vielmehr seine Seele selbst, und sie brachen von außen herein, seinen Widerstand — einen tiefen und geistigen Widerstand — gewalttätig niederwerfend, gingen hindurch und ließen seine Existenz, ließen die Kultur seines Lebens verheert, vernichtet zurück.

Angst war der Anfang, Angst und Lust und eine entsetzte Neugier nach dem, was kommen wollte. Nacht herrschte, und seine Sinne lauschten; denn von weither näherte sich Getümmel, Getöse, ein Gemisch von Lärm: Rasseln, Schmettern und dumpfes Donnern, schrilles Jauchzen dazu und ein bestimmtes Geheul im gezogenen u-Laut, — alles durchsetzt und grauenhaft süß übertönt von tief girrendem, ruchlos beharrlichem Flötenspiel, welches auf schamlos zudringende Art die Eingeweide bezauberte. Aber er wußte ein Wort, dunkel, doch das benennend, was kam: „Der fremde Gott!" Qualmige Glut glomm auf: da erkannte er Bergland, ähnlich dem um sein Sommerhaus. Und in zerrissenem Licht, von bewaldeter Höhe, zwischen Stämmen und moosigen Felstrümmern wälzte es sich und stürzte wirbelnd herab: Menschen, Tiere, ein Schwarm, eine tobende Rotte, — und überschwemmte die Halde mit Leibern, Flammen, Tumult und taumelndem Rundtanz. Weiber, strauchelnd über zu lange Fellgewänder, die ihnen vom Gürtel hingen, schüttelten Schellentrommeln über ihren stöhnend zurückgeworfenen Häuptern, schwangen stiebende Fackelbrände und nackte Dolche, hielten züngelnde Schlangen in der Mitte des Leibes erfaßt oder trugen schreiend ihre Brüste in beiden Händen. Männer, Hörner über den Stirnen, mit Pelzwerk geschürzt und zottig von Haut, beugten die Nacken und hoben Arme und Schenkel, ließen eherne Becken erdröhnen und schlugen wütend auf Pauken, während glatte Knaben mit umlaubten Stäben Böcke stachelten, an deren Hörner sie sich klammerten und von deren Sprüngen sie sich jauchzend schleifen ließen. Und die Begeisterten heulten den Ruf aus weichen Mitlauten und gezogenem u-Ruf am Ende, süß und wild zugleich, wie kein jemals erhörter: — hier klang er auf, in die Lüfte geröhrt, wie von Hirschen, und dort gab man ihn wieder, vielstimmig, in wüstem Triumph, hetzte einander damit zum Tanz und Schleudern der Glieder und ließ ihn niemals verstummen. Aber alles durchdrang und beherrschte der tiefe,

lockende Flötenton. Lockte er nicht auch ihn, den widerstrebend Erlebenden, schamlos beharrlich zum Fest und Unmaß des äußersten Opfers? Groß war sein Abscheu, groß seine Furcht, redlich sein Wille, bis zuletzt das Seine zu schützen gegen den Fremden, den Feind des Gefaßten und würdigen Geistes. Aber der Lärm, das Geheul, vervielfacht von hallender Bergwand, wuchs, nahm überhand, schwoll zu hinreißendem Wahnsinn. Dünste bedrängten den Sinn, der beizende Ruch der Böcke, Witterung keuchender Leiber und ein Hauch wie von faulenden Wassern, dazu ein anderer noch, vertraut: nach Wunden und umlaufender Krankheit. Mit den Paukenschlägen dröhnte sein Herz, sein Gehirn kreiste, Wut ergriff ihn, Verblendung, betäubende Wollust, und seine Seele begehrte, sich anzuschließen dem Reigen des Gottes. Das obszöne Symbol, riesig, aus Holz, ward enthüllt und erhöht: da heulten sie zügelloser die Losung. Schaum vor den Lippen tobten sie, reizten einander mit geilen Gebärden und buhlenden Händen, lachend und ächzend, — stießen die Stachelstäbe einander ins Fleisch und leckten das Blut von den Gliedern. Aber mit ihnen, in ihnen war der Träumende nun und dem fremden Gotte gehörig. Ja, sie waren er selbst, als sie reißend und mordend sich auf die Tiere hinwarfen und dampfende Fetzen verschlangen, als auf zerwühltem Moosgrund grenzenlose Vermischung begann, dem Gotte zum Opfer. Und seine Seele kostete Unzucht und Raserei des Unterganges.

Aus diesem Traum erwachte der Heimgesuchte entnervt, zerrüttet und kraftlos dem Dämon verfallen. Er scheute nicht mehr die beobachtenden Blicke der Menschen; ob er sich ihrem Verdacht aussetze, kümmerte ihn nicht. Auch flohen sie ja, reisten ab; zahlreiche Strandhütten standen leer, die Besetzung des Speisesaals wies größere Lücken auf, und in der Stadt sah man selten noch einen Fremden. Die Wahrheit schien durchgesickert, die Panik, trotz zähen Zusammenhaltens der Interessenten, nicht länger hintanzuhalten. Aber die Frau im Perlenschmuck blieb mit den Ihren, sei es, weil die Gerüchte nicht zu ihr drangen oder weil sie zu stolz und furchtlos war, um ihnen zu weichen: Tadzio blieb; und jenem, in seiner Umfangenheit, war es zuweilen, als könne Flucht und Tod alles störende Leben in der Runde entfernen und er allein mit dem Schönen auf dieser Insel zurückbleiben, — ja, wenn vormittags am Meere sein Blick schwer, unverantwortlich, unverwandt auf dem Begehrten ruhte, wenn er bei sinkendem Tage durch Gassen, in denen verheimlichter Weise das ekle Sterben umging, ihm unwürdig nachfolgte, so schien das Ungeheuerliche ihm aussichtsreich und hinfällig das Sittengesetz.

Wie irgendein Liebender wünschte er, zu gefallen und empfand bittere Angst, daß es nicht möglich sein möchte. Er fügte seinem Anzuge jugendlich aufheiternde Einzelheiten hinzu, er legte Edelsteine an und benutzte Parfums, er brauchte mehrmals am Tage viel Zeit für seine Toilette und

kam geschmückt, erregt und gespannt zu Tische. Angesichts der süßen Jugend, die es ihm angetan, ekelte ihn sein alternder Leib; der Anblick seines grauen Haares, seiner scharfen Gesichtszüge stürzte ihn in Scham und Hoffnungslosigkeit. Es trieb ihn, sich körperlich zu erquicken und wiederherzustellen: er besuchte häufig den Coiffeur des Hauses.

Im Frisiermantel, unter den pflegenden Händen des Schwätzers im Stuhle zurückgelehnt, betrachtete er gequälten Blickes sein Spiegelbild.

„Grau," sagte er mit verzerrtem Munde.

„Ein wenig," antwortete der Mensch. „Nämlich durch Schuld einer kleinen Vernachlässigung, einer Indifferenz in äußerlichen Dingen, die bei bedeutenden Personen begreiflich ist, die man aber doch nicht unbedingt loben kann und zwar um so weniger, als gerade solchen Personen Vorurteile in Sachen des Natürlichen oder Künstlichen wenig angemessen sind. Würde sich die Sittenstrenge gewisser Leute gegenüber der kosmetischen Kunst logischer Weise auch auf ihre Zähne erstrecken, so würden sie nicht wenig Anstoß erregen. Schließlich sind wir so alt, wie unser Geist, unser Herz sich fühlen, und graues Haar bedeutet unter Umständen eine wirklichere Unwahrheit, als die verschmähte Korrektur bedeuten würde. In Ihrem Falle, mein Herr, hat man ein Recht auf seine natürliche Haarfarbe. Sie erlauben mir, Ihnen die Ihrige einfach zurückzugeben?"

„Wie das?" fragte Aschenbach.

Da wusch der Beredte das Haar des Gastes mit zweierlei Wasser, einem klaren und einem dunklen, und es war schwarz wie in jungen Jahren. Er bog es hierauf mit der Brennscheere in weiche Lagen, trat rückwärts und musterte das behandelte Haupt.

„Es wäre nun nur noch," sagte er, „die Gesichtshaut ein wenig aufzufrischen."

Und wie jemand, der nicht enden, sich nicht genugtun kann, ging er mit immer neu belebter Geschäftigkeit von einer Hantierung zur anderen über. Aschenbach, bequem ruhend, der Abwehr nicht fähig, hoffnungsvoll erregt vielmehr von dem, was geschah, sah im Glase seine Brauen sich entschiedener und ebenmäßiger wölben, den Schnitt seiner Augen sich verlängern, ihren Glanz durch eine leichte Untermalung des Lides sich heben, sah weiter unten, wo die Haut bräunlich-ledern gewesen, weich aufgetragen, ein zartes Karmin erwachen, seine Lippen, blutarm soeben noch, himbeerfarben schwellen, die Furchen der Wangen, des Mundes, die Runzeln der Augen unter Créme und Jugendhauch verschwinden, — erblickte mit Herzklopfen einen blühenden Jüngling. Der Kosmetiker gab sich endlich zufrieden, indem er nach Art solcher Leute dem, den er bedient hatte, mit kriechender Höflichkeit dankte. „Eine unbedeutende Nachhilfe," sagte er, indem er eine letzte Hand an Aschenbachs Äußeres legte. „Nun kann der Herr sich unbedenklich ver-

lieben." Der Berückte ging, traumglücklich, verwirrt und furchtsam. Seine Krawatte war rot, sein breitschattender Strohhut mit einem mehrfarbigen Bande umwunden.

Lauwarmer Sturmwind war aufgekommen; es regnete selten und spärlich, aber die Luft war feucht, dick und von Fäulnisdünsten erfüllt. Flattern, Klatschen und Sausen umgab das Gehör, und dem unter der Schminke Fiebernden schienen Windgeister üblen Geschlechts im Raume ihr Wesen zu treiben, unholdes Gevögel des Meers, das des Verurteilten Mahl zerwühlt, zernagt und mit Unrat schändet. Denn die Schwüle wehrte der Eßlust, und die Vorstellung drängte sich auf, daß die Speisen mit Ansteckungsstoffen vergiftet seien.

Auf den Spuren des Schönen hatte Aschenbach sich eines Nachmittags in das innere Gewirr der kranken Stadt vertieft. Mit versagendem Ortssinn, da die Gäßchen, Gewässer, Brücken und Plätzchen des Labyrinthes zu sehr einander gleichen, auch der Himmelsgegenden nicht mehr sicher, war er durchaus darauf bedacht, das sehnlich verfolgte Bild nicht aus den Augen zu verlieren, und, zu schmählicher Behutsamkeit genötigt, an Mauern gedrückt, hinter dem Rücken Vorangehender Schutz suchend, ward er sich lange nicht der Müdigkeit, der Erschöpfung bewußt, welche Gefühl und immerwährende Spannung seinem Körper, seinem Geiste zugefügt hatten. Tadzio ging hinter den Seinen, er ließ der Pflegerin und den nonnenähnlichen Schwestern in der Enge gewöhnlich den Vortritt, und einzeln schlendernd wandte er zuweilen das Haupt, um sich über die Schulter hinweg der Gefolgschaft seines Liebhabers mit einem Blick seiner eigentümlich dämmergrauen Augen zu versichern. Er sah ihn, und er verriet ihn nicht. Berauscht von dieser Erkenntnis, von diesen Augen vorwärts gelockt, am Narrenseile geleitet von der Passion, stahl der Verliebte sich seiner unziemlichen Hoffnung nach — und sah sich schließlich dennoch um ihren Anblick betrogen. Die Polen hatten eine kurz gewölbte Brücke überschritten, die Höhe des Bogens verbarg sie dem Nachfolgenden, und seinerseits hinaufgelangt, entdeckte er sie nicht mehr. Er forschte nach ihnen in drei Richtungen, geradeaus und nach beiden Seiten den schmalen und schmutzigen Kai entlang, vergebens. Entnervung, Hinfälligkeit nötigten ihn endlich, vom Suchen abzulassen.

Sein Kopf brannte, sein Körper war mit klebrigem Schweiß bedeckt, sein Genick zitterte, ein nicht mehr erträglicher Durst peinigte ihn, er sah sich nach irgendwelcher, augenblicklicher Labung um. Vor einem kleinen Gemüseladen kaufte er einige Früchte, Erdbeeren, überreife und weiche Ware, und aß im Gehen davon. Ein kleiner Platz, verlassen, verwunschen anmutend, öffnete sich vor ihm, er erkannte ihn, es war hier gewesen, wo er vor Wochen den vereitelten Fluchtplan gefaßt hatte. Auf den Stufen der

Zisterne, inmitten des Ortes, ließ er sich niedersinken und lehnte den Kopf an das steinerne Rund. Es war still, Gras wuchs zwischen dem Pflaster, Abfälle lagen umher. Unter den verwitterten, unregelmäßig hohen Häusern in der Runde erschien eines palastartig, mit Spitzbogenfenstern, hinter denen die Leere wohnte, und kleinen Löwenbalkonen. Im Erdgeschoß eines anderen befand sich eine Apotheke. Warme Windstöße brachten zuweilen Karbolgeruch.

Er saß dort, der Meister, der würdig gewordene Künstler, der Autor der „Elenden", der in so vorbildlich reiner Form dem Zigeunertum und der trüben Tiefe abgesagt, dem Abgrunde die Sympathie gekündigt und das Verworfene verworfen hatte, der Hochgestiegene, der, Überwinder seines Wissens und aller Ironie entwachsen, in die Verbindlichkeiten des Massenzutrauens sich gewöhnt hatte, er, dessen Ruhm amtlich, dessen Name geadelt war und an dessen Stil die Knaben sich zu bilden angehalten wurden, — er saß dort, seine Lider waren geschlossen, nur zuweilen glitt, rasch sich wieder verbergend, ein spöttischer und betretener Blick seitlich darunter hervor, und seine schlaffen Lippen, kosmetisch aufgehöht, bildeten einzelne Worte aus von dem, was sein halb schlummerndes Hirn an seltsamer Traumlogik hervorbrachte.

„Denn die Schönheit, Phaidros, merke das wohl! nur die Schönheit ist göttlich und sichtbar zugleich, und so ist sie denn also des Sinnlichen Weg, ist, kleiner Phaidros, der Weg des Künstlers zum Geiste. Glaubst du nun aber, mein Lieber, daß derjenige jemals Weisheit und wahre Manneswürde gewinnen könne, für den der Weg zum Geistigen durch die Sinne führt? Oder glaubst du vielmehr (ich stelle dir die Entscheidung frei), daß dies ein gefährlich-lieblicher Weg sei, wahrhaft ein Irr- und Sündenweg, der mit Notwendigkeit in die Irre leitet? Denn du mußt wissen, daß wir Dichter den Weg der Schönheit nicht gehen können, ohne daß Eros sich zugesellt und sich zum Führer aufwirft; ja mögen wir auch Helden auf unsre Art und züchtige Kriegsleute sein, so sind wir wie Weiber, denn Leidenschaft ist unsere Erhebung, und unsere Sehnsucht muß Liebe bleiben, — das ist unsere Lust und unsere Schande. Siehst du nun wohl, daß wir Dichter nicht weise noch würdig sein können? Daß wir notwendig in die Irre gehen, notwendig liederlich und Abenteurer des Gefühles bleiben? Die Meisterhaltung unseres Stiles ist Lüge und Narrentum, unser Ruhm und Ehrenstand eine Posse, das Vertrauen der Menge zu uns höchst lächerlich, Volks- und Jugenderziehung durch die Kunst ein gewagtes, zu verbietendes Unternehmen. Denn wie sollte wohl der zum Erzieher taugen, dem eine unverbesserliche und natürliche Richtung zum Abgrunde eingeboren ist? Wir möchten ihn wohl verleugnen und Würde gewinnen, aber wie wir uns wenden mögen, er zieht uns an. So sagen wir etwa der auflösenden Erkenntnis ab, denn die Erkenntnis, Phaidros, hat keine Würde und Strenge; sie ist wissend, verstehend, verzeihend, ohne Haltung und Form; sie hat Sympathie mit dem

Abgrund, sie ist der Abgrund. Diese also verwerfen wir mit Entschlossenheit, und fortan gilt unser Trachten einzig der Schönheit, das will sagen der Einfachheit, Größe und neuen Strenge, der zweiten Unbefangenheit und der Form. Aber Form und Unbefangenheit, Phaidros, führen zum Rausch und zur Begierde, führen den Edlen vielleicht zu grauenhaftem Gefühlsfrevel, den seine eigene schöne Strenge als infam verwirft, führen zum Abgrund, zum Abgrund auch sie. Uns Dichter, sage ich, führen sie dahin, denn wir vermögen nicht, uns aufzuschwingen, wir vermögen nur auszuschweifen. Und nun gehe ich, Phaidros, bleibe du hier; und erst wenn du mich nicht mehr siehst, so gehe auch du."

Einige Tage später verließ Gustav von Aschenbach, da er sich leidend fühlte, das Bäderhotel zu späterer Morgenstunde, als gewöhnlich. Er hatte mit gewissen, nur halb körperlichen Schwindelanfällen zu kämpfen, die von einer heftig aufsteigenden Angst und Ratlosigkeit begleitet waren, einem Gefühl der Ausweg- und Aussichtslosigkeit, von dem nicht klar wurde, ob es sich auf die äußere Welt oder auf seine eigene Existenz bezog. In der Halle bemerkte er eine große Menge zum Transport bereitliegenden Gepäcks, fragte einen Türhüter, wer es sei, der reise, und erhielt zur Antwort den polnischen Adelsnamen, dessen er insgeheim gewärtig gewesen war. Er empfing ihn, ohne daß seine verfallenen Gesichtszüge sich verändert hätten, mit jener kurzen Hebung des Kopfes, mit der man etwas, was man nicht zu wissen brauchte, beiläufig zur Kenntnis nimmt, und fragte noch: „Wann?" Man antwortete ihm: „Nach dem Lunch." Er nickte und ging zum Meere.

Es war unwirtlich dort. Über das weite, flache Gewässer, das den Strand von der ersten gestreckten Sandbank trennte, liefen kräuselnde Schauer von vorn nach hinten. Herbstlichkeit, Überlebtheit schien über dem einst so farbig belebten, nun fast verlassenen Lustorte zu liegen, dessen Sand nicht mehr reinlich gehalten wurde. Ein photographischer Apparat, scheinbar herrenlos, stand auf seinem dreibeinigen Stativ am Rande der See, und ein schwarzes Tuch, darüber gebreitet, flatterte klatschend im kälteren Winde.

Tadzio, mit drei oder vier Gespielen, die ihm geblieben waren, bewegte sich zur Rechten vor der Hütte der Seinen, und, eine Decke über den Knien, etwa in der Mitte zwischen dem Meer und der Reihe der Strandhütten in seinem Liegestuhl ruhend, sah Aschenbach ihm noch einmal zu. Das Spiel, das unbeaufsichtigt war, denn die Frauen mochten mit Reisevorbereitungen beschäftigt sein, schien regellos und artete aus. Jener Stämmige, im Gürtelanzug und mit schwarzem pomadisiertem Haar, der „Jaschu" gerufen wurde, durch einen Sandwurf gereizt und geblendet, zwang Tadzio zum Ringkampf, der rasch mit dem Fall des schwächeren Schönen endete. Aber als ob in der Abschiedsstunde das dienende Gefühl des Geringeren sich in grausame

Roheit verkehre und für eine lange Sklaverei Rache zu nehmen trachte, ließ der Sieger auch dann noch nicht von dem Unterlegenen ab, sondern drückte, auf seinem Rücken knieend, dessen Gesicht so anhaltend in den Sand, daß Tadzio, ohnedies vom Kampf außer Atem, zu ersticken drohte. Seine Versuche, den Lastenden abzuschütteln, waren krampfhaft, sie unterblieben auf Augenblicke ganz und wiederholten sich nur noch als ein Zucken. Entsetzt wollte Aschenbach zur Rettung aufspringen, als der Gewalttätige endlich sein Opfer freigab. Tadzio, sehr bleich, richtete sich zur Hälfte auf und saß, auf einen Arm gestützt, mehrere Minuten lang unbeweglich, mit verwirrtem Haar und dunkelnden Augen. Dann stand er vollends auf und entfernte sich langsam. Man rief ihn, anfänglich munter, dann bänglich und bittend; er hörte nicht. Der Schwarze, den Reue über seine Ausschreitung sogleich erfaßt haben mochte, holte ihn ein und suchte ihn zu versöhnen. Eine Schulterbewegung wies ihn zurück. Tadzio ging schräg hinunter zum Wasser. Er war barfuß und trug seinen gestreiften Leinenanzug mit roter Schleife.

Am Rande der Flut verweilte er sich, gesenkten Hauptes, mit einer Fußspitze Figuren im feuchten Sande zeichnend, und ging dann in die seichte Vorsee, die an ihrer tiefsten Stelle noch nicht seine Knie benetzte, durchschritt sie, lässig vordringend, und gelangte zur Sandbank. Dort stand er einen Augenblick, das Gesicht der Weite zugekehrt, und begann hierauf, die lange und schmale Strecke entblößten Grundes nach links hin langsam abzuschreiten. Vom Festlande geschieden durch breite Wasser, geschieden von den Genossen durch stolze Laune, wandelte er, eine höchst abgesonderte und verbindungslose Erscheinung, mit flatterndem Haar dort draußen im Meere, im Winde, vorm Nebelhaft-Grenzenlosen. Abermals blieb er zur Ausschau stehen. Und plötzlich, wie unter einer Erinnerung, einem Impuls, wandte er den Oberkörper, eine Hand in der Hüfte, in schöner Drehung aus seiner Grundpositur und blickte über die Schulter zum Ufer. Der Schauende dort saß wie er einst gesessen, als zuerst, von jener Schwelle zurückgesandt, dieser dämmergraue Blick dem seinen begegnet war. Sein Haupt war an der Lehne des Stuhles langsam der Bewegung des draußen Schreitenden gefolgt; nun hob es sich, gleichsam dem Blicke entgegen, und sank auf die Brust, so daß seine Augen von unten sahen, indes sein Antlitz den schlaffen, innig versunkenen Ausdruck tiefen Schlummers zeigte. Ihm war aber, als ob der bleiche und liebliche Psychagog dort draußen ihm lächle, ihm winke; als ob er, die Hand aus der Hüfte lösend, hinausdeute, voranschwebe ins Verheißungsvoll-Ungeheure. Und, wie so oft, machte er sich auf, ihm zu folgen.

Minuten vergingen, bis man dem seitlich im Stuhle Hinabgesunkenen zu Hilfe eilte. Man brachte ihn auf sein Zimmer. Und noch desselben Tages empfing eine respektvoll erschütterte Welt die Nachricht von seinem Tode.

Bankrott des Protestantismus?

von Arthur Bonus

Die neuesten Fälle in der evangelischen Landeskirche des führenden deutschen Staates haben weithin den Eindruck erweckt, als stünden wir vor dem Bankrott des Protestantismus. Selbst Harnack in seiner eben herausgekommenen Schrift, die, obwohl vernichtend in ihrem Urteil über die Aktion des Oberkirchenrats, in der Hauptsache doch eine Beruhigungsschrift ist und sein will, scheint eine ähnliche Stimmung zu empfinden. Er versucht zu zeigen, wie man sich ihrer erwehren kann, aber es wird erlaubt sein zu urteilen, daß ihm das nur sehr teilweise gelungen ist.

Das Spruchgericht, dessen Einsetzung Harnack auch jetzt noch als einen großen Fortschritt preist, ist es nur insofern, als es Dinge, die vorher im Winkel geschahen, vor das öffentliche Gewissen des Gesamtprotestantismus zu bringen sich geeignet erwiesen hat. Nur daß gerade diese einzige gute Seite der neuen Einrichtung von Harnack kaum anerkannt werden dürfte, wie sie denn seiner ganzen Lehre von der Notwendigkeit politischer Gesichtspunkte in der Kirche widerspricht. Aber „die Naiven, die von solchen nichts wissen wollen", sind vielleicht nicht ganz so naiv, als er es hinstellt. In verzweifelter Lage ist manchmal das Hineinstellen letzter Gesichtspunkte (die als solche freilich unpolitisch berühren) auch die beste Politik — selbst Tagespolitik. Er spricht beherzigenswerte Worte von der Wahrhaftigkeit, für welche die Empfindung in uns gewachsen sei, spielt dann aber das Ganze darauf hinaus, daß die Lehre Traubs, weil in fester Eingliederung in einer bestimmten dogmengeschichtlichen Entwicklungslinie stehend, erträglich sei, während er im Jathostreit von „unerträglichen", weil dogmenhistorisch uneingegliederten Lehren zu sprechen wußte; und er will nicht sehen, daß dem zunehmenden Sinn für Wahrhaftigkeit ebendiese Rücksichtnahme auf historische Eingliederung unerträglich ist. Die Wahrhaftigkeit will nicht Historie, sondern Wahrheit. Sie weiß, daß diese Wahrheit nicht durch rationalistische Rechnung gefunden wird, noch weniger aber (oder ebensowenig) durch historische Rückblicke, und sie vertraut darauf, daß die wahre Historie nicht als Historie entsteht, sondern als antihistorische Not und Notwehr. Die Kräfte, welche der Historiker in seiner Gegenwart festzustellen weiß, sind meist epigonische Nach- und Ausklänge abgetaner und ebendeshalb historisch sichtbar gewordener Entwicklungen. Ihre wirklichen Lehren gibt die Geschichte in tiefer liegenden psychischen Schichten, nicht in Form von Paragraphen, sondern von Instinkten.

Ich kann, wie gesagt, der Harnackschen Wertschätzung des Spruchgerichtshofs nur von hier aus und in einem sehr antiharnackischen Sinn zustimmen.

Nach Harnack sollte diese neue Einrichtung die ruhige Fortentwicklung der Kirche als einer historischen Größe gewährleisten. Das heißt, sie sollte verbürgen, daß die Kirche die ihr immanente Idee mit Ruhe, weil in festem historischem Fortschritt weiter herausstelle. Es mußte sich bald zeigen, daß eine Kirche, die sich selbst historisch nehmen kann in Fragen, in denen es sich um lebendige Wahrheit — also eine Zukunftsgröße — handelt, ihre immanente Idee hinter statt vor sich hat.

Dies vor der breitesten Öffentlichkeit dargetan zu haben, — das ist das Verdienst der neuen Institution, und der unter uns gewachsene Wahrheitssinn ist es, der es bescheinigt: Er findet zwischen einer solchen historischen Größe und unserem religiösen Verlangen keine lebendige Verbindung mehr. Eben aber, indem die neue Einrichtung diesen Widerspruch zwischen unsrer religiösen Erwartung und der historischen Form unsrer religiösen Gedanken- und Gefühlsorganisation vor aller Augen bringt, hat sie angefangen, die religiöse Not in unsrer Kirche zu einer Sache des Volksgewissens zu machen und damit allerdings der Wahrhaftigkeit gedient, die durch sie bedrängt wird.

Es fragt sich nun, was mit der so geschaffenen Lage anzufangen sei.

Harnack benutzt sie im wesentlichen dazu, seinen alten Kampf gegen das Apostolikum als Bekenntnisformel fortzusetzen, indem er ihn zum Kampf gegen kultische oder „liturgische" Bindungen überhaupt erweitert und diesen als ein Hauptstück des uns obliegenden Kampfs gegen die in der Kirche noch bestehende Unfreiheit charakterisiert: „Nehmt den liturgischen Zwang hinweg, und alles kommt in Ordnung."

Ich kann diesen Optimismus nicht teilen. Der Zwang zum Gebrauch bestimmter mythischer Formeln im Kultus, die als solche nicht ohne Monumentalität und Schönheit, aber für den Ausdruck unsers Innenlebens viel zu fernliegend sind, ist gewiß schlimm genug. Er ist aber nur ein besonders deutlicher Ausdruck für die eigentliche Not, die historische Bindung unseres religiösen Lebens, und die eben will Harnack nicht anerkennen. Sie ist ihm vielmehr das unbedingt Wünschenswerte, nicht Not, sondern Notwendigkeit, und er ist weit davon entfernt zu sehen, daß eben sie es ist, die unserem empfindlicher gewordenen Wahrheitssinn unmöglich, unerträglich geworden ist. Nicht der Mythos an sich vom Gott in der Geschichte! Für mich ist er von überwältigender Schönheit und von einem außerordentlich hohen Wahrheitsgehalt. Gerade dies: Im Jahre soundsoviel ging Gott — Gott selbst — über diese unsre Erde, sprach Hoheitsworte, wurde um ihretwillen verfolgt, starb und erwies in der Tragik des Menschenlenlebens dessen Herrlichkeit und Freiheit. Nur, die Bindung an diesen Mythos, an seine Anerkennung als eine religiöse Notwendigkeit, als eine Voraussetzung für eigenes religiöses Erleben, können wir nicht mehr ertragen, und zwar weil wir sie als eine

Unwahrheit empfinden. Nicht für alle, aber für uns und für viele. Nehmt diesen Zwang hinweg, und alles kommt in Ordnung.

Kurz: Gebt zu, daß wir unser wirkliches religiöses Empfinden — sei es selbst minder tief, aber unser wirkliches — formulieren, daß wir unser eigenes Leben leben, einen neuen Akt im Drama der Geschichte — und wir werden auch eine neue Einigung finden.

Man sagt: Wer hindert euch daran? — Das sagen die, welche die Notwendigkeit des religiösen Gemeindelebens sonst nicht genug betonen können. Ebendie, welche im religiösen Gemeindeleben stehen, sollen aussprechen dürfen, was sie aus diesen Erfahrungen und ihrem auf sie antwortenden Gewissen heraus als das wirkliche religiöse Leben ihrer Gegenwart empfinden; und es soll der Zwang aufgehoben werden, das Empfinden erst künstlich zu historisieren und zu sterilisieren, um es dann in Blechbüchsen verteilen zu können.

Kurz: Wo es einem Mann gelingt — wie es Jatho und Traub gelungen war — den Beweis des Geistes und der Kraft durch die Schaffung einer lebendigen Gemeinde zu führen, da soll es als „erhebliche sittliche Verfehlung", ja als Verbrechen wider das keimende Leben gelten, wenn die Leitung der Kirche ihn zwangsweis daran hindert. Ich glaube nicht, daß Luther in seiner religiösen Lehre gestört worden wäre, wenn er sie in der philosophischen Fakultät vorgetragen hätte. Aber da sie Leben war, suchte sie Leben, und das religiöse Leben ist nun einmal zu einem wichtigen Teil seines Bestandes Zusammenleben, Gemeindeleben.

Hier liegt die kirchliche Krisis der Gegenwart. Nicht darin, daß die Rüstung der Kirche veraltet ist und für unsere neuen Erkenntnisse und Erkenntnismethoden nicht mehr paßt, sondern daß sie als eine historische Größe über uns lagernd, das Aufwachen frischer Religion hindert, — das Aufwachen eines religiösen „Enthusiasmus", wie man schaudernd sagt und mit vielen Scherzen bewitzelt. Dies ist vielleicht die letzte Ursache der Religions- und zum mindesten Protestantismusmüdigkeit unserer freier gesonnenen Kreise.

Wir wollen eine Kirche, die uns nicht mehr unter dem Aushängeschild der historischen Kontinuität von der wirklichen breiten Historie des modernen Geistes- und Gefühlslebens ausschließt und zwischen enge Gräben einpfercht, die nicht mehr unter dem unablässig anhaltenden beschwörenden Murmeln von der Persönlichkeit uns der wirklichen Persönlichkeiten entlastet, um die bequemen sogenannten Lichtgestalten dafür einzuhandeln; — eine Kirche, in der nicht der tote Regierungsmechanismus das wirkliche religiöse Leben der Gemeinden einklemmt, sondern umgekehrt das Leben der Gemeinden sakrosankt ist, und die Regierung sich nach ihm zu orientieren, es zu vertreten und zu schützen hat. Wir wollen die Volkskirche.

Was hindert an ihr? Was macht die Forderung der Volkskirche für die derzeitigen Verhältnisse aussichtslos, selbst wenn weitaus die Mehrzahl des Volkes für sie wäre? — Die jetzige kirchliche Verfassung mit ihrem grotesken Wahlrecht. Ich habe in dem Flugschriftchen „Wider die Irrlehre des Oberkirchenrats" darüber Auskunft gegeben und muß hier darauf verweisen.

Gibt es also keinen Weg?

Es gäbe schon einen. Aber ich zweifle, daß selbst die schweren Herausforderungen dieser beiden Fälle genügen werden, auf ihn zu führen. Ich zweifle, ob unser Liberalismus selbst durch sie gründlich genug aufgeweckt worden ist, um zur Besinnung darüber zu kommen, daß diese Parteikirche von den Mitteln des Gesamtvolkes erhalten wird, um dem politischen Konservatismus zu dienen.

Ich glaube, dieser unser Liberalismus macht sich schwer eine Idee von dem Ton wegwerfendster Verachtung, mit dem sein Wollen und Können in religiöser so gut als politischer Hinsicht an den Stellen beurteilt wird, an denen die Geschicke unserer Kirche sich entscheiden. Die Verachtung, mit der unsere innere Politik an den noch so deutlich und laut ausgesprochenen Forderungen unserer liberalen Volksteile vorübergeht, herrscht auch in unserer Kirchenpolitik — höchstens noch verschärft. Die Jatho-Entrüstung? — O, diese kleinen Aufregungen legen sich am gründlichsten, wenn man noch eins draufgibt. Freche Hunde beruhigt man am nachhaltigsten, indem man ihnen aufs Maul schlägt. Schlagen wir ihnen den Fall Traub drauf. Wir werden dann höchstens noch ein Abzugsgewinsel vernehmen. Das einzig Notwendige ist, einen unbeirrbaren festen Willen zu zeigen. — Ich müßte mich schwer irren, wenn es nicht ein tüchtiges Gran dieser Stimmung ist, das den jetzigen Ausgang des Falls Traub ermöglicht hat.

Und das Schlimmste ist: Hat sie unrecht? Ich fürchte, sie hat sogar recht. Und sie darf recht haben. Denn unser regierender Konservatismus stützt sich auf eine religiöse Stimmung im Volk, unsere Opposition auf die religiöse Indifferenz.

Und in der Tat, was geht den Liberalismus die ganze Sache an?

Für ihn ist die Religion eine Privatsache, etwas Persönliches, Subjektives, das jeder mit sich allein abzumachen hat. Das Volk scheint gröbere festere Vorstellungen mit einem Schein von Allgemeingültigkeit zu brauchen. Dazu hat man die Kirchen. Entstehen da Funktionsstörungen, weil dieser oder jener der Angestellten wirkliche und also persönliche Religion einmischt — was in Gottes Namen geht das uns an?

Nun soll hier nicht nebenher versucht werden, Klarheit in das verheddderte Gedankengestrüpp zu bringen, das aufzuschießen pflegt, wo die Worte „subjektiv" und „persönlich" fallen. Aber diese ganze Gesinnung, die sich den

Fragen und Bedürfnissen der Volkspsyche unverpflichtet fühlt, die es für ausreichend hält, ihnen gegenüber die eigene (meist sehr zweifelhafte) Überlegenheit mit mehr oder weniger Witz vorzutragen, die ist es allerdings, die den Liberalismus zur Unaktivität und schließlich zum Verlust der lebendigen Verbindung mit dem Volksfühlen und -denken verurteilt, die ihn dazu verdammt, literarisch zu herrschen und praktisch einflußlos zu bleiben. Sie ist es schließlich, die, wie sie die ernsteren religiösen Kräfte immer wieder von neuem dem Liberalismus entfremdet, so das Volk unter die Herrschaft einer schmalen Schicht bringt, die dem Volksdenken näher blieb und die weiß, worum es sich in diesen Kämpfen handelt, über die das Literatentum die Achseln zuckt.

Was ist da zu tun? —

Vor allem keine Aufregung, meine Herren! Irgendeine unbequeme Steuer oder die Fleischteuerung bringt uns gewiß doch noch den heißersehnten Sieg der großen Idee der „liberalen Weltanschauung", ohne daß wir uns auf das heiße Feld der religiösen Vorurteile begeben. . . . . .

Ja, ich gestehe, was man heute als Bankrott des Protestantismus zu buchen geneigt ist, will mir mehr noch als Bankrott des Liberalismus erscheinen.

Indessen ich will mir Mühe geben, so zu tun, als traute ich unserm Liberalismus eine energische ernste und nicht nur deklamatorisch erleichternde sondern durchdacht verpflichtende Aktion zu. . . .

Was kann er tun, um der unerhörten Herausforderung, die in der Verurteilung Traubs wie schon Jathos liegt, wirksam zu begegnen?

Die nächstliegende Antwort ist natürlich: Austritt aus der Landeskirche. Dies Mittel liegt so nahe, es ist so billig — sogar vorteilhaft: funfzig Pfennige und ein oder zwei Gänge und Unterschriften, wofür Freiheit von Kirchensteuern und das erhebende Gefühl, eine „Tat" getan zu haben, — daß es in diesen Tagen genügend angeraten und befolgt werden wird.

Bedenklich könnte machen, daß es die Gegner am heftigsten anraten: die Orthodoxie predigt seit vielen Jahren als beste Lösung aller Schwierigkeiten, daß die „Ungläubigen" austreten und — wenn sie wollen — eigene Kirchen gründen. Sie tut das in der begründeten Hoffnung, dann unwidersprochen eine stramme Alleinherrschaft in der Kirche zu haben und durch sie ihren Einfluß in dem kirchlich organisiert bleibenden Volksteil noch zu befestigen. Dazu in der ebenfalls gut begründeten Überzeugung, daß etwaige liberale Konkurrenzkirchen, durch nichts als Negationen zusammengehalten, keine Dauer noch Zukunft haben können. (Ganz abgesehen noch davon, daß die von den Jahrhunderten aufgesammelten kirchlichen Vermögen auf diese Weise in den Händen der alleinherrschenden Partei bleiben.)

Wie sehr gerade der Entschluß, den Kampf innerhalb der Landeskirche weiterzuführen, unsere Orthodoxie ängstigt, verrät sie immerfort, zuweilen in fast burlesker Weise. Traub werden Lorbeeren angeboten für den Fall, daß er sich zu einer wirklichen „Tat", zu einem „männlichen" Schritt entschließe und tue, „wie Luther tat" — nämlich aus der Kirche austrete. Nun, Luther hat diese Tat nicht getan, — dazu hatte er viel zu viel historischen Instinkt — sondern sie wurde von seiner Kirchenleitung getan, die ihn ausschloß. Diese „Tat" der Papstkirche hat Europa geistig auseinandergerissen. Dem Oberkirchenrat bleibt nur noch wenig zu tun übrig, um diesen Riß auf kleinerem Gebiet zu wiederholen. Man wende sich also mit dem großen Durst nach anderleut Taten an den Oberkirchenrat und plädiere für Einführung des Banns in die evangelische Kirche. Ja, schon dieser bloße Antrag wäre selbst eine — von jenem Standpunkt aus konsequente — immerhin männliche Tat, die den Vorzug haben würde, daß man sie selbst tun könnte.

In der Tat: stellt der Austritt, dieses Mittel so schneidigen Anscheins, wirklich etwas anderes dar, als einen weiteren Schritt auf dem Wege der Entfremdung vom Volksdenken? des Verzichts auf Einfluß in allen Dingen, die Menschenmassen dauernd einigen? der Überlassung des Volkes an die für seine geistigen Bedürfnisse verständnisvoller bleibende Herrenschicht?

Es gibt, wenn ich recht sehe, nur noch ein Mittel, das die Isolierung der literarischen Schicht noch energischer fördern könnte, und das ist das zweite, das heute jedem einfallen und von Hunderten mit erneuter Inbrunst vorgeschlagen werden wird: die Abtrennung der Kirche vom Staatsleben nach romanischem Muster. Ich sage mit gutem Bedacht: nach romanischem Muster; denn es gibt auch eine nach germanischem, will sagen: angelsächsischem und schweizerischem (Basel). In diesem Sinne hat Erich Förster einen sehr erwägenswerten Gesetzentwurf zur Diskussion vorgelegt, dessen Prüfung allen empfohlen sei. Diese beiden Entwürfe, der in Basel Gesetz gewordene und der Erich Förstersche, sind, wenn ich recht sehe, die einzigen, welche nicht die Kirche ihren jetzigen Machthabern mit gebundenen Händen ausliefern, sondern die Möglichkeit freiheitlicher Bewegungen und innerer Reform offen halten.

Die Möglichkeit! — Die eigentliche Antwort wird positiver aussehen müssen und freilich weniger bequem und billig sein als jenes die Flinte ins Korn werfen, das der Austritt aus der Kirche und die Trennung nach romanischem Muster bedeuten.

Im Grunde liegt auch diese eigentliche positive Antwort nahe genug, ja, ist durch die Maßnahmen der Kirchenregierung selbst angezeigt und erleichtert. Es tut eine wirkliche durchdachte Kirchenpolitik not, die eine Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse, vor allem ein vernünftiges Wahlgesetz, ins Auge zu fassen hätte. Die Kirchenbehörden haben ihre Subsistenz aus

Mitteln, die ihnen von der Volksvertretung bewilligt werden. Nur die Energielosigkeit unsres Liberalismus ist schuld daran, daß diese Sachlage bisher ohne Folgen für unsre kirchlichen Rechtszustände geblieben ist. Davon kann ich hier nicht ausführlich reden. Es gibt aber noch eine spezifische Antwort auf die spezifische Herausforderung. Eine sehr positive, die auch für eine Erfolg versprechende Kirchenpolitik die beste Unterlage bilden würde: Freie Gemeinden innerhalb der Landeskirchen. Auf den letzten drei Worten liegt der Ton. Diese Gemeinschaften vermeiden den Fehler, sich durch Austritt aus der Landeskirche selbst zur Einflußlosigkeit und Sterilität zu verdammen. Sie behalten die Möglichkeit, ihre Erkenntnisse in den der Kirche eingegliederten Massen zu verbreiten und sich eine gebietende Stellung in ihnen zu erkämpfen. Sie stellen einen fruchtbaren Boden für neue Entwicklungen dar (unter denen die sein kann, welche unsre Zukunft bestimmen und einigen wird). — Man weiß, daß diese freien Gemeinschaften in der Kirche bereits in der Bildung begriffen sind. Es gibt eine Jathogemeinde und eine ihr entsprechende Stiftung. Es wird eine Traubgemeinde geben. Und Traub wird sich als eine große Kraft bewähren, . . vielleicht als Organisator, . . vielleicht auch, um die in Deutschland (wenigstens den deutschen Kirchen) so schmählich unterbrochene Verbindung zwischen den überkommen religiösen und den so stark religionhaltigen sozialistischen Gedankengängen wieder anzuknüpfen. . .

Wie gesagt: So bequem und großartig wie der fluchende Austritt aus der Kirche — der so sehr nach dem aussieht, dessen Gegenteil er ist: einer Tat — ist dieser Weg nicht. Vor allem auch nicht so billig. Es handelt sich unter anderem auch um Sammlung und Bereitstellung von Mitteln. Das sind einmal die Bedingungen des menschlichen Lebens: Die Begeisterung muß zur Opferwilligkeit führen; doch das sind selbstverständliche Dinge.

Ich will lieber noch zwei Erwägungen ruhigerer Art hinzufügen, die das Vorhergesagte stützen mögen.

Wir leiden unter der Form unserer religiösen Organisation als Staatskirche. Historisch angesehen ist sie gewiß „halbkatholisch", eine Zwischenform zwischen der freien angelsächsischen Organisationsweise und der Zwangseinheit der katholischen Kirche, die ich durch diese Bezeichnung nicht herabsetzen, sondern nur als für uns unannehmbar und unserer erworbenen Art fremd charakterisieren will.

Es ist ein eigentümliches Schicksal, daß der Kampf, der in der Reformation begonnen hat, gerade in ihrem Ursprungslande noch immer nicht beendigt ist, vielleicht erst wirklich beginnt. Ich meine hier nichts Kulturkampfartiges, sondern nur, daß, wenn die Wirren im Protestantismus keine Lösung finden, ganz im stillen und allmählich der Protestantismus

bei uns doch wieder in den Katholizismus zurücksinken wird und muß, womit dann Rom den Kampf, den es im Dreißigjährigen Krieg verlor, in einem dreihundertjährigen Frieden gewonnen haben würde.

Wir sind nun geneigt, die Schuld unserem halbkatholisch gebliebenen Kirchentum allzu einseitig in die Schuhe zu schieben, das weder eine energische Bindung gibt, wie der Katholizismus, noch dafür durch eine wirkliche Freiheit entschädigt. Wir sind in Gefahr, damit ein Gut zu verkennen, das in dieser halbkatholischen Staatskirchenform dennoch verborgen liegt, und dessen Erlösung zu machtvoller Eigenentwicklung allein die eigentliche Lösung der Krisis darstellt, in der sich der deutsche Protestantismus allerdings befindet — soweit die überhaupt auf organisatorischem Wege liegt —: die Volkskirche.

Die Volkskirche, — was ist das? Was haben wir unter diesem Stich- und Schlagwort zu verstehen? Wir streiften es schon: eine Kirche, die wirklich das ganze Volk, soweit es religiös ist oder sein will, umfaßt: die einheitliche Organisation aller wirklich vorhandenen religiösen Kräfte (wes Namens und welcher Richtung immer), die deshalb von der grundsätzlichen Anerkennung aller ausgeht, die ihrerseits teilnehmen wollen am religiösen Zusammenleben des Ganzen.

Diese Form ist gewiß sehr verschieden von der angelsächsisch-reformierten. Aber mich dünkt, sie liegt höher und birgt viel fruchtbarere Möglichkeiten für religiöse Erneuerung und Höherentwicklung. Denn sie bringt immer wieder selbsttätig und mit immanentem Zwang die verschiedenen Kräfte zu gegenseitiger Auseinandersetzung, Beeinflussung, Befruchtung, — wenn man will — Emporreizung. Keine über die Allgemeinheit sich erhebende Höhe abschleifend, läßt sie doch auch die primitiveren unerzogeneren Gedankengänge und Gefühlszusammenhänge nicht ungepflegt, so stets das Ganze umfassend und hebend, nichts entlassend, nichts fallen lassend — wie es eine rechte Organisation soll.

Sie liegt allein auf der vollen Höhe des reformatorischen Ansatzes, den Luther doch nur um der Unreife der Zeit willen — die freilich auch in ihm lag — verließ und verlassen mußte, um die nun zu Ende gelebte Vorform der Staatskirche zu schaffen. Daß sie aber höher liegt, als die angelsächsische Form, die man kurz als Sektenform bezeichnen kann, das beweist sich unter anderm darin, daß diese angelsächsischen Sekten selbst immer neue Versuche machen, zu einer allgemeineren Zusammenfassung ihrer Kräfte, zu einer sie alle in Freiheit umfassenden gemeinsamen Organisation — kurz eben zu etwas dem Ideal unserer Volkskirche Entsprechendem aufzusteigen.

Den vollen Frieden freilich kann auch diese Form nicht bringen, kann keine Form bringen, es sei denn die der alles versöhnenden Kirchhofsordnung, wo jede Individualität sich selbständig und unbeeinflußt ausleben,

will sagen ausmodern kann; das Leben aber ist Beeinflussung und Auseinandersetzung. Diese gegenseitige Einwirkung des Lebens wird gewiß noch vielfach die Gestalt der Bekämpfung — hier wie auf allen Lebensgebieten — vielleicht der heftigen Bekämpfung, ja Verdammung annehmen. Denn jene Art der religiösen Zuversicht, die sich erst vollendet sicher fühlt, wenn sie die ganze übrige Welt zur Hölle verurteilt hat, wird so schnell nicht aussterben. Aber die Kämpfe können und werden die Note der Unsachlichkeit und des Hineinwirkens äußerer Vergewaltigung verlieren, und es ist eine Gewähr geschaffen — soweit denn äußere Organisationen überhaupt Gewähr geben können — daß die wirklichen Kräfte das Feld behaupten und jede bis an die Grenze ihrer Möglichkeit wirken kann.

Und zweitens eine Eventualüberlegung:

Ohne schwere Erschütterungen wird der Weg von der Staats- zur Volkskirche nicht geöffnet werden können. Der Rechtsstaat sowohl als der Einheitsstaat haben gegen die Privilegierten des alten Zustandes erstritten werden müssen. Auch die Einheitskirche mit dem gleichen Recht für alle — eben die geschilderte Volkskirche — wird nicht anders zu haben sein. Die jetzigen Beherrscher der Kirche werden eine reduzierte Kirche in ihrer Hand vorziehen einer großen freien Kirche mit offnen Wegen und Zukunftsluft, die sich ihrem Regiment entzieht; sie werden die romanische Trennung von Staat und Kirche, dabei sie dann Herren in der Kirche bleiben wie im Staat, weit vorziehen vor der Volkskirche. Da nun auch die große Masse der Liberalen in ihrer Blindheit diesen Zustand vorzieht, so ist immerhin möglich, daß die Dinge sich in dieser Richtung überstürzen. Zumal wo seit der Einführung der neuen Institution der ruhige Fluß der Entwickelung überhaupt in das Stadium der Kataraktenbildung übergetreten ist, darin die Wasser von „Fall" zu „Fall" schäumen.

Auch für diese Eventualität bleibt die Bildung freier Gemeinden innerhalb der Kirche die einzige Möglichkeit, die verhindern kann, daß beim Eintritt der Trennung eine versteinerte Dogmenkirche auf der einen, die Kirche von Rom auf der andern Seite übrigbleibt, dazwischen es nur hin und her fahrende Eintagsgebilde gibt, deren Bestandteile später oder früher zur Rechten oder zur Linken hängen bleiben. Kurz die einzige Möglichkeit, daß auch in diesem nicht wünschenswerten äußersten Fall wenigstens ein entwicklungsmöglicher Keim neuer Organisation da sei.

Dies also nach allem Gesagten scheint mir die einzige ernste und auf der Höhe der Herausforderung stehende Antwort auf die neuen Ereignisse.

Energische Förderung der Bildung freier Gemeinschaften innerhalb der Landeskirche und als Ziel die freie Volkskirche mit gleichem religiösen Recht für alle.

***

Erinnerungen an August Strindberg

von Ola Hansson

Über die historische Bedeutung Strindbergs hinaus glauben wir, daß die folgenden Erinnerungen, als Reflexe zweier Autoren, die sich mit besonderem Eifer um die Probleme der modernen nordischen Literatur bemühten, von allgemeinem psychologischen Interesse sind. D. Red.

I.

August Strindberg war ein Stockholmer Kind. Seine Wiege stand auf Riddarholmen, im alten Sanitätskollegium; und vom Schloß Karls XI. und Karls XV. konnte man darauf hinuntersehen. Sein Vater war Gewürzkrämer und Kommissionär für die Mälarschiffe, die sich noch jetzt an diesen Ufern drängen und die damals für den Binnenverkehr und die Verproviantierung der Hauptstadt wegen mangelnder Eisenbahnlinien eine noch viel bedeutendere Rolle spielte. Das Geschäft kann daher nicht schlecht gegangen sein; und an Eindrücken für einen jungen Beobachter unter diesem beweglichen und gesprächigen Volk wird es nicht gemangelt haben. Aber die Freude an der Wirklichkeit und der Mannigfaltigkeit der Dinge und Eindrücke war Strindbergs Sache nicht. Er schematisierte und vereinfachte, — man könnte sagen, er hatte die Freude am Skelettisieren.

Strindbergs Eltern wohnten nicht umsonst dem Schlosse so nahe. Der Vater trug die stolzen Namen Carl Oskar, die Mutter die noch stolzeren Ulrika Eleonora nach mehreren Königinnen. Der „Sohn des Dienstmädchens" kann also nicht von so ganz geringer Herkunft gewesen sein, wie es ihm Freude machte sich zu schildern. Sein ältester Bruder wurde wahrscheinlich in Erweiterung des väterlichen Geschäfts Großhändler und Schiffsrheder für Mälar- und Kanaldampfschiffe. Er machte, wie Strindberg in einem seiner Briefe an mich nicht ohne Neid erzählt, sehr geschätzte Gedichte für die Ordenstage der Freimaurerloge. Sein jüngster Bruder war selbstverständlich Schiffskapitän und starb einige Monate vor Strindberg. Er war der Sohn seiner Stiefmutter. Die Wiege des elterlichen Hauses scheint zu Strindbergs Mißvergnügen nie leer gestanden zu sein.

Schon als kleiner Knabe an der Hand seiner älteren Schwester erweckte er die Aufmerksamkeit Karls XV.; und als junger Mensch bekam er von diesem einen kleinen Posten an der Staatsbibliothek, wie er selbst erzählt. Und in dieser Sonne von oben verschied er auch am 14. Mai dieses Jahres in der Königinstraße in Stockholm, — am selben Tage und nur wenige Stunden früher, ehe der König von Dänemark auf einer Straße in Hamburg sterbend gefunden wurde. Und er wurde begraben unter den Kränzen

von Gustav Adolf V. und von Prinz Eugen, nachdem noch wenige Monate vorher eine allgemeine Geldsammlung über ganz Schweden ihn außer den Einkünften durch seine Bücher und Theaterstücke zu einem wohlhabenden Mann gemacht hatte.

Am 22. Januar 1849 geboren, wußte Strindberg, daß er mit seinem 63. Jahre in sein Magnus annus climactericus getreten war. Seine erste Gattin, im selben Jahre mit ihm geboren, starb in Helsingfors plötzlich ungefähr vierzehn Tage vor ihm. Sie stammte aus einem der vier aus dem Kriege gegen Rußland 1808—9 berühmten und von Runeberg besungenen schwedisch-finnländischen Geschlechter: Adlercreutz, von Essen, von Döbeln und Sandels. Die Großtöchter zweier dieser Geschlechter frischten diesen Ruhm durch ihre Ehen wieder auf. Siri von Essen wurde Frau August Strindberg; und die Fürstin Philipp von Eulenburg war eine geborene Sandels. Als Strindberg seine Frau mit 28 Jahren kennen lernte, war sie noch die Gattin des Leibgardekapitäns Baron Wrangel, damals schon in Scheidung. Nach derselben ging sie nach Kopenhagen, um sich zur Schauspielerin auszubilden. Nach Stockholm zurückgekommen, knüpfte sich das Verhältnis mit Strindberg wieder an, und sie heirateten sich, während sie am Theater engagiert nach guten Rollen trachtete.

Strindbergs Leben und Begabung waren bis dahin gleich unbestimmt gewesen. Student, Hauslehrer, Volksschullehrer, Schauspieler, Journalist, Pietist, Schriftsteller, — alles führte auf keinen grünen Zweig. Er hatte wohl schon seinen „Meister Olaf", den schwedischen Luther, geschrieben, konnte ihn aber erst neun Jahre später zur Aufführung bringen. Bald nach seiner Ehe kamen seine ersten Erfolge mit dem „Roten Zimmer", dem Schauspiel „Herr Bengts Gattin" — Rolle für seine Gattin, — der Satire „Das neue Reich", den kleinen historischen Erzählungen „Schwedische Schicksale und Abenteuer" usw. Aber Frau Strindberg hatte wenig Erfolge als Schauspielerin, das Paar ging auf Reisen, und unter den europäischen Horizont gekommen, von der französischen und deutschen literarischen und wissenschaftlichen Bewegung beeinflußt, begann die Periode, die ihm das Bleibende an seinem Namen geschaffen hat.

II.

Zwölf Jahre jünger als Strindberg und von ganz verschiedener Veranlagung machte die Sphäre seiner Interessen keinen weitern Eindruck auf mich: Seine „Utopien in der Wirklichkeit" wirkten meist durch ihr exotisches Kolorit und seinen Umgang mit den Nihilisten, seine „Ehen" erst dann, als ihm ein Passus die Anklage wegen Gotteslästerung zuzog und sein Verleger ihn aus der Schweiz abholte, um nicht selbst ins Loch zu kommen. Strindberg wurde übrigens freigesprochen und reiste sehr berühmt

geworden nach der Schweiz zurück. Das war im Jahre 1884. Auf dem Bahnhof in Lund hatte sich eine Gruppe Studenten eingefunden, die zu ihm ins Kupee ging. Sie brachten mir einen Gruß von ihm zurück, denn er hatte mein Gedicht an ihn „Eine Unwetternacht" in Brantings sozialistischer „Zeit" gelesen. Ich war allerdings auch auf dem Perron, aber nach meiner Weise nicht mit hineingegangen. Ich zitiere hier die Hauptverse des Gedichts:

Es dämmert schwer von qualmigem Dunst
aus erloschenen Lebensgluten.
Es zittert die Luft von beklemmter Brunst,
woran Körper und Seelen verbluten.
Von Choralgesang und Dirnengeschrei
ist die Nacht erfüllt und Gewitter.
Es dröhnt der Tanz zur Lustmelodei,
Und Sünde und Not weint bitter!

Ein Luftzug, ein Sturm: Vom weiten Meer
Und aus den Wäldern, den tiefen,
über offene Strecken stampft es daher
über Dörfer und Städte, die schliefen.
Mit salziger Kühle bricht es sich Bahn
auf lange verlassenen Fährten, —
der gute alte gewaltige Pan
macht wieder die Runde auf Erden.

Die Kirchenpforten bricht er entzwei
und redet selbst vorm Altare.
Er spielt eine brausende Melodei
auf der Orgel als Jubelfanfare.
Er stürmt den Königspalast in Grund
mit des Gottes zürnendem Ekel.
Er schreibt an das nächtige Himmelsrund
in Blitzen sein mene tekel.

Vier Jahre später, nachdem Strindberg von seinem Aufenthalt in Frankreich und der Schweiz nach Kopenhagen gekommen, empfing ich seinen ersten Brief. Hätte ich die Adresse näher angesehen, wer weiß, ob ich ihn aus Gewissenhaftigkeit akzeptiert hätte. Sie lautete an Herrn Ola Hansen; und die Anrede im Brief lautete ebenso.

Nun waren von mir in den Jahren 1884—1888 zwei Gedicht-, eine Kritiken-Sammlung und „Sensitiva amorosa" erschienen. Strindberg, der alles las, konnte seinen Landsmann also unmöglich für einen Dänen halten. Später, als auch noch der Name Jansson in einem amtlichen Aktenstück erschien, wurde ich gegen diese Verwechselungen vorsichtiger.

Strindbergs Brief lautet:

Herr Ola Hansen.

Da ich im Begriff stehe, ein skandinavisches Versuchstheater (théâtre libre) zu eröffnen und an Ihren feinen Szenen in „Amorosa Sensitiva" und zuletzt in „Ein Paria" bemerkt habe, daß Sie den Stoff zu einem modernen Dramatiker haben, der nicht mit bewußten Intrigen zimmert, will ich Ihnen vorschlagen, für mein erstes Programm „Ein Paria" in Szene zu setzen oder mich Ihnen das Gerüst geben zu lassen. Lassen Sie kurz und gut alles im Zimmer vorgehen, in 20 Minuten, in Form von Mitteilung, Entdeckung, Trennung, Auflösung der Freundschaft usw.

Haben Sie Lust, mit mir darüber zu reden, so machen Sie einen Abstecher nach Station Holte an der Helsingörbahn, steigen in dem guten Hotel dort ab und schicken nach mir. Wir haben vielleicht noch über manches andere zu reden.

Holte, den 16. November 1888. Ihr Freund August Strindberg.

Ich wohnte damals bei meinem fünften unverheirateten Bruder, einem Bauerngutsbesitzer in Aggarp, Station Svedala an der Malmö-Ystadbahn. Was ich herausgegeben hatte, war äußerst ungnädig aufgenommen worden; und der schmeichelhafte Brief meines großen Landsmannes tat mir wohl. An dem Dramatisierungsplane hatte ich weniger Interesse und überließ ihn ihm in der Folge gänzlich. Hiermit hatte Strindberg den ersten Schritt zu seiner Korrespondenz mit mir getan, und es folgten nun im Laufe der vier Jahre, die sie dauerte, fünfundfünfzig oft sehr lange Briefe, achtzehn Briefkarten und sieben Telegramme.

Noch am selben Tage hatte Strindberg seinem Brief eine richtig adressierte Briefkarte nachgeschickt. Und zwei Schreiben an einem Tage wiederholten sich oft ebenso wie mehrere hintereinander ohne Abstand.

Auf seine Aufforderung machte ich Strindberg einen kurzen Besuch. Er kam am Abend meiner Ankunft, von seinem Freund, Hotelbesitzer Månsson, einem Schonenser, unterrichtet, zu mir ins Hotel, aß Sexa mit mir zusammen und schlug mir nach schwedischer Sitte den Brudertrunk vor, der immer vom Älteren ausgehen muß und das Du mit sich führt. Am andern Tag war ich zu ihm zu Mittag eingeladen. Er bewohnte die ansehnliche Villa des Königlichen Kammersängers Gyllich. Seine Frau und seine drei Kinder waren bei Tisch. Die geborene von Essen war länger als er, mager, spitzig, fahlblond, ein ganz kleines Vogelgesicht mit großem Mund. Aber so wie sie war, war sie ihm recht, denn diese Ehe inspirierte ihn zu den misogynen Werken, die ihn berühmt machten, und die mit der Scheidung von ihr aufhörten. Ihn sah ich auch zum erstenmal, ohne daß ich mich eines besonderen Eindrucks erinnere; er war seinen vielen Bildern sehr ähnlich. Es fehlte der unmittelbare Kontakt. Bei diesem oder bei meinem

zweiten und letzten Besuch im Januar machte er mir naturwissenschaftliche Experimente vor, für die ich wenig Sinn hatte; da es sehr kalt war, stellte er zum Beispiel Eiweiß auf einem Teller zum Fenster hinaus, um die Gefrierungsformen zu studieren, die sich aber nicht einfanden.

Am 3. Dezember schreibt er: „Danke für deinen Besuch! . . . Ich brauche Geld für mein Theater . . . Dein „Paria" ist entworfen. Möchte ihn gern los sein, denn alle gemeinsame Arbeit endet mit Gezänk, bin aber besessen von ihm."

Und am 7. Dezember fährt er fort: „Denk mal, Aug. Sg. will, so verdient er in der Dramatik ist, eine Provinzgesellschaft bilden, was jedem Kellner und jeder Dirne erlaubt wird; wie bescheiden. Aber das wird auch noch übel genommen . . . Meine Idee ist sechs Jahre alt . . . also fünf Jahre älter als Théâtre libre in Paris. Aber ich glaube kaum die Verhinderer und die Hindernisse überwinden zu können, denn ich lebe in einem schrecklichen Elend, mit Schulden bei den Lieferanten usw. . . . Siehst du, was der Schwede für eine sterile und verwesende Nation ist, die aus Instinkt Fruchtbarkeit haßt . . . Hast du ein Land gesehen, wo man das Talent so wütend verfolgt wie in Schweden . . . Ich fühle mich jetzt minder bange, seitdem ich in Dir einen Schwedischredenden getroffen, der versteht, was ich sage, Du bist gebildet wie ich, das ist der Unterschied! Und Adelsmensch wie ich!" — Mit einer Ermahnung fleißig Briefe zu schreiben, schließt er. Am Weihnachtsvorabend fordert er mich auf ihn zu besuchen.

Am selben Abend hatten mich meine Mutter und mein zweitältester Bruder von Aggarp nach Skuru an derselben Bahnlinie gelegen, abgeholt. Mein Bruder hatte eben eine Volkshochschule für die erwachsenen Söhne begüterter Bauern gegründet, wo Vorträge angehört, Gesang geübt, Gymnastik und dergleichen gemacht, aber wie auch auf andern schwedischen Volkshochschulen wenig anderes gelernt wurde als Klassendünkel und Unlust an der Arbeit. Hier blieb ich bis zum Juni 1889, gerade in einer lebhaften Produktivität begriffen, die mir wenig Zeit für anderes übrig ließ.

Strindberg hatte mich gebeten, ihm Edgar Poe zu leihen, an dem ich gerade selbst arbeitete. Er schreibt mir am 3. Januar: „In der Nacht vom 2. zum 3. Weihnachtstag las ich Edgar Poe zum ersten Mal und verzeichnete mir das in meinem Almanach. Ich staune. Ist es möglich, daß er, † 49, im Jahre meiner Geburt, sich durch Massen von Medien und bis zu mir durchdrängen konnte! Was ist der „Kampf der Gehirne", „Schleichwege", — ja das „Geheimnis der Gilde" (wovon ich heute dänische Korrektur las) anderes als Edgar Poe! Und der „Goldkäfer"! Weißt Du, daß ich gleich den Zauber Deines „Paria" in Zusammenhang mit ihm brachte! Erinnerst Du, daß Du Edgar Poe vor mir nanntest, neulich! Daß ich von Deinem „Paria" bezaubert war! Viele Tage im ganzen Körper

unruhig war, bis ich ohne weitere Motivierung Poe von Dir requirierte. Und als ich den „Goldkäfer" las, war ich erlöst! Dein „Paria" ist nicht darin, — aber das Insektennetz — und alles andere was lockte und zog. Glaubst Du jetzt noch nicht an „Geister", wäre es merkwürdig. So setzen sich die Seelen (Gehirnvibrationen) in anderen Seelen fort und darum gibt es eine gewisse Unsterblichkeit für die bewegliche Seele. Ich habe so viel Neues, Psychologisches mit dir zu besprechen, und ich glaube, ich könnte Edgar Poe noch weit entwickeln. Ich glaube, ich könnte Schätze ohne Chiffre und dergleichen finden. — Komme einen Tag herüber und Du wirst hören. Und viel mehr Neues, Psychologisches! Äußerst merkwürdige Dinge! usw. Ich schreibe jetzt an Deinem „Paria". Glaubst Du nicht, wir könnten Hoffmanns Erzählungen jetzt mit Ausbeute lesen? Edgar Poe, der von dem dummen Schück nur für einen romantischen Alkoholisten gehalten wird, hat doch Bourget, Maupassant (in „Pierre und Jean"), „Rosmersholm", „Vater", befruchtet, nicht zu reden von allen Gedankenlesern und Hypnotiseuren. Das nächste Zeitalter gehört Edgar Poe. Wenn Du wüßtest, was ich erlebt habe, seit ich Edgar Poe lese, — erlebt habe, weil ich acht darauf gab. Ach, wie sind die „Gläubiger" ihrer Zeit weit voraus „wenn er die fallende Sucht hervorzieht." Ich wußte nicht, wie recht ich hatte, aber jetzt weiß ich es. — Ich habe so viel mit Dir zu reden, aber ich kann nicht fort von hier. Hast Du Lust, so komm doch zu mir in vierzehn Tagen. Dein „Paria" ist dann fertig. Wir lesen ihn und plaudern. Gutes Neujahr wünscht Dein Freund August Strindberg. Holte, den 3. Januar 1889."

Am 9. Januar findet sich wieder ein Brief ein mit der Mitteilung, der fertige „Paria" käme in das Programm des ersten Abends, und der Aufforderung, ich solle mir meine „Bedingungen und Forderungen" überlegen, bis ich ihn besuchen komme. „Und komme doch bald," fährt er fort. „Ich schaffe Dir ein Zimmer ganz dicht neben mir, bei einem Nachbarn, so daß Du das Hotel nicht nötig hast und bei mir essen kannst . . . Aber komme bald . . ."

Diese Begeisterung für Edgar Poe entsprang aus einem einzigen kleinen Bändchen der von Professor Schück ins Schwedische übersetzten Erzählungen Poes. Die vier dicken Bände der englischen Ausgabe hatte ich unterdessen zu Hause für meine Arbeit. In seinem nächsten Briefe sieht er bereits Edgar Poe in „König Lear".

Durch keine Aufmerksamkeiten verwöhnt, sah ich damals in seinem Drängen, Schmeicheln und Locken nicht, was ich jetzt darin sehen muß. Ich machte ihm meinen zweiten Besuch, wohnte aber im Hotel, wofür der empfindliche Strindberg damit quittierte, daß er am Morgen meiner Abreise „Souffleur-Besuch" hatte und darum nicht an den Zug kommen konnte. „Aber wir sind ja nicht kleinlich", besänftigte er mich.

Es ist ihm nicht ganz leicht, die Korrespondenz beständig aufrecht zu halten. Zuweilen schreibt er darum literarische Rezensionen. Er verbreitet sich über „Bacons atheistisches Lächeln", über die Untreue von Bacons Frau, er findet Falstaff „schlaff gezeichnet", er entdeckt Tiefsinn in „Lear", er schließt sich der Auffassung verschiedener Literaturhistoriker an: „alles Gute ist von Bacon, aller Dreck vom Provinzschauspieler (Shakespeare)". In einem späteren Brief behauptet er, „Shakespeare sei von Desdemona dupiert worden, und sie hätte Othello mit Jago betrogen". Vater Homer schlummerte zuweilen.

So beschäftigt er sich auch in seinem nächsten Brief vom 28. Januar mit Haeckels Morphologie, der die „Entdeckung" gemacht hat, „daß die niederen Tiere entwickelten Kristallisierungsformen gehorchen", — und fügt sich selbst beruhigend hinzu: „Also keine Gefahr für meinen Verstand in diesem Punkt." — Der Besuch des bescheidenen Redakteurs einer Familienzeitschrift wird so begrüßt: „Ein kenntnisreicher Mann, doch dupiert vom Sozialismus, gewöhnliche Inkonsequenz übrigens, — Evolutionist und Gegner der Grundbedingungen des Evolutionismus, Ungleichheit, Freiheit, Freiheit auch der Stärkere und Klügere zu sein". — Oder wie er sich in einem seiner polemischen Gedichte ausdrückt: „Freiheit für Loke, nicht bloß für Thor!"

Nach einem Abstecher darüber, daß man „ancestrale Erinnerungen", z. B. arabische Buchstaben in der Handschrift gewöhnlicher Menschen von heute finden kann, fährt er fort: „Ich glaube Nietzsche macht mich blind, während mein Gehirn vor Überanstrengung wie eine Wunde ist; aber er macht mich gewiß auch verrückt! Denn das unerhörte Selbstgefühl in seinen Büchern hat mir ein ebensolches gegeben! Was nicht verhindert, daß meine graue Gehirnrinde entzweigehen kann, was sie sicher auch tun wird! Fällt die Republik in Frankreich, wie sie nun ist, da gibt es für uns kein Mannesalter und Altertum, sondern wir werden in moralischem Gefängnis leben, bis wir sterben. Was tun? Nichts! In Gheel sehen wir uns alle wieder!"

Auf die drei Seiten des hier zitierten Briefs läßt er noch fünf Seiten vom selben Datum folgen, worin er u. a. auch ein ganz klein bißchen lockspitzelt. Er fängt an mit dem schwedischen Diplomaten und Lyriker, Graf Snoilsky, über dessen Ahnen er eine historische Tabelle aufstellt, um ihn dann sowohl von väterlicher wie von mütterlicher Seite (Oberhofmeisterin Banér) als „Pöbel" zu erklären. Dann fährt er fort: „Sein Pariagefühl treibt ihn (Snoilsky) heftig den König (Oskar II.) zu suchen, vielleicht ist es auch Oskars Pariablut und Königsblut, was seine Sympathie erweckt." — Und er klagt weiter: „Es ist so viel Pöbel in Snoilsky. Karl XII. ist Pöbel, Sozialist-Sympathien sind Pöbel, Popularitätswut ist Pöbel (Feigheit)." — Um weiter zu schreiben, geht er noch zu den Juden unter dem schwedischen

Adel über und rühmt sich, wie er einem solchen nur einmal auf die Beine zu sehen brauchte, da wurde derselbe gleich Gedankenleser: — „er sah, was ich sah und fürchtete mich! Glaube mir!"

Am 1. Februar ist er wieder mit vier Seiten da. Er ist poetisch gesinnt: „Lerchen und Buchfinken sangen heute". . . „Gheel ist die Stadt der Verrückten in Flandern." — Er gratuliert mir zu ein paar meiner in der „St. Petersburger Zeitung" gedruckten „Parias" und warnt mich vor Reptilen (eine Anspielung auf die Übersetzerin, meine künftige Frau), und er fährt seufzend fort: „Welche Zeiten stehen uns bevor!" — Darauf unterhält er mich mit einer Geschichte, die er in einer großen deutschen „Rechtsmedizin" gelesen: von einem jungen Mann, der an der Monomanie litt, er müsse seine Mutter umbringen. Er liebte seine Mutter rein (?). Er reist ins Ausland, erhält die Nachricht, seine Mutter sei gestorben, kehrt heim, findet sie am Leben, bringt sie um. Und Strindberg geht auf einen schwedischen Leutnant und Grafen über, der in seiner Jugend auch seine Mutter umbrachte, weil sie ihn verführt hatte. „Ex nihilo nihil fit" fährt er geheimnisvoll fort: „Sei vorsichtig. Der Mensch ist ein listiges Tier." — „Und nun laßt uns ein einfaches Gedankenlesen versuchen. Lies dies: Fjabkrebymffhse! Das ist Edgar Poe. Und laß mich wissen, wieviel Zeit du dazu gebraucht hast. Gib mir auch so eine Aufgabe. Bist du angst, so sage nur, du hast verstanden." — In Rückblick auf Gheel tadelt er meine mangelnde Gedächtnisschärfe. Ich bin ihm schon nicht mehr aufmerksam genug.

Er hat sich doch so viel Mühe gegeben, das Uhrwerk meines Gehirns und vielleicht auch meiner Empfindungen nach seinem Sinn zu stellen. Und es geht noch immer nicht, wie er will.

Nach einer Pause von fast drei Wochen philosophiert er auf fünf Seiten. Zuerst über das Problem Huysmans: „ist das Differenzierungstrieb? ist es Degeneration? ist es Überanstrengung durch Zeitungslektüre und Wettlauf mit Zola?" Und er fährt fort: „Wir leiden alle darunter, daß wir Millionen Gehirnzellen an Jesus und Karl XII. zugrunde gehen lassen müssen." — Er hat aber noch andere Belehrungen auf dem Herzen, die hier nicht so leicht wiedergegeben werden können. Er warnt mich vor Maudsley und belehrt mich, „daß das Talent, das starke Ich, sein Talent nicht für zweifelhafte Menschenkinder opfern mag, die seine Konkurrenten werden können," sondern daß es deswegen vorziehen sollte sich selbst zu genügen, — statt sich Syphilis zu schaffen. „Schopenhauer", fügt er hinzu, „der tiefsinnigste Denker, den ich kenne, hat die Päderastie erklärt und ich möchte ex analogia den Muttermord als eine retroaktive Selbstmordmanie erklären, als das Ende einer Rasse, die sogar ihren Ursprung haßt . . . Aber wenn Du erst zur Einsicht: Weib = Verbrecher, gekommen bist, wirst Du Dir wohl auch eine ratio eff- und sufficiens denken müssen, wenn Du eine so ungewöhnliche

Handlung siehst. Degeneration ist ein so schwebender Begriff wie Bakterien. Ich habe mich viele Male für degeneriert gehalten, aber betrachte mich jetzt als einen Riesen, der wohl überangestrengt und in der Schwachheit Sozialist (= Sehnsucht nach Aufhören des Streits), Kind aufs neue werden kann, doch wegen Schwäche unvermögend zu so starken Handlungen wie Verbrechen. Galton (und Nietzsche) glauben, der Verbrecher sei ein Starker, der nicht an seinen Platz gekommen. Das glaube ich nicht. Die starke Intelligenz kann sich beugen, geschmeidig sein, tragen, dulden, warten . . . Der starke Verbrecher ist schwach an Intelligenz (= dumm), stark an Emotionen (= Tier)." — In der Nachschrift erwachen wieder alte religiöse Vorstellungen: „Wunderlich, das mit dem Schuldgefühl! Wir verwarfen Jesus, der unsere Schuld trug, und wir fingieren den Determinismus = die Schuldlosigkeit. Welches war das größte Schelmenstück!"

Ich verweile hier einen Augenblick, denselben kurzen Augenblick, an dem sich Strindbergs wahres Gesicht zeigt. Was waren Strindberg Atheismus, Determinismus, Individualismus, nicht zu reden vom Sozialismus, den er tief verachtet, gegen die Heimat seiner Seele: Pietismus. Sie waren schöne Kleider nach der neuesten Mode, um ihm vor den Menschen Ansehen zu geben! Sie waren auch der geistige Hochmut, der tiefe durchbohrende Blick, das geheimnisvolle Gebahren, die nachweisliche Autorität des Calvinisten auf dem Kriegspfade. In seinem Innern blieb er von seiner Jugend bis an sein Grab der Sünder, der viel Schuld auf sich laden muß, damit Jesus seine Schuld zu tragen hat. Denn Jesus ist nicht für Kleinigkeiten gestorben. Je mehr der Prädestinierte ihm zu tragen gibt, desto mehr Ehrfurcht erweist er ihm. Und nachdem Strindberg mir bisher in seinen Briefen die verschiedenen Manieren, schuldig zu werden, angedeutet hat, blinzelt er mir mit einem halben Auge zu: Komm zu Jesus, der unsere Schuld trägt!

Nachdem er mir wieder drei Wochen Zeit gelassen darüber nachzudenken, schreibt er, am Tage der Erstaufführung seiner Théâtre-libre-Stücke in Kopenhagen, in Holte sitzend und auf den Ausgang wartend, mir einen Brief von acht Seiten. Man hat den Eindruck, daß er sich damit das Lampenfieber vertreibt. Zuerst ärgert er sich Seite auf Seite nieder über den entscheidenden Kritiker in „Politiken", von dem eigentlich alles abhängt und den er ordentlich heruntermacht. Seine Ahnungen waren richtig: „Politiken war unter den am wenigsten artigen", schreibt er mir im folgenden Brief. Und in diesem unterrichtet er mich, daß Ibsen, Björnson, Kielland, Gjellerup, Drachmann, Strindberg nicht mit ihm aushalten können. Dann kommentiert er sein eigenes Stück „Gläubiger", das am selben Abend gespielt wird, als sein eigener Rezensent, und setzt es in die Rubrik Evolutionsmoral. Dann grämt er sich über einen Leichdorn, auf den er in „Politiken" getreten haben muß. Folgt eine Tabelle über die weißen und roten Blutkügelchen, sehr sauber und

nett geschrieben, wie für eine Preisaufgabe, worin er die Unterlegenheit des Weibes unter den Mann beweist und fragt stolz: „was sagst Du zu dieser Deduktion?" Nun geht er über zum Wesen der Poesie und gibt ihr die nicht neue Begründung, daß sie aus dem Geschlechtstrieb entspringt und daß darum die beste Poesie der Lobgesang auf das Weib ist. Weiter läßt er mich wissen, daß der Mann die Initiative hat, worauf er die Frauenpoesie als das Weib verherrlichend mit einem häßlichen Namen in doppeltem Sinne belegt. Noch ärger behandelt er die Frauenpoesie, die den Mann verherrlicht, ebenso alle Schriftstellerinnen und Künstlerinnen. Und fügt hinzu: „Weiberhaß ist darum und wird nie Poesie, sondern muß Philosophie werden. Der „Vater" fällt noch unter die Poesie, weil er Frauenkult enthält (Überschätzung der Eigenschaften des Weibes), Mutterkult. Das Verhältnis zwischen Poesie und Philosophie kann ich Dir jetzt für den Augenblick nicht klarmachen." — Jetzt trifft das erste Telegramm ein, 8½ Uhr: „Ungemischter Applaus für ‚Kreditoren'. Hervorruf." — Um 9,10 Uhr kommt das zweite Telegramm: „Stürmischer Beifall für ‚Paria', Hervorruf. Großer Erfolg. Frau Strindberg achtmal hervorgerufen. Man verlangt den Verfasser. Frau Strindberg redet. Stürmischer Beifall. Einige pfeifen." — Dein Freund August Strindberg. 10. März 1889. Holte."

Am 21. März begnügt er sich damit, mich zu ermahnen, leslicher zu schreiben: „Ich werde blind. Es ist so viel Gutes in Deinen Briefen, aber die Hälfte geht verloren, durch die Leiden, die Deine Pictur mir zuzieht."

Ich war nicht nach Kopenhagen zur Aufführung gekommen, und sah „meinen" Paria später auf der Tournee der Gesellschaft in Malmö. Aber was hatte Strindberg daraus gemacht! Zwei Verbrecher, die sich untereinander entdecken, und wovon der stärkere und größere den schwächeren und kleineren unschädlich macht, so daß er ihn nicht angeben kann. Strindberg hatte in einem Aufflammen seines alten Schauspielerdrangs mich aufgefordert, den schwächeren und kleineren auf der Szene mit ihm, dem größeren und stärkeren, zusammen darzustellen. Hiermit war die Phase unserer „Zusammenarbeit", wie er es nannte, ohne „Gezänk" vorüber.

In Kopenhagen wurde auch noch „Komtesse Julie" im „Studenten-Verband" gespielt, mit Frau Strindberg in der Hauptrolle. Beide Aufführungen litten darunter, daß Dilettanten und Berufsschauspieler zusammen spielten, wodurch von dem Publikum die Nachsicht für eine Liebhaberbühne verlangt wurde. Auch Frau Strindberg hatte nur die Routine einer Dilettantin. Strindberg war ihr damals dankbar. Sie hatte ihm die Aufführungen überhaupt ermöglicht, — wenigstens wie er meinte — indem sie zum Königlichen Theaterintendanten, Kammerherrn Fallesen, ging und sich mit ihm französisch unterhielt. Außerdem hatte sie ihn zu diesen seinen beiden misogynsten Stücken nicht nur im täglichen Leben stimuliert, sondern

an der Interpretation auch noch lebhaften Anteil genommen. Wie seine Mitteilung des zweiten Telegramms bezeugt, war er für den Moment stolz auf sie.

Gleich am nächsten Tag, 22. März, neuer Brief von fünf Seiten: „Wahnsinnsproblem", nach dem schlechten Stück eines jungen Mannes; Shakespeares Othello; Leben und Leiden eines betrogenen „Kapellmeisters in Stockholm"; Plan eines Buches: „Die Welt als Lüge und Verstellung, oder das Wesen der Simulation"; ein falscher Sohn von Rothschild, dessen Wahnsinn sich darin äußerte, daß er immer über Nationalökonomie redete; ein falscher Brief zur Rettung der Ehre einer Frau, wovon er in „Le Temps" gelesen; die Bedenklichkeit der Hamlettaktik, sich wahnsinnig zu stellen; endlich die Betrachtung: „Glaube mir, die Irrenhäuser sind zum Teil Gefängnisse, wenn der Familienkrieg nicht mit der Wegräumung eines gefährlichen Zeugen schließen konnte . . . Warum werden so viele bessere-Leute-Verbrecher wahnsinnig? Sie retten sich vor dem Gefängnis oder etwas noch Schlimmeren." — Und er seufzt: „Das Leben ist schwer und die Kräfte nehmen im Frühling ab!"

Plötzlich aus dieser verhältnismäßig idyllischen Stimmung kommt der tragische Aufschrei, 14 Tage nach seinem Theatererfolg und unterzeichnet Tuus August Strindberg: „Jetzt, wo meine Ehe aufgelöst und die Trennung von den Kindern mich wahrscheinlich stark bedrücken wird, frage ich, im Namen der menschlichen Barmherzigkeit: willst Du mein Gast sein in meinem leeren Haus und gegen alle Konvenanz kommen, wenn ich nach Dir telegraphiere?"

Gegen alle Konvenanz — was meinte er damit? Ich zerbrach mir damals nicht den Kopf darüber, aber ich kam auch nicht. Strindberg hatte wohl auf ein unmittelbares Reagieren gerechnet; als das nicht eintrat, war in seinem nächsten Brief von keiner Ehescheidung mehr die Rede. Und dieser nächste Brief war am selben Tage, 24. März, geschrieben, aber erst drei Tage später abgeschickt. Er ist wieder fünf Seiten lang und enthält drei Punkte. Zuerst eine mißgelaunte Kritik über ein kleines Einakterchen von mir, das ich nie weder zum Druck noch zur Aufführung gebracht und die so anfängt: „Es ist merkwürdig, daß wir zuletzt, trotz aller Belehrungen durch andere, im Geschlechtsverhältnis bei unserer eigenen unerfahrenen Meinung stehen bleiben. Was weißt Du von der Ehe?" — Seine weiteren Ausführungen über die Ehe lassen sich hier mit seinen Worten nicht wiedergeben. — Zweiter Punkt, die Alter der Liebe: „Für den Mann unbegrenzt, bis zu 90 Jahren; für das Weib im Durchschnitt 40 Jahre", — ihre späteren Neigungen sind ebenfalls nicht wiederzugeben. — Dritter Punkt: „Langes Haar vom Weibe ist eine hochentwickelte Form von homogeneity zu heterogeneity."

In nächstfolgender Karte und Brief vom 2. und 6. April erfahre ich, daß sein Aufenthalt in Holte zu Ende ist. Er beauftragt mich, ihm eine Sommerwohnung zu vermitteln, in Nordschonen, wo Tannen- und kein Buchenwald mehr ist. Am 20. April erhalte ich ein Telegramm, worin er mich nach Malmö, Hotel Kramer, beruft. Ich komme denn auch; und in einer Gesellschaft bei einem Zahnarzt, seinem Bekannten, vertreibt man sich die Zeit mit erfolglosen Hypnotisierungen. Er verschwindet dann für einen Monat; ich erhielt nach Skurupo nur noch einen Brief und eine Karte von ihm aus Runmarö bei Stockholm.

III.

Gleichzeitig mit dieser vehementen Korrespondenz Strindbergs, aber früher begonnen, kamen an mich noch andere Briefe von Dänemark, seltener, leiser, aber nach und nach ein festes Band bildend, das bis heute besteht. Strindberg wußte, daß ich eine Verbindung in Kopenhagen hatte; und er wäre nicht der gewesen, der er war, wenn ihn das nicht zum Wettkampf stimuliert hätte.

Während der Ausstellung 1888 hatte ich bei Georg Brandes meine spätere Frau, Laura Mohr (Laura Marholm), zum erstenmal gesehen. Sie hatte auf einem Tisch im Speisezimmer der Pension, wo sie wohnte, meine „Sensitiva Amorosa“ liegen gefunden, darüber für die „Neue Freie Presse“ geschrieben und ein paar Stücke übersetzt ohne von mir zu wissen, wer ich war oder wo ich lebte. Diese Beiträge waren eben erschienen. Gleich nachdem wir uns gesehen, machte sie eine Reise in Norwegen und kehrte von dort zu ihren Eltern in Riga heim. So erhielt ich erst nach ein paar Monaten ihre Antwort auf meinen ersten Brief und meine Bücher, die ich ihr geschickt hatte. Im Herbst nach Kopenhagen zurückgekehrt, übersetzte sie dann nach und nach meine neuen Arbeiten und brachte sie in deutschen Blättern unter.

Ich erinnere mich, daß ich in meinen Briefen an sie eben einer wärmern Ton anschlug, als Strindberg dazwischen kam. Außer seiner allgemeinen Feindseligkeit gegen das ewig Weibliche, hatte er noch eine besondere gegen sie; denn sie hatte ihn in einem Aufsatz in der „Gegenwart“ einen „Dichter als Weiberhasser“ genannt, und er hatte darin eine Anspielung auf Neigungen gesehen, an die sie nicht gedacht hatte. Er veröffentlichte einen groben Ausfall gegen sie im „Politiken“.

Nachdem Strindberg Holte verlassen, nahm unser Briefwechsel einen raschen Aufschwung; und nach den ersten zärtlichen Worten schlug ich ihr eine Zusammenkunft auf der Insel Koster bei Strömstad, nahe an der norwegischen Grenze, vor und war eigensüchtig genug, zu verlangen, daß sie die Kopenhagener Bekannte, die sie begleiten wollte, nicht mitnähme,

während ich meinen Bruder, den Volkshochschulvorsteher, mitschleppen mußte. Nach einmonatlichem Aufenthalt auf Koster waren wir verlobt; und nach ihrer Heimkehr zu ihrem Vater, Schiffskapitän Mohr in Riga, schrieb ich ihm, und erhielt seine Einwilligung.

Ich blieb noch einen Monat auf Koster. Während der ganzen Zeit kam nur ein Brief von Strindberg. Er schlägt gleich den Ton an, der durch alle seine weitern Briefe aus Schweden geht und der von dem einschmeichelnden, geistreichen, vielseitigen Inhalt seiner Briefe aus Holte weit entfernt ist. Alles ist Dunkelheit, Einseitigkeit, schlechte Laune, Katerstimmung. „Ja, jetzt sehe ich," heißt es, „daß ich in Oberschweden nicht durch Dummheit, sondern durch Suggestionsgewalt totgemacht bin. Man hat so lange und andauernd geschimpft, bis es sich eingenistet hat. Man nimmt mir es übel, daß ich nicht tot bin, obgleich man mich mehrere Male schon begraben hat. . . Strindberg ist tot, gehört einer verflossenen Periode an, ein erloschenes Meteor (alias ein Reklame-Humbug). . . Und doch bleibe ich in meinem oberschwedischen Milieu mit Steingeröll und Gneiß, bleibe bis an meinen Todestag!"

Im August kehrte meine Verlobte nach Kopenhagen zurück und wir trafen einander in demselben Hotel Månsson in Holte, wo Strindberg und ich uns zuerst begegnet hatten. In einem kleinen Häuslerhäuschen in Overöd bei Holte war eben eine von Sommergästen bewohnte kleine Wohnung frei geworden; wir zogen ein und wurden am 27. September 1889 vom Bürgermeister Hansen von Kopenhagen gleichzeitig mit einem armen Arbeiterpaar, das auch Hansen hieß, bürgerlich getraut. Die bürgerliche Trauung in Dänemark war nach einem Paragraphen der dänischen Verfassung für diejenigen vorhanden, die keiner der im Lande Dänemark bestehenden Glaubensgemeinschaften angehören. Hier blieben wir, bis wir Anfang Februar 1890 nach Berlin abreisten.

Erst am 21. Oktober findet sich Strindberg ein: „Ich hatte einen langen Brief für Dich in Ordnung," schreibt er, „als ich hörte, daß Du Dich verheiratet hast. Da wollte ich durch kein Rabengekrächze über das geistige Elend hier in unserem Tollhaus die glücklichste Periode stören, die der Mann durchlebt, die des Neuvermählten, die allein mit der Ankunft des ersten Kindes verglichen werden kann, wenn im übrigen Existenzmittel vorhanden sind. Der Brief liegt unter meinen hinterlassenen Schriften." — Nach dieser segnenden Handbewegung geht er sofort und zum ersten Mal zu seinem deutschen Geschäfte über. Er beklagt sich über eine Übersetzerin nach der andern; die eine betrügt ihn, die andere setzt ihn wegen Garborg zurück. In Schweden sei für mich nichts zu erwarten; der große Verleger mache jetzt nur noch in Familienliteratur; und er fährt fort: „Hier ist es ärger, als ich gedacht, und Du darfst auf die Ehre (?) verzichten, hier bekannt zu

werden. Du kannst sie entbehren; und Stockholm soll veröden als ein unnützes Zentrum an der Ostsee, unnütz nachdem Zar Peter Petersburg gegründet und Kopenhagen südlicher liegt." — Nach dieser Anspielung an die Herkunft meiner Frau kommt er gleich wieder mit seinen Geschäften in Deutschland: „Ist das ‚Rote Zimmer' in Deutschland besprochen? Wie ging es mit ‚Neuer Kosmos'?" — Und er stellt Fragen, mit doppelten Fragezeichen: „Du lebst in Holte? Im Hotel? Ist Tschandala los? Ist ‚Waldlust' verkauft? Wo ist Fräulein Frankenau? Månsson weiß das alles!" — Und er schließt: „Kummervoller Sommer. Improduktivität, Gedanken an Versorgungsplatz, Betteleien ohne Erfolg, alle Türen verschlossen, verbannt aus Theatern und Zeitungen, Neid, Roheiten, Schikanen!"

Er läßt dies abschreckende Bild nachwirken bis zum 9. November. „Interessante Periode, die wir durchleben," schreibt er dann. „Schade, daß das Publikum es nicht versteht! Ein Glück, daß die Problemdebatte zu Ende ist. Aber ich habe am wenigsten auf meinem Gewissen; denn ich rettete die Poesie noch in „Utopien". . . Ich habe dem Realismus abgesagt als der kleinen Kunst der Kleinen, um den Naturalismus als die große Kunst zu predigen, wohin ich auch „Comtesse Julie" und „Creditoren" rechne. . . Mein Roman* — mein Programm — wird in diesem Jahr nicht fertig, vielleicht im Frühling. Aber möchte Deine Frau ihn nicht aus dem Manuskript übersetzen und gleich Verleger suchen!" —

Am 26. bedankt er sich für das Geld, das aus der Höhe kam. Meine Frau hatte ein paar charakteristische Kleinigkeiten von ihm übersetzt; wie auch von Garborg u. a., um auf neue skandinavische Erscheinungen aufmerksam zu machen. Als Übersetzerin an und für sich engagierte sie sich überhaupt nicht, — ebenso wenig wie sie je Berufsschriftstellerin werden wollte. Damals hatte sie genug zu tun, selbst zu schreiben und mich zu übersetzen. Strindberg und andere haben öfters verlangt, sie solle ihren Namen hergeben für einen Inhalt, den sie noch nicht kannte. Sie tat es nicht, aber die bösen Folgen blieben nicht aus.

Und wieder kommt er auf „Tschandala": „Grüße die Polizei durch Månsson, Tschandala ist in ‚Waldlust', unter dem Dach oder im Keller, oder im Treibhaus, oder im Stalle, oder in der Ruine, und man kann ihn fangen, wenn man in der Nacht Wacht hält, denn dann kriecht er hervor, um zu saufen und zu lärmen. Er verläßt ‚Waldlust' nie, bis sie nicht fort oder bis es verkauft ist. Und er ist gerade jetzt da! Sofern er mir nicht auf den Fersen ist! Ich gehe mit einem Revolver und schieße ihn nieder, wo er sich zeigt. Und mich läßt er nie los!"

„Tschandala" war ein Roman von Strindberg während seines Aufent-

* „Am offenen Meer".

halts in Holte und aus ein paar dortigen Erlebnissen zusammengesetzt. Tschandala oder Paria waren für ihn dasselbe. Ich verstand gar nicht, was er mit seinen Fragen meinte, bis er mir später in einem Briefe selbst den Schlüssel in die Hand spielte.

Am 2. Dezember verlangt er, ich solle ihm Auskunft geben, ob C. G. Wrangel, der bekannte Journalist und Sportsmann, ihn mit oder ohne Namensnennung angegriffen hätte, „ob die Sachen ehrenrührig sind und Gegengift verlangen" und fährt fort: „Zu Prozessen habe ich kein Geld, zum Schmähen keine Lust. Bleibt übrig, nach österreichischer Sitte zu den Waffen zu greifen. Ich führe eine gute Klinge, müßte aber hinreisen. Und zuweilen ist es am vorteilhaftesten, zu schweigen — bis auf weiteres. Was ist Dein Rath?"

In seinem letzten Brief nach Holte, vom 24. Januar 1890 herrscht Düsterkeit: „Die Situation: Milieu, Diät, haben mir eine gewisse stumpfe Ruhe gegeben, aber die Wiederholungen verflossener Stadien, die Einatmung schlechter Luft, der Umgang mit kleinen Geistern drücken und zerren an mir, so daß ich nichts schreiben kann. Noch auf Sandhamm in der Einsamkeit, hatte ich alle zwei Stunden einen neuen Gedanken; aber das Stadtleben stört mich und macht mich steril. Die Sterilität narrt mich, Zerstreuungen zu suchen, aber ich lerne nichts. Ich fühle, daß ich nordwärts gekommen bin. Die Lampe brennt den ganzen Tag und ich grabe in alten Büchern, um die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Dummheit zu lesen. . . Zeit und Menschen erscheinen mir geistesgestört!"

Drei Wochen später jammert er nach Berlin hinüber: „Ein elendes Leben in allen Hinsichten! Man stirbt Stück für Stück, und schläft am liebsten!"

Einen Monat später bedankt er sich für das „Gold aus Sibirien" und übersendet Grüße und Komplimente an meine Frau, die ihn in Rußland eingeführt hatte. — „Jetzt habe ich ‚Vor Sonnenaufgang' gelesen," heißt es weiter; „die Liebesszene war neu und stark . . . im übrigen fußt das Werk auf dem nicht neuen Sozialistenprogramm!"

Wieder einen Monat später, am 24. April, schreibt er von Vermdö: „Nach einem Winter ohne Arbeit, nur in Saus und Braus und Gesellschaft, bin ich wieder auf dem Lande in der Einsamkeit, die mir die Bedingung zur Rettung der Persönlichkeit zu sein scheint. Die Menschen waren ungeheuer freundlich, aber obgleich sie gehofft hatten, mir den Ring durch die Nase zu ziehen, damit ich ihre Kommunalweide nicht aufwühle, habe ich mich doch freigehalten, ohne meine Gesinnungen zu verbergen. Und dadurch habe ich meine Selbständigkeit legitimiert. Im übrigen ist es hier tot. Keine Interessen, keine Fragen; und darum habe ich mich darauf

beschränkt, Punsch zu trinken, Einladungen anzunehmen, sogar zu tanzen. Das war eine Art Ausruhen; und wenn ich jetzt wieder schreibe, werden meine Perioden länger und runder." — Nachdem er sich darüber beklagt hat, daß ihm seine Stücke aus Deutschland zurückgeschickt werden, denkt er an mich: „Wunderlich! Wenn man fort ist, wird man vergessen. Ich werde aufgegraben — aber Du, Hansson — wie wird es Dir gehen? Was machst Du Dir aus Schweden? Ich rede von Dir zu ‚Kreti und Pleti, aber man wird nur zerstreut'!" — Und wieder redet er mich an, wie im ersten Brief: „Lieber Hansen", und schreibt darüber mit Bleistift: „Tschandala", und fährt fort, ich solle ihm sein schwedisches Original zu „Tschandala" verschaffen, das der „Neue Kosmos" sich bestellte. Als ich jetzt, wo ich vieles weiß, was ich damals nicht wußte, und vieles geschehen ist, was nicht mehr verwischt werden kann, seine Briefe nach so langen Jahren durchlas, stutzte ich bei diesem mit Bleistift über meinen absichtlich falschgeschriebenen Namen gekritzelten Tschandala, auf den er mich in seinem Briefe nach Holte die Polizei hetzen lassen wollte. Der Untersinn — derselbe Untersinn wie in seinem „Paria" — ließ sich nun nicht mehr verkennen. Jener Tschandala, von dem sein in Holte geschriebenes Buch handelte, hieß auch Hansen; und Strindberg schilderte, wie er diesen Menschen, vor dem er sich fürchtete, zu ängstigen, zu umstellen und verrückt zu machen suchte, um sich seiner zu entledigen. Dies war keine Monomanie, die Strindberg wie so vieles andre nur simulierte. Dies war eine Berechnung, wie überhaupt durch die ganze Reihe seiner Briefe ein bestimmter Zweck geht.

(Schluß folgt)

Deutschrömische Landschaft vor hundert Jahren

von Emil Waldmann

Als der einundzwanzigjährige Felix Mendelssohn-Bartholdy im Winter 1830 nach Rom kam, lernte er auch das Leben der deutschen Malerschaft dort kennen. Gefallen hat es ihm nicht. Er schrieb an seinen Vater:

„. . . . . Es sind furchtbare Leute, wenn man sie in ihrem Café Greco sitzen sieht. Ich gehe auch fast nie hin, weil mich so sehr vor ihnen und ihrem Lieblingsort graut. Das ist ein kleines, finsteres Zimmer, etwa acht Schritte breit, und auf der einen Seite der Stube darf man Tabak rauchen, auf der anderen aber nicht. Da sitzen sie denn auf den Bänken umher, mit den breiten Hüten auf, große Schlachterhunde neben sich, Hals, Backen, das ganze Gesicht mit Haaren zugedeckt, machen einen entsetzlichen Qualm (nur auf der einen Seite des Zimmers), sagen einander Grobheiten; die Hunde sorgen für Verbreitung von Ungeziefer; eine Halsbinde, ein Frack wären Neuerungen, was der Bart vom Gesicht freiläßt, das versteckt die Brille, und so trinken sie Kaffee und sprechen von Tizian und Pordenone, als säßen die neben ihnen und trügen auch Bärte und Sturmhüte! Dazu machen sie so kranke Madonnen, schwächliche Heilige, Milchbärte von Helden, daß man mitunter Lust bekommt, dreinzuschlagen . . . . . ."

Man kann sich den Hanseaten vorstellen, der im Jahre zuvor in England begeistert gefeiert worden war, den jungen Meister der Sommernachtstraums-Musik, wie unbehaglich er in diesem Kreise auf seinem Stuhle hin und her rutschte und sich bald wieder empfahl, wenn er schon einmal anstandshalber hingegangen war. Wie er sich drückte, um sich nachher bei Horace Vernet und seiner schönen Tochter in der Villa Medici zu erholen von dieser Stickluft.

Ob er aber ganz recht gehabt hat mit seinem Verdammungsurteil der Nazarenerkunst? Gut, daß sein Verwandter, Jakob Salomon Bartholdy, ihn nicht mehr hören konnte. Der despektierliche Neffe hätte ihn mit solchen Äußerungen schwer betrübt, ihn, den ersten gütigen und einsichtsvollen Mäcen dieser Nazarener, der sich die Wohnung mit Freskogemälden von ihnen ausmalen ließ und sich manche schlaflose Nacht darüber machte, „wie er das viele Geld, daß er so verbrauchte, zusammenschwindeln sollte".

Es scheint, nach manchen Anzeichen zu schließen, als kämen wir heute allmählich wieder dahin, über die zeitweise so arg verschrieene Gedankenmalerei dieser ersten Deutschrömer, dieser Overbeck, Schnorr von Carolsfeld, Veit, Steinle, Cornelius, Führich und ihresgleichen ein wenig gerechter zu denken. Wenn es schon Eklektizismus war, was sie trieben, so war es

doch keineswegs immer nur schwächlicher Eklektizismus. Das sieht man nicht nur in ihrem Hauptwerk, den Fresken der Villa Massimi, sondern auch schon in den Malereien der Bartholdyschen Wohnung aus der Casa Zuccari (jetzt in der Nationalgalerie in Berlin). Und wenn sie auch auf unkünstlerischen, ja antikünstlerischen Wegen wandelten mit ihrer Ideenmalerei und deshalb scheitern mußten, manchmal spürt man doch, vor gewissen Werken Overbecks zum Beispiel, eine persönliche Genialität, und manchmal auch, wie etwa bei Julius Schnorr, eine große (nicht zur Entfaltung gekommene) Koloristenbegabung, um nicht zu sagen Malerbegabung. Was einen aber trotz aller Gerechtigkeit nicht warm werden läßt und immer wieder verstimmt, das ist dies, daß von dieser Kunst, die nun noch nicht einmal hundert Jahre alt ist, so gar kein Weg herüberführt zu dem was dann später in Deutschland groß wurde; auch menschlich nicht. Selbst zu dem, was bei Böcklin Irrtum war, haben wir heute doch irgendein Verhältnis, auch abgesehen davon, daß er unser Zeitgenosse war. Sein „Abenteurer" bedeutet uns noch etwas, auch wenn wir tausend Einwendungen gemacht haben. Es ist doch eine große, aus einem ungeheuren Naturgefühl heraus geborene Vision. Das fehlt bei den Nazarenern, dies Naturgefühl. Als Feuerbach im Jahre 1875 endlich wieder nach Rom kam und in seiner kleiner Osteria gegenüber der Fontana di Trevi saß, „wo er, wenn die Tür aufging, das Wasser rauschen hörte, wo er Gott sei Dank wieder Künstler war", da saß er halb im Freien. Das Wasser der römischen Brunnen war ihm Natur. Das hätten die Gläubigen vom Kloster San Isidoro und vom Café Greco nicht verstanden, dies Gefühl, wenn die Tür aufging, diese Freiluftempfindung. Sie hockten im Qualm beieinander oder saßen um den Teekessel von Fräulein Luise Seidler, echte Stubenmenschen, Museumsmenschen, Cliquenmenschen. Sie waren überzeugt davon, daß in der Kunst vor allen Dingen die „Gruppe" wichtig sei, als Partei, als Gesinnung, als „Gedanke". Sie teilten im stillen wohl Corneliussens Ansicht, der da in der Künstlerproklamation jener Tage, in seinem berühmten Programmbrief an Görres gemeint hatte (1814), es könne eine Kunst an sich geben, abstrakt und hinterher erst kämen die Künstler, die sie vertreten — während doch gerade umgekehrt erst „große Kunst das ist, was die großen Künstler machen." — Merkwürdig, daß wir erfahren, sie hätten von Tizian und Pordenone geredet. Also auch noch in der Richtung ihres Eklektizismus waren sie falsch orientiert. Von Tizian und Pordenone redeten sie wie von Zeitgenossen und waren dabei Raffael verfallen oder, innerlicher noch, Michelangelo, denn in Raffael, dem Protestanten, wie Cornelius ihn nannte, war ja das feinste Gift verborgen, vor dem war zu warnen. Daß hier, in Raffael und in Michelangelo, für die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ebensowenig zu holen war, wie schon für die des

späteren sechzehnten, daß man, wenn man schon von den Alten etwas lernen wollte, sich an eben die Venezianer halten mußte, über die man so verächtlich redete, das haben sie in der Praxis alle übersehen. Für die Monumentalmalerei ist im neunzehnten Jahrhundert eine segensreiche Wirkung Roms nun einmal für den nicht mehr denkbar, der nicht zuvor über Venedig gereist ist. Feuerbach und Hans von Marées beweisen es, beide, jeder auf seine Weise. Was uns die Betrachtung jeder großen Kunst, zum Beispiel der griechischen Skulptur, lehrt, das sieht man auch hier: Zum großen Stil kann man nur gelangen, wenn man mit beiden Füßen fest auf dem Boden einer Wirklichkeitskunst steht, wenn man die Natur so anschauen gelernt hat, wie die Griechen, die Holländer und die Venezianer. Darum ist Hodler groß, Feuerbach und Marées. Weil die Nazarener aber der Natur abgewandt waren und weil sie auch noch ihr Metier verachteten, mußten sie mit ihrer großen römischen Aufgabe scheitern. Sie haben, jener Programmschrift und ihren Versprechungen zum Trotz, den Monumentalstil für die deutsche Kunst nicht erobert. Und weil sie zum guten Teil aus Hochmut ihr Versprechen nicht halten konnten, darum haben wir nicht mehr ganz soviel Ehrfurcht vor ihren Werken wie etwa vor anderen großen aber gescheiterten Dingen, jenseits aller Gerechtigkeit. Für die Gegenwart sind aus diesem ganzen weltberühmten Schaffen nicht die Haupttaten lebendig geblieben, sondern statt dessen von ihren Arbeiten nur jene, die so nebenher einmal entstanden, die Porträte. Veits vielbewundertes Bildnis der Freifrau von Bernus, ganz im klassischen Geist gehalten, und Overbecks prachtvoller, unvollendeter Jünglingskopf in der Bremer Kunsthalle haben auf der Jahrhundertausstellung die Nazarener entschieden zu vorteilhaft repräsentiert. Voreilige Entdecker witterten schon große Zusammenhänge von Entwicklungen, Anfänge eine starken Wirklichkeitskunst in diesen vereinzelten Dokumenten. Doch das täuschte, eine starke Wirklichkeitskunst war die Malerei der Nazarener trotz allem nicht, dazu fehlte ihr, weil ihr das echte Naturgefühl, das venezianisch-holländische Gesamtsehen abging, eines: Die Landschaft.

Sie hatte keinen rechten Platz bei ihnen, sie mußte man damals auf einer andren Seite Roms suchen, in einer andren Kneipe (da es nun schon einmal immer Kneipen sein müssen, auch heute noch: Nouvelles Athènes), wo kein Kaffee getrunken wurde, sondern guter ehrlicher römischer Wein: In der Osteria Scozzese, gegenüber dem Palazzo Barberini. Da saß die Opposition gegen das katholische Kloster Isidoro und das hochprotestantische Kapitol, da saßen Johann Christian Reinhart, Josef Anton Koch, Friedrich Nehrly, der junge Friedrich Preller und die andren, kurz die Landschafter. Sie waren gar nicht milde und machten zynische Witze über die Nazarener, viel schlimmere als Felix Mendelssohn-Bartholdy, der sich übrigens hier gewiß ebensowenig wohl gefühlt hätte, wie bei den andren.

Wenn wir heute die Bilder dieser Meister ansehen, wenn wir in den Memoiren und Briefen der Zeit lesen, dann haben wir unwillkürlich das Gefühl: Hier sitzt die Jugend, die einmal wieder gar keinen Respekt vor ehrwürdigen Größen hat und die froh ist, wenn sie mit ihrem Schimpfen einmal ordentlich über die Stränge schlagen kann und gerne laut schrie, und fürchterlich übertrieb. Doch seltsamerweise, sie waren gar nicht die Jungen, sie waren die Alten. Die Führer des Kreises, Koch und Reinhart, waren um fast ein Menschenalter den Nazarenern voraus. Wenn sie trotzdem um so vieles jünger wirken, so liegt das daran, daß sie zu uns gehören. Bei ihnen ist die Wirkung Roms nicht so großartig, nicht so bewußt weltbedeutend, wie bei den stanzenverwandten und sixtinageschwängerten Gestalten Overbecks, sondern einfacher, natürlicher, naiver, unmittelbarer, ohne darum doch von aller Tradition verlassen zu sein. Hinter ihnen, als Ahnherren und Bestätiger, stehen Claude Lorrain und die Holländer, die Vögel der lustigen Schilderbent, die ihnen übrigens in ihrem ganzen Romleben und ihrem bürgerlichen, manchmal auch den Kunsthandel streifenden Kunstbetrieb ein wenig verwandt waren.

Aber so sehr diese Landschafter sich auch über die Nazarener lustig machten, es ist ihnen dennoch nicht gelungen, sich von diesem unkünstlerischen Einfluß ganz frei zu halten. Die Linie der Entwicklung hat doch einen Knick bekommen und man fragt sich gern, wie diese Entwicklung ohne diese Störung hätte verlaufen können. Retrospektive Ausstellungen, wie die unter dem Titel „Deutsche Landschaftsmalerei in Rom" vor kurzem in der „Mostra degli Stranieri" veranstaltete, können natürlich keine befriedigende Antwort geben. Die Hauptdokumente fehlen und müssen fehlen, da sie Besitz der öffentlichen Galerien in Deutschland geworden sind und zum größten Teil glücklicherweise nicht ausgeliehen werden. Aber man faßt doch auf diese Weise am Ort der Tat ein paar wichtige Züge auf, die in einem größeren Ensemble vielleicht nicht so zur Geltung kommen würden.

Die ersten deutschen Romlandschaften, die aus dem siebzehnten Jahrhundert, sind absolut holländisch gesinnt. Der Frankfurter Lingelbach wäre sicher unter den Mitgliedern der Römischen Schilderbent nicht als Fremder empfunden worden, der Hamburger Bernetz (1658—1722) versteckt seine feine Kunst der Architekturdarstellung genau so unter dekorativen Stilleben, wie es viele Holländer taten, und des Danzigers Pandolf Reschi (1643 bis 1699) „Landschaft mit Wasserfall" könnte, wenn sie anonym wäre, für einen mäßigen Pieter von Laer passieren.

Im achtzehnten Jahrhundert, mit dem Vordringen französischer Kultur, verschiebt sich der Pol der Landschaftsmalerei in Rom. Claude Lorrain wird das Ideal. Doch bleibt es zu verwundern, daß dieser Meister denen, die ihm nacheiferten, im allgemeinen ihre Persönlichkeit nicht raubte, wenig-

stens den Deutschen nicht. Ein Mensch wie Philipp Hackert, Goethes Freund, ist doch immer ein selbständiger Künstler. Nicht umfassend als Horizont, sondern eher eng und immer nur denkbar in der Handwerkstradition des Barock. Aber sowohl sein etwas über Gebühr bewundertes großes Rompanorama wie vor allem sein Bild von den Tivoli-Kaskaden zeigen eine beträchtliche Leistungsfähigkeit. Die Tivolilandschaft ist kein schönes Bild. Trocken, borstig und ohne Feinheit. Aber immerhin ein naives Bild mit starkem ehrlichen Verhältnis zur Natur gemalt, in jener anständigen Solidität, die Goethe für die spezifische Wirkung des römischen Milieus hielt. Und von dem andren Goethefreund, von W. Tischbein, stammt eine im Jahre 1783 gemalte „Fraskatilandschaft" in Blau und Grün, die in ihrer malerischen Gesamthaltung Dinge vorwegnimmt, die dann erst in den fünfziger und sechziger Jahren in München wieder auflebten und direkt auf den jungen römischen Lenbach (1858—60) und etwa den feinen Österreicher J. M. von Trenkwald (Rom 1856—62) hinweisen. In solchen anspruchslosen Bildern, die so bescheiden zwischen ihren großartigen Nachfahren hängen, ist noch nichts von Gedankenmalerei, und die Wirkung Roms ist als Größe zunächst nicht fühlbar. Nur eben, daß wir Landschaften von solcher Klarheit und solcher Unbekümmertheit innerhalb der damaligen deutschen Heimatslandschaft doch vergebens suchen. Claude Lorrains Vorbild wurde nicht zum Rezept heruntergezogen, sondern blieb auch für die geistigen Schüler ideal, ideal und fern.

In jenem bekannten Brief, den Wilhelm von Humboldt am 23. August 1804 an Goethe nach Weimar schrieb und in dem er ihm die Wirkung Roms schildert, sagt er an einer Stelle: „Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli empfinden". Vielleicht hat er dabei ein wenig an die merkwürdige Landschaftsmalerei gedacht, die in jenen Jahren in Rom entstand: „Die neue heroische Landschaft". Joseph Anton Koch aus Tirol, der seit 1795 in Rom arbeitete, hatte sie geschaffen, in erneutem, engeren Anschluß an Claude Lorrain und Poussin (wobei ihm wahrscheinlich Caspar Dughet bekannter war als Nicolas Poussin). Jedenfalls passen diese Worte Humboldts auf ihn von allen damaligen Landschaftern am ehesten, jene Stelle, wo er von der Lieblichkeit der Formen redet, von der Größe und Einfachheit der Gestalten, dem Reichtum der Vegetation (die doch wieder nicht überüppig sei, wie in noch südlicheren Gegenden), der Bestimmtheit der Umrisse im klaren Medium und der Schönheit der Farben in durchgängiger Klarheit. Bei solcher Schilderung, auf die Malerei übertragen, sieht man etwa Kochs großes, dem Innsbrucker Ferdinandeum gehörendes Gemälde von „Boas und Ruth" (1827) vor sich, das Führich in einem Briefe so begeistert beschrieben hat. Hier ist, gegenüber den Tischbeins und Hackerts, etwas Neues: Der Sinn für die durchgehende

große Linie, die Empfindung für den wahrhaft hellenischen Charakter dieser Landschaft. Sie wirkt ja tatsächlich, im Gegensatz zu Süditalien, attisch, mit ihren feinumrissenen Bergen, die sich in dunstiger Klarheit als farbige Silhouette so über der Campagna erheben, wie das prachtvoll ruhig ausgeschwungene Profil einer griechischen Insel, etwa Aegina, über dem saronischen Golf schwebt. Dergleichen war den Früheren verschlossen gewesen, das hatten sie nicht einmal an Claude, der übrigens Griechenland nie gesehen hat, entdeckt. Daß aber dieses Heroische damals auf Kosten des eben gewonnenen Malerischen erkauft werden mußte, scheint eine Notwendigkeit gewesen zu sein. Der Gedanke in der Malerei fordert Opfer an sinnlicher Anschauung. Die drei großartigsten römischen Landschaften Kochs, die aus Subiaco von 1813 und die von San Francesca di Civitella von 1814 (beide in der Nationalgalerie in Berlin) und das Pendant zu dieser, das „Winzerfest in Olevano" (Neue Pinakothek, München), sind alle drei nicht in Italien gemalt, sondern in Wien. Daher vielleicht ihre Großartigkeit. Aber das zeigt doch, wie nazarenisch im Grunde dieser so anschauungsfreudige und lebensfrische Künstler schon angesteckt war. Denn diese Idealität, mit großer gesuchter Linie und blauen Fernen, („wo die Berge so blau") und mit ihrer Neigung zum Temperakolorit ist ja etwas ganz andres, als das von Haus aus in diesem Künstler liegende gedankliche romantische Pathos. In dieser römischen Ausstellung hing ein sehr merkwürdiges Bild von ihm, eine Alpenlandschaft, „Die Jungfrau", vielleicht ein Werk aus seiner vorrömischen Zeit. Es ist Abend, der Mond ist am zartblauen Himmel schon aufgegangen, der weiße Berg glänzt grünlich und silbern unter den rosa Wölkchen, die Vorberge und der Alpensee liegen in braunen und grünen Schatten und der Spiegel des Sees fängt die gespenstische Form des weißen Riesen auf. Ein Bild voll gläserner Klarheit, ohne jede weiche malerische Stimmung, aber in durchsichtigster Lichtbehandlung und von einem seltsam geheimnisvollen Zauber der Luftperspektive, — so, wie Runge dergleichen sah. Hier ist das edelste Naturgefühl des achtzehnten Jahrhunderts lebendig, geäußert mit derselben ergriffenen Gebundenheit, in der Klopstock in seinen begnadetsten Stunden die Landschaft dichtete:

„. . . . Sieh den ruhigen See
Wie sein Gestade sich
Rings von Wäldern bedeckt
Sanfter erhoben hat
Und den schimmernden Abend
In der grünlichen Dämmerung birgt. . . . ."

(Aus der dänischen Ode „Fredensborg".)

Man sieht, was Stimmung in diesem Bilde von Koch lebt, ist auch gedanklich und in Worten ausdrückbar. Aber es ist darum doch gute

Malerei und gut gesehene Natur. Eine Innigkeit des Erlebnisses und eine originelle Stärke des Sichäußerns, wie Koch sie dann nicht wieder gefunden hat und um die auch Schwind vergebens gerungen hat. Hier ist der Punkt, wo man einsehen kann, wie groß die Opfer waren, die das Nazarenertum forderte. Es kostete nicht mehr und nicht weniger als die Naivität der Anschauung. Sentimental genommen ist vielleicht die große Linie und das Gefühl für das Klassische der römischen Landschaft anregender; für die Entwicklung der unabhängigen deutschen Landschaftskunst aber bleibt zu bedauern, daß dergleichen Bilder wie diese „Jungfrau" zu den seltenen Ausnahmen gehören. Und wenn wirklich, wie Johann Christian Reinhart einmal witzig bemerkt, Koch irgendeine alte Sünde damit abbüßte, daß er mit den Nazarenern zusammen im Dantezimmer der Villa Massimi Fresken mit menschlichen Figuren male — tatsächlich war es eine schwere Buße. Nicht als ob ihm die Nazarenerfresken nicht geglückt wären. Er hält sich wacker neben Veit, mit dem er das Dantezimmer ausmalte, und kann sich auch mit seinem Tafelbild vom „zwölfjährigen Christus im Tempel" sehr gut neben Cornelius sehen lassen. Aber die Folgen dieser, kurz gesagt, dieser Akademie hat er nicht überwunden. Reinhart war glücklicher dran. Mag auch ein so berühmtes Bild wie die Landschaft „Wanderers Sturmlied" uns heute schwach erscheinen und im wesentlichen keine Bereicherung über Caspar Dughet Poussin hinaus darstellen, sein großes Hauptwerk, die dekorativen Temperalandschaften für den Palazzo (nicht Villa!) Massimi 1825—1829 sind doch höchst originelle Schöpfungen. Den Zwang, den ihm das merkwürdige Format auferlegte, hat er seufzend empfunden, doch hat er sich gut damit auseinandergesetzt, — er stürzte sich der Verlegenheit in die Arme und machte nun gerade in die schmalste Fläche die reichste Geschichte, die mit dem Wald und der Jagd, die er aus Diodor nahm. Im übrigen suchte er, wie er an Heydeck schreibt, „bei so fatalen Formen durch Komposition den Zwang dieser Formen zu verstecken und durch die Figuren einiges Interesse hineinzubringen". Wie sehr nun aber diese unabhängige, keinem Lorrain- oder Poussin-Ideal nachjagende Malerei zu unserer Zeit gehört, sieht man in der Berliner Nationalgalerie. Man braucht nur von den Kajüten des zweiten Stockes, wo dieser Schmuck aus dem Palazzo Massimi seit einigen Jahren aufgestellt ist, hinunterzugehen zu den heroischen Landschaften von Feuerbach und braucht nur im Geiste an die besten der gelben Landschaften Hans Thomas zu denken, so sieht man, daß dies schließlich doch auf demselben Wege liegt. Kunstgeschichtlich ist zu sagen, daß bei diesen so bedeutenden Reinhartschen Leistungen im Gegensatz zu Koch die Tradition des achtzehnten Jahrhunderts durchaus spürbar ist. Er hat die große Linie und die Weite des Blicks nicht so teuer bezahlt. —

In einer Vitrine des römischen Ausstellungsraumes waren unter andren

schriftlichen Dokumenten auch einige Karikaturen, Festkarten und allerhand Allotria vereinigt — im allgemeinen übrigens Dinge von einer wirklich hervorragenden Albernheit. Ein paarmal kehrt da eine Karikatur des deutschen Landschafters in Rom wieder. Da sitzt in der Campagna, mit dem herrlichen Sorakte im Hintergrund, so ein Malersmann in Begleitung seines Hundes, ziemlich übereinstimmend mit der Mendelssohnschen Beschreibung, und malt. Aber er malt nicht die Landschaft — sondern eine einzelne zarte Blume, die da im Grase vor ihm steht. Signiert sind diese Karikaturen von irgendwelchen Leuten, deren Namen wir heute nicht mehr kennen. — Die Beobachtung, daß der deutsche Maler sich ins Detail zu vertiefen liebt, ist ziemlich zutreffend. Aber sie ist nicht witzig. Ohne dieses Sichversenken ins Kleine und Kleinste wäre diese ganze nie vom Eklektizismus freie Richtung sehr schnell in Rezeptmalerei verfallen, auch ohne Nehrlys und Catels Massenbetrieb. Ein berühmtes, schönes Bild wie das des hoffnungsvollen, mit dreiundzwanzig Jahren schon verstorbenen Karl Philipp Fohr, das auf der Jahrhundertausstellung in Berlin soviel Aufsehen erregte, diese Waldlandschaft mit Wanderern, verdankt im wesentlichen seinen Zauber doch dieser feinen Innigkeit, mit der Baum und Blume und Pflanze geschaut und studiert sind. Wir sind geneigt dieses auch koloristisch so blumenhafte (wenn koloristisch auch falsche) Gemälde für etwas damals ganz Außerordentliches zu halten. Künstlerisch genommen ist es aber nicht besser als etwa Kochs „Boas und Ruth". Es wirkt nur jünger, frischer, weil der Mann eben so viel jünger war und weil er sich nicht scheute, die schöne blumenhafte Koloristik der Hauptgruppe, die Frau mit dem Kind, einfach temperahaft zu übertreiben, auf Kosten der Wahrheit. An der Stelle, wo diese Gruppe steht, das heißt in diesem Falle: an der Hauptstelle des Bildes, kann keine Farbe so glänzen und so leuchten, der ganzen Lichtführung und Valeurkomposition nach. Der Maler hat hier, um zu wirken, den Ton einfach um eine Oktave zu hoch genommen, dadurch gewinnt er sich alle Herzen. Ohne das Blumige, Glänzende der vereinzelt betrachteten Lokalfarbe wäre dies Gemälde nichts, was über den Rahmen des damals Möglichen hinausging. Der Zusammenhang bleibt erkennbar. —

An Koch und Reinhart haben sich nun die andren angeschlossen, mehr oder minder eng. Die einzige wirklich bedeutende Persönlichkeit war der auch so jung verstorbene Heinrich Reinhold, der übrigens als einer der allerersten Deutschen nach Paris ging und dann erst, 1819, nach Rom kam. Sein Gemälde „Olevano", das die Hamburger Kunsthalle besitzt, ist eine der allerbesten deutschrömischen Landschaften, fast noch heroischer als Limé, dabei wirklichkeitsnah und sehr malerisch. — Interessant ist, wie Preller den Kochschen Stil in guten Stunden weiterbildet; scheinbar vereinfachte er, aber im Grunde hat er doch nur die so wertvollen Schroffheiten gemildert. Er hat ihn

zugänglicher gemacht und damit der Popularität seiner eigenen Odysseelandschaften den Boden bereitet. Rottmann endlich hat in den Kartons zu seinen Münchener Fresken eine erstaunliche Solidität, die er nachher bei der Ausführung nicht wiederfand und die wohl ganz auf Kosten des bedeutenden römischen Milieus zu setzen ist.

Als Reinhart im Jahre 1829 im Palazzo Massimi fertig war mit seiner Arbeit, mochte der Besteller kaum ahnen, daß für die deutsche Kunst einmal dieses kleine Zimmer wichtiger werden sollte als die vier Dichterzimmer mit den Nazarenerfresken im Casino Massimi, draußen beim Lateran. Es war ein großer Anfang; zugleich aber auch eine Vollendung, die Summe alles dessen, was im achtzehnten Jahrhundert naiv gewollt und dann von Koch leidenschaftlich erstrebt war: die heroische Landschaft im monumentalen Stil. Darüber hinaus konnte es für die nächste Zeit eigentlich nichts mehr geben. Den malerischen Stil der heroischen Landschaft nun auch gleich zu finden, dazu war die Zeit nicht reif. Das war dann erst Feuerbach vorbehalten, und, in gewissem Sinne, wie gesagt, auch Hans Thoma. Die römische Landschaft ist an sich nicht malerisch im heutigen, venezianisch-holländisch-französischen Sinne des Wortes. Zwar ist sie nicht so verzweifelt hell, wie die sonst so nahe verwandte attische, in der einfach alle dunklen Akzente fehlen und in die demzufolge Rottmann die unglaublichsten Dinge hinein „stilisiert" hat. Aber trotzdem ist auch in ihr das Verhältnis von Licht und Dunkel für den richtigen Landschafter sehr ungünstig, gar nicht zu sprechen von der großen Klarheit der Fernen. Was an malerischen Elementen im großen in ihr liegt, hatte zudem Claude Lorrain intuitiv ausgeschöpft. Deshalb spielt die römische Landschaft bei der Entstehung des eigentlich modernen malerischen Stiles eine verhältnismäßig geringe Rolle. Waldmüller war allerdings in Italien. Aber man merkt es ihm nicht an. Die andren Begründer dieses Stiles, Caspar David Friedrich und Dahl kamen nicht hierher, wahrscheinlich aus Instinkt nicht, sie wußten wohl, daß es sich für sie um ganz andre Dinge handelte. Der Einzige, der kam und nachhaltige Eindrücke empfing, war Blechen. Fast zwei Jahre war er in Italien. Aber es will scheinen, als seien unter seinen überhaupt an Qualität so ungleichen Werken die italienischen nicht so recht glücklich, wie sie dann ja auch bei den Zeitgenossen schon weniger Anklang fanden. In einzelnen Figurenbildern wie zum Beispiel den „Neapolitaner Fischern" merkt man doch noch sehr den Theatermaler, der er kurz vorher noch gewesen war, und auch in den andren ernsthafteren steckt immer noch ein ganz kleiner Rest von nicht überwundener Dekoration. Die große Campagnalandschaft, das Prunkstück der deutsch-römischen Ausstellung, hergeliehen von der Nationalgalerie, ist, obwohl ein sehr schönes Bild, kein südliches Bild, sondern mehr norwegisch. Dafür, daß es so dämmerig ist, hat es zuviel leuchtende Schattenfarbe, und auf

der anderen Seite fehlt die feine Helligkeit des südlichen Himmels, die dieser Himmel immer hat, ob es nun Tag ist, Nacht oder Abend. Gewiß ist die Gruppe mit der in Weiß gekleideten Frau, die dasitzt in einer Feuerbachschen Pose, sehr eindrucksvoll und sehr edel, an sich auch wohl nur vor römischem Menschentum denkbar, und gewiß sind viele malerische Feinheiten im einzelnen, besonders im Atmosphärischen vorhanden. Aber denkt man einen Augenblick an die innere baumeisterliche Gediegenheit von Reinhart und Reinhold, und dann an die großen Deutschrömer späterer Generation, so läßt sich die Empfindung nicht abweisen, als sei dieser römische Blechen im letzten Grunde doch nur allerfeinster Achenbach. Das Nordischmalerische läßt sich nun einmal nicht einfach übertragen. Drehers merkwürdige halbfranzösische „Landschaft mit den Wäscherinnen" überrascht auch durch etwas absolut Unsüdliches, in ihrer nahen Verwandtschaft mit Viktor Müller und ihrer Vorausahnung der schwächeren Seiten von Puvis de Chavannes. Wenn irgendwo so ist es in Rom erste und einzige Bedingung, daß der Künstler vom Objekt sein Gesetz empfange, und nicht von Lorrain, von Poussin oder von Erfahrungen und Anschauungen, die unter andren Himmelsstrichen gemacht sind.

So ist Roms Wirkung nie ganz unmittelbar. Man kann nicht herkommen und einfach malen so wie man es gewohnt ist. Die Eindrücke, die hier empfangen werden, bedürfen einer langdauernden Umschmelzung, die nur möglich ist, wenn der Künstler ununterbrochen die strengste Selbstkontrolle übt und sich zwingt, gleichzeitig die Naivität der Anschauung zu wahren und doch zur höchsten Bewußtheit sich emporzuringen. Das Beste hat bei den Besten immer die Größe des Orts an sich getan. Carstens ließ sich von ihr innerlich mächtig anregen und sammelte die Schätze im stillen auf; nebenbei blieb er ganz er selbst und äußerte nach seinem Einblick in römisches Kunstleben, Herr Schadow sei ein besserer Bildhauer als Canova. Diese Geistesverfassung, innerer Schwung bei schlichtester Unbestechlichkeit der Empfindung, war allen großen Deutschrömern eigen, vor allem Marées und, in etwas geringerem Maße, auch Feuerbach. Sie zu erwerben in einer Stadt, wo man alles Sentiment und alle Eitelkeit ablegen muß, ist nicht jedem gegeben und erfordert ernsthaftes Arbeiten an sich selber. —

Der Berliner Kunstsammler und Mäcen Geheimrat Eduard Arnhold hat im Anfang des Jahres 1911 eine halbe Million Mark gestiftet zur Errichtung von Ateliers für deutsche Künstler in Rom. Genau ein Jahrhundert nach der Begründung der Nazarenerschule. Die Furcht, es könne noch einmal so kommen, wie es damals kam, daß ein Eklektizismus die ruhige Entwicklung aus der Bahn werfen würde, die ist heute unbegründet. Die Zeit ist bewußter geworden, die Künstler wissen, was Kunst ist und sie hüten dieses Wissen mit aller Leidenschaft und mit aller Eifersucht. Die Werke,

die Geheimrat Arnhold von Touaillon besitzt, haben ihm gezeigt, was heute noch Rom vermag, und die Jüngeren werden an Bildern von Hofer und Skulpturen von Haller sehen, wie die Möglichkeiten liegen. Und wer auch mit Anregung von seiten großer Kunstwerke nichts anzufangen weiß, wer sich mit der sixtinischen Decke nicht auseinandersetzen mag und schließlich auch vergeblich nach Neapel fährt, zu den Fresken von Marées, selbst diesem (vielleicht gar nicht einmal so seltenen) jungen Künstler wird Rom gut tun in dem Kampf, der um große Kunst ausgekämpft wird. Rom ist immer noch die herrliche Stadt. Trotzdem immer wieder geklagt wird, das alte Rom der guten Künstlerzeit sinke mit jedem Tage immer mehr und mehr in sich zusammen, — es ist nicht umzubringen. Für Humboldt war es ein schrecklicher Gedanke, wenn Rom zu einer polizierten Stadt würde, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Ausziehen wollte er dann sofort. — Nun, wir sind soweit, man darf kein feststehendes Taschenmesser bei sich tragen, und das Forum ist, trotzdem man es seit einigen Jahren wieder taktvoll bepflanzt, doch noch unendlich viel aufgeräumter als damals wo Humboldt im Verein mit dem Archäologen Zoëga über jede halbversunkene Ruine jammerte, die man ausgrub. Aber zum Ausziehen liegt dennoch kein Grund vor. Solange man noch eine Viertelstunde spazieren gehen kann, vom Tritonsbrunnen hinauf, am Palazzo Barberini vorbei zu den Quattro Fontane, dann zum Monte Cavallo, am Quirinal und Marstall und Palazzo Rospigliosi und der Gartenwand des Palazzo Colonna vorüber, hinunter zur Gartenmauer der Villa Aldobrandini — und das alles in einer Viertelstunde — solange hat es noch keine Not mit dem Ausziehen, solange wird ein junger Künstler hier immer noch den Eindruck mächtigster Größe haben, so mächtig, wie nicht einmal in Paris. Und die tägliche Empfindung derartiger Größe wird schließlich beides stärken, die Bescheidenheit und den wahren Stolz — Dinge, die man in unsrer modernen Kunst gelegentlich nicht mit Unrecht vermißt hat.

Das Exemplar

Roman von Annette Kolb

(Fortsetzung)

Zwanzigstes Kapitel

Die zweite Woche neigte ihrem Ende zu, als sie in der Zeitung las, die Ärzte hätten das Exemplar an die südlichste Küste Englands geschickt, um sich dort von einem neuerlichen und besorgniserregenden Rückfall zu erholen. Da warf sie das Blatt hin und schrieb ihm schnell entschlossen: sie würde noch drei Tage zugeben aber länger könnte sie ihre Abreise nicht hinausschieben und sie setzte Tag und Datum ihrer Abreise fest. Auf seine Gesundheit ging sie mit keinem Worte ein. Er konnte das ja nicht leiden.

Dann schrieb sie an ihre Freundin, daß sie statt am 27. September gerne erst am Morgen des 30. führe, um mit Freunden in Paris zusammenzutreffen, die sich nicht früher dort einfinden konnten. Man schrieb jetzt den 20., warum sie gerade den 30. genannt hatte, wußte sie nicht. Es geschah ganz blindlings — hauptsächlich um einen Schluß zu machen.

Denn sie fühlte, daß sie es nicht viel länger ertrug, so ins Ungewisse hinein auf ihn zu warten. Ihre Kräfte hielten nicht mehr stand, gerade weil sie so gewaltsam mit ihnen verfuhr, sich immerwährend zwang bald für dieses, bald für jenes mit Feuereifer Partei zu nehmen und an alles zu denken, nur nie an das was sie ganz erfüllte und Ziel und Zweck ihres Hierseins war. Dieser stets unterdrückte Gedanke war jetzt wie zu einem Fieberherde geworden, der immer stärkere Schauer in ihre Adern aussandte und sich nicht länger ausschalten ließ.

Marielée verließ das Haus, um ihre zwei Briefe sofort in den Kasten zu werfen und bog dann, wie gewohnheitsmäßig, in Piccadilly ein. Es war Mittag und der Tag lag vor ihr leer wie eine Wüste. Die kleine Zeitungsnotiz in ihrer kahlen Trostlosigkeit schwebte vor ihren Augen, nichts anderes klang in ihren Ohren. Aber was war da zu sagen? Er verschmähte es von jeher über Dinge, die unerbittlich waren, eine Silbe zu verlieren. Es war seine hochmütige Art sich mit ihnen auseinander zu setzen. So hatte er auch nie Abschied von ihr genommen, wenn sie auseinandergingen, als sei er der grauenvollen Unsicherheit des Lebens, die nur ein höhnisches Achselzucken verdiente, stets eingedenk. So gab er jetzt wohl das Spiel verloren, ohne ein Wort. Er hatte ganz recht. Sie blieb stehen und starrte in einen Laden. Was für schöne Blumen! dachte sie. Azaleen, mächtige Büsche langstieliger, kaum erschlossener roter Rosen, wie schön, wie lebendig! Warum sterben wir? — Und plötzlich entschloß sie sich da nach Hampstead zu fahren. Die guten Leute, die sie dort einmal so freundlich aufgenommen und erfahren hatten, daß sie wieder in London sei, waren wiederholt gekommen, um sie

aufzufordern, sie hatte immer zugesagt und war nie hingegangen. Sie konnte London nicht verlassen ohne sie aufzusuchen. Und sie nahm den Undground, kam aber schon bei der nächsten Station wieder ans Licht. Nein! sie konnte keine Menschen sehen, mit denen sie sprechen mußte. Würde sie denn eine Stimme haben? Sie fühlte wie unsicher sie in ihrem zugeschnürten Halse saß, und den Flor, der wie Nebelstreifen immer wieder über ihre Augen zog. Dem Botschaftsrat, der sie für den Abend erwartete, hatte sie schon abgesagt. Was kümmerte sie der? Von der Welt, in der sie wandelte, zur seinigen führte kein Steg, keine Brücke mehr. Ein Sturm hatte alles mit fortgerissen und alle mühseligen Dämme durchbrochen! Denn nicht für einen Augenblick konnte sie mehr vergessen. —

„Vielleicht stirbt er," sagte sie ganz laut und riß die Augen auf. Sie winkte einem Hansom. Der Kutscher schüttelte den Kopf. Da stieg sie rasch in einen Omnibus. Er war voller Leute. Ja, hier wollte sie bleiben. Sie wollte Menschen um sich haben, viele fremde Menschen, mit denen sie nicht zu reden brauchte, zu ihnen hinrücken, wie eine Frierende an den Feuerstoß. Waren sie nicht tausendmal besser als ihr erbärmliches Los?

Zwar fand sich dieser düstere Ideengang in den munteren Mienen zweier Dämchen, die ihr gegenüber saßen, nicht eben bestätigt. Die eine sah jetzt zum Fenster hinaus, stieß die andere und machte sie auf irgendeine Straßenerscheinung aufmerksam, worauf sie sich beide zugleich gegenseitig anstießen, indem sie hocherfreut verständnisinnige Blicke wechselten. Und mit einem Male kehrte sich die ganze Reihe der Wageninsassen derselben Richtung zu und die übrigen reckten die Hälse, um zu sehen, was es gab.

Mechanisch folgte Mariclée diesen neugierigen Blicken und sah einen Schimmel, der in einem großen Karren stehend, von zwei Pferden gezogen, herannahte. Also das war die Sensation. Es mußten schon recht leere Köpfe sein, die hier zusammensteckten, daß ein so nichtssagender Anblick sie alle so erfüllte. Besonders die beiden Dämchen sahen ganz enthusiasmiert hinaus, als könnten sie sich an diesem dumm und geduldig dreinschauenden Pferd gar nicht genug sehen. Aber nun erinnerte sich Mariclée, daß es in England als ein großes Glückszeichen galt, einem solch einhergezogenem statt einherziehendem Schimmel zu begegnen. Daher die Stimmung, die im Wagen entstanden war. Konnte man sich etwas dümmeres denken? Da mit einem Male gedachte sie der Briefe, die sie vorhin in den Schalter geworfen hatte und die wohl jetzt, vielleicht in eben diesem Augenblicke ausgehoben wurden. Und der Gedanke durchzuckte sie: wie, wenn er doch käme?.. Sie war also auch nicht besser.

Einundzwanzigstes Kapitel

Tags darauf traf ein sehr herzlich gehaltenes Telegramm ihrer Freundin ein. Vom Exemplar nichts. Da ließ sich Mariclée von einem jungen

Ehepaar auf ein paar Tage nach Haslemere entführen und machte die Freitag auf Montag Mode mit. Sie war mit der übrigens sehr hübschen Frau von früher her sehr gut bekannt, eine jener Amerikanerinnen, vor deren triumphierender Mitgift die Türen der Londoner Salons sich wie magisch in ihren Angeln drehen. Mariclée war ganz zufällig auf der Straße mit ihr zusammengetroffen, und nun fuhr sie in Charles Street vor, duldet keine Absage, keinen Widerspruch und keine Bedenken, sondern half ihr eilig zusammenpacken, um sie gleich in ihrem Auto mitzunehmen. Dabei machte sie bestürmende Augen, wie ein Kind. Ihr Teint war sehr matt und eine rote Locke, die sich unter ihrer seidenen Haube gelöst hatte, hing ihr ins Gesicht. Mariclée, die sehr oft nicht wußte, was sie selber wollte, ließ sich überrumpeln. Einesteils graute ihr wieder vor der Einsamkeit, eine Unterbrechung und eine andere Umgebung war ihr willkommen. Sie schärfte beim Abschied der alten Klara ein, wohl auf ihre Briefe zu achten (sie ließ sich keinen nachsenden, aus Angst er könnte verloren gehen), am Samstag gedachte sie sie unter irgendeinem Vorwand anzurufen, Sonntag kam sowieso keine Post und am Montag früh würde sie ja zurückkehren.

So fuhr sie denn mit.

London lag bald hinter ihnen. Ein rauschender Wind wehte von der Hampsteadter Heide herüber und den fernen Tiefen entstiegen blaue und violette Wolkenbänke. Himmel und Erde schienen sich auf dieser Insel näher anzugehen als andernorts. Mariclée, in ihre Wagenecke gedrückt, machte sich die Bemerkungen über ihr müdes Aussehen wohl zu nutze, indem sie nichts sprach. So war sie allein. Die Straße, die sie fuhren, drang in einen starken Wald und als wieder das offene Land vor ihnen lag, war die Welt von der ersten Pracht der Dämmerung wie neu umhangen. Mariclée nahm sie losgelösten Sinnes und in ungestörter Einsamkeit, als wäre sie ein Flieger, in sich auf. Selbst wenn sie etwas sagte oder sagen hörte, drang es nicht bis zu ihr, so sehr hatte sich ihr Kontakt mit der Natur verstärkt. Es war als tauschte sie Blicke mit den Dingen, die sie sah. Ein reiner Himmel überhing die Hürden und gerade vor ihr, flimmerte da nicht die silberne Sichel des Neumonds zur Linken, und traf sie wie ein unerwarteter Gruß . . . . . .

In dem Hause ihrer stürmischen Freundin traf sie eine sehr lebensfrohe Gesellschaft an und plauderte an diesem Abend mit Männern, die einhergingen und sich hielten wie Götter, und sich glichen wie Brüder. Es war seltsam, wie gut sich Mariclée mit solchen Leuten vertrug und wie leicht sie selbst auf ein Weilchen die Nachdenklichkeit von sich zu bannen und dieselbe Geste anzunehmen wußte, wie diese Menschen, die über alle Güter dieser Welt verfügten und von den Slums wußten, wie man von der Milchstraße weiß. Aber während sie sich selbst auf ihrer Bühne bewegte,

merkte sie plötzlich, wie schmal sie war; und sie maß sie, so oft sie sie selber beschritt, mit einem halb überlegenen, halb abenteuerlichen Gefühl, weil sie über ihre Ein- und Ausgänge so wohl orientiert war und über die Pfade, die abseits von ihr führten, und in welcher Richtung eine gewisse Folterkammer der Sorgen lag, deren Schatten nicht bis zu dieser Bühne gelangten. Denn nicht einmal die Kulissen derselben durften diese Bevorzugten in der Regel betreten, sondern waren streng an die paar glänzenden Bretter gewiesen, um als ein Blendwerk für andere heraußen zu stehen. Sie erkannte auch, warum das Geld nun einmal alles andere war wie ein Lebenselixier, so daß sich im Verkehr mit den sehr reich Geborenen leicht eine gewisse Dürftigkeit ergab, indem ja ein ganzes Paradies bitterer und süßer, vornehmer und ergreifender, feiner, edler, komischer und kurzweiliger Dinge bei ihnen wegfiel und man sie mit ihnen nicht besprach, weil sie nichts davon wissen und sie in ihrem gemütlichen wie in ihren gemütsvollen Nuancen nicht verstünden. Und Mariclée, die auf ihre Armut doch so erbittert war, wurde stets von einer stolzen Neidlosigkeit überkommen, wo sie sich mit Millionären zusammengeworfen sah, als sei es irgendwie vornehmer, ihnen nicht zuzugehören.

An diesem Abend tanzte, rauchte, lachte und flirtete sie, schwirrte mit federleichten Schritten über den Saal und brachte es zustande und es tat ihr wohl, sich in ein anderes Wesen hineinzuträumen und zu vergessen, wer sie war. Unter den Gästen befand sich eine junge Frau in einem fabelhaften blauen Atlaskleid, mit schwarzen Reflexen wie hineingemalt. Sie pflegte von Freitag auf Montag ihrem alternden Gatten auszureißen und hatte die an sich recht simple Methode ein Achselband, das sich nie verschob, zurechtzurücken und eine Locke, die sich niemals löste, aus der Stirn zu streichen. In absehbarer Zeit würde sie ja diese Geste verlernen müssen. Infolge der schönen Dinge aber, auf die sie deutete, war sie vorläufig noch berückend. Mariclée, die an ihr vorübertanzte, fing einen unvorsichtigen verheißungsvollen, um Erfüllungen wissenden Blick auf, folgte im Fluge seiner Richtung und sah zwei andere Augen, die sich füllten wie das Herz einer Nelke, ein Hin und wieder, blitzartig schnell und nicht einzuholen.

„Solche Blicke zu werfen!" dachte die tanzende Mariclée. Warum hatte sie sich um diese Kunst betrügen lassen, sie die niemand etwas schuldete? Der Wortlaut der Zeitungsnotiz brauste jetzt wieder in ihren Ohren. Was war da noch zu hoffen? — Vielleicht trug man ihn die Treppen auf und nieder, wie vergangenes Jahr. Vielleicht hatte man ihm ihren Brief nicht nachgesandt, vielleicht war er zu krank, ihn zu lesen.

Sie warf sich in einen Stuhl und ihr Partner setzte sich zu ihr. Er war ihr Tischherr gewesen und sein Äußeres hatte sie mehr frappiert als seine Worte. Wenn nur unsere deutschen Männer so aussähen! dachte sie. Welche

Gestalt, welche Zeichnung. Er erzählte ihr jetzt vom Burenkrieg und daß er so viele Kameraden dort verlor. Und er haßte die Deutschen.

Mariclée schüttelte den Kopf. „Woher stammt unsere heutige Unrast, unser die ganze Welt umspannendes Heimweh?" seufzte sie. „Halbheit ist überall und rückständig sind wir alle. Auf die Dauer ist heute jeder Ort verschlagen und dem Gefühl entlegen."

„Oh!" räumte er auf. „I dont find that at all."

Mariclée lachte und sah ihm ins Gesicht.

Aber wo war die Dame in dem schweren Atlaskleid, das flammende Blau mit den schwarzen Reflexen fehlte im Bilde wie der starre Guß des Rockes, glatt wie Erz, der ihre edlen Maße besang.

Der Saal lag im Erdgeschoß, ein paar weit auslaufende, breite Marmorstufen führten direkt in den Park, das Wetter war so milde, daß die Flügeltüren offenstanden.

„Sie haben die berühmte Fontäne im Park noch nicht gesehen?" sagte ihr Partner nach einer Weile, „darf ich sie Ihnen zeigen?"

„Jetzt?" rief sie erstaunt. „Es ist ja dunkel."

Sie glaubte ein leises Befremden in seinen Augen zu lesen und weil ihr nichts so verhaßt war, als für eine Naive zu gelten: „Wo ist sie denn?" setzte sie schnell hinzu.

„Wollen wir gehen?" fragte er. Und Mariclée nahm ihren Umhang, der irgendwo in der Ecke des Saales lag. Er war von breiten Bändern wie ein Schäferhut gehalten und sie warf ihn über ihre schöne Achsel. Wie sie, halb ihrem Begleiter zugewandt, die Stufen hinunterging, hoben sich ihre Umrisse mit verräterischer Leichtigkeit von der hell erleuchteten Türe ab. Denn der kühne Mangel an Gewicht und Schwere, der ihr inneres Wesen kennzeichnete, lag auch in ihren Linien. Sie drangen jetzt in die stillen Alleen ein und wovon hätten sie gesprochen, wenn nicht von Liebe. Mariclée, die sich sehr gerne über dieses Thema unterhielt, äußerte mit ihrer modulierten Stimme Dinge, die sie nie geäußert und nie gedacht und die sehr durchdacht und kundig klangen. Den Brunnen hörte man schon rauschen. Er lag in einem weiten flachen Rasenviertel und ein hoher Strahl, den er emporsandte, fiel müßig plätschernd zurück. Das Merkwürdige daran war sein effektvolles à l'italienne, in einer offenen Ballustrade mündendes Bassin und daß man wie aus einer Waldespforte unerwartet zu ihm trat.

Aber noch unerwarteter war der Anblick, der sich ihnen hier darbot; ein zweites Paar und mitnichten ihr Spiegelbild, sondern die Dame im schweren Atlaskleid, die sich küssen ließ. Mariclée wollte zurücktreten, aber die beiden verfolgten schon ihren Weg weiter in den Park sichtlich ohne eine Ahnung, daß man sie gesehen hatte.

„Ich bin froh," sagte Mariclée leise, „daß wir keine Störenfriede gewesen

sind." Eigentlich hatte sie große Lust zu lachen. Er indessen lachte nicht, noch sprach er, und sein Gesicht schien schärfer und lebendiger geworden. Da graute ihr. Es war als zögen sich eiserne Maschen um ihr Herz und als senkte sich ein unsichtbares Visier über ihre umschatteten Züge. Aber zum Unglück versah sie sich der Putten nicht, die an den Eckstufen der Balustrade kauerten, glitt aus und wäre gefallen, hätte sie nicht ein starker, schnell bereiter Arm gehalten. Sie fand ihr Gleichgewicht sogleich wieder, aber statt ihr seine Stütze zu entziehen, trat er härter an sie heran und drückte sie an sich. Da, im Nu sich bäumend, wandte sie ihm, ohne eine Wort zu sagen, ein Antlitz zu, das für sich selber sprach, grau, fahl und schroff, wie eine Bergesfurche, einen Blick voll Abneigung, ja voll Haß. Und er ließ sie los, als wäre sie eine Schlange.

Aber Mariclée hatte sich schon gefaßt.

„Ein Springbrunnen ist doch wirklich nicht der geeignete Platz," sagte sie mit erkünsteltem Spott; „daß es uns ginge, wie den beiden vorhin, die unsere Schritte nicht hörten. Was dächte man!?"

„Was dachten wir?" sagte er.

„Aber da war doch anzunehmen" ..... sie brach schnell ab. „Ich bin die wildfremde, gestern erst Gekommene. Ist das deutsch? würde man fragen, ja schlimmer: man würde lachen."

Sie konnte ihm doch nicht gestehen, daß sie selber es war, der solche Dinge, über die sie so schön theorisieren konnte, in der Praxis unmöglich erschienen, weil sie durch ihr Geschick von je darum betrogen wurde und sie unwiederbringlich hinter ihr lagen, ohne daß sie sie je erfuhr.

„Wollen wir gehen?" fragte er.

Aber Mariclée hatte jetzt Augen wie ein Luchs. Bevor sie mit ihm durch diese schwarze enge Waldespforte weiterzog, mußte sie ihm etwas Geschicktes, Trennendes zu sagen finden. Aber die rechten Worte standen ihr nicht zu Gebote.

Aus dem Rasen-Viereck stach eine weiße Steinbank hervor. Ein wenig hinkend, als könnte dies ihre Kontenance verstärken, ging sie darauf zu.

„Bleiben wir doch einen Augenblick," schlug sie vor. Von ihrer Abneigung, ihrem schnell bereiten Haß wußte sie nichts mehr. Sie begriff so wohl, daß man mit diesem Manne ein paar Tage, ein paar Wochen, ein paar Monate glückliche Zeiten lebte, und daß man ihm nicht widerstand. Es ging ihr nur wie an jenem Tage, als sie bei Selfridge die Leute ringsum essen sah. Aus irgendeinem Grunde durfte sie wieder nicht mittun, und mußte vom Tanzboden herab.

So wenig subtil er war, hatte ein Etwas in ihrer Haltung sein Mißtrauen doch erregt.

„Haben Sie jemandem die Treue geschworen?" fragte er mit leisem

Hohne. „O ich bin selbst die Hintergangene!" lachte Mariclée. „Meine Moralitäten haben keine moralische Basis."

Zwischen den schwarzen Tannen sahen die Sterne mit fast böser, fast bedrohlicher Nähe herab.

„Ungeliebt hinabzufahren," ja das war ihr schwermütiges Verlangen geworden. Aber warum log sie und machte sich schlecht? als sei es schmählich zur Treue an sich selbst gezwungen zu sein? Sie atmete auf, als jetzt unter der dunklen Waldespforte die Dame im Atlaskleid mit ihrem Gefährten sichtbar wurde. Etwas eilig rief und winkte sie ihnen von ihrer Bank aus zu.

„Hatte ich nicht recht?" sagte sie dann leise. „Wer bürgt uns, daß sie uns die Diskretion vergolten hätten, die ihnen von uns widerfahren wird?" und sie sah ihn mit einem trügerischen Lächeln an, als sei ihr nur die Gelegenheit nicht günstig genug gewesen.

Aber auch die Dame war sehr froh um die Begegnung. Es machte sich doch viel besser zu viert zurückzukehren!

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Das große, luftige Turmzimmer, welches Mariclée in diesem Hause bewohnte, hatte sie gleich auf den ersten Blick merkwürdig angeheimelt. Irgendwie hatte es Stimmung, man wußte nicht warum. Von der schönen Landschaft allein, mit welcher der weitausspringende Erker gleichsam in unmittelbarem Kontakte stand, konnte sie nicht herrühren, denn die blumigen Vorhänge, waren jetzt fest zugezogen und doch behielt das Zimmer seinen eigentümlichen Zauber. Mariclée öffnete die Fenster und stieß die Läden zurück. In London hing die Nacht so totenstill, man fühlte nur die unbewegte, vom Ruße ewig durchsickerte Luft. Wie strömte sie hier! Wie rauschte der Nachtwind auf weiten Flügeln einher! Oder war es der Morgenwind? Man trennte sich so spät in diesem Schlosse. Selbst jetzt saßen unten noch einige beisammen, ein greller Lichtstrahl ergoß sich vom Saale aus über den Rasen und den sandigen Vorplatz und Stimmen drangen herauf. Smartneß war hier das Hausgesetz; daß einzige auf das es ankam. Smartneß bis zum Point d'Honneur, bis zur fixen Idee. Es war schon fast nicht mehr smart, so smart zu sein; aber für ein oder das andere Mal, von Freitag auf Montag fand Mariclée ein solches Leben unterhaltlich und wert gekannt, wenn auch nicht gelebt zu werden. — Auf ihrem Bette lagen, wie üblich, wieder eine Anzahl Bücher, und gewohnheitsmäßig versuchte sie zu lesen, streckte aber alsbald den Arm nach der zierlich umschirmten Lampe aus, um sie auszudrehen, und schlief augenblicklich ein.

Plötzlich, wie auf einen inneren Stoß hin, und von einem leisen, unerklärlichen Schrecken erfüllt, riß sie die Augen auf. Sie lag jetzt im Dunkeln,

den Blick auf die weite Sternenbahn, die vor den offenen Erkerfenstern still feierlich vorüberzog. Und in der Ferne, und schon wie abgekehrt, der wissende, erbleichte Mond.

Sie war so schläfrig gewesen. Warum war sie so schnell erwacht? des kühlen Luftzuges wegen, den sie spürte? O nein! — ihre Wangen, ihre Hände fieberten. Welch holder Dämon war an ihr Lager hingetreten und hatte ein Bild entfacht, entschwundene Hoffnung wieder zu beseelen? Ein Bild: weiter nichts. Aber Mariclée war etwas von einer Sibylle; und es konnte nicht anders sein, als daß die Gabe zu träumen in ihr erstarken durfte und jener „leere Raum", den es nicht gibt, in ihr entstand, der allein sich eignet, den Reflex des Künftigen, und jene vorausgeworfenen Schatten aufzunehmen, welche als die sicheren Herolde den Dingen vorauseilen, die noch nicht geschehen und schon unentrinnbar sind. Aber das Bild! — — Das Bild war einfach ein Riesenleuchter gewesen, aus welchem unvermittelt ohne daß eine Kerze darin stak, eine Flamme aufschlug, warm, grell und ohne Rauch. Diese Feuergarbe aber war es, deren beglückender Hauch Mariclées kummervolles Herz zum Stocken brachte, daß sie leise aufgeschreckt den Atem anhielt, und erwachte.

Aber sie dachte nicht lange, denn der Schlaf hielt sie jetzt im Banne. Das Grün, Braun und Grau war noch ein und dieselbe nächtliche Wand: unsichtbar fiel der hohe Brunnenstrahl hernieder, und Baum und Hügel hoben sich von der dunklen Luft nicht ab. Nur die Umrisse der Putten und der Statuen des Gartens fingen schon an sachte um ihr Dasein zu ringen, wie das Weiß der Wände in Mariclées luftigem Zimmer, das weiße Kleid, das vom Stuhle hing und ihr weißes Bett. Und plötzlich, wie bei einer Puppe, die aufgerichtet, ihre Lider zurückschlägt, standen wieder ihre Augen auf einen inneren geheimnisvollen Ruck hin, offen. Sie sah ihre Hand, die mit geisterhafter Blässe von der weißen Decke herabhing. Sie war kalt von der Luft, aber es hatte noch eine andere Bewandtnis mit ihr. Welches Band? welche Erinnerung? Und dann? was weiter? . . . . . aber sie brauchte nicht lange zu suchen. Soeben hatte sie Rosen in Menge gehalten, diese Hand, die jetzt so leer herabhing, und sich nach Rosenstöcken ausgestreckt und nach Rosen gegriffen, die sich nicht wehrten, sondern deren lange Stiele ihr gleichsam in die Finger folgten, daß diese sie schon gepflückt hielten, bevor sie sie noch brachen. Es waren langstielige, halb erschlossene, heftige Rosen, wie die, welche Mariclée vor zwei Tagen in einem Londoner Schaufenster bewundert hatte. Mit der Linken hielt sie einen großen Busch solcher Rosen an ihr Herz, während die Rechte, die jetzt so leer von der Decke herabhing, immerzu nach neuen roten, dornenlosen Rosen griff und noch ganz erfüllt schien von ihrer Blätterfülle, ihrem Atem, ihrer duftenden Seele, so lebendig war das Bild, so wesenhaft jene Rosen gewesen. Und

jetzt durchlief ein Schauer Mariclées Adern. „Ich werde ihn sehen" dachte sie, und schloß die Augen wie um noch einmal zu dem entschwundenen Pfade zwischen den geträumten Rosenstöcken zurückzufinden. Draußen aber ballten sich jetzt die Schatten und schoben zusammen wie zum Streit und begannen den Rückzug. Die Wipfel spürten schon die Helle des nahenden Tages, der Steg unterschied sich vom Strauche und die Wege kannten sich wieder aus.

Da zum dritten Male taten sich vor Mariclée die hörnenen Tore des Traumes, die uralten, mitleidig auf, sie einzulassen und wiesen sie zu einem Flusse hin, der unter einem sonnigen Himmel seinen blau leuchtenden Strom in großer Eile dahintrieb. Sie aber ging bange und traurig am Ufer entlang, ohne den Grund ihrer Schwermut zu wissen. Dennoch ging sie leichten Fußes ihren schönen Pfad. Weiße Wolken überzogen die Sonne, und tönten das Licht zu jener seelenvollen, süßen, herben, holden Fülle ab, mit der nur ein österreichischer oder deutscher Himmel Wege, Wälder, eine Tanne, einen Felsen überhängt. Und immerzu steigerte sich das magische Leben der Landschaft. Mit einem Male verengte sich der grünende Pfad, ein Strauch fing sich an ihr Kleid und hielt sie zurück. Sie wandte sich, um ihn loszumachen, da hingen an den Spitzen der nackten braunen Hecke kleine goldgelbe Strahlenblumen von einem so balsamischen Duft, daß sie leise erschreckend, den Atem anhielt und erwachte.

Zugleich aber fielen jetzt die Fesseln des Schlafes von ihr; sie fuhr empor und stürzte ans Fenster und grüßte mit weiten Augen den silbernen Himmel, das Herz von Hoffnung so geschwellt, daß es hinaustrieb mitten in ein glückliches Meer. —

Es war einer jener strahlend schönen Tage, wie sie der September mitunter zur Nachfeier des Sommers noch aufbringt. Während die Gäste um Golf zu spielen sich ziemlich nach allen Richtungen entfernten, nahm Mariclée den Augenblick wahr, schlich sich davon und zog die leere, sonnenbeschienene Landstraße hinab, um mit ihren drei Träumen allein zu sein; denn sie hallten noch so mächtig in ihr nach, daß sie in ihnen wie in einer Wolke einherging. Die warme, rauchlose Flamme, die aus dem Leuchter schlug, wellte in ihr empor, und sie dachte an die Rosen, den Fluß und die braune Hecke, mit den kleinen, balsamisch duftenden Blüten. Im Sarntal hatte es einmal ein Fluß so eilig gehabt, sie erinnerte sich wohl. Und weißes Geball hatte sich immerzu vor die Sonne gestellt und mit ihrem Lichte gespielt.

Wie man sich manchmal an einem Wochentage mit der Empfindung trägt, daß es Sonntag sei, so war ihr an diesem Septembermorgen immer, als sei es März; Ende März, in der Gegend von Meran. Dort sprossen solche gelben Strahlenblüten an den Spitzen der Hecken; und Mariclée hielt inne vor einem Strauch, den eine laute Biene umsummte; ihr war,

als müßten sie hier hervorbrechen, goldgelb, balsamisch, und mit derselben Plötzlichkeit, wie in der vergangenen Nacht. Aber der Strauch war welk, seine Blätter still und müde, und bereit zu fallen; — es war ein Mißton mitten in ihrer Stimmung voll seltsamer Weihe, als sie sich darauf besann. „O Gott!" dachte sie erschrocken, „wie bin ich von der Wirklichkeit verlassen!" — Aber dann fand sie, oder besser verlor sich wieder. Die Sonne, vor welcher die Hirngespinnste der Nacht bis in den fernsten Winkel des Gedächtnisses spurlos zu verwehen und verblassen pflegen, schlug die ihrigen nicht in Flucht. Vielmehr traten sie jetzt mit der Schärfe und Deutlichkeit des Schattenrisses hervor.

Wie sie da im mittäglichen Schein einsam ihres Weges zog, dachte sie glücklichen Herzens an ein Wiedersehen, und es war für sie ausgemacht, daß es nahe bevorstand. Nichts beirrte sie in dem Glauben. Es machte sie nicht stutzig, daß sie es in ihrer gegenwärtigen Verfassung so schlecht ertrug, mit Menschen zusammen zu sein und ihre Stimmen zu hören, oder mit ihnen zu sprechen. — Als sie jetzt eine Gruppe, die ihr vom Schlosse zu sein schien, von ferne auftauchen sah, machte sie eilig kehrt, bevor sie von ihr erblickt werden konnte.

„Wem laufen Sie denn davon?" rief ihr da eine lachende Stimme zu. Und das Liebespaar der Fontäne, das unbemerkt hinter ihr hergegangen war, vertrat ihr den Weg. Die Dame trug jetzt ein luftiges Strandkleid, und er, mit weißen Schuhen und einem lichtgrauen Hut, hatte sich ihr nicht minder hochsommerlich angepaßt.

„Ich wollte es nur mit jenem Wäldchen versuchen," erklärte Mariclée, „es wird wirklich zu heiß auf der Straße." Und sie deutete auf einen schattigen Weg, der dem Parke zuzulaufen schien und den beiden im Rücken lag; denn sie dachte nicht anders, als daß es ihnen auch nur willkommen wäre, allein weiter zu gehen; die aber nahmen sie sofort, wie auf Verabredung, in ihre Mitte. (Es machte sich doch viel besser zu dritt wieder aufzutauchen!)

„Nein! uns entwischen Sie nicht!" rief die Dame im Strandkleid. Und jetzt regnete es auf Mariclée neugierige Fragen ein, die sich natürlich alle auf die Deutschen und Deutschland bezogen. Da säumte sie ihr stets gewilltes Paradepferd und predigte über ihren im ganzen Lande mit Zischen aufgenommenen Text, auf den sie immer beharrte: Die Liebe der Deutschen für England. Auf die Wahrheit dieses Textes kam es ihr auch gar nicht an, sondern auf die für sie unumstößliche Tatsache, daß unsere nationalen Eigentümlichkeiten sich zu sehr zugespitzt hatten, um eine weitere Steigerung zuzulassen. So konnte man vor allen Dingen nicht mehr französischer, nicht mehr englischer werden ..... Mariclée suchte die Zukunft Europas nicht auf dem Wasser, sondern im Blut. War es denkbar, daß in einem täglich kleiner werdenden Erdteil stammverwandte Völker, deren so geteilte Quali-

täten der endlichen Kreuzung dringend bedurften, allen Ernstes daran dachten, sich zu bekriegen? Sind nicht heute schon alle wirklich großen Leute international?

Es war jedoch, als trieben die Beiden ein neues Spiel mit ihrer Leidenschaft, indem sie als Variante ihres gegenseitigen Interesses ein gemeinsames vom Zaune brachen. Mariclée war zu dünn besaitet, um es nicht herauszufühlen; sie kam sich zwischen den Beiden vor wie der Block unter dem Schaukelbrett und mit einem Male ließ sie los, hörte auf den unbewegten Mittelpunkt zu bilden, störte das Gleichgewicht und unterbrach das Spiel. Plötzlich aufblickend, ergriff sie den Arm der Dame, hing sich ein und sagte nichts mehr. Sie fühlte sich heimisch zwischen diesen Beiden und es lag nun einmal nicht in ihr zu moralisieren. Den Nächsten auf seine Moralität hin zu prüfen, war ein Unterfangen, für das ihr Talent und Interesse gleicherweisen fehlten. Die Moralität des anderen war alles, nur kein Standpunkt. Wie seine Lunge, sein Pulsschlag oder seine Post, war sie nur für ihn selbst unendlich wichtig und existierte nur für ihn. Sein Glück aber, das Glück, wo immer sie es gewahrte, das existierte auch für sie, mit dem hielt sie Gemeinschaft, und das steckte sie an. Denn das Glück, während es währte, hatte geradezu etwas, das der Zeit zu gebieten schien und sie irgendwie gänzlich überbot, so daß ihr Herz sich daran fangen konnte, und sich von seinen Rhythmen tragen ließ.

Auf der Schattenseite des Hauses warteten indes ein paar Gäste, in tiefen Korbstühlen vergraben, auf die Rückkehr der anderen und sahen lächelnd das seltsame Trio einherziehen.

„Cornelia und mein Vetter, die schon wieder von dem deutschen Mädchen nach Hause gebracht werden," bemerkte eine Dame. „Es ist doch zu spaßhaft für Worte!"

„Sie hat eben eine Mission," sagte ein Herr; „verirrte Schafe zu suchen und heimzutragen; das ist doch sehr schön."

„Arme Cornelia!" lachte eine Dritte. „Warum stieß sie das Fräulein nicht in den Bach?"

Mariclée übersah von weitem die Situation.

„Ich wurde gefunden und in die Mitte genommen," verkündete sie.

„Sie rissen mir aus," sagte jetzt ihr gestriger Partner verbindlich, doch ohne sich um sie zu bemühen.

„Nein, Sie ließen mich im Stich," erwiderte sie.

Sie wußte ganz gut, daß sie es mit ihm verdorben hatte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Auf dem Marmortisch in Grosvenor Street lagen am Montag morgen eine Anzahl Briefe und Zeitungen. Aber die alte Klara hätte ebensogut

sagen können: „No letter Madam“, denn das Exemplar hatte kein Zeichen gegeben.

Mariclée suchte sich weis zu machen, daß ihr Mut deshalb nicht gesunken sei. Und nur noch wenige Tage, dann würde es sich ja zeigen; — dann war der Dreißigste. — So lange und keine Stunde länger würde sie sich gedulden.

Zum Luncheon hatten sie zwei Dollarprinzessinnen eingeladen. — Ach nein. Dafür dankte sie. Sie wollte ein paar Zeilen schreiben und sie dann hinüberschicken. Das war zunächst ihre Beschäftigung. Und dann? Ja, was wollte sie dann tun? Daran hatte sie nicht gedacht. Sie hatte nicht weiter als an den Marmortisch gedacht, und an den Brief, den sie darauf zu finden hoffte und der nicht gekommen war. Ja, wohin sollte sie nun fliehen vor der Ungewißheit, die sie verfolgte? Wie weit würden sie ihre Füße tragen in den Wüstensand der Verlassenheit, dem sie sich anheimstellte?

War es nicht wieder ein Palliativ, sich den kreischenden Stimmen der Multi-Millionärinnen auszusetzen, statt dem höhnisch grellen Widerhall der Wirklichkeit, der anfing gegen ihre drei Träume so mächtig zu detonieren? Darauf durfte sie jetzt nicht hören. Nein! Sparsam mußte sie jetzt mit ihren Kräften umgehen. Schon schmerzte sie das Tageslicht, schon wandelte sich ihr Herz wie zu einem heißen Stein; das alte Fieber brach von neuem aus; und Asche, Asche, mußte sie nun unermüdlich auf ihre Sorge, ihre Zweifel, ihre brennenden Gedanken schütten.

Sie zog sich um und eilte etwas verspätet ins Ritzhotel, in dem die zwei Dollarprinzessinnen wohnten. Die eine war die Tochter eines immens reichen amerikanischen Schlächters, und um ihre soziale Stellung hätte sie manche bayrische Standesherrin beneiden können. Die zwei Damen warteten schon in der Halle, in Gesellschaft eines englischen Offiziers und eines Herrn aus dem Gefolge des Königs, beide sympathisch, unwissend und schön. Indes, — ob geistvoll, ob borniert, im Ritz spielte das keine Rolle, alles was fürs Auge. Die Sinne waren eingelullt wie von Musik angesichts der Leute, die wie heimlich beleuchtete Schatten hier vorüberzogen. Diese Frauensilhouetten so stilisiert, so künstlich, daß tief hineingesetzte, gewagte, ja selbst häßliche Hüte auf diesen, einzig auf den Effekt hergerichteten Köpfen einen erhöhten, fast ein wenig perversen Charme gewannen, und das Hohe, das Erhabene, das in seiner edlen Glätte Erhebende war hier der Boden des Lebens; vom deutschen Gedankenhimmel war man hier fern genug und auf ihn verzichtete man. Auch Mariclée war es da auf ein Weilchen immer, als ob sie ihn nicht vermißte.

So verlief denn ihr Essen recht beschaulich und sie zog dann noch mit in das Atelier eines jener Modemaler, schlecht und recht, wie es deren zu allen Zeiten und in allen Ländern gibt, um ein Kinderporträt, das eben Furore

machte, anzusehen. Es stellte ein kleines Mädchen dar und war ein richtiges Salonstück, hübsch, gefällig und wertlos.

„Ist sie reich?" flüsterte einer der Herren.

„Aber sehen Sie doch ihre Haarschleife an!" erwiderte Mariclée, „nur die Bandenden einer Millionärin halten sich so steil aufrecht." —

„Dann will ich auf sie warten," erklärte er.

Die Dollarprinzessinnen hatten sich indes in ein Gespräch vertieft, über das alles andere vergessen war. Die eine hatte nämlich in Bondstreet einen wundervollen Schlafrock entdeckt; und die andere wollte ihn auch. Der Preis war für die eine der Prinzessinnen (deren Vater kein Schlächter war) denn doch zu hoch und so einigten sie sich als gute Freundinnen, daß die eine ihn kaufen wollte, die andere ihn kopieren dürfte. Um wie viel billiger als das Original die Kopie sich belaufen würde, rechneten sie nun auf Schilling und Pence mit einer Präzision und einem Eifer aus, der Mariclée überraschte und verdroß. Sie war noch immer so naiv, bei reichen Leuten eine ihrem Vermögen entsprechende Distanz ihres Zahlensinnes vorauszusetzen, ja diese Distanz recht eigentlich als ihr vornehmstes und beneidenswertes Privilegium anzuerkennen. Sie war deshalb starr über eine so kleinkrämerhafte Genauigkeit und plötzlich von einem solchen Überdruß und Ekel vor diesen gesättigten und tellerflachen Existenzen überkommen, einer Scham, in dieser profanen Bilderwerkstatt mit diesen Müßiggängern herumzustehen, daß sie das Zusammensein mit ihnen nicht mehr ertrug und ihnen ganz abrupt unter irgendeinem Vorwand ausriß.

Es war noch früh am Nachmittag. Wohin wollte sie nun? und was war stark genug ihr eine Ablenkung zu schaffen? Zu Hause konte sie nicht bleiben, sie mußte ihren Gedanken aus dem Weg. Wie sie da ihre Treppe emporstieg und ihr Spiegelbild ihr entgegentrat, wußte sie's; heute oder nie würde sie die Fahrt nach Whitechapel unternehmen. Oft schon hatte sie sich ein Herz zu diesem Gange fassen wollen und es immer wieder aufgeschoben. Sie lief auf ihr Zimmer, warf sich rasch in einen dunklen, kurzen Rock und einen Mantel, nahm einen Stock und stürmte wieder davon. Mariclées sich Umziehen war sehr leicht ein sich Verkleiden; wer sie vorhin im Ritz traf, hätte sie kaum wiedererkannt, in dem weltfremden Wesen, das mit großen, entschlossenen Schritten wie ein Seminarist einherging. Sie bestieg das Dach eines Omnibusses, fuhr erst Piccadilly und die schönen Stadtteile entlang, dann in die City und hinein in eine immer gedrängtere, einzig vom Trafik überfüllte, drückenden Welt. Sie wogte, grau in grau, in diesen sich häufenden Gassen, wie eine im engen Bett hochtreibende Flut.

Auf einem düsteren Platze machte der Omnibus Kehrt und Mariclée mußte umsteigen. Während sie auf einen anderen wartete, verfinsterte sich der Himmel und es fing an zu regnen. Ein Gefühl unendlicher Verlassen-

heit senkte sich wie ein Nebel auf sie herab. Ein Überdruß hatte sie hierher getrieben. Aber welchen Becher hielt sie sich jetzo hin? Und alle Warnungen ihrer Freunde, ja nicht allein eine solche Gegend aufzusuchen, fielen ihr nunmehr aufs Herz. Aber die Dinge waren nun einmal da, damit man seine Schlüsse daraus zöge und was für einen Sinn hätte das hier umzukehren? Suchte sie nicht Kontraste, mußte sie nicht eine Ablenkung haben? — Als ein hoher Wagen einherpolterte, stieg sie rasch ein, aber schon dachte sie an ihr Haus in Grosvenorstreet, wo die alte Klara für sie sorgte und sie hegte, wie an den Olymp. Es stiegen jetzt seltsame, äußerst schmutzige Leute ein, polnische Juden, schwatzende Frauen mit großen Ohrringen, ohne Hut, nicht frisiert und schmierig. Und auch die Bevölkerung schien eine ganz andere, viel dunklere geworden. Die Straße, auf die sie jetzt hinaussah, dünkte ihr der richtige Übergang zu dem Orte, zu dem sie fuhr. Sie war sehr breit, mit niederen trostlosen Häusern. Zwei Hansoms, obwohl schon alt und abgedankt, nahmen sich wie degradiert hier aus; und überall mündeten von dieser Straße aus, schwarzen Schlünden gleich, finstere Gäßchen, eng wie zwischen den Lagunen. Jetzt mußte bald die Brücke kommen, denn sie hatte sich eingebildet Whitechapel läge von der übrigen Welt durch eine Brücke getrennt. Aber da hielt der Wagen und da stand schon „Whitechapel", der berüchtigte Name, in grellen Lettern an allen Ecken zu lesen. Es hatte nichts Schreckliches, es war nur schrecklich durch seine Öde; alles Heitere, alles Behagliche verwiesen. Die Häuser zogen sich in schmählicher Gleichförmigkeit, wie Reihen von Sträflingen hin. Warum dieser unwürdige Stempel einer ganzen Stadt aufgedrückt? wie ehrlos war eine solche Unfreudigkeit! Welchen Sinn hatte das? Sie blickte umher, unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte, und ging dann eine der finsteren Gassen hinab. Doch bevor sie noch ein Dutzend Häuser entlang gegangen war, hielt sie inne; auch ohne die Warnungen ihrer Freunde hätte sie hier gezögert und wäre umgekehrt. Das Herz schlug ihr im Halse; sie erkannte ihre Unvorsichtigkeit. Selbst von Schutzmännern schienen diese höllischen Gassen gemieden. Ein Stoß, und man verschwand auf immer in einem dieser schwarzen, hohläugigen Eingänge. Ein Weib mit einem großen Bündel im Arm hatte sie schon erspäht und trat aus einem Winkel hervor. Wie vor einem Abgrund trat sie jetzt zurück; es saßen ihr mit einem Male tausend Augen im Kopfe und sie merkte die Gefahr. Sie lief nicht, ihre Füße waren wie Blei, sondern mit angestrengten Schritten und nur einen einzigen Gedanken im Kopf steuerte sie wieder dem Rande der breiten Straße zu, hielt sich dann an deren Ecke, wie an einem Geländer fest und sah dann, den hier glaubte sie sich geborgen, wieder hinab. Zwei Männer schlappten einher, so ganz in ihr elendiges Gespräch vertieft, daß sie nicht aufblickten und Mariclée sie ungestört betrachten konnte. Der eine horchte gespannt, der andere gestikulierte,

unsäglich geschäftig, in einem Anzug, der viel zu lang an den Beinen, viel zu kurz an den Ärmeln war und die Gliedmaßen der beiden, ihre Schritte, die Art, wie sie ihre Daumen, ihre Finger, ihre Lippen bewegten, wie sie lachten, ihre tierisch scharfen und zugleich verblödeten Augen, alles war infam. Mußte man nicht an einen Riß in der Gattung glauben, der solche Menschen vom Menschen schied? Indes war das Weib mit dem großen Bündel im Arm auf Mariclée zugekommen und bettelte sie an. Sie gab ihm schnell einen Penny und rückte weiter weg; allein es hielt sich an ihrer Seite. Da warf Mariclée einen Blick auf das Bündel, aus dem ein sechs bis acht Monate altes Kind zufrieden hervorsah. Dieser Anblick aber war es, vor dem sie alsbald die Flucht ergriff und wie in sinnloser Angst einem Omnibus zulief, der gerade einherfuhr. An jenen beiden Männern war etwas grotesk Harmloses im Vergleich, und lieber hätte sie noch einen ganzen Troß solch niedriger Subjekte einhergehen, wie dieses Kind einhertragen sehen. Allein das Weib mit seiner Teufelsbrut folgte ihr schnell auf den Fersen, löste mit ihrem Penny eine Fahrkarte und setzte sich neben sie, als gehörten sie zusammen. Voll Ekel zog Mariclée ihren Rock straffer um ihre Knie, aber dann fielen ihre Blicke wieder auf das entsetzliche Kind, dessen kaum ans Licht gebrachte Züge auch nicht einen Hauch von Unschuld umwehte, das sich vielmehr mit jedem Atemzuge an eine Welt der Verruchtheit und der Verbrechen festzusaugen schien. Diese rüsselhafte Nase, dieses bestialische Kinn behaupteten sich schon mit einer wüsten Sicherheit, als schmiede es ein viel festerer Ring als andere kleine Lebwesen an die Kette der Erscheinungen.

Ein Haß auf dies widerliche Stück Fleisch, ein Verlangen, die Erde davon zu säubern, edle Mütter zu rächen, sei's nur, um wieder freier atmen zu können, erfüllte sie ganz. Wie duldeten wir die Schmach, solche Kreaturen als unseresgleichen ans Licht hervorkriechen, zeugen zu lassen? Und plötzlich von neuem gebannt, vertiefte sie sich wieder in den Anblick dieser Fleisch gewordenen Gemeinheit, in der ein ewiger Gedanke mit verwegener Deutlichkeit nach Äußerung rang; denn ein abertausendjähriger Funke hatte sich hier zu neuem Leben entzündet. Ja, an solchen Eltern hatte sein verworfenes Feuer Nahrung, seinen niedrigen Herd erzwingen müssen. Denn Blut war Alles. — Die furchtbare Verantwortung für das, was es war, lastete schwerer auf diesem Kinde als auf dem Weib, das es zur Welt gebracht und schaudernd erfaßte da Mariclée allen Makel der Geburt. —

Das Weib indessen, für Gedankenübertragung nicht empfänglich, wollte den Ausflug an ihrer Seite noch weiter ausdehnen und verlangte wieder einen Penny. Sie aber, in der Verwirrung, der Empörung, gab dem Kondukteur ein Zeichen, der es auf der Stelle auswies, und so stieß sie es von sich.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Bald darauf läutete sie vor ihrem schönen Hause. Die Halle, die steinerne Treppe mit der Rampe aus getriebenem Eisen, erstrahlten in dem weißlichen Licht der verschleierten Lüster. Klara öffnete ihr, blickte sie fürsorglich an und verschwand hinter einem Pfeiler im Labyrinth der unteren Gänge. Schweigsam hatte sie einen nichtigen Brief vom Tische genommen und stieg ihre einsame Stiege hinauf, auf der ihr nie ein anderes Wesen entgegentrat, als in dem hohen Spiegel ihr eigenes Bild. In ihrem schönen Zimmer brannte die Lampe im silbern umfransten Schirm, und warf seelenvolle Scheine auf die blauen Vorhänge mit der breiten Borte daran, die Mariclée so liebte. Sie waren jetzt zugezogen; im Kamin loderten Flammen und das heiße Bad war schon bereitet. Sie las den Brief — eine Einladung nach Brighton für nächsten Sonntag — und warf ihn dann ins Feuer. Nächsten Sonntag — — da war sie nicht mehr hier. Aber etwas anderes, wichtigeres als ihre eigenen Kümmernisse und Sorgen, auch eine andere Trauer als die eigene, lag ihr für den Augenblick im Sinn. Wir deuteten schon darauf hin, daß sie eigentlich nur ein bedingtes Leben hatte und es immer irgendwie entlehnen mußte wie der Schatten sein Dasein dem Lichte. Sie glich einer Orgel, die stumm und tot an ihrem Platze steht, bis sie einer in Betrieb jetzt, dann aber die weite Luft durchbraust. Und jetzt waren bei ihr mit solcher Allmacht sämtliche Register gezogen, das sie den leitenden Sopran, die Stimme ihres Ichs verschlangen. Sie selbst hörte sie nicht mehr heraus! Im Dunkeln liegend und wie zerschlagen, hoffte sie in dieser Nacht vergebens auf den Schlaf, um die Spannung ihres Hirns zu lösen. Mit aufgestütztem Arm und glühenden Augen starrte sie ins Leere. Sie wurde den furchtbaren Eindruck jenes Weibes nicht los, sie erlebte den Schrecken immer aufs neu, den sie erfahren hatte, als sie den scheußlichen Kopf erblickte, der so zufrieden aus dem Bündel hervorsah. Was war ihr jenes Weib, dessen Dasein sie als eine solche Erniedrigung empfand? Es bestand kein Kontakt; Welten trennten es von ihr und sie begriff die Hartnäckigkeit nicht, mit der ihr Geist daran haften blieb. Aber Mariclée war eine sehr zentrische Natur. Die paar Ideen, die ihr im Kopfe saßen, hatten den Zug nach allem, was sich auf sie zurückführen ließ und hoben es auf ihre Geleise; es lief nichts nebenher. Daher ihre Talentlosigkeit, ihr absoluter Stumpfsinn für so viele Dinge. Jene paar Ideen waren zu sehr ihre Leidenschaften. Sie stand und fiel mit ihnen, sie gehörten ihr so ganz! Wir sahen sie bei aller Unerfahrenheit in Dingen der Politik so unbeeinflußbar wie in Dingen der Religion. Für die Politik hatte sie sich in den Kopf gesetzt, daß es für unsere Nationen an der Zeit sei, nunmehr statt der Territorien die Qualitäten ihrer Nachbarn zu erobern, da wir alle anfangen, uns selber langweilig zu werden und uns zu wiederholen.

Und in der Religion lebte sie der Meinung, daß die Frömmigkeit als Zumutung etwas unerträgliches sei. Es war ein im Grunde sehr einwandfreies Gefühl, das sie antrieb die Religion ins Profane zu sehen und sie wußte genau, warum sie Rokokokirchen mit theatralischen Draperien und die weltlichen Mozartmessen so liebte. Was sie aber jetzt nicht wußte, während sie im Dunkel liegend und mit aufgestütztem Arm ins Leere starrte, das war der Grund, warum jenes Weib mit dem schauderhaften Bündel im Arm ihr Gehirn so aufwühlte, und ihr jedes andere Bild verstellte. Was war hier? — welcher Konnex? und sie mühte sich vergebens den Faden zu erhaschen. — Da mit einem Male leuchtete ihr von einem ganz anderen, als dem dogmatischen, ja dem dogmatischen sogar tief entfremdeten Standpunkt die Jungfräulichkeit der Mutter des göttlichsten Menschen ein; — keineswegs als Wunder, sondern als mystische Notwendigkeit. Dies Mysterium — so absurd, sobald man es in Worte kleidete, so widerwärtig, sobald man es als Dogma ausschrie und dem rohen Glauben des ungebildeten Volkes überantwortete — weitete sich ihr da zum glitzernden Strome, und erfüllte sie mit unaussprechlicher Genugtuung.

So hatte sie ihn endlich, den Kontrast, nach dem sie dürstete.

Sie war nicht länger böse auf die Dollarprinzessinnen und auf den Modemaler, die sie auf ihrer Jagd nach einer Sensation, einer falschen Fährte zugetrieben hatten. Denn auch der Modemaler, auch die Dollarprinzessinnen waren gemein.

Aber war jenes Weib, dem es verlangte an Mariclées Seite Londons schöne Stadtteile zu befahren, nicht auch symbolisch für die Gärung, die sich in diesem Lande bereitete? Wer die „Liaisons Dangereuses" liest, dem wird vor allem eines klar: der Zusammenbruch einer Gesellschaft und eines Regimes, das unmöglich noch weiter auf die Spitze getrieben werden konnte. So liegen zwischen dem Frankreich der Valois und dem der Revolution noch wahre Kontraste, zwischen der Revolution und Trianon aber nur mehr wahre Extreme. Wer aber im letzten Dezennium Englands Werdegang verfolgte, fühlt auch hier die Unausbleiblichkeit eines Umschwungs. Um in London rohen Kontakten zu begegnen, muß man sie aufsuchen, wo sie noch relegiert sind: in den Slums; und diese Slums schreien zum Himmel, es ist wahr. Viele glauben, daß sie durch die jetzt herrschende Partei vielleicht etwas gemildert, daß es aber dann gewiß mit dem Aufwand und der Pracht Londons vorbei sein wird. Schon jetzt sehen sich viele Reiche so schwer betroffen, daß sie gezwungen seien, ihre Häuser in der Stadt zu schließen. Aber wenn die Dämme, welche das sordide London von dem prunkenden scheiden, durch die neue Strömung niedergerissen und verwischt würden, wäre es in seiner Schönheit, seinem eigensten Reize gemordet. Denn das Gewaltige, das Drückende, das Superbe an

London ist die interessante Blässe seines Angesichtes, es sind die tiefen Schatten, aber dann wieder die edle, köstliche Glätte der Stirn, die göttliche Sicherheit des Blicks. Verödeten hier die Straßen und Paläste der Reichen, so stünden die Londoner Armen ihrer blauen Blume, ihrer einzigen Romantik beraubt. Schon war es auszudenken. An Dublin konnte man ja sehen, welche Physiognomie Paläste annehmen, deren Räume Schustern und Flickschneidern zu Parteiwohnungen zufielen. Es waren rein ästhetische Gründe, die eine sozialistische Strömung in diesem Lande befürchten ließen. Wieviel einzigartige, altvererbte, herrische Pracht stand hier gefährdet? aber Mariclée fühlte wohl, daß Londons drückende Aura von nichts anderem herrührte, als von jenen Slums, die wie eine Schuld darauf lasten und sich wohl einmal als das Verhängnis dieser Stadt erweisen würden. Denn in keiner anderen eröffneten sich der Ungleichheit menschlicher Daseinsbedingungen untröstlichere Perspektiven.

In Griechenland sollen durch die vielen Abholzungen und durch den Suez-Kanal die klimatischen Verhältnisse eine gänzliche Änderung erfahren haben. Wälder waren schön und nützlich, Brennholz war notwendig. In der Tat; es war für das Klima von ganz Europa von größter Wichtigkeit, was sich da in diesem Wetterwinkel der Kultur vollziehen würde.

„Ich werde Samstag abreisen," teilte sie am nächsten Morgen der alten Klara mit und sagte hiermit, was sie wohl jetzt zwanzigmal des Tages dachte: am Samstag würde sie der Tortur ein Ende machen. Es war wieder kein Brief vom Exemplar gekommen. Dafür erkundigte sich ein belgischer Arzt, den sie kürzlich kennen gelernt hatte, ob er ihr seinen heutigen Vormittag zur Verfügung stellen dürfe. Erhielt er bis 10 Uhr keine Absage, so würde er sie abholen. Sie schickte Klara an das Telephon, um sich entschuldigen zu lassen, aber er war nicht mehr zu Hause. Mochte er immerhin kommen. Es war ja so gleichgültig. Auch aus Weimar hatte sie einen Brief: Was denn mit ihr sei? Von ihren Freunden wisse keine etwas von ihr. War sie denn verschollen?

Ja verschollen fühlte sie sich allerdings, in ihrer Unfähigkeit auf solche Zurufe zu erwidern. Ganz verschollen einem Lande, das sie in ein paar Tagen wiedersehen würde. Und ein Schauer lief ihr durch alle Glieder.

Es war wie in einem Märchen. Einerseits: die Wirklichkeit, die Wahrscheinlichkeit, die Tatsache der schlechten Zeitungsnachricht und ihres unbeantworteten Briefes und andererseits? — — ja andererseits ein im Karren gezogener Schimmel, ein von links erblickter Neumond und der gläserne Berg ihrer drei Träume. Es war schon sehr komisch. Da fehlte nur noch die Windmühle des Don Quichote. Mariclée fuhr erschrocken auf. „I leave on saturday", wiederholte sie der alten Klara, die eben eingetreten war. „Yes, Madam, I am sorry, Madam", erwiderte diese und meldete den Arzt.

Ihre Züge belebten sich nicht, als sie ihm entgegenkam. Aber er kannte

sie zu wenig, um die Abneigung zu lesen, die so deutlich darin lag; denn sie war ungehalten, daß er so ohne weiteres bei ihr erschien. Sie hatte diesen beweglichen Herrn mit seinem regelmäßigen Gesicht und seinem langweiligem Bart bei sehr guten Freunden angetroffen, ihn aber ihres Wissens nicht aufgefordert, sie zu besuchen. Sie war in solchen Dingen sehr zurückhaltend, vollends in einem fremden Hause.

Welche Galerie wünschte sie zu besichtigen. „Gar keine," erwiderte sie. In ihr war jetzt nicht mehr die Stille, eine Statue, ein Bild auch nur eine getriebene Phiole würdig aufzunehmen. Auch war ihr dieser da nicht der richtige Gefährte. Ach nein! Dann schon lieber unter die brüllenden Löwen, die kreischenden Kolibris, die Wildkatzen und die Flamingos. Und sie schlug ihm den zoologischen Garten vor, den sie noch nicht besichtigt hatte.

So verließen sie denn zusammen das Haus. Das Wetter änderte sich jetzt mit jedem Tage und die Luft war heute nebelig und feucht. Im Richmond Park fröstelten die Bäume und wußten nichts mehr von Sommer. Fast niemand in dem großen London war bei dieser Witterung auf den Gedanken verfallen, den traurigen Garten aufzusuchen, welcher die Tiere aller Zonen versammelte. Ein schlechter Scherz für ihren Gefährten, der sich jetzt der Patienten erinnerte, die er hätte besuchen sollen. Aber er erwies sich als ein sehr kundiger Führer und Mariclée überschüttete ihn mit Fragen. Die Eisbären waren heute munterer als die Antilopen und die Giraffen hingen die Hälse. „Eigentlich ist es doch ein furchtbar grausames Potpourri," sagte Mariclée, als sie von den Schlangen hinüber zu den Papageien wandelten, die ärgerlich auf ihren Stangen saßen und mit wegwerfendem Schnabel über das schlechte Wetter schimpften. Und sie wanderten hin und her, denn Mariclée war unermüdlich. Vor dem schwarzen desolaten Käfig eines Steinadlers aber blieb sie wie gebannt, vertiefte sich in die Wesenheit des gefangenen Tieres und in sein herrisches, glanzloses Auge. Man wußte ja nie im voraus, was sie gleichgültig lassen, was sie ergreifen würde. Und nun war sie ins Herz getroffen vom Blick dieses Vogels, der so beharrlich wegsah von den Menschen, wie ein gefangener König, der es verschmäht seine Henker anzusehen. So starrte der Adler trüben, abgewandten Auges gerade aus; der kleine Kopf stak zwischen dem göttlich kühnen Flügelpaar und regte sich nicht. Und vor diesen grandios gezeichneten Flügeln, vor diesem trüben Auge zog sein entschwundenes Reich an ihr vorbei. Ein unendlicher Himmel, die fernen zackigen Alpen taten sich ihr auf. Bergseen, die in der Tiefe blitzten, Klüfte, Täler und Auen und darüber selig kreisend, mit der Sonne, den Wolken verwandt, diese weltbeherrschenden Schwingen, die sich nur mehr ausbreiteten, um eine schmachvolle Enge zu messen. „Es ist zu entsetzlich," schrie sie auf, und umklammerte mit kalten Fingern die Eisenstäbe des Käfigs. Der Adler sah beharrlich nach einer anderen Seite hin und weg von den

Leuten, die da zu ihm hineinsahen, der Arzt aber zog seine Uhr. Er hatte genug. Was für ein sentimentaler Tor war er gewesen, daß er sich von einem sinnlosen Interesse, einer ganz ungerechtfertigten Sympathie hinreißen ließ, und seinen Vormittag opferte, seine Kranken im Stich ließ, um diesen lächerlichen Spaziergang zu unternehmen? So viel alberne Fragen hatte ihm ja sein Lebtag noch kein Frauenzimmer gestellt. Und ihr Äußeres hatte er so bestechend gefunden und sie für begabt und geistreich gehalten; sie war ja kein bißchen hübsch und zum weinen dumm. Von nichts hatte sie einen Begriff und alles wollte sie wissen. Wie denn das sei mit den Pestbazillen, und wie sie aussähen und ob man sie dann in Flaschen aufhebe und was der Unterschied sei zwischen Bazillen und Mikroben und was ansteckender sei? Und ob ein Allopath nie einen Homöopathen zu einer Konsultation hinzuzöge und warum nicht? und „nein, wirklich?" und so in einem fort. „Ich fürchte sehr," sagte er, „daß meine Zeit jetzt um ist, da ich meine Sprechstunde nicht versäumen darf."

„Aber natürlich nicht!" rief Mariclée. „Ich habe Sie schon viel zu lange in Anspruch genommen. Es tut mir so leid." Und sie steuerten wieder dem Ausgang zu. Es war aber ein anderes Tor, als das, durch welches sie gekommen waren. London (was man in London nicht für möglich halten möchte) London war hier wirklich zu Ende. Man sah keine Häuser mehr, nur eine Straße und von weitem im nebeligen Tag eine seltsame Kutsche, die nur sehr langsam sich näherte.

„Wir müssen links gehen," sagte der Arzt. „Ich bin ein schlechter Führer gewesen; hier sind wir ganz aus der Welt."

„Was kommt denn da drüben für ein Wagen auf uns zu?" fragte sie und strengte ihre Augen an.

„Mit dem können wir nicht fahren, das ist ein Wagen, der die Toten über Land fährt."

„O!" sagte Mariclée erschrocken (Aber Gott sei Dank! er fuhr ihnen ja entgegen).

Der Arzt schaute sich um.

„So, jetzt bin ich wieder im Bilde," meinte er. „Wir gehen nach jener Seite hin, der Mauer entlang und kommen so bald auf den Platz."

Aber wenn sie das taten, so hatten sie ja den Wagen im Rücken; er fuhr ihnen dann nach. Nimmermehr!

„Wir müssen uns hier leider trennen," sagte sie. „Ich gehe nach rechts."

„Nein, nein! durchaus nicht," entgegnete er lebhaft. „Das wäre ein großer Umweg. Sie dürfen sich mir anvertrauen. Ich bin schon öfter hier gewesen und kenne die Gegend." Und er wollte voraus gehen. Aber nicht einen Schritt tat Mariclée nach dieser Richtung hin. Sie fühlte sich in ziemlicher Bedrängnis, aber keinen Augenblick unschlüssig.

„Herr Doktor," sagte sie sehr förmlich, „ich danke Ihnen für Ihre Führerschaft, es war sehr gütig mir Ihren Vormittag zu widmen, ich fürchte, daß ich Sie nur allzu lange aufhielt. Und nun Adieu, auf Wiedersehen. Hier müssen sich leider unsere Wege trennen. Ich gehe nach rechts."

„Wie meinen?" sagte er. Seine Augen waren ganz klein geworden und seine Nase trat jetzt mächtig hervor.

Mariclée sah ein, daß sie ihm eine Erklärung geben mußte. „Nun ja," gestand sie, „ich bin abergläubisch. Wenn wir nach links gehen, fährt jener Wagen, der uns entgegenfährt, hinter uns her und das möchte ich vermeiden."

„Ich muß meine Sprechstunde einhalten und habe mich schon verspätet," erwiderte er eisig.

„Aber gewiß, natürlich!" rief sie, „Sie dürfen keinerlei Rücksichten auf mich nehmen. Ich finde mich schon zurecht. Bitte, lassen Sie sich nicht aufhalten," sagte sie fast flehentlich.

„Dies kann nicht Ihr Ernst sein," versetzte er.

„Doch, doch! ich bin einmal so!" versicherte sie.

„Aber Sie müssen nicht so sein!" gab er ihr zurück, unfähig seine Gereiztheit länger zu bemeistern. „Es gibt Dinge, die man einfach nicht tut. Sie können nicht allein die Landstraße umherirren; ich habe aber keine Zeit mehr. Dies ist zu unvernünftig. Bitte, kommen Sie jetzt!"

Aber da kam er ganz an die Unrechte. Es war jetzt an ihr, sich über einen so unritterlichen Ton zu ärgern. Sie fand eine Dame, als die Schwächere, stets so wohl ermächtigt einem Herrn gegenüber, dem sie in keiner Weise verpflichtet war, zu tun, was ihr beliebte, daß er alsbald im Unrecht war, wenn er dies Recht in Frage stellte. Und was hatte ihr denn dieser zu befehlen? Sie hatte ihn doch nicht gerufen après tout. Was maß er sich an?

„Adieu, Herr Doktor," entließ sie ihn. „Ich bedaure unendlich, aber hier kreuzen sich unsere Wege."

Und sie machte es jetzt wie der Steinadler und sah von ihm weg. „Wie Sie wünschen," erwiderte er, zog den Hut und entfernte sich, gefolgt von dem Wagen, dem sie jetzt entgegen ging. Sie erreichte auch ihrerseits bald einen Platz, von dem aus ein Omnibus in die Stadt zurückfuhr. Der Umweg war nicht so schrecklich. Sie stieg auf das Dach und genoß ihr Alleinsein. London schien im Nebel ein wenig zusammenzurücken und schaute heimlicher drein. An den Straßenenden, die man sonst nicht übersah, lagerte er wie ein Ballen zusammengerollt. Und siehe da, während Mariclée auf ihrem Dach so dahin fuhr, tauchten aus dem Nebel, wie aus einer weißen Decke, wiederum zwei schwarze, reich behangene und betrottelte Pferde empor, die ihr einen gläsernen Wagen, darin ein brauner Sarg mit silbernen Beschlägen lag, entgegenzogen. Und als sie die letzte Strecke zu Fuße ging und von Oxfordstreet in Daviesstreet einbog, da, o mein Gott, noch einmal kam

ein solch düsterer Wagen auf sie zu und versperrte ihr den Weg. Ein Strahl der Hoffnung, ja des Jubels durchzuckte sie. Sie eilte nach Hause, riß atemlos an der Klinge. Die alte Clara sah in ihr müdes Gesicht und fing den gespannten Blick ihrer Augen. „No letter Madam“, berichtete sie.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

In den Tagen, die nun folgten, kam Mariclée mit sich selbst arg ins Gedränge. Zwar fühlte sie sich im Besitz der verschiedenen Omen, deren glückliche Vorbedeutung sie für wohl erprobt erachtete, aber sie mußte sich dieselben immer wieder ins Gedächtnis rufen, da sie vor dem Sinnfälligen allzu deutlich versagten. Diese Aufgabe wurde stündlich schwerer. Denn weder schrieb das Exemplar, noch stand ein Wort über ihn in den Zeitungen. Es war als hätte er nie existiert. Und stündlich erforderte es einen stärkeren Nervenverbrauch ihren Mut und ihre Erwartungen rege zu erhalten und an den guten Ausgang einer Schlacht zu glauben, deren Streitkräfte sie aus so imaginären Mitteln besorgen mußte. Hinter ihrem sonderbaren Stab verschanzt ignorierte sie ihrerseits die Wirklichkeit so gut sie konnte, aber was waren das für Reitergeneräle, die sie den herausfordernden Tatsachen entgegenschickte.

Stundenweise behauptete sich ihre Zuversicht noch sehr gut. Das geschah meist des Abends. Sie aß dann wie üblich in ihrem Erker, bestellte, was ihr der Kellner vorschlug und verbrachte Stunden im Schein ihrer rot umschirmten Lampe, las, kritzelte ein paar Briefe und ließ sich von der spielenden Kapelle in ihren Hoffnungen bestärken. Die Musik gab ihr ja immer recht. Aber des Morgens, wenn sie lang vor Tagesanbruch mit offenen Augen müde da lag und fieberhaft auf die Schritte der alten Klara horchte und diese endlich, endlich die Diensttreppe heraufkam und bei ihr klopfte und das Frühstücksbrett hereinbrachte, auf dem der Brief nie lag, den sie erwartete; — dann, o dann erfüllte sich ihr Zimmer mit einem so kalkigen Tagesschein, sein milchiges, rußiges Weiß negierte so unerbittlich was sie noch hoffte, und dann konnte es wohl sein, daß sie das Gesicht wieder in die Kissen vergrub und ihr Dasein verwünschte und nicht mehr wußte, wie sie es aufnehmen sollte mit diesem mörderischen Morgenlicht, aus dem ihr nur ein ewiges Nein, nicht nur für alles, was sie vertrat, auch für alles, was sie war, entgegenströmte. In Wirklichkeit entsprach es ja nicht ihrem Wesen, es drängte sie nur die Not so zu sein, ihre Fahne auf Halbmast zu hissen.

Ob sie indes auch fortfuhr mit dem Vernunftwidrigen zu paktieren, so verriet doch nichts in ihrem äußeren Gebahren ihre innere Zerrissenheit. Sie machte ein paar Einkäufe, erkundigte sich nach den Schiffen, wählte ihre Reiseroute, beantwortete ihre Briefe. Einer ihrer Bekannten wünschte von H. B. dem Parlamentarier und Schriftsteller von Ruf das Übersetzungsrecht zu erlangen. Er wandte sich an Mariclée, die in London viel-

leicht ausfindig machen könnte, wo der Mann steckte, und sie hatte alsbald Erkundigungen eingezogen und ihm dann geschrieben. Auch ein paar Besuche machte sie. Die alte Dame, die sie in Rufford so bemuttert hatte, war seit kurzem wieder in der Stadt, und Mariclée ging zu ihr, sich zu verabschieden.

„Aber was fehlt Ihnen? Sie sehen so blaß und angegriffen aus!" sagte die gütige Alte und sah ihr mit ihren schon etwas erblindeten Augen ins Gesicht. Und dann kam die Tochter dazu und fiel ihr um den Hals und die Herzlichkeit der beiden Damen tat ihr wohl, denn sie war so allein. Aber mitten drin durchfuhr sie ein Frost, von einer Unruhe gepackt riß sie sich los, warf sich in ein Auto und fuhr wieder heim. Jetzt, jetzt! hatte er sicher geschrieben! sicher lag jetzt ein Brief von ihm in dem Kasten, oder er hatte angerufen und das Telephon gellte durch das Haus und vielleicht war Maud nicht zugegen und die alte Clara hörte es nicht.

Aber es lag kein Brief für sie in der Halle, und es hatte niemand nach ihr gefragt.

Auch der Donnerstag Morgen brachte nichts als die Antwort des Parlamentariers, der ihr seinen Besuch für den Nachmittag in Aussicht stellte. Nur das Exemplar antwortete nicht. Die Spannung zwischen Zuversicht und Zweifel zehrte sie auf; sie lebte nur mehr von einer Post zur anderen. Aber morgen, Freitag, würde sich bestimmt etwas ereignen.. Sie würde ihn sehen, bevor sie London verließ. Es war nicht anders denkbar. Hatte der böse Traum, der sie an Bord des Schiffes heimsuchte, als sie nach England fuhr, etwa betrogen? Wie erschrak sie damals. Und wie genau war er der vorausgeworfene Reflex all der Prüfungen gewesen, die damals ihrer warteten.

Gegen Abend ließ sich der Parlamentarier bei ihr melden und sie ging in den weiß verhängten Saal, ihn zu empfangen. Die geschäftliche Frage war schnell erledigt. Mariclée hob dann eine kleine Erzählung: „Das Gasthaus zum Löwen" hervor, die er geschrieben hatte und die eine sehr hochgegriffene Auffassung der Unsterblichkeit zu ebenso kindlich gewagtem, wie entzückendem Ausdruck brachte. Und war es, daß er sich angeregt fühlte, weil sie, die Fremde, Ferne, gerade jene paar Seiten seiner Werke herausgriff, auf die er am meisten Wert legte und die ihn am stärksten enthielten, er erhob sich, ging auf und nieder und sprach sich aus. Er war noch jung, sehr Mann von Welt und mütterlicherseits Franzose. Das Ideelle in ihm erstrebte jederzeit das Knappe und die Form. Allem Vagen war er abhold; auch für das Unendliche vindicierte er den Zirkel und die Linie. Als Mariclée auf Oxford zurückkam und wie sehr sie die jungen Leute beneide, die sich in jenen unvergeßlichen Stübchen aufs Leben vorbereiten durften, brach er in Klagen über die heutige Erziehung aus. Die wahre Hauptsache für diese bevorzugten Jünglinge, die wahre Vorbedingung für ihren Oxforder Aufenthalt, sei das Geld, ein hoher jährlicher Zuschuß. Man konnte sich kaum eine Jugend denken, die weniger

versprach zu starken, überwindenden Naturen, wie England sie brauchte, heranzureifen. Selbst von diesem weihevollen Ort ebbte die geistige Atmosphäre wie der Idealismus zurück. Eine verweichlichte Generation wüchse in dem ehrwürdigen College heran. „Wie pessimistisch Sie sind!" sagte Mariclée.

Sie hatte von seiner schönen Frau, seinen jungen Söhnen und seiner Stellung im Leben und in der Welt gehört. Aber weil der Mensch ganz ohne Kummer nicht auskam, hatte dieser hier die Zukunft seines Landes zu seiner Kümmernis erhoben. Der Tor! Sie hörte nicht mehr auf seine Worte hin. Eine Wunde, die sie sich verheimlicht hatte, war durch seine Anwesenheit in diesem Saale aufgerissen worden. Und im Nu stand ihr Gesicht von Tränen überströmt. Neidlos ließ sie den anderen ihr Glück! Aber einen anderen als diesen Fremdling hatte sie hier im Saale zu sehen gehofft, mit dieser Hoffnung war sie in dies Haus gezogen. Hatte sie so Unmögliches verlangt? Und unbeweglich, gesenkten Hauptes saß sie jetzt da, versteinert und von ihrer Betrübnis wie von einem Nebel umhüllt und sprach kein Wort. Ihr Besucher aber hielt jetzt mitten im Reden inne und sah in dem stillen, weißverhängten Saale umher.

„Bei wem bin ich hier eigentlich?" fragte er.

Da erschrak sie und blickte auf und nannte mit der heiseren Stimme einer Kranken den Namen der Freundin, welche ihr dies Haus geliehen hatte.

„Aber es dunkelt," fügte sie hinzu, erhob sich und ging zur Türe um das Licht aufzudrehen; ein wenig zögernd zwar, wegen ihres verregneten Gesichtes. Er kam ihr aber zuvor, und nahm Abschied, bevor die verschleierten Lüster erstrahlten.

Der Freitag

Mariclée wartete bis die Mittagsstunde vorüber war, dann ging sie aus. Sie bog wie gewöhnlich in Piccadilly ein, aber statt wie sonst an den Läden vorüberzugehen, machte sie heute allerlei Einkäufe. Weder nach Cambridge noch nach Brighton, noch nach den Orten mit den normannischen Bauten, die ihr der Botschaftsrat genannt hatte, war sie gefahren; denn das Geld für „unvorhergesehene Fälle" hatte sie nie anzurühren gewagt. Jetzt warf sie es hinaus. Es gab ja keine unvorhergesehenen Fälle für sie mehr. Sie schenkte sich ein altes Döschen, vor dem sie oft stehen geblieben war, hielt sich eine Weile bei einem Taschner auf und kaufte sich einen silbernen Spiegel. Nur von dem Blumenladen, in dem wieder große Büsche heftiger Rosen prangten, wandte sie sich ab. Warum nur die Rosen, von denen man träumte, so viel herrlicher waren als die wirklichen? Aber sie hielt sich bei diesem Gedanken nicht auf.

Er hatte ihr nicht geschrieben und ihre Hoffnung war dahin.

Wie vernünftig sie mit einem Male geworden war! Sie faßte die Dinge ganz grob und höhnisch ins Auge, wie sie der graue Tag ihr zeigte. Im Spiegel eines Auslagefensters, der eine Schar von Hüten zur Verviel-

fältigung brachte, sah sie sich von Profil und etwas in die Länge gezogen einhergehen; und jene alte Behauptung fiel ihr ein, daß an jedem Menschen eine Ähnlichkeit mit einem Tiere nachzuweisen sei. Sie, mit ihrem langen Kopfe, glich sicherlich einem Pferde und was an Dummheit an ihr lag, war richtige Pferdedummheit. Nicht wo das Tor, sondern wo die Bretterlatte stand, just da rannte sie an und wollte hindurch. So hatte sie geglaubt von Sachlagen absehen, ein so ausgemachtes Faktum wie die Heirat des Exemplars einfach ignorieren zu können. Er selbst belehrte sie nun durch sein Schweigen, daß es unzulässig war, sich den Dingen gegenüber nicht zu verhalten.

Mariclée blieb bald vor diesem, bald vor jenem Laden stehen, lediglich weil ihr der Mut fehlte, ihre Schritte zu lenken. Wohin sollte sie sich auch wenden? Lagen ihr nicht alle Länder, alle Meeresstraßen, die weite Welt verschlossen, da keine Wege mehr zu ihm führten? Irgendwie entglitten ihr da die Zügel. Es war nicht mehr die reinliche Scheidung ihrer Gedanken, der sie sich sonst so mächtig zeigte. Trieb ihr der eine Zorneshitze durch alle Adern, so konnte sie gleich darauf vor Bangigkeit erstarren. In wilder Unordnung, bald in Flucht geschlagen, dann wieder im Ansturm, schossen sie jetzt von einer Bahn in die entgegengesetzte und prallten jäh wieder zurück.

Auf Mariclées seltsames und nicht ganz ungefährliches Doppelleben wurde ja schon hingewiesen. Das Stürmische und Elementare ihrer Natur, von ihrer starken Gedanklichkeit getrennt, hatte jene merkwürdige stille Bucht in ihr erzeugt, in der Kommendes sich zu spiegeln vermochte, wie heranziehende Wolken in einem Teich. Es was nach ihrer Meinung nur folgerichtig, daß der Traumsinn sich in ihr entfaltet hatte. Daran konnte auch der heutige Zusammenbruch nichts ändern, daß es ihr bisher nie widerfuhr, aus der Legion von Bildern, die an ihrem schlafenden Gehirn vorüberzogen, das hohle herauszugreifen, oder auf das Bedeutsame nicht zu merken. Denn dieses ließ im Vorüberziehen das unbewegte Etwas, das sie in sich hegte, wie magisch beschattet und von einem Echo umhallt, das sich noch immer als untrüglich erwies. Ja nichts anderem dankte sie wohl letzten Endes jenen seltsam saturierten Unterton, jene Fülle und Resonanz, die ihr Wesen gleichsam mit einer Octave bereichert hatten; alles Dinge, die sich zwar der Äußerung entzogen, zu denen sie aber nichts desto weniger zurückgriff und die ihre Atmosphäre kreierten. Aber war sie jetzt nicht zertrümmert, jene magisch beschattete „stille Station", und waren nicht alle Wege, die zu ihr liefen, verschüttet? Es hatte sie einmal ein junger Mann zu Tische geführt, mit dem sie übereingekommen war, daß zu glauben oder nicht zu glauben vor allem Temperamentssache sei. „Ich fühle mich zwar hin und wieder zu glauben versucht," sagte er, „aber es sind nur Momente und es entspricht nicht meiner Natur. Nie bin ich so sehr ich selbst", und dabei leuchtete sein Auge fast fanatisch auf, „als indem ich mich jeder, auch der vagesten Unsterblich-

keitstheorie verschließe." Mariclée konnte nicht umhin, die Würde zu bewundern, mit der er dies sagte. Es war jedenfalls viel leichter sich eine elegante Maske zu bewahren, indem man den Glauben, als indem man die Skepsis in sich selbst unterdrückte. Denn nicht glauben war ein Glaube wie ein anderer!

Bei ihr war es umgekehrt. Sie hatte sich so weit eingelassen mit ihrer Glaubensseligkeit, sich auf dieser Bahn so weit hinausgewagt, daß Momente absoluten Nichtglaubens, wie sie jetzt für sie gekommen waren, sie ihres Seins förmlich entwurzeln und ihr die geistige Fassung rauben mußten. Sie blickte umher und die Häuser, die Läden, die Wagen, die Passanten, der Regen, der herniederrauschte, alles Positive nahm eine unerbittliche Richtermiene an. Vor allen Dingen, die sich feststellen ließen, war sie als zu leicht befunden und konnte nicht bestehen. Die Schecks, die sie hielt, hatten am Tage der Abrechnung keine Gültigkeit; es war der Ruin. Ein wilder Überdruß brach über sie herein. Doch wie? was ging in ihr vor? So durfte sie nicht aus den Fugen geraten. Nun ja, sie hatte ihre Kalkulationen auf eine falsche Basis gestellt, aber davon erholt man sich. Sie würde den Verlust wett zu machen, ja daraus zu lernen wissen. Aber ein Entsetzen, ein tiefer Schwindel erfaßte sie. So durfte sie jetzt nicht denken. Warum gab sie den Tag verloren, bevor er zu Ende war? Warum hielt sie nicht stand? O wie unwert zeigte sie sich des Außerordentlichen, das sich heute noch ereignen konnte! Und so war denn wieder das Unwahrscheinliche, an das sie sich jetzt klammern, die in der Luft hängende und abgebrochene Stelle, auf die sie ihren Fuß setzen konnte, das morsche Seil, das sie selbst ausgeworfen, an das sie sich in letzter Stunde halten mußte, um nicht zu zerschellen.

Es war zwei Uhr. Sie ging in das Berkeleyhotel. Es war ja vollkommen gleichgültig, wo sie heute aß. Sie fuhr einige Male mit der Gabel in ihrem Teller herum, doch ohne sie zum Munde zu führen, weil sich etwas in ihrem Halse so energisch dagegen sperrte. Sie schob den Teller beiseite. Wenn nichts geschah, wollte sie heute Abend fahren. Geschehen? — — — was wollte geschehen? Aber war er ihr nicht entgegengeeilt an jenem Unglückstage, als sie ihm das falsche Datum zu wissen gab? O hier war etwas, das sich nicht reimte. War es denkbar, daß er sie heute ohne ein Wort verloren gab? Denn daß sie dann für immer aus seinem Leben glitt, wußte er genau. Sie stützte den Ellbogen auf und starrte ins Leere. Der Kellner trat herzu, verbeugte sich diskret und nannte eine andere Platte. „Nein, nichts mehr;" doch als er Kaffee vorschlug, nickte sie und er stellte ein braunes Kännchen vor sie hin, das dreimal ihre kleine Tasse füllte. Sie leerte es ganz, zahlte dann und ging. Draußen standen viele Hansoms, auf die der Regen herniederklatschte; die paar Minuten bis zu ihrer Wohnung erschienen ihr so weit, das Gehen eine so aufreibende Qual. Sie stieg ein und war gleich darauf zu Hause.

(Schluß folgt)

Genialität des Körpers

von Emil Ludwig

Wenn es möglich wäre, eine neue Epoche schon im Beginn an ihren Symptomen zu erkennen: wie müßte man das Geschick des Analytikers beklagen, dem der Reiz geheimnisvoller Entwickelung von Anbeginn entschleiert und entrissen wäre. Die Geschichte einer Gegenwart zu schreiben ist stets vergeblich versucht worden.

Unserem Jahrhundert hat man an der Wiege das Merkwürdigste geweissagt, man hat einem „Jahrhundert der Naturwissenschaften" ein „Jahrhundert der Seele" folgen lassen wollen. Aber dergleichen sind keine Kategorien. Eher könnte man, will man schon sich auf Begriffe festlegen, dem 16. Jahrhundert der dogmenlosen Aktivität, dem 17. der Grausamkeit und Prinzipien, dem 18. der einsamen Schöpfung neuer und der Massenentwertung alter Ideen ein 19. folgen lassen, das die Realisierung kommensurabler Nützlichkeiten umfaßt. Das zwanzigste aber, heut noch ein Knabe, der eben zu denken beginnt, mögen die Enkel überschauen.

Dennoch ist es möglich, über beginnende Entwicklungen etwas auszusagen: das ist die Reaktion auf die vorangegangene Epoche. Unsere Eltern und Voreltern kultivierten einen intellektuellen Hochmut, sie litten an einer Überschätzung der Geistigkeit im allgemeinen, die speziell durch die verblüffend schnelle Heraufkunft jener Erfindungen und Entdeckungen genährt wurde, die die exakten Wissenschaften ermöglichten. Ihr Rationalismus, der mit dem Aufblühen dieser Wissenschaften korrespondierte, hat den Physiker gottähnlich gemacht oder doch zum wissend lächelnden, gekrönten rex mechanicus.

Man kennt die beiden großen Rückschläge: neu aufspringende metaphysische Leidenschaft und Wiederaufdämmern mystischer Gewalten sind die Zeichen unserer Jugend. Eine dritte Reaktion wirkt vielleicht noch mehr in die Breite: das Wiedererwachen des Körpergefühls.

Die vorige Generation fühlte sich im Besitze der Geheimnisse des Lebens, in einem Grade, wie nur theoretische Geistigkeit das vermag, die dem Leben fremd geblieben. Die gegenwärtige, auch in dieser Rücksicht glücklich anglisiert, fängt an, die Haltung über den Geist zu stellen, und die Leidenschaft ihrer Besten gilt weniger dem Wissen als der Schnelligkeit, weniger den Tatsachen der Luft, des Wassers und der Erde als ihrer Überwindung.

Der höchste Ausdruck gespannter Menschenkräfte, das Genie selbst rückt nun ins Tageslicht des Körperlichen. Eine erhöhte Bildung im Physischen, eine Passion für die Ausarbeitung des Dynamischen hat neue Ziele des Ehrgeizes geschaffen, deren Erringer mit wahrer Macht belohnt werden. Die

Lorbeeren, die den Inhabern der Weltmeisterschaften blühn, sind nicht so elend, als ihre Gegner, die Inhaber der geistigen Zentralen, mit leicht enthüllbarem Neide sie darstellen mögen. Die großen Reiter und Fahrer, die Flieger, Ringer und Fechter sind wirklich heute die Könige des Lebens, und wer einwendet, dies sei von außen gesehn, vergißt, daß, wer von Macht spricht, die Aufgabe hat, von außen zu sehen.

Das alles liegt am Material.

Dies Material, in dem die Künstler des Variétés arbeiten, die sich bezeichnender Weise Artisten nennen, ist das edelste: der menschliche Körper. Aber er ist es in einem strengeren und unerbittlicheren Sinn für sie als für die Schauspieler. Hier verwirrt Intellekt und Gefühl den Begriff, — die freilich oft ideale Forderungen bleiben. Aber noch dieser Intellekt, noch dieses Gefühl sind Dinge, die durch Schicksal oder Bildung, durch Ereignisse des Lebens von gestern oder vor zwei Jahrzehnten, Dinge, die durch Abenteuer im Innern und von außen bestimmt werden. Man ist Schauspieler wörtlich mit Leib und Seele. Körperkünstler aber ist man allein mit seinem Leibe, und weil nur er eine Gewißheit darstellt, sind diese Menschen eindeutige, naive Naturen. Sie allein bilden ohne jedes Hilfsmittel, wortlos, materiallos, nur mit ihrem Körper sagen sie, was sie der Welt zu sagen haben.

Woher kommt es, daß die beiden stärksten Klassen: geborene Künstler und geborene Aristokraten diesen Künsten so leidenschaftlich zuzusehen lieben? Und woher, daß selbst die Bourgoisie, sonst nur schal oder gierig, von einem klassischen Trapezkünstler zu einer Beklemmung verurteilt, zu einer Spannung gedehnt, zu einem Beifall hingerissen wird, wie er nie ein Theater durchbrauste?

Der Maler, der Plastiker werden mit kühleren Augen bewundert, die Verehrung des Publikums wird eingeschränkt durch ein dunkles Gefühl: wer gründlich den Marmor behauen, die Farben reiben lernte, der mag dann wohl Bilder und Statuen machen, wie ein tüchtiger Hochschüler schließlich Brücken baut. Vor dem Musik-Virtuosen steigt die Bewunderung: die Leute sehen ihn am Werk und müssen denken: mit diesen zehn Fingern bringt er die herrlichen Töne hervor. Aber da ist es das Instrument, dessen er bedarf und dessen Anblick das Erstaunen mindert. Noch stärker wirkt auf den Naiven der Schauspieler: er braucht nur die Kehle und Zunge, den Leib und die Arme, die wir Alle haben, und bringt doch mit diesen Gliedern Werke hervor, deren Verehrung nur noch der Gedanke schwächt, daß er nach dem Diktat eines unsichtbaren Dritten spricht und agiert.

Der Körperkünstler aber steht auf der Bühne, und all sein Schweben und Klettern, sein Steigen, Fallen, Hängen, Tragen, Rennen und Schwingen macht er mit ebendiesem Organismus, den wir alle, die unten sitzen, in

gleicher Anlage in uns spüren, und er macht es als Herr, ohne übergeordneten Meister. Mit Gliedmaßen, die wir prinzipiell ebenso zu bewegen vermögen, vollbringt er Stürze und Umdrehungen, Sprünge und Balancen, deren Nachahmung den Dilettanten lächerlich macht.

Gerade die unter ihren Zuschauern, die den menschlichen Körper am besten studiert, wie der Plastiker, oder geübt haben wie der Sportsmann und der Offizier, bewundern diese Seiltänzer und Luftspringer, diese Schlangenmenschen und Jongleure am tiefsten; sie kennen die Schwierigkeit.

Zur Deutung dieses Phänomens ist wichtig, daß außer den Schauspielern nur die Artisten vor den Augen und Ohren des Publikums produktiv sind. Die fertige Dichtung, gedruckt und wohlgebunden, wirkt anonym, das Bild, gerahmt und aufgehängt, selbst die Symphonie, die scheinbar nur am Schnürchen vorgeführt wird, geben nur den Erlesensten die Möglichkeit, im Geist das fertige Werk nachzuschaffen, den Weg des Produzierenden rückwärts zu gehen. Jene aber wirken nur durch ihre Gegenwart, sie produzieren sich, wie die Sprache verrät. Darin gleichen sie dem Redner und dem Sänger, und drum vermögen alle drei stärker zu wirken als irgendein Künstler sonst es je vermochte.

Diese Sichtbarkeit seiner Produktion macht den Artisten aber nicht wie den Schauspieler zu einem Leidenden, den eine Schamlosigkeit niederdrückt, zu der er täglich sich verurteilt fühlt. Der Artist ist heiter (er kann persönlich brutal, melancholisch oder sonst sein, wie er will), denn seine Kunst ist ganz nutzlos. An dieser Stelle vermag auch der moralischeste Ästhetiker nicht mehr Maximen und Reflexionen in den Begriff der Kunst einzupressen.

Wenn der Artist fertig ist, steht er auf demselben Fleck, ist genau derselbe, hat nichts verloren und nichts gewonnen, war nichts als die Erscheinung einer „Nummer", ein Traum von zwanzig abgezählten Minuten, die Phantasmagorie einer halben Stunde.

Alles, was er dort oben getrieben, war schlechthin vollendet. Er ist der einzige unter allen Künstlern, der aus Prinzip nichts Unvollendetes bieten kann. Seine Kunststücke nehmen an Schwierigkeit zu, obwohl das erste meist schon schwieriger war, als der verwöhnte Dilettant da unten ahnte. Nichts darf ihm mißlingen, und beim alten Renz war als Hausgesetz an allen Pforten angeschlagen, daß jeder seine Sache so lange vor dem Publikum wiederholen müßte, bis sie ihm völlig gelungen. Man schlage dies Plakat an die Bühneneingänge der modernen Theater und warte, welcher Dramatiker es wagen wird, erhobenen Hauptes einzutreten.

Wahr ist freilich: alles Geistige ist von Natur unvollkommen, das Körperliche kann vollkommen sein: offen eine Schale, daraus unablässig

Flammen und Dämpfe nach oben streben, — vollendet gerundet ein Ball, leicht zu jeder Höhe menschlicher Macht zu schleudern.

Was aber die Geistigen gegen das Genie des Artisten einwenden das ist: nur in seiner Spezialität sei er bemerkenswert, im übrigen sehr einseitig und strohdumm. Wie viele aber von den Meistern der sechs anderen Freien Künste — sofern man jene von der Tanzkunst abstammen lassen will, — wie viele sind das nicht? Geben Sie dafür in ihren Spezialitäten Vollendetes? Woher nimmt man den Mut, die einen hinter die andern als Subalterne zu rubrizieren? Wer entwarf diese Rangliste?

Der Artist bringt die Mechanik menschlicher Organe: der Beine und Arme, von Kopf, Mund, Augen, Nase und Ohren zur Vollendung. Erfüllt er nicht die Forderungen des Genies an sich selbst: menschliche Fähigkeiten durch Züchtung zu übertreiben?

Auch jene andere, dunklere Formel des Genies: sich Schwierigkeiten zu schaffen, um sie zu überwinden, deckt er ganz und gar. In ihm, d. h. in seinen höchsten Exemplaren ist der Dämon so leidenschaftlich am Werke, wie in irgendeinem Meister der Kunst. Mit bloßem Muskelspiel, mit monatelangem Training ist da noch nichts getan. Zuweilen streben die unterirdischen Mächte an die Oberfläche. Diese Abenteurer stellen sich nicht bloß jeden Abend an den Rand des Todesbrunnens, — zuweilen fahren wilde Schreie aus ihren Mündern, sie rufen sich selbst zu, stählen sich, reizen einander. Und schweben dort auf dem Seile in gleichen Tricots Männer und Frauen, dann wird die Stunde noch zauberischer, denn man sieht mit Augen, wie die Geschlechter, die sich zu zerstören drohn, — nur spielen.

Wenn solch ein Namenloser, nachdem ihm das Äußerste gelungen, was in diesem Betracht der Mensch vermag, sich atemlos, triefend, mit irrem Lachen vor dem vielköpfigen Untier verbeugt, das ihn bezahlt: dann ist etwas von der Benommenheit des Künstlers in ihm, der dem Beifallsrauschen aus Erschöpfung nicht mehr zu lauschen vermag, von dem er doch so oft geträumt. Dann ist er der Künstler, dann ist er der Genius. Von dem Flug ins Unmögliche ist er gelandet, verwirrt und noch im Traum jenseitiger Welten sieht er sich an dieses Ufer verschlagen, wo die Gesetze einer Schwerkraft gelten, die er für Minuten gottähnlich aufgehoben.

Rundschau

Suffragetten

von Albrecht Mendelssohn Bartholdy

Wer sind sie?

Sie sind Frauen aus England, Irland, Australien. Englisches Vollblut, unübersetzbar, nur in ihrem eigenen Volk und Staat zu verstehen, von der französischen Intrigantin, die einem politischen Salon vorsteht, ebenso himmel- oder höllenweit verschieden wie von der lehrhaften Führerin der deutschen Frauenbewegung.

Ich wüßte kaum eine Eigentümlichkeit, kaum eine Eigenschaft des öffentlichen Lebens in England, mit der die englische Frauenstimmrechts-Agitation nicht eng verwachsen wäre. Man muß sogar die Personen der führenden englischen Politiker kennen, zum Beispiel den ungeheuren Gegensatz zwischen den zwei Seite an Seite kämpfenden starken Männern des Kabinetts Lloyd George und Winston Churchill wahrnehmen können, wenn man diese einzelne Bewegung in der Art ihrer Äußerung würdigen will. Am allerwenigsten aber darf man beim Urteil über die Suffragetten vergessen, wie ruhmredig die englische Demokratie ist, wie wenig bisher der Staat seiner Pflicht sozialer Fürsorge genügt hat und wie weit heute Kabinett und Unterhaus von dem Ideal eines Ausschusses erfahrener Staatsmänner und einer wirklichen Volksvertretung weggerückt sind.

England rühmt sich, der Musterstaat einer demokratischen Verfassung für die ganze Welt zu sein. Das bekommt man als Ausländer drüben jeden Tag zu hören, vom Premierminister nicht weniger als von einem stump orator an der Straßenecke. Die konservative Opposition unterscheidet sich von der liberalen Regierungspartei dadurch, daß sie das Volk — one man one vote, und was mehr ist, one vote one value — unmittelbar im Referendum über die wichtigsten Verfassungsfragen abstimmen lassen will, während die Regierung dem Verstand der Untertanen nur die Wahl der Parlamentsmitglieder zugesteht, dafür aber um so hitziger verficht, daß dem vom Volk gewählten Parlament die Gesetzgebungsgewalt allein, ohne Hemmung durch Krone und Oberhaus, verbleiben müsse. Aber daß der Wille des Volks souverän ist, das bekennen und beteuern sie um die Wette. (Sie können das auch ruhig tun, weil ihre Parteimaschine trotz manchem Defekt

immer noch so gut und geräuschvoll funktioniert, daß man darüber vom Willen des Volks schlechterdings gar nichts hört als manchmal einen halberstickten Verzweiflungsschrei einer Gruppe von Revolutionären.)

Dieses Volk, das herrscht, ist das Volk, das die Lasten des Staatsbetriebs trägt, die Steuern zahlt. Wer Geld gibt, der hat auch das Recht, die Verwendung des Geldes zu bestimmen. Das ist der Grund des Stimmrechts; unter diesem Zeichen ist das Parlament mächtig geworden. Das ist die Selbstregierung im Repräsentativsystem. Damit aber die Organe, deren ein Millionenvolk zur Verwaltung seines Hauses, zur Verwendung der bewilligten Gelder bedarf, nicht zu mächtig werden, wechselt man sie von Zeit zu Zeit, gerade so, daß keinem das Gefühl der Lebenslänglichkeit aufkommt. Das ist dann das Zweiparteiensystem mit der parlamentarischen Regierungsform. Aber das alles kommt vom Volk und lebt von seinem Willen.

Man wird sich nicht darüber wundern, daß die englischen Frauen das Stimmrecht fordern als etwas, das ihnen von Rechts wegen gehört, und nicht als etwas, das ihnen erst gegeben, verliehen, geschenkt wird und das sie sich durch artiges Benehmen verdienen müßten. Denn sie gehören zum Volk; das streitet ihnen niemand ab. Sie sind Bürger des Reichs wie die Männer und die Kinder. Sie erhalten den Staat durch ihre Arbeit und sie zahlen Steuern wie die Männer. Was haben denn die Männer vor ihnen voraus, daß sie allein regieren wollen? Nichts gilt hier die kontinentale Tradition des Feudalstaates, nichts das Argument des Kriegsdienstes, das in den Staaten der allgemeinen Wehrpflicht seine wenn auch recht hinkende Bedeutung hat, nichts die natürliche Ordnung, die Männern und Frauen verschiedene Gaben zu verschiedenem Gebrauch zugeteilt habe. In England geboren werden und Steuern zahlen können die Frauen so gut wie die Männer.

Aber wer den Frauen das Stimmrecht geben will, der ist darum doch kein Suffragist oder vollends keine Suffragette? Kein „Stimmrechtsweib", wie Schmock vom Tunkelhausener Generalanzeiger sich auszudrücken liebt, wenn er einmal schwarz auf weiß sehen will, was für ein Gentleman er selbst und was für eine Lady Frau Schmock ist?

Nein, die Suffragetten sind eine kleine Zahl unter den Tausenden, die das Frauenstimmrecht für eine Forderung der einfachsten Gerechtigkeit halten. Wer sind also diese wenigen?

Mir stellt sich die Antwort auf diese Frage am besten in einem Gleichnis dar. Für jeden, der die politischen Rechte des Mannes auch der Frau gegeben wissen will, stehen die zwei Wege offen: der mit der breiten Tür, dem guten Pflaster, der sanften Steigung und den vielen Herbergen zum Rasten über Nacht, und der mit dem engen Zugang, der sich steil aufwärts im

Gestrüpp verliert. An dem breiten Weg stehen rechts und links Wegweiser, auf denen die Richtung und das Ziel, die Weite und Länge der Bahn vermerkt stehen; auch ist da angegeben, wie viel von der ganzen Strecke ein gesunder Fußgänger in Jahr und Tag durchwandern kann, ohne seiner Gesundheit zu schaden oder Löcher in die Schuhe zu bekommen (und nur zu seinem eigenen Besten ist ihm deshalb nicht erlaubt, die gesetzliche Maximalgeschwindigkeit zu überschreiten). Wer nach seinem Tageslauf in der Herberge zuletzt ankommt, für den bleibt das beste Zimmer und das wärmste Bett gerüstet und der Herbergsvater überreicht ihm beim Abendtrunk einen Lorbeerkranz, dessen Schleife der Sinnspruch ziert: Festina lente. An dem schmalen Weg dagegen steht eine Verbotstafel, und je zuweilen ist auch, wo sich ein Stückchen getretenen Pfads höher oben am Berg zeigt, ein Stacheldraht quer darüber gezogen. Am Ziel der beiden Wege, auf dem Gipfel der Höhe steht die politische Gleichberechtigung der beiden Geschlechter. Und die den engen, steilen Pfad gehen, das sind die Suffragetten.

Aber in dem Bild fehlt nun noch eins der wichtigsten Stücke, ganz im Vordergrund. Das ist: daß noch niemand einen der beiden Wege bis zum Ende gegangen ist oder ihn auch nur mit den Augen bis zum Gipfel zu verfolgen vermag. Die breite Straße mit ihren weiten Biegungen verliert sich im Horizont; den engen Steg verschlingt das Gestrüpp des Abhangs. Ganz gewiß sind unter den Suffragetten einige, die den Abkürzungsweg wählen, wie ihn ein ungeübter Wanderer, ein Bergsteigerdilettant in der ersten halben Stunde seines Aufstiegs, gegen den Rat der Führer, nimmt. Sie sind sicher, daß das Ziel zu erreichen ist, auf dem einen Weg nur langsamer und unauffälliger als auf dem anderen; da lockt sie das Verbot und die Gefahr, und zuletzt denken sie mehr an die Überwindung der Hindernisse, den Sport des Kletterns auf neuem Weg als an das Ziel selbst. Sie werden zuletzt am wenigsten dafür getan haben, daß ihre Sache siegt; man kann kaum mit jemandem rechten, der sagt, es geschehe ihnen nach ihrem Verdienst, wenn sie schmählich abstürzen und zum Schaden den Spott haben (obgleich sie, denke ich, immer noch erheblich früher ins Himmelreich kommen werden als die feisten Bürger, die sich auf ihren Feldstühlen unten an der Wegkreuzung aufgepflanzt haben und, den Operngucker vor die Augen geklemmt, ein Freudengewieher ausstoßen, so oft der polizeiliche Stacheldraht seine Wirkung tut und eine von den Stürmerinnen kopfab mit zerrissenen Röcken zu Tal schießt).

Aber wer die W. S. P. U. kennt und die englische Politik obenbrein, der weiß, daß für die allermeisten Suffragetten solch waghalsiges und ein wenig prahlerisches Wesen ein Greuel ist und daß sie ihren Weg nicht gehen wegen der Gefahr und aus Lust am Schrecklichen, sondern trotz der Gefahr und in einem fast überspannten Gefühl der Schande, die sie auf sich nehmen

müssen. Sie haben die feste Überzeugung, daß der breite Weg überhaupt nicht zum Ziel führt. Sie glauben, daß der Wegweiser an ihm aufgestellt ist von denen, die das Erreichen des Ziels für das schwerste nationale Unglück halten. Sie meinen, wenn je ein Wanderer auf der Straße bis zur letzten Herberge vor dem Ziele gelangen sollte, so werde ihm dort noch der Schlaftrunk gemischt werden, der ihn in die Ewigkeit hinüberschafft. Sie sagen: die schärfsten Gegner unserer Sache haben die breite Straße gebaut, leiten den Verkehr auf ihr, richten die Herbergen ein, nehmen den Brückenzoll und lassen die Schlagbäume auf und nieder. Wie sollen wir da Vertrauen haben?

Die Suffragetten gehen ihren Weg nicht blindlings. Wer ihre Hauptwerkstatt in Clement's Inn gesehen, ihre großen Jahresversammlungen in der Albert Hall erlebt, wer mit Musikantenohren ihre Kampflieder, Ethel Smyths Songs of Sunrise aufgefangen oder einem Gespräch zwischen Frau Pankhurst und einem widerwilligen Parlamentsmitglied zugehört hat, der weiß, daß bei ihnen nicht ein wildes Temperament, nicht die Hybris der Titanen, nicht die individuelle, fast physische Lust zu einer über das gewöhnliche Menschenmaß hinausspringenden Tat eigentlich bezeichnend ist, sondern die Schärfe der politischen Intelligenz, die organisatorische Fähigkeit und die Beharrlichkeit und Stetigkeit des Willens. Das klingt paradox, weshalb ich ausdrücklich bemerkt haben will, daß es das sorgfältig erwogene Ergebnis genauer Beobachtung der Dinge ist. Im Temperament und in der Kunst, den Mund zum Bersten voll zu nehmen, ist den Suffragetten mancher Minister und Oppositionsführer überlegen, von den Nationalisten gar nicht zu reden. Unter einem Lügner und Hochverräter, einem wortbrüchigen Streber und feilen Rabulisten tut es der Parteiführer im Rededuell mit seinem Gegenüber auf der andern Front Bench des Unterhauses heute schon gar nicht mehr. Das nimmt niemand sehr ernst, und an der Fassungslosigkeit, mit der das Haus einem wirklichen Zornesausbruch eines Mitglieds gegenübersteht, sieht man erst, wie akademisch gekünstelt die Szenen sind, die sich die Führer der beiden großen Parteien in regelmäßigen Zwischenräumen machen. Aber es wäre doch auch unhöflich, wenn man das alles für Wind und Schaum erklärte. Unter den Abolitionisten und Nonkonformisten, die in der Regierungspartei hinter Lloyd George stehen, sind, wie ihr stürmischer Führer, viele, die mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf Politik treiben, und auch unter den Jungkonservativen ist der Zorn gegen die Minister, der bei der Schlußberatung über die Parlamentsbill so wild ausbrach, bei manchem nicht bloß gespielt. Das ist ja eben der Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Stil der Opposition, zwischen der Balfourschen und der Lawschen Art der Führung, den die „alten Hände" des Parlaments so aufrichtig beklagen, daß dem neuen Herrn manchmal die

ungeschriebenen, aber heiligen Spielregeln entfallen. Balfour hat nie vergessen, daß Westminster der vornehmste Sportplatz in England ist. Aber er hat gehen müssen; er ist „vieux jeu“.

Nein, im wirklichen Temperament wie in der Leidenschaftlichkeit der Äußerungen halten gerade die militanten Stimmrechtlerinnen den Vergleich mit den Männern des Parlaments nicht aus. Aber die Wage fällt anders, wenn der Zeiger auf politische Bildung und Einsicht, auf feste Überzeugung und Ernstlichkeit des Wollens gestellt wird. Wer möchte bezweifeln, daß auch heute noch das englische Parlament, selbst wenn man die Großen des Oberhauses nicht mehr zählt, an den guten Tagen einer Verfassungsdebatte sich mit seinen Reden vor der Welt sehen lassen kann? Wenn Birrell von der Ministerbank spricht, oder Wyndham von der Vorderbank der Opposition, oder Hugh Cecil von dem gefährlichen Eckplatz unter dem irischen Berg, dann kann der Zuhörer den Leitartikel des Parteiblatts vergessen; er spürt den Willen zur Wahrheit und wie der Sprechende sich, noch während er seine Sätze bildet, um sie müht; er empfängt einmal reines Gold statt der geringeren Mischung, die sonst, nur durch den Stempel der Allgemeinheit zur goldwerten Münze erhoben, von Hand zu Hand geht. Aber hier ist nicht von Einzelnen und von Ausnahmetagen die Rede, sondern vom gewöhnlichen Werktagsdasein des Unterhauses, nicht von den großen Redeschlachten, in denen die Parteien ihre letzte äußerste Kraft aufbieten, weil es um ihre eigene Existenz — und nicht bloß um das Wohl des Landes — geht. Von den Arbeitssitzungen ist die Rede, in denen über die Bekämpfung des weißen Sklavenhandels, oder den Schutz der Schwachsinnigen, die Verwendung der Gewerkschaftsgelder, oder das neue Urheberrecht oder die Schäden des Ehescheidungswesens gesprochen wird, von den Beratungen über die Einzelheiten des Versicherungsgesetzes, über das Wohnungselend, über die Lage der Landarbeiter und die Besiedelung brachliegender Latifundien, über die Schwerfälligkeit der Justiz und die Rechtsunsicherheit, die sich aus der parlamentarischen Unmöglichkeit der Beseitigung selbst der offenbarsten Gesetzesmängel ergibt — ich habe nur ein paar von den Fragen herausgegriffen, über die im letzten Jahr das Unterhaus in abgefallenen Fetzen und Schnipseln seiner Tagesordnungen verhandelt hat, ut aliquid fieri videatur, und nun weise man mir einen einzigen Fleck auf dieser weiten Landkarte des Elends und Unrechts, der Mißbräuche und Untüchtigkeiten, wo dieses Männerparlament das Wohl des Volkes auch nur einen Deut gefördert, eine Heilung oder Besserung, ich will nicht sagen, herbeigeführt, aber wenigstens mit Worten gefunden und dadurch wenigstens Hoffnung geweckt hat! Nichts! nichts! Wenn in der Öde dieser Debatten sich einmal ein lebendiger Windstoß zu erheben scheint, so braucht man nur näher hinzusehen und man findet, daß eine Geschäftsordnungsfrage das

Haus aufgeweckt hat oder ein parteitaktisches Manöver vom Whip veranstaltet worden ist, dem seine Herde zu weit auseinander gelaufen war.

Die Suffragetten kennen die politische Geschichte ihres Landes. Sie wissen, daß der unvorsichtige Minister nur zu recht hat, der ihr Begehren als die unverschämte Forderung einer kleinen Clique ohne Rückhalt im Land abtun wollte und sich dabei die Worte entfahren ließ, es sei nichts mit der Ernstlichkeit ihres Verlangens, da sie noch nicht einmal einen richtigen Aufruhr zustande gebracht, kein Schloß in Brand gesteckt und keine Barrikaden errichtet hätten. Sie wissen, daß in England heute die Staatsrechtstheorie des Amerikaners vom „Government by pressure" ihrer reinen Verwirklichung nahe ist, daß aber die Pression, unter der die Regierung allein zur Gesetzgebung gebracht wird, nur auf zwei Arten ordnungsmäßig geübt werden kann, entweder durch Zahlungen an den Wahlfonds einer Partei — hier ist das klassische Beispiel die Brauer- und Wirts-Liga — oder durch Stimmgruppenhandel im Unterhaus selbst, sobald die Regierungspartei nicht mehr geschlossen ist und über alle andern Gruppen die Mehrheit hat. Weder der eine noch der andere Weg ist für die Suffragetten gangbar. Und wenn er es wäre, würden sie ihn gehen wollen? Sie wollen sich nicht in politischen oder wirtschaftlichen Vorrechten über andere behaupten; sie wollen auch nicht sich neues Recht erobern. Sie glauben ja, daß ihnen nach dem Geist der englischen Staatsverfassung das Stimmrecht jetzt schon gehört, und daß nur falsche Buchstabenauslegung und die Willkür der Machthaber sie an der Ausübung ihres Rechts hindert.

Ihre Bewegung hat aber auch eine eigene Geschichte für sich, und es ist ein sehr menschlicher Fehler, daß sie sich durch diese am eigenen Leib in kaum vernarbten Wunden aufgezeichneten Erlebnisse noch mehr bestimmen lassen als durch die Lehren fremder Erfahrung. Viel ist aus den sieben Jahren der „militanten Taktik" bestritten, die zwischen dem 13. Oktober 1905, Annie Kenneys unliebsamer Frage an Sir Edward Grey, ihrer und Christabel Pankhursts Verhaftung und zwischen Mrs. Mary Leighs Verurteilung zu fünf Jahren Zuchthaus in Dublin am 7. August 1912 liegen. Ich will hoffen, daß an den Behauptungen der Suffragetten über die Mißhandlungen, die ihnen Gefängnisbeamte und Wärter in der Haft zugefügt hätten, viel übertrieben ist. Ich weiß aus eigner Anschauung, daß das Gesindel von Medizinstudenten und Großstadtbummlern, das in den letzten Jahren sich als Corps der Rache für die Störung der öffentlichen Ruhe durch die Suffragetten aufgetan hat, friedliche Aufzüge und Versammlungen zu stürmen gesucht und die Frauen mit Fußtritten und Stockschlägen angegriffen, zu Boden geworfen und roh mißhandelt hat, Frauen, die die Mütter dieser Lumpen hätten sein können. Aber gleichviel — ich kann es keiner von denen, die selbst im Kampf gestanden haben, verdenken, wenn

sie in der Geschichte dieser sieben Jahre nur zwei Bilder sieht: ihre eigenen Opfer und die gebrochenen Versprechungen der Politiker.

Ihre Opfer! Das Wort hat doppelten Sinn, kann Höchstes und Geringstes bedeuten. Wir sind gewöhnt daran, fast abgestumpft dagegen, daß die Menschengesellschaft (und jeder von uns in ihr) Opfer fordert, Tieropfer nicht nur, sondern Menschenopfer, Opfer des Lebens in raschem Tod nicht nur, sondern in langer Qual und Schande des geopferten Leibs. Und unter diesen Opfern, deren genaue und immerwährende Vorstellung wahrscheinlich auch einen robusten Menschen wahnsinnig machen würde, sind solche, die Männer mit dem Leben der Frauen darbringen. Wir sind auch gewöhnt und sprechen mit unsren Lippen jeden Tag darüber, daß es etwas Hohes ist, wenn einer sich selbst, ohne Zwang, opfert, und je weiter und größer sein Leben, seine Gaben und seine Macht sind, desto edler das Opfer, das er mit Freiheit, Ehre und Leben bringt.

Das Geringste, was die Suffragetten ihrer Sache geopfert haben, ist ihr Vermögen, jede nach ihrem Teil. Und doch, wie blähen wir uns gern auf, wenn für einen „guten Zweck" unter dem Patronat des Landesherrn und aller Amtsgewalten wir ein paar tausend Mark zusammenschießen! Die Suffragetten haben nicht nur von ihrem Überfluß gegeben; sie haben sich selbst gegeben, ihre Gesundheit, ihre Freiheit, ihre äußere Ehre. Ich will nicht von den Führerinnen sprechen. Ihnen sagen die Gegner nach, daß sie aus hysterischer Eitelkeit handeln. Aber all die andern, deren Namen niemand kennt und die in das Gefängnis der gemeinen Verbrecher gehen, weil sie glauben, daß nur durch ihr Opfer sich das Schicksal zwingen läßt? Wer einmal im Konflikt zwischen dem Gebot seines Dämons und einem äußern Vorteil; zwischen Überzeugung und Amt oder Beruf; zwischen dem, was er selbst für recht hält, und dem, was die andern dafür halten, sich gegen die „Welt" gestellt hat und erfahren hat, was ihm dafür geschieht, der mag über die Suffragetten zu Gericht sitzen. Die glücklichen Menschen aber, bei denen der Vorteil immer mit ihrer aufrichtigen Überzeugung zusammengeht, sollten Gott dafür danken, und nicht mit den Worten des Pharisäers.

Und die andere Lehre der Suffragetten-Geschichte, die gebrochenen Versprechen der Politiker? Die W. S. P. U. hat nicht mit dem Fensteinwerfen, den Stürmen auf das Parlament oder den tätlichen Angriffen auf die Minister ihre Laufbahn begonnen. Sie hat Jahre lang ihre Mitglieder in die offenen Versammlungen geschickt, in denen die leitenden Staatsmänner sprachen, um ihnen dort, wie es in England alter Brauch ist, die Frage zu stellen: wie steht ihr zu unserer Forderung? Wieder und wieder ist ihnen von der guten Hälfte der Minister gesagt worden: wir halten das Frauenstimmrecht für ein Gebot der Gerechtigkeit. Die W. S. P. U. hat sich dann bei den

Wahlen von den Kandidaten versprechen lassen, daß sie für ein Frauenstimmrechtsgesetz eintreten wollen. Die Mehrheit der gewählten Abgeordneten ist darauf verpflichtet. Die meisten davon haben gedacht, es kommt ja doch nicht zu einer letzten Lesung, und im schlimmsten Falle ist das Oberhaus da, um die Bill zum Scheitern zu bringen. Die Regierung hat gesagt: wir können keinen Entwurf vorlegen, denn wir sind im Kabinett uneins; aber versucht es doch mit der Initiative aus dem Parlament heraus. Sie hat gedacht, daß es damit gute Weile hätte, denn für die Initiativanträge der Abgeordneten stehen nur wenig Tage zur Verfügung, und unter der großen Zahl von Anträgen, die für jede Session gebracht werden, entscheidet das Los. Aber das Los entschied zu gunsten der Suffragetten. Die Conciliation Bill, auf die sie ihre radikaleren Forderungen um des Zusammengehens mit den andern Gruppen willen herabgestimmt hatten, bekam einen der besten Tage in der Session, in der zum erstenmal dem Unterhaus die gepriesene Parliament Act den Endentscheid auch gegen einen abweichenden Willen des Oberhauses zusicherte. Ein kurzes Hinausschieben des kritischen Tags war noch möglich und das wurde natürlich genützt. Am 28. März aber kam die zweite Lesung, und nun blieb nichts übrig, als Farbe zu bekennen: die Bill, in der den Frauen bei gleicher Qualifikation das gleiche Wahlrecht mit den Männern gegeben werden sollte, fiel mit 208 gegen 222 Stimmen. Den irischen Abgeordneten, die sich für die Bill verpflichtet hatten, war von ihrer Parteileitung aufgegeben worden, der Abstimmung fern zu bleiben, weil man von der Annahme der Bill Schwierigkeiten für die Regierung und einen Zeitverlust für die Homerule-Vorlage befürchtete. Das gab den Ausschlag.

Das alles wissen die Frauen, die an der Kreuzung der Wege stehen. Sie scheuen vor der Landstraße, auf der diese Dinge geschehen, und gehen den steilen Weg am Berg hinauf und stürzen an den Drähten und kommen dabei zu Schaden, und die Zuschauer brüllen Beifall, wenn eine recht jämmerlich liegen bleibt. Aber es kommen immer neue.

So ist denn freilich über die Frage, ob den Frauen das Stimmrecht gebührt, eine andere, viel größere hinausgewachsen, die nämlich, ob es überhaupt in unserer alten, gebrechlichen Welt noch Menschen geben darf, die für ihre politischen Rechte nicht nur mit Worten kämpfen und die in dem Kampf ohne Lohn leiden wollen, wenn es nicht anders geht.

Ich meine, die Suffragetten sind an einem absterbenden, altersgrauen Baum der kleine grüne Schößling, der ihm aus der Seite bricht und an dem der Herr des Waldes sieht, daß noch die lebendigen Säfte aus dem Boden in den alten Stamm aufsteigen.

Die Parsifalfrage

von Oskar Bie

Um sich über die Parsifalfrage klar zu werden, muß man, glaube ich, davon ausgehen, daß hier zunächst ein Fall ganz besonderer Art in der Theatergeschichte vorliegt. Es ist noch niemals vorgekommen, daß ein Drama durch den Willen seines Autors an einen einzigen Aufführungsort gebunden wurde, der seine persönliche Schöpfung war, wie dieses Drama, und daß nach seinem Tode durch die ganze gesetzliche Frist dies Drama an diesem Ort blieb. Die meisten Leute, die so über Theater reden, kennen die besonderen Bayreuther Umstände wenig. Ganz oberflächliche Beurteiler haben wohl gemeint, daß die Zurückhaltung des Parsifal eine Art pekuniärer Spekulation sei. Sie rechnen schlecht. Denn es ist klar, daß die Monopolisierung des Parsifal weniger eingebracht hat, als seine Freigabe an die anderen Theater gebracht hätte. Und sie wissen vielleicht nicht, daß Bayreuth überhaupt nicht mit dem Zweck des Geldverdienens arbeitet, sondern alle etwaigen Überschüsse sich selbst zugute kommen läßt. Nein, die Festlegung des Parsifal ging damals aus einer Not Wagners hervor, wie alle seine großen Schöpfungen aus der schönen und gewaltigen Not kommen. Er haßte mit Recht den gewohnten Betrieb der Operntheater, er hatte seine Erfahrungen, die mit seinen Idealen in keiner Weise übereinstimmten. Es gelang ihm, Bayreuth zu gründen, um wenigstens eine Sicherheit gegen den Mißbrauch zu haben. Es war seit ewigen Zeiten wieder einmal die Gründung eines Theaters nur für sich selbst, ohne Nebenzwecke, ohne Zerstreuungen, nicht zur Erholung, sondern zur Arbeit, wirklich eine große deutsche Tat, einzig in ihrer Kraft und auch in ihrer Wirkung. Und besonders ernst auf diesem schlüpfrigen Felde der Oper. Deutschland unterstützte ihn wenig darin. Der Nibelungenring wurde ihm entrissen. Einzig dieser Parsifal blieb übrig. Es ist das Schlußstück eines großen Bogens, den er wölbte. Ganz zuletzt hat er gegen eine Welt von Vorurteilen, ja sogar gegen eigene Zweifel sein Prinzip durchgesetzt. Es gibt keinen fühlenden Menschen, der nicht die Größe darin empfindet. Mit lockeren Redensarten kommt man da nicht heran. Der Stolz des großen Künstlers ist etwas Heiliges. Wobei ich noch weniger vom Inhalt des Parsifal spreche und von seiner Konzeption, seiner Instrumentierung, die nur für dies Haus gedacht war.

So wird man verstehen, daß nicht nur die Familie Wagner an diesem Vermächtnis festhielt, sondern daß auch jetzt, da die Gefahr droht, daß der Parsifal nach Ablauf der Schutzfrist von jeder beliebigen Bühne gespielt werden kann, eine große Bewegung im Gange ist, auf irgendeine Weise ihn doch für Bayreuth zu erhalten. Die angesehensten Männer unterstützen

diese Forderung. Man kann darüber nur einer Meinung sein. Hier ist ein Idealismus am Werke, der von Dankbarkeit, Treue, Einsicht und Vornehmheit durchdrungen ist. Es ist schön, daß es noch so etwas gibt, und um so schöner, als es gänzlich aussichtslos ist. Es wird sich leider auf diese Manifestation beschränken müssen, die wir alle unterschreiben, die unter diesem Stern aufgewachsen sind und das Gefühl für den inneren Wert einer solchen Forderung haben, die Hochachtung vor ihrer Reinheit, die Abscheu vor dem Profanum.

Die Möglichkeit, daß die ersten Theaterleiter unter sich einen privaten Vertrag machen, den Parsifal nicht aufzuführen, wurde bald ausgeschaltet. Denn erstens waren sie gar nicht dafür zu haben, und zweitens wäre in diesem Falle den schlechteren Bühnen erst recht die Gelegenheit gegeben worden, dieses Werk aufzuführen und zu verschmieren.

Die wichtigste Schwierigkeit liegt in unserem Parlament. Es müßte ein Ausnahmegesetz schaffen, aber bei seiner jetzigen Zusammensetzung ist das ausgeschlossen. Zudem kann ich mich nicht erinnern, daß der Reichstag jemals Interessen der Intelligenz formuliert hätte. Er ist ein wirtschaftliches Institut. Richard Strauß ließ neulich einen Brief veröffentlichen, in dem er dem Liberalismus zuredet, die Interessen der Intelligenz zu vertreten, die durch das allgemeine Wahlrecht gedrückt würden. In Deutschland schimpft man, wenn ein Künstler sich politisch äußert. In anderen Ländern findet man es selbstverständlich. Vielleicht ist er dort höflicher. Die instinktive Empfindung, daß das allemeine Wahlrecht reife und unreife Stimmen vom Standpunkt der Intelligenz ungerecht verteilt, ist nicht neu. Sie ist wahr, würde man sagen, aber nicht richtig. Denn das allgemeine Wahlrecht ist von allen Übeln noch das geringste und, da es sich nur um Wirtschaft handelt, das logischeste. Am wenigsten kann der Liberalismus dagegen etwas tun und sich selbst untergraben. So wird in diesem Parlament niemals der Wunsch Wagners mehr gelten als eine Million Arbeiterstimmen. Nur die Konservativen werden ihn unterstützen.

Hermann Bahr* ist der löblichen Meinung, Kunstwerke müßten überhaupt nicht nur wirtschaftlich, wie bisher, sondern auch geistig so geschützt werden, daß sie nur unter Strafe von der ursprünglichen Form und Art, die ihr Schöpfer wollte, etwas verlieren. Aber wie soll es gemacht werden? Wo sind die Grenzen einer so intellektuellen Bestimmung? Wer sagt: dieses Werk lohnt sich zu schützen und jenes andere überläßt man vorteilhafter sich selbst? Häufig arbeiten die Autoren ihre Werke selbst um, häufig gedeiht der von Redaktionen oder Direktionen gepflügte Acker besser, als der jungfräuliche, in den seltensten Fällen läßt sich sagen: der Autor hat unbedingt

* Parsifalschutz ohne Ausnahmegesetz. Schuster und Löffler.

recht, wenn er sich jeden Einspruch verbietet, jede Kürzung, jede Veränderung. Die Kritik ist dazu da, Entstellungen großer Kunstwerke zu brandmarken. Aber ein Gesetz darf nicht jedem Kunstwerk untersagen, den Weg zu gehn, den es gehn will. Es gibt nichts, was irrationaler wäre und juristisch unfaßbarer, selbst wenn man glaubte, es nützte soviel, als es schadet.

So sieht ein Musiker in die Gesetzeswelt, so ein Kritiker. Wirtschaftler schlagen die Verlängerung der Schutzfrist auf fünfzig Jahre vor, nach französischem Muster. Strauß hat seinen Rosenkavalier durch Eintragung in Paris so schützen lassen. Aber diese zwanzig Jahre ändern am Prinzip nichts.

Die neueste, sehr stark unterstützte Bewegung beantragt den Erlaß eines Reichsgesetzes „zum Schutze aller Werke, deren Inhalt ihre Aufführung an einer einzigen hierfür besonders geeigneten Stelle erstrebenswert macht." Ich fürchte, daß das nur eine Konfusion ergibt. Wir haben eben erst einen Fall erlebt, daß ein nur für intimste Darstellung bestimmtes Stück durch seine eigene Kraft dem Volke freigegeben werden mußte.

Die Gegner behaupten, das Volk habe ein Recht auf jedes Kunstwerk, und auf das größte am meisten. Der Parsifal sei ja längst, ganze Strecken lang, im Konzert aufgeführt worden, und wenn sogar Amfortas und der reine Tor im Frack nicht die Illusion gestört hätten, sei von einer regelrechten Darstellung auf der Bühne nicht mehr das geringste zu fürchten. Dieser Auffassung kann man nur beipflichten, wenn man sich entschließt, gegen den besonderen Willen Wagners, gegen jeden von besseren Menschen mitgefühlten Stolz und gegen das Reinlichkeitsgefühl des Künstlers, soziale Ansprüche des Kunstwerks unbedingt gelten zu lassen. Hier ist der gefährliche Punkt. Denn es ist nun einmal unwiderleglich, daß das Publikum, so niedrig man es oft einschätzen mag, so verständnislos es gar in musikalischen Dingen ist, als Vertreter des wirklichen und wahrhaftigen Volkes diesen Anspruch erheben darf. Das Kunstwerk bleibt ein Spiel, wenn es nicht in den sozialen Kreis eintritt. Das Spiel kann sehr sauber, sehr stolz, sehr aristokratisch sein, mehr nicht. Im geheimen hat es schon die Tendenz zur Wirkung, zur Allgemeinheit, und im öffentlichen muß sie es haben, um überhaupt einen nennbaren, einen schätzbaren Wert für sich beanspruchen zu können. Es hat noch nie wahrhaft gelebt, wenn es nicht aus der Klosterzelle auf das Forum trat. Es löst sich von seinem Schöpfer und lebt sein eigenes Leben, ein zweites persönliches Leben.

Aber, — gehen wir nun diesen Weg weiter, wenn der Parsifal in die Öffentlichkeit hinaustritt, wie wird diese seine Wirkung sein? Die großen Bühnen werden ihn gewiß nicht als Repertoirestück geben, diesen Anstand fordert das Werk selbst, und ich glaube auch, es widerspräche nicht der geschäftlichen Berechnung. Denn trotz aller Opernelemente, die man in der

Blumenszene entdecken möchte, es bleibt ein Weihefestspiel, nicht weltlicher, als irgendein mittelalterliches. Katholiken entsetzen sich über die Hereinziehung kirchlicher Riten, Philosophen belächeln sie, das Volk wird darin einen Ernst empfinden, der nicht alltäglich sein kann. Der ästhetische Hörer gibt sich vielleicht weniger den rituellen Szenen im Gralstempel hin, als den Stimmungen auf der Karfreitagsaue, die zu den religiösesten Eindrücken aller Bühnendichtung gehören. Parsifal ist viel zu sehr gereinigt von allen starken dramatischen Konflikten und Sensationen, um als Aufregung jedes Abends, oder bloß jeder Woche wirken zu können. So wird er sich selbst, nachdem die erste Neugierde befriedigt ist, so einrangieren, wie wir es ihm wünschen. Er wird durch eigene Kraft seine Weihe nicht ganz verlieren und auch für das Theatervolk ein Feiertag sein müssen, um überhaupt zu bestehen.

Dazu kommt, daß Bayreuth selbst seit der Zeit, da Wagner es errichten mußte, unsere Bühnen genügend beeinflußt, verfeinert und vorbereitet hat für dieses letzte Erbe. Das unsichtbare Orchester ist zwar nirgends so konsequent durchgeführt worden, aber man kann auch nicht sagen, daß es für alle Wagnerschen Werke ein Erfordernis, ja ein Vorteil ist. Im übrigen ist seine Idee eben erst wieder fruchtbar geworden, auf einem benachbarten Gebiete, der Symphonie. Ich gebe bei dieser Gelegenheit Nachricht von der Gründung eines „Deutschen Symphoniehauses" in Stuttgart, das nach den Plänen Haigers erbaut werden soll, um im Jahre 1920, dem 150. Beethovenjahr, eingeweiht zu werden. Ein Verein, dessen Mitgliedschaft in verschiedenen Potenzen jedem offen steht, leistet den Fonds. Es will endlich mit jedem Rest von Virtuosität, von Romanentum brechen, jeden Solismus ausschließen, auch den des Dirigenten, und die Symphonie unsichtbar, also um so hörbarer machen. Aber innerhalb des Theaterbetriebs reicht die Wirkung Bayreuths heute weiter, als es Wagner sich je hätte träumen lassen, da er sein Bollwerk gegen den gewohnten Repertoireschlendrian errichtete. Der Ernst der Künstler und des Publikums ist heute größer geworden, das Gewissen des Stils ist gewachsen und der Wille und die Fähigkeit zur Konzentration unbedingt verbreiteter.

Bei alledem ist Bayreuth durch nichts ersetzt worden. Die Einstudierung weniger Dramen für eine bestimmte Folge von Vorstellungen, der Korpsgeist dieser Isolierung, die Lust und Liebe der Darsteller, die Nichtablenkung der Hörer, diese Sammlung aller für einen einzigen Zweck bedingt eine künstlerische Erziehung, wie sie keine laufende Bühne geben kann. Es ist eine begrenzte Selbstkontrolle der Bühne und auch des Publikums, sogar in seiner Zusammensetzung. Mag dies besser, jenes geringer gelingen, uns alle überkommt an dieser Stelle immer noch eine Weihestimmung, eine Loyalität der Erinnerung, eine ideale Dankbarkeit, der wir uns nicht ent-

ziehen können. Hier ist das deutsche Theater edel und diszipliniert geworden. Bayreuth kann nicht mehr das sein, was es war, weil es ausgeströmt hat, aber es bleibt etwas anderes, ein Feiertag in der Moral der Kunst. Nichts wird seinem Parsifal genommen werden, auch wenn er in die Welt geht. Noch ist er an diese Familie geknüpft, die die Überlieferung verwaltet. Ihn an einen Ort zu knüpfen, könnte ihn auf die Dauer unkontrollierbar machen: denn niemand weiß, was Bayreuth sein wird, wenn einst auch diese Familie es nicht mehr pflegt. Es könnte, und das war schon Wagners Wunsch, etwas Außerordentliches bleiben inmitten der Weltflucht seiner Werke: wenn der Stipendienfonds so wächst, daß er zweijährige oder dreijährige Vorstellungen ohne Eintrittspreis ermöglicht, mit Verteilung der Karten, die ein Komitee den Würdigen oder den Mühseligen stiftet, dann wäre sein letztes Ziel erreicht, an dem diese Jahrzehnte, an dem alle Weltteile gearbeitet haben. Dann wird es ein Denkmal sein ohnegleichen in der deutschen Bühnengeschichte, wie es einst eine Tat ohnegleichen war. Ich finde das sehr schön.

Ich habe die Dinge, flach und offen, wie sie liegen, erzählt. Vielleicht hilft das und tröstet auch ein wenig im Streite der Auffassungen, der uns erhitzt.

Der Beobachter in der Modengalerie

von Felix Poppenberg

In der „Galerie der Moden" greift man nach holden Maskenzügen, Jars amandi und Metamorphosen locken. Die schweifige Titeldevise einer alten Modezeitschrift ist lebendig geworden, und in Friedmanns und Webers Salons öffnet sich jetzt wirklich diese Galerie und zeigt in Bildern, Figurinen und Stilleben ein Wandelpanorama wechselnder Tracht und voll Fülle der Gesichte.

Man nascht Kulturen und verliebt sich in Gavarnis Frauen. In diesen bestrickenden farbig überhauchten fleurissanten Blättern weht das Parfüm Murgers und die Atmosphäre Balzacs. Hier schreitet (mit ihrem „Genie des Ganges") la Parisienne, und man fühlt aus hellblumigen Mousselin-Kleiderwolken, aus den bauschig blühenden Glocken-Ärmeln, was Balzac, der Witterer mit der Trüffelnase, so angenehm verrucht, die „Brise der Pariserin" nennt; die Röckchen rascheln eine Musik, die heute still geworden, aber die wir Vieux m'sieurs doch nicht vergessen können. An die reizende Szene der Bohème erinnert sie uns, da Mimi ihrem Freund, der bei nächtlicher Lampe ihr mit einem Feuilleton ein Kleid erdichtet, aus dem heut nur einschläfrigen Bette zuruft: schreibs nur so lang, daß es schön Frou-Frou macht.

La Parisienne trägt den indischen Shawl über der Schulter und hat die Hände lässig ineinandergelegt und sie zeigt so, was Balzac, wieder Balzac, an ihr rühmt: daß sie Arme, Taille, Nacken unter der Gewalt einer Kunst der Falte hält. Und man versteht das Lebendig-Bewegte dieser Blätter, wenn man erfährt, daß Gavarni zur Probe in alle seine Kostümbilder den Akt hineinzeichnete.

Wie eine kokette Motte flattert noch ein zierlich Wesen schwarzgrau daher mit den wehenden Flügeln der Schulterpelerine, und die Dame im Sessel taucht aus den Wellen ihres Mille fleurs-Kleides auf gleich einer déesse en exil, eine mondäne Flora.

Auch die Herren sind nicht vergessen. Gavarni skizziert l'artiste beim Lever in einem Schlafrock von Brokat mit Schlitzornamenten aus Sammet, der Richard Wagner neidisch gemacht hätte. Gavarni lieferte diese Entwürfe vorzugsweise für das Atelier des Grand couturier Humann. Humann und Staub waren die berühmten Schneider für die Dandys aus der „Comédie humaine", sie hatten denselben Rang wie in London zur Brummelzeit Davidson und Meyer. Und von Staub, der wie Balzac sagt, „die Vaterpflichten seines Gewerbes" verstand und sich gewissermaßen „als Bindeglied zwischen Gegenwart und Zukunft der jungen Leute" bis zur Mitgift betrachtete, versicherten dankbare Klienten, daß „Beinkleider seines Ateliers zwanzigtausend Lires Rente zustande bringen halfen".

Merkwürdige Allüren dieser Zeit sieht man in der Wiener Prateraufffahrt von Bende 1835. Die Comme il faut in den feinrädrig wippenden Phaëtons (wie sie auch Constantin Guys so zierhaft gezeichnet) legen das Bein in weißen Pantalons über den gelben Wagenschlag hinaus. An die Bein-Exzentrics (freilich einer früheren Zeit) der Gardeoffiziere über das Rampengitter der Kranzler-Ecke läßt das denken und an die Notiz des Fürsten Pückler über den letzten Chick der Londoner Stutzer von 1827, ein Bein langgestreckt über das andere zu legen und den Fuß dabei in der Hand zu halten.

In dies England der Pücklerschen Briefe führt danach ein sinnfällig strotzendes Kostümbuch, das wir uns aus der kleinen an Kuriositäten reichen Bibliothek der Ausstellung langen: „Westend Charakters bey Richard Diphton 1825". Fühlte man bei Gavarni Murger und Balzac, so hört und sieht man hier Dickens. Der ganze Pickwickier-Club in blauer und grüner vollbauchiger Frackpracht, in Nankinghosen, dickrolligem Regenschirm, Koteletten über den Vatermördern zieht hier auf; robuste Landedelmänner, Rostbeeftypen, den Wamst in grauem Faltenschoßrock über blauen Hosen eingeknöpft und die „Lions", den Mähnenkopf tief, im langumgeschlagenen weit abstehenden Shawlkragen mit dem drollig herausgeschnittenen Kitzlerzipfel. Sie halten die Champagnergläser am Rand der Fuß-

platte, und die Pudel neben ihnen tragen Löwenfrisur und geschnittene Volant-Ponpons um die Fesseln.

Wandelnd zwischen diesen Erscheinungen voll Abglanz vergangner Tracht, entdeckt man sich die beiden Pole der Mode, die beiden gegensätzlichen Stile des Anziehens. Der eine, der Künstlichkeits-, der Stilisierungsstil geht nicht vom Körper und seinen Bedingungen aus, sondern sucht, womöglich im Widerspruch zu ihm, den Triumph einer phantastisch barocken Kleiderarchitektur, eines schwelgerischen Dekorations-Ausstattungsstückes. Nicht der Mensch ist die Hauptsache, sondern das Kleid. Und es heißt dabei meist: il faut souffrir pour être beau. Dies gilt immer in den Zeiten, in denen auch die anderen Zweige angewandter Kunst das Artifizielle, die Ausschmückung, pflegen, sich nicht der Bescheidenheit der Natur bequemen, sondern sie überbieten, ja ins Gegenteil verkehren wollen. Im Kontrast dazu bekennt der zweite Stil im Fluß der Kleiderlinie den Bau des Körpers. Und diese Mode tritt meist dann auf, wenn auch in den Möbeln und Geräten die Freude am Wesentlichen, am Konstruktiven, am Betonen des Eigenschaftlichen herrscht. Und solch ein „lebendiges Kleid", in dem der Akt mit seiner Gliederung sich klar ausspricht, ist ebenso wie die Fassade eines guten in derselben Periode entstandenen Hauses von innen nach außen gebaut und sprechender Ausdruck dessen, was in ihm steckt.

Wir haben ein weites Herz und zetern nicht biedermännlich über „Mode-Torheiten". Wir wissen, daß keine Mode häßlich, höchstens die von gestern oder die auf einer Provinzphotographie. Und gerade die Kontrastmode einer verschollenen Vergangenheit hat ihre pikantesten Reize. Der Prunkbau des pompösen Reifrockkleides, das „die Mode streng geteilt", das über die allerschmalste zerbrechliche Taille nach oben sich verjüngt bis zu dem kleinen Flach-Teller des Eugeniehutes (ein Aschenbrödelexemplar sieht man hier unter federwallenden Rampenhüten), dieser Prunkbau will kostbaren Stoff zur Farbenschau bringen und seine großen Flächen geben in den verschiedenen Bewegungsmotiven wechselnde Lichtspiele. Diese Kleider sind Trionfi voller Ornamente, sie gleichen fontaines lumineuses, barocken Kaskaden und sie sind — sehr charakteristisch — immer der gleichzeitigen Tapeziermanier verwandt. Volants der Überkleider werden wie Lambrequin-Draperien girlandenartig aufgenommen, oder die Ränder eines himmelblauen Bauschrockes wellen sich wie Wolkensoffiten eines Feenballetts in der Oper.

Zum Himmelblau kommen die anderen Schmachtfarben, Veilchenblau und abgelaufene Himbeertöne. So sehen uns die Wiener Frauen der vierziger Jahre im Fransenshawl, Gebetbuch und Spitzentuch in der Hand, ein Häubchen über den Pfropfenzieherlocken, lächelnd-schwärmerisch an.

Und eine witzige Nuance geben die Panniers. Ihre zwei Wölbungen

liegen links und rechts unter den Hüften wie zusammenklappende Austerschalen über einem bijoux discret.

Dagegen das andere Bild, das Modebild der Kleider, die nicht verhüllen, sondern enthüllen, die dem Körper dienen, die ihn und nicht sich zur Schau stellen. Am rückhaltlosesten — das ist voll innerer Logik — bis zum Exhibitionismus betätigte sich dieser naturalistische Stil in der Revolutionszeit, im Direktoire, und als seine Prophetin zelebrierte ihn Madame Taillien. Das Hemd hat sie abgetan, dies „Leichentuch der Schönheit", sie trägt seidene Kombinations, die die Formen eng umspannen und darüber den kurzen knappen an der Seite hoch hinauf geschlitzten Gazerock. Und als sie aus ihrer ochsenblutfarbenen Equipage in das Gewimmel der flanierenden Incroyables und Merveilleuses tritt, flüstern die Bewunderer laut: „Man kann sich unmöglich pompöser entkleiden".

Im Empire kommt dann das antikisierende Statuenkleid auf, langfließend, an den Schultern mit Kameenschließen gerafft oder mit einem Goldband unter der Brust gegürtet. So kehrt das verfehmte Hemd nun als Hauptgewand wieder, beherrscht lange die Mode und auch die prüden Seelen deutscher Empfindsamkeit hüllten die seraphischen Glieder in die Hemdfalten. Mit frommem Schauder sagte der keusche Sänger der „Urania", der Jüngling Tiedtge von seinem Idol Elisa von der Recke, der „hohen Elisa", „ein durchaus zieratloses Kleid, das ich deutsch nicht nennen darf, von den Bewohnern jenseits des Rheins chemise genannt, fließt an der feinen Gestalt zwanglos herab."

In den französischen Modebildern der Zeit sieht man die Variationen dieses Stils: Am Säulenpostament die weibliche Gestalt in „voile posé à la vestale", einen Kranz auf dem Kopf und den Schleier darunter wallend; dann gleißender Mousselin weiß und rosa, wie Milch und Blut, mit tiefem Ausschnitt, daß alle Knospen springen, und neckisch ists, wie diese Figurine das grüne Schirmchen mit dem roten Stiel steil gleich einem Dolch gegen den Schoß hält, eine parodistische Lucretia (in der Brutuszeit), die das Opfer an der Stelle vollzieht, wo sie sterblich war. Voll Drolerie auch das Negligé du matin: lila hochsteigendes Miederkleid mit blauem Spenzer, und die Kokette (sie stehen immer in japanischen Miniaturlandschaften mit Zwergbäumen) hat das linke Bein in englischer Länge hoch auf einen Stein gestellt — zwischen den Beinen bildet die Kleidwelle nun eine beglückende Bucht, eine baie de la terre promise — und bindet sich den weißen Strumpf mit rotem Band. Und ein niedliches Gegensatzpendant dazu ist die spielende Strichphantasie von Boutet de Monvel über die Après-Toilette mit der verdorben blickenden Halbflüggen, die in ihrem über die mageren Schultern rutschenden Hemdchen auf dem Stuhlrand wippt und sich die Strümpfe stramm zieht, während Monsieur ihr mit etwas ermüdeter Teilnahme zublinzelt.

Am interessantesten aber ists auf die Ahnensuche zu gehen. Die Modeneigung der letzten Jahre zu exotisch-asiatischen oder byzantinischen Stickereien, — zum Turban entdeckt man die Vorfahren, um 1800 trägt man die Coiffure à la Circassienne, die Tunique à la Mameluk. Das Auftauchen des Turbans bringt eine Legende mit Napoleons ägyptischem Feldzug in Verbindung. Doch erscheint er schon viel früher, durch indische Kolonialeinflüsse vermittelt in England. Auf Reynolds Bildern schmückt er Frauenköpfe und auf einem Bilde Gérards umrahmt er das weiche Jessikagesicht der Duchesse de Broglie. Er zeigt sich im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ebenso wie 1910 als Begleiter der Tunikamode, jener Kombination von Ober- und Unterkleid in wechselnden Spielarten des seitlich oder rücklings geschlitzten Überwurfes, der meist bis zum Knie, oft aber auch mit raffinierter Betonung des kallipygischen Wendekreises nur bis an die Hüften reichte. Poiret vor allem hat diesen Modellierstil aufgenommen zu einer Wiederkehr des Gleichen. Und eine echte Poiretvorfahrin erkennt man auf einem delikat kolorierten Kupfer des „Journal des Dames et des modes" (Francfort sur Main 1800) — leicht zugänglich in der von dem kenntnisreichen Dr. Döge geleiteten Lipperheideschen Kostümbibliothek unseres Kunstgewerbemuseums —; diese Dame trägt ein costume de bal aus gelber Seide, durch eine Kordel hochgegürtet, mit einem kurzen seitlich aufgenommenen mattrosa Überhemdchen, dazu rötlichen Turban mit Reiherfeder . . .

Und gleichfalls, wie in unserer Parallelmode trug man dazu den riesigen flachen Taschenmuff, der lang abwärts gestreckt — man denkt an den rechten Arm der mediceischen Venus — vor den Körper gehalten wird und durch seine links und rechts über die Hüftbreite hinausreichende Fülle die Schlankheit seines verführerischen Hintergrundes betont, gleichsam ein langhaariges Wauwau-Ungetüm, das wachsam auf der Lauer vor einer kostbaren Niedlichkeit liegt — la belle et la bête . . .

Und, um schließlich noch einen Vorklang zu erwähnen: die wohl jetzt schon etwas gestrige Kaprice, das Drapierungsfichu beim Ausschnitt vorn nur über die eine Schulter zu legen, die andere aber im Seidenunterkleid gleichsam nackt zu lassen, stammt aus dem zweiten Kaiserreich, aus der Eugeniezeit, und man nannte dies Entkleidungsmotiv pikant mit einer Keuschheits-Devise Offenbach-mythologisch die Diana-Taille.

Die Moderichtung des Tages variiert augenblicklich diese fließenden Kleider durch Drapierung, durch Raffung, durch Schürzung, so daß ein lebendiges Faltenspiel entsteht. Die vollkommenste Wirkung ist, wenn ein solches Kleid, wie es das silbergraue der wundervollen Pavlowa bei ihrem Empfangstee im Esplanade erreichte, aus einem großen Fransenshawl ganz natürlich mit karessantem Griff schmiegsam geknüpft erscheint, ähnlich

der skulpturalen Kunst, mit der Ruth St. Denis die Fortuny-Schleier damals im alten Friedmann- und Weber-Hause zum Gewande bildnerisch fügte.

In unserer Ausstellung sieht man an Redfern-Modellen diese Tendenz überstark betont. Ein Kleid wie ein Korsett mit tiefer Schoßeinbuchtung aus Gittertüll, benäht mit Korallen in Krissellinien, wird raffig an der Vorderbahn aufgenommen und an den Knüpfstellen etwas überladen mit Silberbommeln und Troddeln behangen. Und durch diese Schnur- und Quastenrequisiten nähert sich diese sonst ja schlanke Mode der voluminösen von 1860, die mit ihren Portieren- und Lambrequin-Nuancen ja auch in das Bereich des Tapezierers und Vorhangdekorateurs hineinschillerte.

Und ganz der gleiche Fall ist's, wie mit dem nur kurzen Vorjährigkeits-Intermezzo des Panniers, das ebenfalls aus jener hypertrophen Mode in die schmale Mode transponiert wurde.

Vornehmer und diskreter als dieses Kostüm präsentierten sich die Gerson-Modelle, das weiße Futteralkleid mit der Vorderbahn aus Silbernetzgegitter und dem langstreifigen aus der Watteaufalte entwickelten Schleppenstreifen, Moiré mit Silber durchwirkt, und jenes Andere, Weiße goldblumig durchspielt mit den schmalgewickelten Seitenbahnen, die in der Höhe der Kniekehle tuffig zusammengebauscht werden. Dazu ein breiter Hermelinmuff mit einer Randleiste kleiner Zappelschwänzchen, die einer Miniatur-Euterreihe gleichen. Dazu noch eine Diana-Taille und es wäre ein Ephesus-Capriccio . . .

. . . quasi una fantasia . . . so wirken die Modeblätter mancher Künstler von heut in dieser Galerie. Sie spielen variierend über das Thema, sie träumen sich Kompositionen, Notturnos und Scherzos der Gewänder auf fabelhaft beweglichen Eidechsenkörpern. Und wenn dies nun gewiß keine Werkzeichnungen für das Schneideratelier sind, so geben sie sicher doch eine Fülle der Anregung für rhythmische Linienführung, für kühne und besondere Farbenharmonien, für eigene Materialkombinationen. Und man darf sich dabei erinnern, wie indirekt japanische Drucke, vor allem die Outamaros mit ihren mattweichen grün-, rosa-, sandfarbenen Tönen die Seidenkoloristik, die unter dem Namen Liberty geht, beeinflußten, und wie von ihnen auch die Freude an der graziösen Wickeltechnik, den wippenden Kleiderschwänzen und Pfauenschleppen stammt.

In den amüsanten Skizzen der Klinger und Leonard wird die gewisse Excentriclinie moderner Tänze nnd des Bewegungsspiels der Kleider festgehalten.

Rose de Quenes zaubert in einer wischigen Handschrift diese sich in sich einschmiegende kuschelige Haltung moderner Figurinen, die im weichen Pelzgefieder und mit den lang auf die Schulter wallenden Federn etwas von

graziösen Stymphaliden-Vögeln haben. Auf den Miniaturen des neu wiederkehrenden „Journal des dames et des modes", delikat im Ton wie die Ahnen, klingen Mille fleurs-Symphonien. Brunelleschis Mannequin mit der blumigen Tunika in Japonnerie-Farben, deren Faltenraffung wie unter Frissons schauert, gleicht einem sehr artistischen Knallbonbon. Cappiello setzt verrückt das Toulouse l'Autrecgesicht der Jane Hading mit rotem Haarwust und einer exzentrischen Hals- und Rückenbucht auf einen Oberkörper, der mit seiner Busengürtung und den Ärmeln den Frauen des Bartolomeo da Veneziano oder des Piero di Cosimo gleicht, und die steile Lilie in der Hand betont das noch.

Von Beardsley her kommen Gosé und Alastair mit seinen Pizzicato moussierenden Perllinien, die sich zu wuscheligen Spitzenvolants und sprießendem knisternden Hermelin kristallisieren.

Die hohe Schule solcher paradis artificiels, in denen das Feigenblatt der Eva zu einer Kostüm-Rêverie sich entwickelt, giebt aber Wien. Und der Meister dieser Schule ist Klimt, der in seinen Porträts die Frauen zu kostbar inkrustierten Ornamenten, zu Salammbo-Phantasien stilisierte.

In unserer Ausstellung sieht man die Künste der Wiener Werkstätte. Sie hat ihren eigenen Raum und ihre eigene Regie — die anderen Säle und Kabinette zeigen in ihrer Inszenierung die leichte, nie pedantische, immer auf lebendig impressionistischen Eindruck zielende Hand Ernst Friedmanns.

Schwarzweißstreifige Wände mit wandgliedernden Vitrinen. In ihnen hat der Architekt Wimmer mit dem Takt und dem Geschmack eines Stillllebenmalers zwischen zarten schwarz aufgebundenen Tüllvorhängen dekorative Ensembles gestellt: Silberbox auf mattlila Seidendecken, grüne Kissen mit roten Blumen auf weißem Hintergrund, und voll japanischer Grazie ist's, wie die Reiherhalme eines sinnlichen Hutes auf diesem weißen Hintergrund Silhouette spielen. Dazwischen ein Mantel aus Seide, von geschnittenem Holzmodell bedruckt, schwarzweißstreifig komponiert mit weißem verstreutem Blättergezweig, japanischen Schablonedekoren verwandt; und ein anderer in pikanten Pilztönen, braungelb mit zackigen Ahornblättern. Die Phantasien aber spielen auf den Entwürfen, die als kapriziöse Bilder an diesen Wänden hängen.

Und da sind besonders faszinierend die Blätter von Mela Köhler. Auf ihnen sieht man Hüte mit Gondelrampen, die dem Schleier eine gestreckte Girlandenbindung geben. Über ein weißes Kleid fällt eine kaleidoskopisch schillernde Jacke, buntblumenmustrig, in lilarotschwarzfeldrigem Mosaik von der Harmonie einer Email. Darin gehen zwischen Rücken- und Brustteil, von der Achselhöhle abwärts, Zwischensatzbahnen aus Battist mit schwarzen Bogenspitzen am Rande. Und aus dem gleichen Duftstoff sind die in drei

Etagen aus der Blumenjacke herausfallenden Armelvolantwellen. Ein Shawl weht dazu, wie ein Suivezmoi-Band, und an dem preziös gehobenen Arm hängt an langen Sammtbändern wie an Schaukelseilen der flache Hut, mit seinen ausgreifenden Vorder- und Hinterrampen und der runden Kopfhöhlung inmitten, einem Einskuller, einem Paddelboot vergleichbar.

In all diesen Kleider-Etuden und Capriccios steckt eine streichlerische Imagination und eine erotische Sensibilität, der lieber als der Akt das wundersame Gewirr der Spitzen- und Pelzfrisuren ist, in denen sich ein Frauenkörper verpuppt. Und vibrierende Gesichter voll Fluidum geben ihnen diese Artisten.

Und all das liegt auf der Oscar Wilde-Linie, der die Natur der Banalität beschuldigte und den Künstlern die Aufgabe zuwies, ihr neue Anregung erfinderisch zu geben, die sie dann nachmacht.

Die letzten Bücher Jakob Schaffners

von Oskar Loerke

Der Bote Gottes

Dem Kundigen wäre das erste Buch, das Schaffner herausgab, der Roman „Irrfahrten", nicht so sonderlich aufgefallen, — jetzt hat er unter dem Titel „Die Irrfahrten des Jonathan Bregger" eine reife, strenge Umarbeitung erfahren — wenn er nicht seine „Sprache" gehabt hätte. Was mit diesem Worte heute bezeichnet wird, ist so schwankend, daß wir vorerst erklären müssen, was wir darunter verstehen. Weil die literarische Produktion von produktiven und von unproduktiven Schriftstellern herstammt, so gibt es auch eine Sprache des Produktiven und eine des Unproduktiven. Bei dem unproduktiven Menschen wird sie von dem Gestalteten getragen, bei dem produktiven trägt sie es. Im ersten Falle kommt sie aus dem Verstand, im zweiten aus der Phantasie, ist daher dort Mittel, hier Substanz. Im ersten Falle liegt sie vor den Dingen und muß in sie hinein, im zweiten hinter ihnen und muß aus ihnen heraus. Dort ordnet sie und stellt also dar, hier erzählt, verkündet sie und dichtet. Das Überflüssige — und welches Werk ist so gut, daß es nichts Überflüssiges enthielte! — wird bei dem phantasiearmen Menschen ein Barock der Impression, bei dem phantasievollen ein Barock der Expression sein, und der zweite hat es daher viel schwerer, zum Tadel keinen Anlaß zu geben als der erste. Bei jenem

kann man die Sprache wie jeden Teil an einem Mechanismus gesondert betrachten, bei diesem nicht, weil man einen Organismus zerstören würde, oder, was dasselbe ist, man darf nur im ersten Falle von einem sprachlichen „Stil" reden, im anderen umfaßt der Begriff Stil die ganze Kunst eines Dichters: die Sprache rühmen, das heißt hier, die Sache rühmen.

So ist es bei Schaffner. Scheint sich daher in seinen Sätzen ein Haupt- und Zeitwort überraschend herauszuheben, so wird man bei genauerem Aufmerken finden, daß sich irgendeine Wesenstiefe erhoben hat, sei es eine Anmut, oder eine Schwermut, eine Pfiffigkeit oder ein Mitleid. Wenn ein Substantiv oder ein Verb mehr ist als sein Satz, der Satz mehr als der Absatz, und dieser mehr als das Buch, so taugt die Sprache nicht! Alle psychischen Eigenschaften werden im Kunstwerk eben zu ästhetischen Kategorien, schaffen Melodie und Rhythmus, vielleicht die ganze Komposition. Schaffner nun besitzt ein großes Erbe an alten Seelenkräften, die im schweizerisch-deutschen Volkstum liegen, außerdem aber das Tempo und die Intensität des ganz modernen Menschen, die auf- und ineinanderwirkend seiner Erzählerkunst ihre schönsten Qualitäten geben: Die Intensität läßt auch tote Dinge zum Ereignis werden, — und Ereignisse braucht man nicht zu beschreiben, man kann sie erzählen. Sie läßt keine faule, grundlose Stimmung zu, sondern verfolgt jede in ihre Erreger zurück, bis auch die zarteste gegenständlich wird. Sie spürt umgekehrt auch den verborgenen, besonderen Reiz einer Situation auf und baut diese der schwebenden Stimmung nach, so daß ein behagliches Ausleben der Erzählung oft gerade in der Beweglichkeit des Erzählers den Grund hat. Die Längen im „Konrad Pilater" und einige auch im neuen Roman muß man auf das Bestreben des Dichters zurückführen, vorwärtszukommen, nämlich in immer neuen Erfindungen. Wüßte man es nicht aus Schaffners theoretischen Äußerungen, so spürte man hier sein Bemühen, dem Überschuß an Beschreibung, der die heutige Epik verschlammt, einen Überschuß an Erzählung entgegenzusetzen. Die Beschreibung eines Dinges oder Zustandes bringt, wenn sie gut ist, etwas Übersinnliches hinzu, das Zustand und Ding für uns nicht haben, während die Beschreibung eines Geschehens ihm das Übersinnliche raubt, das es in der Kunst immer für uns hat. Dies ist keine Ablehnung des Impressionismus, sondern nur des Impressionismus an falscher Stelle. Mancher Dichter weiß nicht, daß er seinem Helden einen Buckel aufsetzt, wenn er an falscher Stelle seine Wohlgewachsenheit rühmt. Ebenso erscheint bei manchem das Gesunde krank durch die hektisch angestrengte Färbung der Darstellung, während bei dem Größeren das Kränkste gesund wird durch die Gesundheit seiner Kunst. Im übrigen ist der Impressionismus natürlich so alt wie die Kunst, und sein Mißbrauch lag früher, als Auge und Ohr nicht so viel Neues zu lernen fanden als heute und die Verleitung zur

Deskription daher geringer war, meist in der Erzählung selbst. Der alte J. H. Voß z. B. interessiert sich mitunter geschlechtlich für seine Heldinnen und legt dies in aufmerksamen Impressionen nieder; es wirkt dennoch nicht als patriarchalische Freiheit, sondern als ein lächernd kühner Ernst, weil seine Figuren und Geschichten von braver Philisterei triefen, wogegen z. B. Wieland ähnliche Impressionon richtig anbringt, nämlich in Leben und Empfinden seiner Gestalten. Man sieht, jede innere Harmonie im Einzelnen geht auf den Grundriß des ganzen Werkes zurück. Und es ist gewöhnlich Sophistik, wenn behauptet wird, ein an Umfang kleines Werk sei ebenso schwer zur harmonischen Vollkommenheit zu bringen wie ein großes. Manche in der Sammlung „Die Laterne" enthaltenen Novellen Schaffners übertreffen an Meisterschaft der Anlage und Durchführung die Romane vor dem „Boten Gottes", obwohl diese mit vielleicht viel strenger angespannter Energie entworfen und geschrieben sind. Der „Bote Gottes" aber lehrt durch die Tat, daß der Umfang eines Buches nichts Äußerliches, sondern etwas Innerliches ist.

Schaffner führt uns in die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Das Land ist verwüstet, seine Wohnstätten sind zerstört, seine Menschen verkommen, seine Tiere verwildert. Wir sehen nun, wie alles wieder fruchtbar, gerad und gesund wird. Wir verfolgen den Prozeß an dem Beispiel des Dorfes Wullenhausen. Der Schauplatz wird äußerlich beschränkt, um nach innen erweitert zu werden. Für die Phantasie ist ein Dorf, ein ganzes Dorf, ja ein Königtum, und die Bewohner des Dorfes sind ein Volk, — wie ein Maler gründlicher und überzeugender mit zwanzig Soldaten ein Heer darstellt als mit zweihundert. In der Mitte der Dichtung, als ihr Antrieb, steht kein pathetischer Held, sondern ein fröhlicher Strolch, der schweizerische Gelegenheitsschulmeister Ruodi Bürgler. Der restauriert das zerstörte Wullenhausen. Warum? Weil er ein Bote Gottes ist. Warum ist er es? Weil er es glaubt. Warum glaubt er es? Weil er sein morsches Faulenzerleben irgendwie enden muß und viel zu viel Kraft in sich spürt, um sich aufzuhängen. Vielleicht hätte er zwanzig Jahre früher die innere Berufung gefühlt, ein Dorf oder eine Stadt anzuzünden, um sich Luft zu machen. Fähig dazu wäre er gewesen, weil er nicht geglaubt hätte, etwas Böses zu tun, wie er jetzt zu seiner Tat kommt, weil er nicht glaubt, etwas Gutes zu tun. Er weiß nur, daß er etwas für das „Aufatmen seines Existenzgrundes" Notwendiges beginnt. Es ist köstlich wahr, daß Schaffner ihn während seiner Kolonisationsarbeit sein volles drastisches Wesen behalten läßt. Er stiehlt ein Huhn, wenn er Hunger hat, lügt wie gedruckt, kuriert in stolzem Leichtsinn ein Kind mit Branntwein zu Tode, serviert geschlachtete Katzen als erlegte Hasen, versucht jeder Jungfer auf der Landstraße ihre Jungfernschaft zu nehmen, und trägt als Bramarbas ein phantastisches

Pandurenkostüm mit unmöglichen Litzen und Sternen. Dieser „Bote Gottes" wirbt einen Haufen bösen Gesindels zusammen, das sein Dorf aufbauen und bewohnen soll: Wegelagerer, Schnapphähne und Dummerjahne, närrische Tagediebe und Spitzbuben, die sich auch wohl in Raubmörder verwandeln können, Säufer und Spieler, und nur wenige sind dabei, die der Krieg nicht verlottert hat. Verlauste, verwilderte und elternlose Kinder gibt es schon truppweise in Wullenhausen auf dem Hofe des einzigen noch angesessenen frommen Bauern, desgleichen ein Heer von Raubzeug an Katzen, Ratten, Mäusen und Kötern, „von wirklich genügender Lümmelhaftigkeit und Häßlichkeit mit sämtlichen Samen über alle Linien." Aus diesem Chaos entsteht ein wohlgegründetes und hoffnungsreiches Dorf. Einsamkeit und Notdurft zwingen zu ackern, zu säen, zu jagen, zu bauen, Gemeinsamkeit und Besitz schaffen Eigentumschutz, Gericht, Herrschaft und Knechtschaft, ja, aus den schlimmsten Schelmen stehen Pfarrer und Magister auf. Und doch hat sich der Landstreicherhauf nicht in seinen epigrammatischen oder gar paradoxen Gegensatz verwandelt, sondern alle bleiben, die sie sind, sie tun und lassen nur manches, was sie bisher nicht taten und ließen. Sie schaffen nicht das Gute, es schafft sich selbst. Die Götter haben das Göttliche vor uns nicht voraus, und unsterblich ist an ihnen bekanntlich nur das Menschliche. An der Menschheit aber ist nur das Menschliche sterblich und das Göttliche unsterblich. Und meistens ist es Gott, der Gott leugnet. In Schaffners Buche wird der Friede beinahe dieses Göttliche; in seinem Vorspiele läuten die Glocken ihn darum so ein: „Sie lachten mit offenen Mäulern aus allen Turmluken heraus. Sie wollten bersten vor unbändiger Radaulust. Die Klöppel hüpften wie die verkehrten Narren in ihren eigenen Kappen herum."

Ich habe den Stoff des Buches gerühmt. Manches Buch enthält eine ungeheure Menge an Stoff, aber er kommt nur in dem Buche vor, und ist nicht das Buch. Die epische Produktion der Deutschen, besonders die gegenwärtige, leidet an zwei Erbfehlern: zarte, kleine Figuren werden überlastet mit Schicksalen, in denen potentiell Charaktere von Riesenmaß stecken, und noch häufiger finden Gestalten, die vor dichterischer Energie bersten möchten, keine Erlebnisse, während potentiell in ihnen ganze Mythenkreise stecken. Die ersten haben etwas vom Kolportageroman, den zweiten fehlt der Kolportageroman. Die Charaktere, ihre Schicksale und der dichterische Geist müssen an jedem Punkte eine Dreieinigkeit bilden, in der alle drei Teile gleichzeitig Vater, Sohn und heiliger Geist sind: wo eines von den dreien sich löst, beginnt vielleicht die Welt, beginnt vielleicht Gott, aber die Kunst hört da auf. Dann ist, was schon, von der Sprache aus betrachtet, galt, ein Satz mehr wert als ein Absatz, und ein Absatz mehr als das Buch.

Bei Schaffner ist das Buch wirklich mehr als seine Teile, obschon die

Komposition noch nicht ebenmäßig ist. Gewiß sind die Teile, einzeln abgewogen, gleichwertig, aber innerhalb des Ganzen nicht. So scheint die Geschichte mehrmals anzufangen, am deutlichsten bei den Vorgängen in der Stadt, in der Bürgler die Kolonie zusammensucht. Uns wird in lustig verwickelten Streichen, die nebenher treffliche Gespräche und eine zwanglose Fülle von Menschen aller Art hervortreiben, gezeigt, welche Buben die zukünftigen Wullenhauser Bürger eigentlich sind. Dieser Teil wirkt sich sogar in einer sprudelnd tragikomischen Pragmatik aus, aber gerade, daß sie vorhanden ist, bildet ihren Fehler, weil sie nicht aus der Pragmatik des ganzen Werkes ausfließt, sondern nur in sie einfließt. Der Überfluß stört, doch er hat zur Ursache die entschlossene Anstrengung, um jeden Preis einen festen und starken Organismus zu schaffen. Denn Schaffner sieht zuerst das Ganze und läßt daraus die Einzelheiten kommen, und das Ganze des „Boten Gottes" verleiht seinem Dichter das Recht, Szenen und Gestalten knapp zusammengerafft hinzustellen. Das ungeschlachte Brüderpaar Hans und Jochen etwa wirkt quellend grotesk, obwohl es mit nur wenigen Strichen gemalt ist, denn Schaffner weiß, daß ein grotesker Mensch in einer möglichst einfachen Situation am meisten grotesk wirken wird und stellt Hans und Jochen darum an die Leiche ihres Vaters: sie trauern nicht, sie raufen und saufen. Die Einzelheit, die ein Dilettant gibt, entfernt das Ganze, die Einzelheit, die vom Künstler kommt, enthält es. Das Charakteristische und Starke liegt Schaffners Menschen und Ereignissen im Herzen und nicht im Gesicht wie den Bulldoggen.

Und so liegt die Stärke dem ganzen Romane nicht im Gesicht, obschon dieses Gesicht gewaltig genug ist. Keiner Richtung soll das Wort geredet werden, also auch dem historischen Roman nicht. Denn man darf ein starkes, buntes Milieu nicht aufsuchen, um Stärke und Buntheit neben einer schwachen, zeitlosen Geschichte zu haben. Wenn Rauheit und Wildheit an den Geschicken einer Zeit gearbeitet haben, so ist es Fälschung, sie im Roman nur staffieren zu lassen. Wo Kunst durch Addition herzustellen versucht wird, da nimmt die Kunst selbst die entsprechende Subtraktion vor. Die beiden ersten Spezies gelten nicht. Wenn demnach ein historischer Roman kein historischer Roman ist, so gibt es nur historische Romane. Am meisten Mißbrauch mit der Historie wird in den Milieuerzählungen getrieben, die in unserer Zeit spielen, in jener Weise, als baue man ein Maschinenhaus mit Turbinen und Turbogeneratoren und nehme die Kraft zur Beleuchtung, die geschaffen werden sollte, anderswo her. Die Schicksale müssen das tägliche Brot essen, das in einer Zeit wächst. Es ist nicht nötig zu sehen, wie sie es finden und verzehren, aber wie es ihnen gedeiht. Sehen wir einmal dem Tode in Schaffners Buche zu, um eins der allgemeinen Schicksale zu nennen. Größe, Schrecklichkeit und Schönheit hat er von

Ewigkeit her, Gestalt und Gesicht aber aus dem Dreißigjährigen Kriege. Der freche, tapfere und gewitzte Ruodi Bürgler, der sich aufhängen möchte, kann es einfach nicht; lieber dreht er sich um und gründet ein Dorf. Nach dem heroischen Hunde Stummel langt der Tod zehnmal, es geht aber so schnell nicht, er erhascht zunächst nur einen halben Schwanz, dann die andere Hälfte, einmal ein Auge und manchmal auch gar nichts. Die Schafe werden natürlich vom Wolf und die Hühner vom Habicht gefressen und darum Hunde und Katzen in den Kochtopf geworfen — das ist der Tod des Krieges. Einem kranken Kinde hilft keiner, es muß daran, und ein müder Greis mag erfrieren; ein Schelm wird von Schelmen gehängt, ein schwärmerisch törichter Astrolog ist nicht zu gebrauchen, weil er in der aufdringlichen Gegenwart nur Vergangenheit und Zukunft ist, und muß mit einem Schuft auf den Scheiterhaufen, — das ist der Tod des Krieges. Ich sehe nicht Absicht darin, aber Richtigkeit. Wie jeder Erdstrich seinen Wein aus der Sonne zieht, so zieht jede Zeit ihr Blut im Schicksal. Wie der Tod bei Schaffner, so das Leben. Und wie an dem Buche im Ganzen, so ist in seinen einzelnen Abenteuern die Dreistufigkeit zu beobachten: Das zeitliche Abenteuer läuft durch den zeitlosen Menschen in den Dichter, der beides ist.

Und der antwortet auf die Frage, was ein Roman sei, doch schließlich, dies bilde das Geheimnis dessen, der einen schreiben könne und er wiederholt nur, daß viele auch unter den guten länger seien als ihre Fabel und viele länger als ihre Kunst. Daß aber die Begriffe davon so verunreinigt seien, das läge am meisten an den typischen Rezensenten der Romane, den korrumpiertesten von allen, die es gäbe. — Sie heißen Guhl der Geschwinde und Maus der Zahllose. Was sie tun, ist mehr, als was sie sind. In der Arbeit sind sie fleißig, sie selber aber sind faul, ihre Arbeiten sind sogar intelligent, sie selbst nicht, was sie sagen, ist oft richtig, aber nicht, warum sie es sagen. Und ihre Objekte geben ihnen recht: wie kann ein kleines Werk große Fehler haben, und wie ein großes kleine? — Und all dies sei durchaus keine Digression.

Die goldene Fratze

Auf die Frage: „Was ist eine Novelle?" läßt sich aus Schaffners neuer, reichhaltiger Sammlung „Die goldene Fratze" viel bestimmter seine Absicht herauslesen. Sie ist darin weit mehr sichtbar geblieben als in dem Roman. Die Mehrzahl der jüngsten Novellen ist voll von dem Glücke Erkenntnis und bebt von der Entschlossenheit, ihr zu folgen. Ich höre den Dichter etwa so aus seinem neuesten Buche reden:

„Werft mir nicht meine frühen Erzählungen vor! Redet mir nicht immer von ihrer vollkommeneren Anmut und Gelöstheit! Hier, lest die Titelgeschichte

und sagt dann, ob ich kann, was ich konnte! Ich bin höher gestiegen in Gott und der Welt wie in einem Gebirge. In ihrem Anfange geht man, aber nachher erst lernt man gehen, denn die Wege werden rauher und schwerer und erfordern die Wissenschaft von ihrem und unserem Wesen. Eine Tat mit Bewußtsein ist zehnfach dieselbe Tat ohne Bewußtsein, — ich weiß: erst in dem Augenblick, wenn alle zehn Zehntel beisammen sind. — — Im Leben ist die Aufstellung eines Rätsels zugleich seine Lösung. Also muß man in der Kunst der Novelle, die am meisten Ähnlichkeit mit dem Rätselraten hat, jedes Ereignis zuerst rein von außen ansehen und dann rein von innen. Wenn man spürt, daß es in jedem Fall ohne Lücke verläuft, darf man es darstellen, in seiner eigenen Kraft: es wird dann die unsere haben, — in seiner einfachen Realität: es wird dann seine doppelte Realität haben. Ich möchte einen Zeitungsbericht geben, der eine Prophetie ist. Alle Dinge besitzen poetische Transparenz, doch darf man sie nicht künstlich aussaugen, bis sie transparent werden. Seht meine Beispiele:

Ich lasse im „Fuchs" einen Menschen auf ein Tier Jagd machen, nichts weiter: er aber setzt den Geheimnissen des Todes nach, da diese Geheimnisse in seiner kranken Seele voll Qual und Drang auf ihre Geburt warten. Ich brauche nun nur zu beobachten, wie Heinz Martinach sich auf seinen Waidgängen gegen den Fuchs benimmt, so weiß ich, was das unsichtbar Dämonische in ihm tut, vielleicht sogar, was das Dämonische im „zertrümmerten Zwielicht" aller Menschenseelen beginnt. So gibt es in meinem neuen Buche viele Helden und Heldinnen, die „Metaphysiker der Verzweiflung" sind oder werden und ihre weltumfassende Metaphysik in manchmal winzigen Experimenten auf einmal ausschütten. An dem Schicksal einer heruntergekommenen räudigen Hündin ist „sozusagen die gesamte Menschheit beteiligt", und in Hans Dornacher, auf den das Schicksal am tiefsten wirkt, das Bewußtsein und Gewissen der Menschheit. „Ein Wesen vom andern Geschlecht bedeutete ihm genau so ein Symbol, wie der Hündin. Der Hunger, die Nacht, der Morgen, Leid, Zärtlichkeit, Krankheit, Muskelkraft, Geistesfrische: alles waren ihr sicher gültige Symbole. Wieso war sie also ein fremder Organismus? Wie wenig fehlte, so konnte man sie mit ihm verwechseln?" — Ebenso ist es im „Scharfrichter". Reichel richtet die Mörderin Hedwig Lahmann hin, — er richtet sie nicht hin: „seine armseligen Augen" entdecken das Weib überhaupt; und er entdeckt, die Weiblichkeit ist unschuldig; Schönheit, Gebet und Angst sind unschuldig, die Form ist unschuldig. Sie alle sind nicht die Mörderin, und doch vernichtet er sie mit seinem Beile. Von diesem Unsinn erlöst er sich, indem er sich erhängt. Aber man hält Juristen und Politiker für zuständig, über Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe zu entscheiden, — Spintisierer erheben uns am leichtesten den Vorwurf der Spintisiererei, Gefühlsdusler

den der Gefühlsduselei. — Ich kenne auch die spielerischen Metaphysiker der Verzweiflung („Das verratene Leben"). Bei meiner Else Schröder und meinem Hans Sissacher wäre der freie Tod ein Versehen, sie suchen nur das Zusammenbrechen der Welt, nicht den Zusammenbruch, und dann ist es so: „Nun sprangen die Wälder beiseite und spannten helle weite Flügel aus. Die Sonne stürzte in ihre Unendlichkeit zurück und brach flammend wieder vor." Doch Else Schröder ist eine Geigerin und Hans Sissacher ein Dichter."

Vielleicht sind manche der Novellen innerlich zu groß und äußerlich zu klein. Wo das Weltall die Gebärden der Geschichten mitmacht und jene Gebärden gering sind, da muß der ideelle Riesenschatten etwas von einer Verzerrung haben. Oder umgekehrt: Vielleicht sind manche der Novellen Romanschlüsse, die außen mit dem Anfang und innen mit dem Anfang vom Ende anheben. Doch dieser Mangel aus Reichtum ist eine weitere Hoffnung zu Schaffners vielen bisherigen Erfüllungen.

Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Marschall von Bieberstein ist gestorben, ohne die Romantik des ersten Londoner Herbstnebels in Carlton Terrace erlebt zu haben. Eben noch von den Segenswünschen aller besten Deutschen als Friedensbringer an die Themse geleitet und von der am meisten gelesenen (aber darum nicht einflußreichsten) Presse als Germaniens Meisterdiplomat überschwänglich gefeiert, hat ihn Freund Hain schnell und heimlich allen irdischen Missionen entrückt. Spüren wir das große schwarze Loch, das ein Unersetzlicher hinterläßt, jenes beklommen machende Gefühl der Leere, das mit dem Verwehen eines suggestiven Geistes in uns aufsteigt? De mortuis nil nisi bene. Ein frommes, demutvolles Gebot im Umkreis privater Schicksale; aber eine schädliche Lüge, wenn öffentliche Dienste und Leistungen gewertet werden sollen. Die Deutschen sind den Deutschen sonst keine wohlwollenden Richter und Kritiker, wahrhaftig nicht; ihre Krittelsucht, auf dem festen Grunde der Schadenfreude eine unerschütterlich nationale Eigenheit, behauptet, allen Tugendpredigern zum Trotz, unverdrossen ihr Recht auf Dasein. Um so erstaunlicher sind zuweilen die bescheidenen Ansprüche an die Leistungen der politischen Führern, die ihnen von der regierenden Weisheit gegeben werden. Zu diesen merkwürdigen Fällen gehört der verstorbene Freiherr. Seine weltmännische Klugheit, der kosmopolitische Schliff seiner Umgangsformen, die angeborene süddeutsche Liebenswürdigkeit und die Vorurteilslosigkeit, mit

der er sich über die im feudalen Pferch gezüchteten Anschauungen hinwegsetzte, wurden die Presseleute zu loben nicht müde: die sind ja so dankbar, wenn eine Exzellenz sie menschlich freundlich, sie — westeuropäisch gar behandelt. Man ist nicht verwöhnt. Aber sind das Leistungen? Zudem vergessen die Herren, daß alle klügeren deutschen Diplomaten den Ton und die Formeln der echten unpersönlichen Höflichkeit annehmen, sobald sie dem mit Dünkel geladenen Berliner Dunstkreis fern sind. Höflichkeit und das (von Bismarck erlernte) Bedürfnis, sich von klugen, findigen, diplomatisch begabten und oft gründlich orientierten Journalisten aufklären zu lassen, sind Selbstverständlichkeiten: man soll sie nicht überwerten. Marschalls Leistungen als Gehilfe Caprivis und Hohenlohes waren keine glücklichen, wirklich nicht; sie waren sogar durch ihre schädliche Fernewirkung recht üble. Die Krügerdepesche, der dunkle Abgrund, aus der die anglo-deutsche Fatalität zuerst an die politische Oberfläche tauchte, scheint nachweislich in Marschalls Zimmer im Auswärtigen Amt vom Kolonialdirektor Kayser redigiert worden zu sein. Er hat Caprivi den Draht mit Rußland durchschneiden und vom Kurs ablenken helfen, den der Meister mit fabelhafter Vorsicht innegehalten hatte: zu Ehren des romantischen Zickzacks, dem er weder Eigenwillen noch besondere Einsicht entgegenzusetzen gewagt hat. Und es war doch die Entstehungszeit einer funkelnagelneuen deutschen Politik, jener berühmten Weltpolitik, deren Trompetenstöße die Bewohner zweier Welten aus dem Schlafe scheuchte! Dem Evangelium von des Deutschen Reiches Seegeltung, das der junge Kaiser am 18. Januar 1896 beim Jubiläum der deutschen Reichsgründung verkündete und dessen Verkündigung die neue Flottenpolitik einleitete, wußte dieses diplomatische Genie nichts besseres entgegenzustellen, als den Verzicht auf die bismärckische Tradition und eine Neuorientierung, die der Ursprung aller anti-deutschen Einkreisungen geworden ist. Es ist wahr, Marschall war nicht der verantwortliche Leiter der deutschen Politik, aber er gehörte doch zu den famosen Köchen, die den Brei anrühren halfen; und wenn er hinterher als Deutschlands Meisterdiplomat seit Bismarck mit verblüffender Gedankenlosigkeit gepriesen wird, so hat man die Pflicht, gegen solche Geschichtsklitterung zu protestieren. Das also waren keine Beweise einer diolomatischen Sendung. Sonst aber stand Marschall seinen Mann, er hätte ganz gewiß in jedem westeuropäisch regierten Lande einen ausgezeichneten Minister des Innern abgegeben; denn er war klug, einsichtsvoll, lerneifrig, mutig und beredt, er hatte auch Instinkt für den Strom modernen Fühlens und Bedürfens, der sonst auf kümmerlichen Umwegen in die Staatsämter sickert. Seine Verteidigung der Handelsverträge war rednerisch äußerst wirksam, aber freilich neben dem steigenden agrardemagogischen Einfluß vergebene Liebesmüh. Eher konnte schon als Tat gelten, wie er gegen die Wühlereien des infamen politischen Spitzeltums (auch ein Nachlaßposten Bismarcks) und der ihm

bitter feindlichen Bismarckfrondeure seine Flucht in die Öffentlichkeit vornahm. Aber das alles gehört, wie gesagt, nicht in das Kapitel seiner diplomatischen Sendung. Die beginnt erst in Konstantinopel, wo er sich in der Eunuchen-Atmosphäre Abdul Hamids als sehr geschickten Mächler und Förderer deutscher Interessen bewährte. Bei näherem Zusehen freilich verbleicht auch diese Glorie; die Bagdadbahn geriet ins Netz englischer und russischer Treibereien und Marschall war gegen diese Kontreminen ohnmächtig. Seit der Revolution durch die Jungtürken, auf die er sich nicht eingerichtet hatte, wars mit Deutschlands Prestige am Goldnen Horn vorbei; Englisch wurde Trumpf. Auch für Italiens Friedensliebe scheint der deutsche Botschafter sich verbürgt zu haben, denn auf seinen Rat wurden die türkischen Truppen aus Tripolis abgerufen. Das Leitmotiv seiner Haltung war das Dogma von der Erhaltung des Statusquo auf dem Balkan, er versuchte diese unschöpferische Bequemlichkeit (in der Maske einer Idee) auch gegen Bülow in der Annexionskrisis durchzusetzen; zum Glück vergebens. Das war ein trostloses Ende jahrelanger Mühen; man konnte vom Bankerott seiner Diplomatenkunst sprechen. Nun ließ er sich, verbraucht und mit entblätterter Krone, von der glitschigen Stambuler Rutschbahn nach London verpflanzen: die orientalischen Wirren wuchsen ihm über den Kopf. Brachte er wirklich die schöpferische Idee mit, welche der Aussöhnung zwischen den beiden Germanenmächten als Brücke dienen konnte? Es ist Torheit, solches von einem einzelnen Menschen zu erhoffen, und geradezu unbegreiflich, daß man den Mut fand, den alten Diplomaten ins Maß eines solchen Übermenschen emporzurecken. Entweder liegt die Aussöhnung als Möglichkeit in den Verhältnissen; und dann muß sie jedem ernsten und klugen Willen sichtbar sein und wir brauchen am Sieg der Vernunft nicht zu verzweifeln. Oder sie ist sachlich unmöglich, aus Gründen, die in der irrationalen Natur des Kapitalismus und des Industrialismus liegen; dann können diplomatische Geschicklichkeiten und Klügeleien momentweise Lösungen vortäuschen, die im nächsten Moment als bösartige Lügen entlarvt werden. Es ist ein Kampf zweier öffentlicher Meinungen und zweier nationaler Egoismen, und es ist jetzt Sache der Kollektivvernunft und der Publizistik, sie in die Richtung der Schiedlichkeit und Verträglichkeit einer glatten geschäftlichen Auseinandersetzung abzulenken; die Berufung an den guten Willen ist im jetzigen Stadium ein schädlicher Witz. Vielleicht liegen die Mißerfolge der auswärtigen Politik Deutschlands zum Teil darin, daß wir dem Diplomaten Kräfte zutrauen, die er nicht besitzt. Wie dem sei: zur Apotheose des sympathischen Badeners lagen keine zwingenderen Gründe vor, als zu der des Berliner Bürgermeisters Martin Kirschner (dem zu Lebzeiten von Magistratsgenossen die Subalternität neidlos zuerkannt wurde). Aber diejenigen, die in Worten und Gebärden eine nationale Trauer für den Heimgegangenen inszenierten, hatten vielleicht die

geheime Absicht, deutlich zu machen, wie arm die Politiker-Ernte der letzten Jahrzehnte im aristokratisch vermummten Deutschland gewesen sei. Die Heuchelei als Werkzeug des allgemeinen Besten ist hundertmal ersprießlicher als die Dummheit in der Maske überlegener Einsicht.

Nun ist, nach dem kurzen Intermezzo Marschall, Fürst Karl Max von Lichnowsky deutscher Botschafter am Hofe von St. James geworden. Den Musikliebhabern ist der Name Lichnowsky lieb und vertraut: Fürst Karl und Graf Moritz haben als treue und ergebene Beschützer und Freunde Beethovens ihr Andenken geadelt. Die Freude am Mäzenatentum, an den Künsten und Wissenschaften ist seither in dem fürstlichen Hause wachgeblieben: nicht aus kalter Traditionsübung, sondern aus Herzensbedürfnis. Vom jetzigen Botschafter weiß man, daß er junge bildende Künstler moderner Richtung fördert (darunter einen begabten Berliner Sezessionisten), und unter des Fürsten Bülows Intimen durch den charaktervollen Ernst seines Kulturwillens sich von den Leckern und Schleckern sehr wirkungsvoll abhob. „Ja, der ist Jemand", raunten die Eingeweihten; „er wird die Öffentlichkeit noch beschäftigen." Die Prophezeiung schien nach Bülows Abgang nicht wahr werden zu wollen; das Verhältnis zu Herrn von Bethmann galt als kein besonders freundliches; und von seiner Tendenz, seine wohlbegründete Meinung rücksichtslos zu vertreten, durfte man annehmen, daß sie bei Hofe nicht eben beliebt sei. Aber in der Not und bei der geringen Auswahl wirklicher Begabungen, die unter den ständisch Privilegierten zur Verfügung stehen, ließ sich eine Persönlichkeit von so eigenem Gepräge kaum umgehen. Die Wahl dieses echten (nicht nur an äußeren Gütern reichen) Grandseigneurs für den Londoner Posten kann also bedeutungsvoll werden.

So ungefähr stellt sich Fürst Lichnowskys Bild nach den Aussagen seiner Freunde dar. Es wird glücklicherweise durch seine spärlichen aber eindrucksvollen öffentlichen Kundgebungen bekräftigt. Sie fielen auf, weil sie auf klarer Anschauung der politischen Realitäten beruhten (z. B. in der preußischen Wahlrechtsfrage) und das Faulbett der so beliebten feigen und feilen Illusionen und Phrasen umgingen. Was er über das deutsch-englische Verhältnis gesagt hat, ist klassischer bon sens; ist nüchtern: ohne Resignation; würdig: ohne Aufgeblasenheit. Er ist öffentlich nie so weit gegangen wie beispielsweise jene radikalen und national-sozialistischen Schriftsteller, die ganz offen von dem zu Deutschlands ungunsten operierenden Länderverteilungssyndikat England-Frankreich-Rußland sprechen (Karl Leuthner in Wien; Georg Hildebrand); aber er weiß ganz genau, daß nur Festigkeit, der gewaffnete Wille zur Selbstbehauptung und (die Hauptsache) der Verzicht auf die Grimassen der elenden dekorativen Politikmacherei die Engländer zum Kompromiß zwingen kann. Hätten unsere Demokraten eine aus-

wärtige Politik, dann brauchten diese Banalitäten nicht immer wieder aufgetischt zu werden; aber sie haben noch keine, die Mehrzahl von ihnen tut aus Feigheit vor der (mißverstandenen) öffentlichen Meinung so, als ob sie von heute auf morgen das Eigenleben des Staates wegdekretieren könnten. Auch den englischen Demokraten fehlt die letzte Klarheit über die auswärtigen Fragen, sie übernehmen die Regierung in der festen Zuversicht, sich den Zwängen der Staatsnotwendigkeiten und der Staatsbejahung und den Konsequenzen des durch Gewalt herbeigeführten Statusquo zu entziehen: und dann steht Lloyd George auf, um eine Friedensrede zu halten, und hält, wie ihm Balfour die Hand schüttelnd verrät, eine Kriegsrede. — Ich notiere zum Schluß einen für Lichnowskys Denkweise besonders charaktervollen Satz: „Da Verhältnisse stärker sind als einzelne Menschen, glaube ich nicht, daß Gegensätze und Strömungen, die auf Machtverteilungen und Entwicklungsrichtungen beruhen, sich vollkommen beseitigen oder überwinden lassen. Im Wesen politischer wie sozialer Probleme liegt auch ihre Unlösbarkeit; ihre psychologische Struktur läßt eine Radikalkur gewöhnlich nicht zu, ermöglicht es aber, durch richtige Erkenntnis der widerstreitenden Kräfte und Interessen zu einem Kompromiß zu gelangen, bei dem der menschliche Fortschritt zu seinem Rechte kommt und die Beteiligten keinen Schaden leiden. So kann auch der Wettbewerb zwischen Briten und Deutschen der gesamten Kulturwelt zugute kommen, falls er die Bahnen friedlicher Arbeit und gemäßigter Rüstungen nicht verläßt.“ Das könnte Bismarck gesagt haben. Auch der Stil fällt auf: der Gedanke trägt die Pointe, sie wird nicht gesucht.

Auf der dritten Interparlamentarischen Konferenz in Genf wurde vorgeschlagen, es möchten die Staaten ihren zukünftigen Schiedsgerichtsverträgen die feierliche Versicherung vorausschicken, ihre nationale Unabhängigkeit, ihre territoriale Integrität und ihre unbeschränkte Souveränität gegenseitig nicht anzutasten.

Ist das noch immer keine Selbstverständlichkeit unter — seien wir bescheiden — unter christlichen Staaten? Gefordert wird nur die wechselseitige Zusicherung des ehrlich erworbenen Statusquo; mehr nicht. . . . So denkt Herr Richard Barthold, der Kongreßmann für St. Louis. Der Gesetzgebung seines Landes hat er eine Anticonquest Resolution vorgelegt, und in Genf hat er, im Kreise von Männern, deren Beschlüsse nur von der freien Stimme des Gewissens bestimmt werden, die Zusicherung des Statusquo zur Erörterung gestellt.

Aber merkwürdig genug: sie wird als Formel für die Schiedsgerichtsverträge abgelehnt; abgelehnt mit allerhand sonderbaren Motivationen, die nicht immer geheime Gedanken und die widervernünftige Stimmung des Blutes

zu verhüllen vermochten. Man dreht und windet sich. Elsaß-Lothringen wird erwähnt, Polen, Armenien, die Philipinen: die Liste der Gewaltokkupationen ist von komischer Dürftigkeit. Man wundert sich, mit welchen sanften Rosenfingern diese gutmeinenden Herren das heutige Staatsrecht auskultieren. Dann sagt Herr Lucien le Foyer, der Franzose: Ces questions territoriales, qu'est-ce? Ce sont les douloureuses questions nationales! Il suffit de les suffoquer; il n'est pas besoin de les nommer. Warum denn nicht, Herr Lucien le Foyer? Sollten Sie etwa auch in einem dunklen Herzenswinkel um die verlorenen deutschen Brüder und Schwestern trauern, dieselben, die Ihr Sonnenkönig bei hellem Tage vergewaltigte? Herr Huysmans, der belgische Sozialist, wird deutlicher: En ce qui me concerne, je ne veux pas garantir aux Etats brigands les proies qu'ils ont faites! Ein böser Epilog, wie er allemal auf gute aber blinde Gesinnungen folgt. Jedes Staatsrecht ist die einseitige Sanktionierung von Gewaltokkupationen; und es lebt genau so lange, als die Kraft ausreicht, sie zu schützen. Der Statusquo ist der Infektionsherd. Man verordne die Staatenlosigkeit. Dann ist die Infektion immunisiert: und die ideale Forderung ist erfüllt.

Während der deutsche Kaiser den Schweizer Manövern beiwohnte und in stillen Ecken der Ernst dieses Zeitvertreibs erörtert wurde, holte ich ein kleines dickes Buch aus dem Regal, das aus Idealismus „die Anspannung seelischer Kräfte im wahrhaft Kriegerischen gern als tragische Weihe des öden Daseins anerkennt", im übrigen mit wahrhaftem Feuereifer das Antimilitarin bereitet, dessen wir so dringend bedürfen. Das Buch heißt: Das Heer, der Verfasser ist Karl Bleibtreu. Martin Buber hat es unter seine so klug zusammengestellten Monographien der sozialen Gebilde aufgenommen, die zusammen die „Gesellschaft" ausmachen. Bleibtreus hitziges Temperament, das durch Einspruch gereizt, durch Widerspruch leicht überreizt wird, hat wohl verschuldet, daß seine zahlreichen Feinde in der Tagespresse sich nicht verbunden fühlten, die Öffentlichkeit auf diese so wichtige Kampfschrift hinzuweisen. Es gibt nicht viele, die eine so ungemein wichtige Sache, wie das moderne Berufsheer, mit solch gelehrter Kennerschaft behandelten. Eine unbegrenzte Vorliebe für das Heroische des kriegerischen Typus paart sich mit einer so rücksichtslosen Kritik des Überlebten, des Unzeitgemäßen und menschlich Verkrüppelnden im Kastenmilitarismus und mit einem so zwingend begründeten Nachweis von der Unabwendbarkeit des Milizsystems, daß man dieser Schrift die allerweiteste Verbreitung wünschen muß. Es geht um die freiheitliche Entwicklung des Heerbegriffs und die Rettung Europas vor unerträglichem Zwange. Aus der Kriegsgeschichte seit dem Eingreifen der Revolutionsheere in die europäische Geschichte wird nachgewiesen, wie die Siege oder Niederlagen von drei Faktoren abhängig

waren: von der Überlegenheit der Zahl (Napoleon: „Stets schlägt die größere Zahl die kleinere"); von der Moral der Truppen, das heißt: von dem Grade ihrer Begeisterung für die Sache; endlich — von der Genialität des Heerführers. Es hilft also nichts, gegen die Millionenheere sich zu sträuben, die historische Entwicklung hat sich dafür entschieden und die moderne Vernichtungsstrategie beruht — gleichwertiges Kriegsmaterial und gleichwertige Kriegstechniker auf beiden Seiten vorausgesetzt — auf der Zahl. (Die Paranthese habe ich hinzugefügt; sie enthält eine kleine Einschränkung von Bleibtreus These.). Aber darum wird man, aus Not und Gerechtigkeit, endlich die wirklich allgemeine Wehrpflicht einführen und zum System des stets wechselnden Milizdienstes übergehen müssen, — er wird, bei unseren Millionen waffenfähiger Männer, eine solche Anzahl von Berufsoffizieren nötig machen, daß diese . . . für ihre Erwerbsinteressen nicht zu fürchten brauchen. Nicht nur aus Not und Gerechtigkeit: sondern weil Aufklärung und Demokratie sich überall, nicht nur in Frankreich, auch in Deutschland, gegen die Kasernen, die Kasten und den Chauvinistendünkel wenden; weil die Geschichte der Soldateska unter den Bourbonen, unter Friedrich dem Großen (man lese die köstlichen Einzelheiten bei Bleibtreu nach) und überall das Vertrauen zum langjährigen Drill nicht stärken; weil die außerordentliche Widerstandsfähigkeit der levée en masse unter dem genialen Organisator Gambetta und bei den Buren, die Tapferkeit der Moblots und der Amerikaner im Sezessionskriege zeigen, was der moralische Faktor wert ist; weil — man denke sich hier ein ungeheures Beweismaterial in amüsantester Form eingeschoben — heute die ganze Volksgenossenschaft durch den Krieg in wirtschaftliche Mitleidenschaft gezogen ist und eine demokratische Nation, der grollend ein Wehrsystem aufgezwungen ist, sich für einen ihr verhaßten Klassenstaat nicht mit Begeisterung wird opfern wollen. Bleibtreu hat recht: die Regierungen bangen heute vor jedem Krieg, weil sie bei Mißerfolgen Revolution im eigenen Lande voraussehen; Beispiel: Rußland. Nur Kriege, die im wahren Nationalinteresse liegen, werden beim Milizsystem die unwiderstehliche Energie der ganzen Volkskraft ins Spiel setzen und siegreich sein. Das heutige Pseudo-Volksheer, das sich mit den Regierenden nicht einsfühlt, wird auch zweijähriger Drill nicht unüberwindlich machen.

München, Chemnitz, Mannheim: die Bankiers, die Sozialisten, die Fortschrittler. Führer, Geführte, Verführte (denken manche). Der Leser weiß, what's what.

Was die Herren in München sprachen, war für uns andere unwichtig und wesenlos. Was sie tun, oder zu tun unterlassen, nehmen wir aber ernst, sehr ernst. Ihnen wurde zugerufen: sie hätten die Führung der deutschen

Wirtschaft, sie möchten dessen eingedenk bleiben. Darauf Herr Helfferich, der Direktor der Deutschen Bank und finanzielle Organisator der anatolischen Bahnen: Führung? Die deutsche Wirtschaft führe sich selber; man bedürfe die Banken nicht mit Aufgaben, die ihnen wesensfremd seien ... Das klingt wie Zynismus, ist aber nackte Wahrheit. Herr Helfferich tat recht, aus der Wissenschaft — in die der geistreiche Anti-Sozialist Bamberger ihn einführte, aus der die „ethisch" infizierten Schmoller und Wagner ihn hinauskomplimentierten — in die Praxis überzutreten. . Die Banken sind private Erwerbsgesellschaften. Es gelingt ihnen nicht einmal aus dem Geldmarkt die Anarchie zu bannen und die Spekulation vor den gemeingefährlichen Manipulationen zu schützen: siehe den Handel in Grundstücken und den Bodenwucher. Sie zu Aufsichtsbeamten der Nationalwirtschaft erhöhen, hieße den Bock melken.

An den Fortschrittlern in Mannheim konnte man seine Freude haben. Da war neues Leben und eine neue Jugend tummelte sich; Stimmung und Gesinnung lagen weit ab von dem in den Bezirksvereinen der Großstädte gepflegten Stumpfsinn, der die Partei mit den Lappalien des mittleren Händlertums belastet. Man will zu den Bauern und zu den Arbeitern vordringen, zu den produktiven Ständen und Elementen, die um ihre Persönlichkeit, die wirtschaftliche und rein menschliche Geltung, kämpfen. Die Fahrt geht in der Richtung auf einen nationalen Sozialismus. Die Debatten über die Frauenfrage und das Agrarproblem waren von überraschender Großzügigkeit: alles gerät da in Fluß, Gegensätze werden lebendig, Widersprüche laut, ohne daß die Grundgesinnung berührt wird. Man spürt die Unterströmung einer den einzelnen fortreißenden Evolution. Glück auf! Wie anders in Chemnitz. Die alten Riten, aber ohne den früheren Glauben und die frühere Einmütigkeit im Glauben. Die Begeisterungen klangen schal. Die alte Fahne ist nicht groß genug, die zwei Gruppen zu decken, die sich seit der Politisierung und Parlamentarisierung der Partei gebildet haben; aber immer deutlicher wird, daß die Zukunft mit denen ist, die im Sozialismus kein Programm sondern eine Gesinnung, eine täglich sich erneuernde und täglich sich bewährende, erblicken. Darum war die Ausschließung Georg Hildebrands ein Zeichen unaufhaltsamer Zersetzung: eines der wenigen Sozialisten (oder Nationalsozialisten), die den Mut haben, zu zeigen, in welchem Umfang die Zukunft der Westeuropäer in den nächsten dreißig Jahren von der kolonialen Expansion abhänge. Und der alte Bebel nannte diesen Mann einen Utopisten! Kein Wunder, daß auch in der Debatte über den Imperialismus der frechste und stupideste Dilettantismus in der Maske demokratischer Gesinnungstüchtigkeit Orgien feierte. Aber die vielen Wisser unter den Abgeordneten drückten sich dabei in die stillen Winkel. Sollte man das Volk für noch nicht reif zur Wahrheit halten?

Anmerkungen

Shakespeare und der deutsche Geist

Für die ältere Literaturgeschichte wäre dies Thema ein Vorwand gewesen, eine möglichst erschöpfende Summe von Urkunden, Urteilen, literarischen und personalen Dokumenten zu sammeln, die Masse geordnet auszubreiten, Beziehungen in dem Kongregat aufzuspüren: zu vergleichen, Entlehnungen zu konstatieren, Parallelen zu finden. Schemata und Methoden lagen bereit; alles weitere gilt als Sache der Schulung, der Geduld und der Ferne von Stoff, die das freie Schalten der kombinatorischen Fähigkeiten bedingt. Der schwierigste Stoff mußte sich durch dies Verfahren erschöpfen lassen: épuiser l'immensité, l'indéfinité, l'infinité du détail pour obtenir la connaissance de tout le réel; partir du plus loin possible, cheminer par la plus lonque série possible; parvenir le plus tard possible; à peine arrivés repartir pour un voyage intérieur le plus long possible...

Es ist, chronologisch gesprochen, noch nicht lange her, daß dieser Betrieb die Wissenschaft schlechthin repräsentierte. Er hatte nur wenig von seinem robusten guten Gewissen verloren, seitdem Nietzsche die Unzeitgemäße Betrachtung über Historie und Leben angestellt hatte. Was sich darüber hinauswagte, blieb auch bei den Besten in Postulat, Ansatz, Fragment stecken. Und man darf ohne Ungerechtigkeit gegen verehrte Tote sagen, daß erst seit Gundolfs Shakespearebuch jene ältere Art der Literaturgeschichte einer historisch gewordenen Epoche angehört: überwunden nun erst durch ein vollendetes Werk. Es bleibt denkwürdig, daß Dilthey, der hier früher ein johanneischer Vorläufer des neuen Geistes genannt worden ist, dieses erste Stück gewonnenen Bodens noch kurz vor seinem Tode schauen konnte.

Die Tugenden der tradionellen Wissenschaftlichkeit sind Gundolf vererbt: die gewissenhafte Beherrschung des weitschichtigsten Stoffes; die Disziplin der Sachlichkeit, die wohl Mutwillen, aber niemals spielende Subjektivität gestattet; der Wille zur Gerechtigkeit im großen Stil. Aber diese Eigenschaften haben in der Atmosphäre seines Werkes neue Farbe und neuen Sinn erhalten. Die Vollständigkeit des Materials hat hier nur Wert, weil sie allein zum Wählen, Ausscheiden, Darstellen berechtigt. Die sachliche Strenge fließt nicht aus der Unterwerfung unter eine abstrakte logische Norm, sondern aus dem Bewußtsein, die Erscheinung eines Göttlichen zum Gegenstand zu haben. Und die große Gerechtigkeit bedeutet nicht mehr Toleranz, die alles gelten läßt: sie ist, wie Nietzsche forderte, zum Ausdruck eines wählenden, aufbauenden Instinkts geworden, der durch sie Wesenhaftes und Wesenloses scheidet: durch Darstellung, nicht durch Urteil.

Man errät, daß eine solche Haltung die Umwandlung unseres geistigen Zustandes von Grund auf voraussetzt. Sie ist ebenso weit entfernt von dem Objektivismus der erstarrten Wissenschaftlichkeit wie von der Subjektivität der über sie Hinausstrebenden, denen inzwischen jedes notwendige Verhältnis zu den Gegenständen

---

Friedrich Gundolf: Shakespeare und der deutsche Geist. Georg Bondi, Berlin 1911.

abhanden gekommen ist. Was diese möchten, ist hier geleistet: von der Ordnung der Fakten und Daten zu der Intuition in den Prozeß vorzudringen, dessen Niederschläge jene sind; von der empirischen Tatsächlichkeit der einzelnen Menschen und Werke zu der symbolischen Wirklichkeit, aus der sie ihr Leben ziehen; und zwar sind die schweren erdhaften Realitäten nicht willkürlich zu Zeichen eines erdachten Zusammenhanges umgedeutet, sondern buchstäblich in ihrem Wesen, aus ihrer schöpferischen Mitte heraus erfaßt werden. Das aber ist nur möglich als Ausfluß eines neuen Weltgefühls, einer neuen Orientierung über die Lagerung der göttlichen und menschlichen Kräfte.

Die Generation, die jetzt heraufkommt, hat kein gültiges Weltbild vorgefunden. Sie ist in der Anarchie aufgewachsen, die aus der Auflösung aller Werte, aller Bindungen, aller Gemeinsamkeiten resultierte. Jede vergangene Größe war fragwürdig gemacht, jedem neuen Willen Substanz und Wirkung benommen. Die Apparate der staatlich-wirtschaftlichen und der halbgeistigen Betriebe funktionierten mechanisch fort. Individuen fanden sich, die in der allgemeinen Dekomposition neue Reize suchten und mit ihrem lockernden Suchen den Zerfall glücklich beschleunigten, den auch die ungeheuere Bemühung des vereinzelten Denkers nicht aufhalten konnte.

Gundolfs Shakespearebuch ist ein Symptom des Prozesses, in dem sich diese zerfahrene Welt wieder schließt. Wir erleben wieder, daß ein neues Weltgefühl die starr gewordenen Geschichtsmassen durch seinen Anhauch lebendig macht und ein neuer Wille sich klärt, indem er das kosmische Ganze erkennt, aus dem er entstanden ist und das ihn verpflichtet. Ein neues Weltbild entsteht: nicht durch konstruierende Verarbeitung von Ergebnissen, die von den immer lebloseren Einzeldisziplinen dargeboten werden, sondern durch ein neues Verhältnis zum Einzelnen, Konkreten: zur symbolischen Gestalt, in der allein ein Lebendig-Allgemeines sich manifestieren kann. In dem Erlebnis Georges ist dieser Generation aufgegangen, daß sich ihre Aufgaben nicht aus der Reflexion über die dialektischen Gegensätze des Zeitgeistes ergeben werden, sondern nur aus einer Erneuerung der großen Wirklichkeiten in uns. Daraus aber folgt für unsere Wissenschaft die erste Pflicht, dieses Erlebnis und diese Aufgaben durch eine Erneuerung des Bildes dieser Wirklichkeiten, soweit sie Geschichte geworden sind, aufzuhellen.

So schreibt Gundolf die Geschichte Shakespeares in Deutschland nicht als Bericht von literarischen Wirkungen, Ähnlichkeiten, Meinungen, Reaktionen. Shakespeare ist ihm nicht ein Gegenstand, der sich in eine Summe von Relationen auflösen läßt: er ist Substanz, Träger, Herd göttlicher Kraft, die ewig ins Chaos ausstrahlen muß, um neue Formen zu erzeugen; und dem sich nun der deutsche Geist entgegenringt, durch die Krusten hindurch, die ihn seit dem furchtbaren Zerfall des deutschen Lebens umgeben, in der toten Anarchie unseres siebzehnten Jahrhunderts, der Reaktion des Rationalismus, den Wirren des Sturms und Drangs, Grenzen setzend in der Klassik und alles Feste auflockernd in der Romantik, — und auch in diesen vor dem Letzten in Shakespeare versagend.

Schlegels Übersetzung, für Gundolfs Buch das letzte Wort dieser Epoche des deutschen Geistes, durfte sich an „gewisse letzte Sprengungen, Gluten, Schimmer" Shakespeares nicht wagen. Auch sie hielt sich in den Grenzen der Goetheschen Welt des Guten, Wahren, Schönen: durch die letzten intellektualistischen Hüllen des Zeitalters, das doch nie mit dem Rationalismus fertig geworden war, von der vollen Wirklichkeit Shakespeares getrennt.

Wie Gundolfs „Shakespeare in deutscher Sprache" jene Bindungen Schlegels gelöst hat, befruchtet durch ein neues Urerlebnis, so zieht sein Shakespearebuch die

Konsequenzen dieses Erlebnisses für das Bild unserer geschichtlichen Welt. Man hat das Buch schlecht gelesen, wenn man es für das Manifest einer Sekte von Ästheten erklärt. Man hat dann die kühlglühende Morgenluft nicht gespürt, in der es steht, der es seine Reinheit, sein Tempo, seine Aktivität verdankt; man hat das Glück nicht nachgefühlt, mit dem sich ein neues Erlebnis einordnet in den Raum der geschichtsgewordenen Kräfte, eine vielfache Empfänglichkeit sich in den Dienst eines gestaltenden Willens stellt und dessen Forderungen im göttlichen Grunde verankert zeigt. Diese Forderungen sind nun nicht mehr mißzuverstehen. Es wird das Maß dieser Generation bestimmen, wie weit sie ihnen zu genügen vermocht hat.

Kurt Singer

Die Götter dürsten

Anatole France, der Alexandriner, der Skeptiker, der Stilist, der verwöhnte Einsiedler, der Kenner und Sammler von seltenen Erstausgaben, von Statuetten aus Bronze und Elfenbein, ist auch einmal auf die Märkte und Gassen hinabgestiegen als Mitbürger, Römer und Berater des Volkes, jenes armen Pecus, das sich immer ändert, immer gleich bleibt, immer sich täuscht, und von dem doch alle Tugend, alle Schönheit, jeder menschliche Ruhm kommt. Als sich die revisionistische Bewegung der Dreyfusards gegen den verschwindelten Absolutismus des Generalstabs erhob, hat sich Anatole France wahrhaft als Bürger benommen; denn er konnte nur im zweiten Gliede hinter dem mächtigeren und gröberen Zola aufmarschieren, den er bis dahin als einen Sprachverderber, als einen Missetäter an der Klarheit und Eleganz des französischen Geistes angeklagt hatte. Man sah ihn sehr ernsthaft in den Volksversammlungen am Vorstandstisch der Liga für Menschenrechte sitzen, und ich glaube, daß er sich nicht einmal über die schlechte Luft beklagt hat, wenn auch der stets Vergleichende, der weiche, feine Sohn des Epikur und Lukrez bestimmt an ähnliche Veranstaltungen der Griechen und Römer dachte, an die Agora, das Forum und den blauen Himmel darüber.

Seitdem hat dieser Dichter, der aus einem Philologen und Bibliophilen geworden ist, das stille Leben des Sammlers und Genießers wieder aufgenommen. Ob er über sich und sein Römertum von damals lächeln mag? Anatole France ist als Skeptiker gestempelt, eine Familie, die bei dem Mangel an Autoritäten auf Erden und im Himmel viel von ihrem Ruf des Diabolischen verloren hat. Es steht überdies auch nicht so, daß er an nichts glaubt, sondern vielmehr an alles, was in Tatsachen, Gedanken, Wünschen je existiert hat, und er übt diese Indulgenz, diese Kunst der Verstehens aus einer angeborenen Höflichkeit und Gefälligkeit. Manches muß sich ihm auch aus dem Verkehr mit Pecus eingeprägt haben, zum Beispiel, daß die Leute mit Begeisterung die Wahrheit oder die Gerechtigkeit leben ließen. Vive la vérité. Kein anderes Volk kann das rufen, und wenn es France nicht selbst tut, man sollte einmal eine Betrachtung anstellen über die Bereitschaft des französischen Gemüts, mit Abstraktionen umzugehen, über die Fähigkeit des Volksgeistes, eine Formel, eine Idee mit wenigen Buchstaben der Menschheit sichtbar zu erhöhen. Und dann wird man begreifen, warum französische Entwicklungen so oft europäisch, allgemein menschlich aussehen, warum die Leute, die nicht so tief denken wie die Deutschen und die Engländer, für die Kunst, für die Politik, für die Geistesgeschichte so übersichtliche, so beispielsmäßige, so klassische Kämpfe untereinander ausgefochten haben.

Hippolyte Taine hat von diesem Ruhm nichts wissen wollen; er beklagte die Verwüstungen, die die Ideologie im alten Frankreich angerichtet hat. Die Menschenrechte der großen Revolution führten in die philosophische Kaserne des neun-

zehnten Jahrhunderts. Nun hat Anatole France der Schreckenszeit einen Roman gewidmet, mit dem er sich wieder unter den Einfluß von Taine begeben hat, mit dem er, bis er sich selbst liebenswürdig widersprechen wird, seinen Austritt aus der Liga für Menschenrechte erklärt. Schon der Titel weist auf den Geschichtsschreiber der großen Revolution zurück: Les Dieux ont soif.* Der ägyptische Priester, so erzählt Taine den Liebhabern der menschlichen Zoologie, lüftet den Vorhang zu seinem Heiligtum, und man sieht auf einem purpurnen Teppich ein Krokodil; man hat das böseste Tier, das am liebsten Menschen frißt, zum Gott ernannt. Rousseaus Dogmatismus ist von Girondisten und Jakobinern, von Ideologen, schamlosen, perversen Habenichtsen, von Skrofulösen und Epilektikern so richtig übersetzt worden, daß er Millionen Menschen auffraß, das Land seiner Geschichte beraubte, es arm und platt zurückließ.

Auch Antatole France lüftet den Vorhang, nur daß er jenes Krokodil seiner Natur nach nicht tragisch findet, sondern possierlich, amüsant in seiner Gefräßigkeit, und er weiß außerdem, daß die Dinge von selbst immer wieder in Ordnung kommen, vielleicht, weil in ihnen ein stilles Streben nach Ausgleich wohnt, vielleicht auch, weil die Gedanken einiger Weisen, die ruhig in ihrer Kammer sitzen, allmählich der Menschheit ein Kapital an Erfahrung und Vorsicht sammeln, von dessen Zinsen sie leben kann, wenn nicht zu große Ansprüche erhoben werden. Anatole France hat seinen Roman sehr fein angelegt; er schickt als belehrenden Typus einen jungen Maler vor, einen Schüler von David, der die aristokratische Kunst der Fragonard und Greuze als verräterische Buhlerei mit den Tyrannen verachtet. Wie sein erhabener Meister Betten und Lehnstühle nach etruskischen Vasen, nach den Wandgemälden von Herkulanum als die einzig würdigen Ruhestätten republikanischer Tugend entwirft, so erlaubt er seiner Bürgerin Geliebten nur das Schwert des Damokles mit Blumen umrankt auf ihr Busentuch zu sticken. Der Maler wird Geschworener, und seine republikanische Tugend und Uneigennützigkeit, immer wachsam, mißtrauisch, empört, läßt Hunderte von Köpfen springen, bis er den eigenen im Gefolge Robespierres verliert. Es sind nicht die Schlechtesten, es sind die Gläubigen, die Jugendlichen, die hochmütig Unschuldigen, die in Blut baden, um sich jungfräulich rein zu halten. Dieser Maler dient als erklärender Typus, und wir haben nur zu bedauern, daß seine Geschichte in die allgemeinere des Jakobinertums verfließt, daß der Roman nach der ersten glänzenden Hälfte schlaff wird gegen die drängende Fülle von politischen Daten und Ereignissen, die sich nicht mehr formen lassen wollen.

Aber wie reizend wird abseits vom geraden Wege des Helden wieder von Leuten geplaudert, die nichts Romanhaftes zu tun haben und sich gemächlich zurechtsetzen können. Der alte Brotteaux war einst adlig und reich, glücklicher Sammler und Liebhaber von schönen verschwenderischen Frauen, von seltenen kostbaren Stichen, aber in seiner Mansarde, wo er Hampelmänner fabriziert, ist er immer noch Lebemann, mit dem Lukrez in der Tasche, ein belustigter Zuschauer des Lebens, das nie langweilen kann. Anatole France bringt immer dieselben Kontraste zusammen, aber er schleift sich auch immer neue Pointen. In der Mansarde plaudert Brotteaux (nur der Zuschauer handelt hier menschlich) mit zwei Verfolgten, die er beherbergt, mit einem Barnabitenmönch und einer kleinen Hure. Sie sind alle drei Heilige; denn sie vermögen nichts Böses zu tun, der frühere Lebemann aus Kultur, der Mönch aus Frömmigkeit, das Weibchen aus kindischer Güte. Sie verstehen auch alle drei zu sterben, wie sie zu leben verstanden;

* Übersetzt von Oppeln-Bronikowski, Georg Müller, München.

denn der Mönch kommt zu Gott, der Skeptiker in ein wohliges Nichts, und das Mädchen wird auf dem Henkerkarren nicht erst mit Denken anfangen. Sie ließ sich auch nicht davon abbringen, daß der Lukrez ein Gebetbuch war. So wird für die Einfalt alles einfach und eins. Die Weisen werden noch viel denken müssen, bis sie ebenso richtig urteilen. Durch alles, was ein Zweifler oder ein Vielgläubiger von Beruf geschrieben hat, geht diese idyllische Vorstellung von einer friedlichen Zukunft der Menschheit, von ihrer Vereinfachung und Veredlung zu sanften weißen Schafen. Es ist der Liebhaber des Rokoko und der Alexandriner aus der späten sanften Antike, der gern die bukolischen Glöckchen klingeln hört.

Arthur Eloesser

Anthropo-metrische Pädagogik

Die Pädagogik war von jeher der Tummelplatz zuchtloser Schwarmgeister und Dilettanten; sie ist vogelfrei und wird mißhandelt wie die Sprache, die auch zu den Rechten gehört, die, mit uns geboren, jeder besudeln darf. Das wird nun wohl auf lange hinaus so bleiben. Aber schimpflich ist's, wenn gerade unter den Zünftigen, die als Heilbringer mit der Reformtrommel durch die Lande ziehen, fratzenhafte und gemeingefährliche Irrtümer auftauchen und der Versuch gemacht wird, sie für die Praxis zu verwerten. Das geschah jüngst in Weimar, wo die Freunde einer deutschen Schulreform sich zum Austausch ihrer Gedanken eingefunden hatten und im Hörbereich von ernst zu nehmenden Männern (wie Ludwig Gurlitt) die Notwendigkeit einer anthropo-metrisch verfahrenden Schulerziehung erörtert wurde. Man weiß, welche bösartige Verwirrung von Gobineaus und Chamberlains Versuchen ausgegangen ist, die plis de la pensée von der somatisch bestimmten Rasse abzuleiten und von hier aus für die Schicksale der menschlichen Leistungen eine neue Ordnung und neue Wertmaßstäbe zu gewinnen. Auf ernsthafte Plausibilität hin angesehen, bilden sie eine Kakophonie mißbrauchter wissenschaftlicher Hypothesen. Die Anthropologen von Fach waren ehrlich entsetzt; die einen protestierten gegen den Mißbrauch leerer Allgemeinbegriffe wie Arier und Semiten; die meisten überließen das Feld in ohnmächtiger Resignation tob- und tendenzsüchtigen Literaten, die aus verschämter Antisemiterei und mit der Dreistigkeit von Obskuranten die spärlichen Ansätze zu wissenschaftlicher Erkenntnis vergewaltigten. Aber die Geschichte ist tot und die Jugend lebt; und wenn da in Weimar gesagt wurde, die Langköpfe zögen auch in der Schule im Wettkampf mit den Kurzköpfigen den Kürzeren, man müsse jene, die schöpferischen und wertspeichernden Elemente, gegen die anderen, die Flinken, die Geschickten, die Oberflächlichen, Schnellfertigen, Bedenkenlosen schützen, müsse die Pädagogik also auf die Langköpfe einrichten: so hört fast schon der Spaß auf. Brauche ich erst noch zu sagen, daß charakterologisch, dem Temperament und den Leistungen nach, jener Unterschied besteht? Ein Verbrecher ist der Pädagoge, der langsam wachsenden Adel und die allmähliche Entfaltung der schöpferischen Begabung nicht erkennt, behütet, beschutzt; das Wortesuchen, der keuchende Atem des von Unruhe und Begeisterung der Tiefe zugetriebenen, das flackernde Auge des mühsam Gebärenden und Schwerfertigen sind ihm, als Deutschen unter Deutschen, oft die wohlbekannten Verräter zukünftigen Wertes, aber er wird Rundkopf, der er sehr wahrscheinlich selber ist, die Zumutung belächeln, sie in der Flut der ihn umgebenden Rundköpfe aus Schädelmaßen und sonstigen anthropo-metrischen Angaben abzuleiten. Hat er physiognomische Begabung, dann werden sich Zusammenhänge von selbst ergeben; aber wenn er kein leichtfertiger Schuft ist, wird er sich hüten, sein Interesse nach den Anweisungen von Schwindelzahlen zu verteilen.

S. Saenger

Wilhelm Ostwald

ist nicht nur der Vater des Monismus — er ist jetzt auch sein Großvater geworden; mit dem Käppchen auf dem Kopf (gleichsam; ich weiß es ja nicht) verfaßt er Sonntagspredigten. Es sind Monistische Sonntagspredigten,* versteht sich, aber es sind Sonntagspredigten, jeden siebenten Tag eine erbaulich zu lesen: die alte Form behalten wir bei, dachte er, nur geben wir ihr einen neuen Inhalt. Das ist brav und methodisch. Aber es ist verdächtig. Das, was ein neuer Gedanke sich zuerst schafft, ist die Form. Form ist Inhalt, Form ist Ausdruck. Am Anfang war das Temperament. Eine neue Lehre ohne Wucht, ohne geistige Elektrizität, ohne jenen Tonfall, der die Persönlichkeit verrät, wirbt keine Anhänger. Statt der Predigtform, die nur eine leere abgestreifte Schlangenhaut bleibt, hätte Ostwald etwas anderes von der alten Religion übernehmen sollen, die dunkel schwingende Kraft, das Schöpferische, in dem etwas von Groll, vom großen und doch realen Pathos ist. Es fehlt das harte So ist es, so soll es sein; es fehlt die Steigerung, die durch Entwicklung und Kämpfe mit Gott und Welt verliehen wird. Es ist alles nur ehrlich und sanftmütig.

Bei Ostwald wird wieder einmal die Erfahrung gemacht, daß Aufklärung und Ehrlichkeit nicht genügen, daß sie jeden selbständigen Menschen kalt lassen. Eine beunruhigende Erfahrung, denn Aufklärung ist doch das Höchste und das Letzte, und es ist doch alles so klar in diesen Betrachtungen, nicht wahr? Es ist so logisch nachgewiesen, warum die Menschen irren, aus Trägheit, aus Aberglaube, aus Hochmut. Die Welt liegt so systematisch geordnet da, wie die Leitsätze des vernünftigen Lebens in einem Leitfaden über die wahre und die falsche Gesundheit: man braucht nur willig zu lesen, und dann wird man alt, sehr alt werden. Ich will gewiß nicht, trotzdem Ostwald im Grunde der Meinung ist, daß drei Viertel aller Kunst auf Verirrung, Unklarheit und Freude am Dunkeln beruhen, Romantik, Mystik und dergleichen gegen ihn ausspielen und den Rationalismus das Ideal eines armen Schächers nennen, denn an der Klarheit soll man nicht rütteln — aber der Grund, weshalb dieser Verkünder des Monismus weder der Urheber einer philosophischen Weltanschauung noch überhaupt eine führende Persönlichkeit, ein Weichensteller der Kultur sein oder werden kann, liegt doch darin, daß ihm das Künstlertum abgeht, daß er nichts Lyrisches und nichts Dramatisches, nicht Anschauung und nicht Verkündung besitzt. Nietzsches Haß der blinden Menge ist für ihn „die pathologisch gewordene Form des gewöhnlichen Philologenhochmuts". Auch eine Erklärung; und von dieser Kindlichkeit sind zahllose andere. Auch David Friedrich Strauß war ein durch und durch ehrlicher Mann, und doch verfolgte Nietzsche seinen banalen Optimismus: was würde er zu Ostwald sagen? Er würde auch ihn seiner Distanzlosigkeit wegen und nur ihretwegen undiskutierbar finden. An die Zukunft glauben wir alle; an das Heil, das nur und nur aus der Naturwissenschaft kommen soll, nicht. Wir entwickeln uns parallel mit ihr oder sie parallel mit uns, denn alle Wahrheit ist im Geiste, lange bevor sie in den Erscheinungen ist.

Ich glaube nicht, daß Ostwald sich in seinem Ehrgeiz getroffen fühlt, wenn wir ihn nicht unter die Führer rechnen; er wird nur nicht verstehen, warum wir seine Ideen loben und trotzdem zurückhaltend bleiben. Er wird vermuten, daß hinter der „Persönlichkeit" doch wieder der Teufelsfuß des Irrationalen hervorschaut. Darum wollen wir auch nicht disputieren.

Otto Flake

* Erste Reihe, Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Psychologische Probleme der chinesischen Revolution

von B. Lawrence Frhr. von Mackay

Ein Volk in der Krise einer großen politischen Revolution ähnelt einem Menschen, der plötzlich sein Amt, sein Vermögen verliert, gleichsam auf neue Füße gestellt wird, zusehen muß, wie er sich allein mit den Kräften seines natürlichen, geistigen, sittlichen Ich, ohne die Krücken konventioneller, angelernter und vererbter Mittel im Kampf ums Dasein durchschlägt. In solcher harten Schicksalsprüfung bewährt sich des Getroffenen und aus dem gewohnten Gleichgewicht Herausgestoßenen eigentlicher Karatgehalt, werden aber auch der unterwertigen Residuen Triebe, die wie Schlacken diesen Goldblick umfangen, frei: ein tragisches Ringen jener zwei Seelen, die in jedes Menschen Brust wohnen, beginnt und endigt im Untergang oder im Aufstieg zu höheren Daseinswerten, echterer Lebensbeglückung.

Hält man diese Parallele der Katastrophen im Werdegang der Menschen und Völker sich vor Augen, so wird man kaum darüber verwundert sein, daß die vom fernen Osten nach Europa gelangenden Nachrichten über den Verlauf der chinesischen Revolution so vollkommen widersprechend sind. Dr. Morrison, der britische Ratgeber in Peking und Vertrauensmann Jüanschikais, stimmt ein hohes Lied auf den glücklichen Verlauf der Umsturzbewegung an und ergeht sich in Darstellungen, als ob das Himmlische Reich sich in einem Zustand glückseligster Ruhe und Entwicklung befinde, der höchstens in jenem Vormillennium der Tschuherrscher, wie es Kungfutse idealisiert hat, ein Vorbild hätte. Er sieht nur die vorwärtstreibenden, fruchtbaren Kräfte, die der revolutionäre Zersetzungsprozeß ausgelöst hat. Aber nicht einmal unter seinen Landsleuten findet er Beifall mit diesen Schönfärbertendenzen; Dr. Dillon beispielsweise rückt ihm soeben im „Nineteenth Century" mit dem Geschütz schärfster Kritik zu Leib, taucht seine Feder in finsteren Pessimismus und sagt die Zerstückelung Chinas als Folge des Sturzes der monarchischen Regierung voraus. Er sieht nur die Wildtriebe, die vom Wurzelgeflecht des Staatsbaums, seitdem dieser in ein neues Erdreich umgesetzt wurde, emporschossen. Tot homines, tot sensus. Dabei wechseln die Farben des vor den Augen des neugierigen Europas abgerollten

chinesischen Films natürlich sehr stark nach dessen Aufnahmeort. Das Abendland vergißt immer wieder, daß das Reich der Mitte kein Einheitsstaat ist und es niemals war, daß er als ein locker zusammengefügtes Konglomerat vieler Nationalitäten erscheint, die nach Rasse, Sprache, Sitten, Charakter, Lebensgrundformen sich aufs schärfste unterscheiden und deren einziger bindender Kitt im Grund gewisse religiöse Überlieferungen des Buddhismus und vor allem kulturethische Normen und Gesetze der kungfutsischen Lehre und Weltanschauung sind. China als politischer Begriff gleicht so mehr dem des gesamten Europa als eines Staatenkomplexes gleichartiger Zivilisation; bräche aber heute etwa in Spanien eine große Revolution aus, so würde darum gewiß niemand glauben, die gesamte alte Welt sei in die Strudel einer politischen Götterdämmerung geraten. Ähnlich liegen die Dinge in China. Einzelne Glieder des Reichskolosses befinden sich in vollkommener Ruhe, gleich als ob das alte „unbewegliche" China nach den überlieferten Trägheitsgesetzen unberührt vom Frühlingssturm einer neuen Zeit fortbestände. In anderen Gebieten wiederum, wo die feste Hand irgendeines Tutus oder „Generalissimus" fehlt, der auf gut Glück nach Vertreibung der kaiserlichen Gouverneure die Macht an sich gerissen, wird das Unterste zu oberst gekehrt, blüht der Weizen des alteingefressenen sozialen Übels, des Räuber- und Piratenwesens, herrlicher denn je. Aber im allgemeinen steht der Staatsriese dennoch nach wie vor fest auf den Füßen: der Druck der Umsturzflut zersplittert sich an der Masse und Breite der Angriffsflächen, der Kern des Organismus zeigt kaum ein leises Beben.

Wenn irgendwo, so scheint es daher bei den politischen Krisen Chinas geraten, als Mittel der Kritik nicht die europäische Brille zur Hand zu nehmen, sondern ein festes Stativ in den Äußerungen, Erregungen und Spiegelungen der chinesischen Seele selbst zu suchen, wozu ein eigenartiges Phänomen, dessen Wirksamkeit dem ostasiatischen Boden betretenden „Westländer" sehr bald augenfällig wird, beste Gelegenheit bietet. Die Organisation der Tagespresse steckt zwar in China noch in den Kinderschuhen. Dafür blüht aber seit alters das System, durch Flugblätter, Pamphlete, Libellen, Pasquinaden, die von Händlern in sehr geschickter Weise vertrieben und über das ganze Land ausgestreut werden, für bestimmte politische Ideen Propaganda zu machen. Und diese Praxis ist nur wieder das Instrument einer merkwürdigen Funktion jenes Begriffs der asiatischen „Massenseele", von der wir sehr viel sprechen, ohne ihres Wesens Inhalt und Wurzel zu verstehen. Irgendein Schlagwort, das in scharf umrissene, prägnante und leicht faßliche Form zu gießen jahrtausendalte Schulung gelehrt hat, wird auf den politischen Markt geworfen; das eigentümliche, dem Europäer kaum verständliche Zusammengehörigkeitsbewußtsein und Gemeinbürgschaftsempfinden, wie es in dem patriarchalischen System Meister Kungs wurzelt, trägt es mit Windeseile

fort, breitet es weiter und weiter, macht es gleichsam zu einem Ingrediens des kollektivistischen Denkens und Handelns, das in scharfer Antithese zu unseren Gesetzen der Initiative und Selbstbestimmungsfreiheit der einzelnen Person steht, und gibt so dem scheinbaren nur mit losen Klammern aneinander gefügten Staatsgefüge doch wieder den Pol eines einheitlichen Willens, eines zielbewußten Ich.

Eine stattliche Anzahl solcher Agitationsschriften, die ich dem liebenswürdigen Sammeleifer des Kaiserlichen Gouvernements in Kiautschou und der ostasiatischen Marineabteilung zu danken habe, geben sehr charakteristische Illustrationen und Kommentare zu dem in dieses Objektiv gerückten Revolutionsproblem. Der europäische Kritiker erwartet natürlich in erster Linie alle möglichen Verherrlichungen der Republik und der Freiheits- und Fortschrittsgüter zu finden, die das chinesische Volk unter dem Schirm des neuen Regiments beglücken, wird aber sehr schnell in seinen Voraussetzungen enttäuscht. Wohl fehlt es natürlich nicht an bissigen Schmähungen der Mandschus und deren mediatisierter Dynastie, und wohl finden sich einzelne Lobhudler der Führer der Koming, der Revolutionspartei, Machwerke, die aber durch ihre dickaufgestrichenen Farben und verstiegene Schwarmgeisterei nur zu deutlich verraten, daß sie bestellte Arbeit sind und nicht aus dem Quell des Volksempfindens schöpfen. Um so zahlreicher, derber und natürlicher sind die „Lampoons", in denen mit dem „Tatsunghoamingko", der neuen „Republik der Mitte der Gesittung" abgerechnet wird. In der Art des Chinesen liegt bei aller äußerlichen Ruhe, Ergebenheit, Schmiegsamkeit etwas Lauerndes, Grausames, Verhärtetes; dieser Durton klingt auch sehr deutlich in der politischen Satire und Karikatur, den Hofnarren Ihrer Majestät der Staatsweisheit, wieder. Der Spott ist stets rücksichtslos, herb, ätzend, ohne das Sonnenlicht liebenswürdigen Humors. Da werden in einem Bild die „Segnungen der Republik" gepriesen: die Granaten räubernder Soldatesken zerplatzen und setzen eines Bürgers Haus in Brand, vor dessen schwelender Tür röchelnd, schwer verwundet, in Todesängsten die Familienangehörigen einen Knäul bilden. Da ist die „mysteriöse Laterne", die von der wunderbaren Eigenschaft ist, angezündet das Gegenteil von Licht, nämlich rabenschwarze Nacht zu erzeugen und als Symbol der Republik vorgeführt wird. Da sind die „Erstaunlichen Fortschritte" der neuen Zeit zu bewundern: ein Jungchinese saust auf einer Lokomotive über Schienen heran, deren Schwellen die Leiber von Kulis bilden; rund herum stehen böse Bemerkungen über die Bestechlichkeit und Unfähigkeit des republikanischen Beamtentums, das noch weit schlimmer hause als die Mandschus.

Die Mehrzahl der Pamphlete aber ist auf ein Stichwort gestimmt, das heute den Schlager und Trumpf unter jenen Mitteln suggestiver und gleichsam automatisch sich ausbreitender Erregung politischer Massenleidenschaften

bildet: es heißt Fen Kuo, Aufteilung des Reichs! Alle Mächte, voran Rußland und Japan, haben sich verbunden, um Riemen aus dem Fell des durch die innere Krise wehrlos gewordenen chinesischen Löwen zu schneiden, schließlich das ganze Reich als gute Beute unter sich aufzuteilen! Natürlich ist der vaterländische Chauvinismus nicht wählerisch in den Mitteln, die den Chinesen über diese weitere Segnung der Republik aufklären sollen. Die fettesten und sonderbarst gefiederten Enten flattern aus den „Lilienteichen" der Blume der Mitte empor. Beispielsweise wird von einem neunmalweisen Politiker auseinandergesetzt, wie Deutschland mit Rußland sich verbündet habe um den Preis der Abtretung von ganz Schantung! Andrerseits fehlt es aber auch hier nicht an Karikaturen, die bittere Wahrheiten in der Schale der Übertreibung andeuten. So eine Satire auf das neue Banner der Republik: oben der weiße Streifen — das eigentliche China — ist vom Wind zerfetzt und zerrissen, der schwarze Streifen — der mohammedanische Westen — fliegt im Sturm dahin, den weißen Streifen — Tibet — benutzt ein hagerer Brite als Leibbinde, den blauen Streifen — die Mongolei — verschluckt ein ungetümlicher Kosak, der gelbe Streifen — die Mandschus — liegt beschmutzt auf dem Boden.

Zu Spott und patriotischen Besorgnissen gibt allerdings die Umsturzbewegung vielen ihrer Entwicklungsformen nach nur zu berechtigten Anlaß.

Am 10. Oktober, dem ersten Jahresgedenktag der Staatsumwälzung, fanden in Peking großartige Feierlichkeiten statt, deren Ort und Verlauf höchst kennzeichnend für die allgemeine Stimmung und politische Wetterlage war. Den einen Hauptteil des Festes bildete eine große, mit blendendem Pomp inszenierte Truppenschau, die beim Volk jubelnde Begeisterung auslöste. Kein Zweifel — die Propaganda des Fen Kuo tut ihre Dienste. Es erwacht im Chinesentum wieder etwas von jenem kriegerischen Geist, der sich scharf und trotzig in den Schöpfungen der ersten Blütezeit nationaler Dichtung unter der Tschudynastie, vor allem im Lisaozyklus und den neun Gesängen, widerspiegelt, die in ihrer Verherrlichung glänzender Rittertaten, in ihrer naiven Freude an Waffenklang und Waffenehre, in ihrer Begeisterung für tapferes Rittertum und für alle Sitten und Bräuche, die solchen Heldenlebens Begleiterinnen sind, keiner heroischen klassischen Epik des Abendlandes etwas nachgibt. Rüstung der Nation gegen die Feinde, die das Reich von allen Seiten bedrängen, Pflege körperlicher Tüchtigkeit, militärischer Zucht, Waffengeschicklichkeit, Opferwilligkeit im vaterländischen Dienst, das sind die kernhaften Ideale, deren Samen im Boden der Revolutionswirren fruchtbar geworden ist und zusehends allerwärts in Halm und Schaft schießen. Aus den Tiefen der chinesischen Seele gären Elemente empor,

wahlverwandt mit den Jamato Damaschi- und Buschidoideen Japans, die ja, wie so viel anderes von dessen Kulturformen, nicht ureigene Schöpfung sind, sondern in den uralten Wechselbeziehungen des Reichs der aufgehenden Sonne mit dem einst an Macht wie Zivilisation weit überlegenen Reich der Mitte wurzeln. Der andere Teil der Festlichkeiten aber lief auf eine prunkvolle, durchaus in den Formen des alten höfischen Stils gehaltene Apotheose des republikanischen Präsidenten hinaus. Die gesamte vielköpfige Geistlichkeit Pekings in ihren prunkvollen gelben und violetten Gewändern, ein großer Troß der mongolischen und mandschurischen Lama-Kirchenfürsten, die höchsten chinesischen Amts- und Würdenträger, ein bunter Schwarm von Befehlshabern aller Truppengattungen war aufgeboten, um der Hoheit und Macht Jüanschikais eine majestätische Folie zu geben, der vor dem mit der neuen Inschrift „Tor von China" versehenen sogenannten Großen Pforte des kaiserlichen Palastes saß und gnädige Audienz erteilte, wie einst die Mandschuherrscherin, deren Kanzler er war. Die „echten Republikaner" deuten derlei Vorgänge natürlich nicht anders, als daß der Präsident seine Maske, hinter der sich das Streben nach kaiserlicher Herrschgewalt verbirgt, immer deutlicher lüfte. Und gewiß, wer wollte deuten, worauf dieses ehrgeizigen Mannes Politik und Diplomatik, die typisch chinesisch, das heißt mit Doppeldeutigkeiten, Kreuz- und Querzügen, Mystifikationen geradezu durchtränkt ist, letzten Endes hinzielt? Aber in Wahrheit hat das so aufgeworfene Problem doch weit tiefere und bedeutungsvollere Hintergründe als die persönlicher Machtinteressen eines noch so hervorragenden Staatsmannes: in ihm liegt das Kriterium des vollkommenen Umschwungs, der im Wesen der Revolution eingetreten ist, seitdem die politische Führung wieder vom Süden, von Kanton, nach dem Norden, nach Peking, da wo sie der geschichtlichen Entwicklung des Reichs nach hingehört, zurückverlegt wurde.

Der rechts der Jangtsegrenze, der Mainlinie Chinas, wohnende „Mantse" hat das südländische Temperament der Gallier, von denen Cäsar das vielzitierte Wort über ihren stets nach neuen Dingen begierigen Sinn gesprochen hat. Er ist leicht erregbar, ohne Mühe für materielle oder geistige Güter fremder Einfuhr in bestechender Aufmachung zu begeistern, und sein jugendliches Studenten- und Literatentum, das sich auf japanischen, amerikanischen und englischen Hochschulen mit unverdauten demokratischen Ideen vollgesogen hatte, war daher der natürliche Hebel, um die seit langem schwebende Frage von Mandschu- und Volksherrschaft einer entscheidenden Krise entgegenzuführen. Eine politische Idee aber zur Gestaltung zu bringen, sie logisch zu entwickeln und ihren organisatorischen Forderungen gerecht zu werden, hat sich der Südchinese niemals fähig gezeigt. Dazu fehlt es ihm schon am sittlichen und religiösen Lebensfundament. Er ist, bei Licht besehen, nichts anderes als Fetischist. Der Buddhismus hat bei ihm sich nur Geltung

verschafft in der entarteten, entwürdigten und veräußerlichten Form, die ihm durch die tibetisch-lamaitische Seuche gegeben worden ist. Von der Kungfutsischen Lehre hat er ebenso nur äußere Schalen angenommen; ihr Wesenskern, vor allem der tiefe Glauben des „Weisen von Lu" an die fortlebende und fortzeugende Kraft alles dessen, was einmal in der Vergangenheit zu Wesenheit und Wirklichkeit geworden ist, das Gesetz von der sittlichen Autonomie des Menschen, dessen religiöser Drang in Vorbildung des Kantschen kategorischen Imperatios als ethisch-aktive Energie begriffen wird, ist ihm stets fremd geblieben. Gerade in Südchina, seiner Heimat, zeigt denn auch schon heute der revolutionäre Demokratismus keinerlei festes Rückgrat noch Entwicklung auf fruchtverheißendem Ackerboden mehr. Die Tungmenghui-Gruppe, wie sich heute die Komingtang nennen, ist längst zu einer reinen Kantonesenpartei geworden, die eine höchst eigenbrödlerische Kirchturmpolitik betreibt und an Stelle der Mandschudiktatur eine Oligarchie ihrer Volksgenossen setzen möchte, die sie für die Auserwählten der Nation hält. Mit diesen demokratischen Herrenansprüchen sind aber natürlich nicht einmal die übrigen südchinesischen Völker einverstanden; charakteristischerweise ist unter ihnen die Unzufriedenheit bereits so gestiegen, daß der ehemalige Revolutionsgeneral in Hongkong das Zentrum einer neuen radikalen Gegenpartei mit dem vielsagenden Namen Kiuschikiun, „Heer zur Rettung der Welt", das heißt des chinesischen Reichs vor der kantonesischen Mißwirtschaft, der weit schlimmere Dinge als jemals den Mandschus nachgesagt werden, schaffen konnte und von Tag zu Tag wachsenden Zulauf in allen umliegenden Provinzen findet.

Vom Reich links des Jangtse hingegen findet sich schon in einem Atlas aus der Zeit Karls V. der Vermerk: dies Land wird von Leuten bewohnt, die den Deutschen sehr ähnlich sind: ein auf den ersten Blick grotesk erscheinender Vergleich, dem gleichwohl eine tiefe Wahrheitsbedeutung nicht fehlt. Der Nordchinese ist Deist. Auch in der Altarnische seines Hauses steht zwar ein götzenartiges Bild, das er aber nicht wie der Südchinese mit kindlichem Tand aufputzt, sondern dem er seines Herzens Nöte im Gebet vorbringt und von dem er als Tienlaoje, als „Altem Herrn Himmel" spricht, ähnlich wie der Christ vom lieben Gott redet. Die Substrate dieses höheren religiösen Bewußtseins aber liegen in zwei Begriffen: dem „Ming" und dem „Li". Ming ist der Wille des Himmels, dessen Stimme jedes unverderbte Herz in sich vernimmt und ihm „ganz leise, ganz vernehmlich anzeigt was zu ergreifen ist und was zu fliehen". Das Li aber bedeutete sehr viel mehr als, wie man es früher zu erklären pflegte, die Forderung der Aufrechterhaltung einer überlieferten sittlichen Rechtschaffenheit und staatlichen Ordnung als wohltätigen Bindemittels zwischen den Menschen; es verlangt, gleichsam ein Vorklang jenes schönen Shakespeareschen Wortes „Reverence is the angel of the world", die Ehrfurcht des Menschen vor jedem anderen

Menschen als einem „Gefäß des Ming", und leitet daraus eine Art Magna Charta des Individuums wie der Nationen ab: die Unantastbarkeit der Rechte des Nächsten und Verträglichkeit und vernünftiges Maßhalten im Verkehr aller Völker untereinander. Die politische Weltanschauung aber, die sich auf diesen Gesetzen aufbaute, ist, genau wie die altgermanische, ausgesprochen aristokratisch-monarchisch mit demokratischen Motiven als Einschlägen des Gewebes. „Wu fang, wu fa", lautet ein uraltes chinesisches Sprichwort. Kein Fürst, kein Recht. Vermittler, Träger und Schutzherr des Ming auf Erden kann nur ein gottbegnadeter Herrscher sein, der durch Bewährung ritterlicher Tugenden, sittlichen Adels, geistiger Größe und Überlegenheit den Befähigungsbeweis für die Volksführerschaft erbringt. Aber dieses Gottesgnadentum ist nicht entsprechend abendländischen royalistischen Anschauungen an dynastische Folge gebunden. „Es hängt locker am Himmel" und kann und soll, nach Art des deutsch-mittelalterlichen Wahlfürstentums, immer wieder vom Besten im Kampf um höchste menschliche Weihe und Würde erstritten werden. Das Gesetz vom „Geisterwind", wonach es Pflicht der Massen ist, sich unbedingt der höheren Gewalt zu beugen und wonach jeder, der dieser Widerstand leistet, als Frevler, dem die Richtung nicht paßt, gebrandmarkt wird, ist eine Erfindung späterer, entarteter Zeit. Kungfutse aber wandelte das aristokratisch-feudale Ideal auf aristotelischer Linie nach dem rein intellektuellen Gebiet ab und ließ an Chinas Himmel den Stern des „Güntse" aufgehen, der geistigen Auslese, der Autorität des Gelehrtentums, das zugleich einen höheren Typ Mensch vornehmsten Kultur- und Sittenadels zur Darstellung bringen und so als Hort seiner berühmten Lehre von der harmonischen Mitte das Glück der Massen im passiven Mitgenuß allgemeinen Friedens und Wohlstands nach den Normen des Li begründen sollte.

Es liegt auf der Hand, daß einem Volk mit solchen altererbten Überlieferungen und ethischen und geistigen Wurzelungen die von den Koming verherrlichten radikal-demokratischen Ideen namentlich in den rein schablonenhaften und gedankenlos, ohne tieferes entwicklungsgeschichtliches Verständnis nachgedruckten Formen, wie sie vom Süden aus kolportiert wurden, wenig zusagten und in seiner Mentalität keinen Rückhall fanden.

Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen;
Wort ohne Sinn kann nie zum Himmel dringen.

Der weit tiefer und kritischer als der Mantse denkende Nordchinese ist nicht danach veranlagt, sich durch bloße Schlagwörter blenden zu lassen. Wenn ihm etwas an dem neuen parlamentarischen System einleuchtete, so war es vielleicht die Norm der Befragung des Volkswillens durch allgemeine Wahlen, bei denen dann die Stimme des Ming irgendwie zum Ausdruck gelangt wäre. Aber gerade dazu ist es bekanntlich bisher nicht gekommen, und einstweilen steht auch nichts dergleichen in Aussicht — Kenner behaupten

freilich, daß bei einem Plebiszit mindestens fünfundsiebzig vom Hundert für Wiederherstellung der Monarchie sich erklären würden. Dem Wesen der Dinge nach verläuft so scheinbar der Strom der Revolution in den toten Armen eines sumpfigen Deltas, ohne zur Freiheit des Meers, zu großen fortschrittlichen Taten, zu heldenhafter Erhebung des Volks und einer entscheidenden Katharsis des jungchinesischen Dramas, dessen Vorspiel die Boxerunruhen waren, zu führen. Die Dynastie besteht nach wie vor, wenn auch nur in der Schattenform einer Theokratie und Mittlerin zwischen Volk und Göttern. Jüanschikai waltete seines Amts halb als Hausmeier der Mandschus, halb als eigenmächtiger Diktator mit großem Geschick, aber ohne das Vertrauen des Volks, das er zu durchschlagenden Erfolgen bedürfte. Die Reformen werden langsam, tastend wieder da aufgenommen, wo sie in der kaiserlichen Epoche liegen blieben. Die echte chinesische Seele sträubt sich mit der ihr eigentümlichen Sprödigkeit und Beharrungskraft, ihrem wurzelfesten Ichgefühl, das mit einem eigenartigen Weltgefühl zusammenfließt, in die Schablone abendländischer Daseinsformen sich einzwängen zu lassen. Sie will, wenn sie auch den demokratischen Freiheitsideen sich näherte, doch daraus ein ureigenes Ideal bilden, das ihrem Sonderwesen entspricht und genährt von den Stahlquellen unverfälschten chinesischen Geists sich entwickelt. Eben darin liegt doch aber wieder der Indikator eines gewaltigen Umschwungs und Auftriebs zu neuen Zielen. Die politische Revolution spielt sich mehr auf das geistige Gebiet hinüber. Hier müssen erst Entscheidungsschlachten geschlagen werden, bevor das Feld für die staatliche und nationale Wiedergeburt frei ist. Den Pol dieser vom Abendland viel zu wenig beachteten Krise aber bildet der „Kampf um Kungfutse".

Eine der ersten Maßnahmen der vorläufigen republikanischen Regierung im Januar dieses Jahres war die auf Grund des Reformplans des damaligen Unterrichtsministers Tsaijüanpei erlassene Verfügung, daß die Kungfutsischen Lehrbücher aus den unteren Lehrstufen zu entfernen seien. Das Vorgehen hat einen schnell in weite Teile des Landes getragenen Sturm der Verwunderung und Entrüstung entfacht. Gilt doch gemeinhin nach wie vor die Kungfutsische Lehre als die „Urseele Chinas", als bewußt gewordenes Lebensprinzip der gesamten Nation, als „der chinesische Gedanke" schlechthin. Sollte dieses Daseinsgrundelement aus den Mitteln zur Erziehung der Jugend ausgeschaltet werden, so hieße das scheinbar nichts anderes, als wenn in europäischen christlichen Staaten plötzlich Bibel und Katechismus durch irgendwelche monistische Lehrbücher ersetzt würden. So durchlief, in Parallele zu jenem Fen Kuo, alsbald der neue Schreckensruf des Anti-Kungfutse die Gaue des Reiches der Mitte — fast erinnernd an jene Weltuntergangsstimmungen in frühchristlicher Zeit, da es hieß: der Antichrist kommt!

Gewiß! Für ein solches uralte Überlieferungen kecker Hand umstürzendes Vorgehen hätte noch vor zwanzig Jahren der chinesische Geist überhaupt keine Aufnahmefähigkeit besessen; es wäre ihm also eine Ungeheuerlichkeit erschienen, die soviel wie den Untergang der „Goldenen Kugel" bedeutete. Nichts kann deutlicher beweisen als dieses ministerielle Unternehmen, in welchen Riesenschritten mit der politischen Umsturzflut die Revolution der Geister voranschreitet, mit welch elementarer Macht sich allenthalben Kräfte regen, die durch keinen Ballast noch so alter Gesetze am freien Flug in das Reich neuer, unbefangener und höherer Weltanschauung sich hindern lassen. Aber das Wehe der Kassandrarufe, die gegen Tsaijüanpei laut wurden, beruhte doch fast ausnahmslos auf Verkennung der wirklichen Absicht seiner Verfügung. Denn Tsai selbst ist ein Jünger der Kungfutsischen Schule, in der er die höchste Würde eines Tsiuschi (Doktorat) erworben hat und auf deren hierarchischer Stufenleiter er sogar bis zur letzten Würde eines Mitglieds der Hanlinakademie des „Schreibpinselwalds" aufstieg: er ist nichts weniger als ein Verächter des Meisters, der vor mehr als zweitausend Jahren die sittlichen und sozialen Fundamente des chinesischen Staats schuf. Indessen ist es Kungfutse nicht anders gegangen, als allen Wegweisern der Menschheit zu neuen Lebenszielen und höheren Daseinsstufen: seine Lehren wurden von ehrgeizigen, machtlüsternen, gewissenlosen Nachfolgern und Ausdeutern in die Fesseln einer öden Buchstabenklauberei und reaktionären Scholastizismus geschlagen und so ihre Goldblöcke allmählich verschüttet, stark herausgepocht, um als karathaltige Münze unter das Volk gebracht zu werden. Schon unter Tschuhti (1150—1200) war statt der freien, die persönlichen Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler betonenden Unterrichtung, wie sie Kungfutse gefordert und selbst ausgeübt hatte, das gesamte Schulwesen auf den mechanischen Drill nach dem Tseschu- und Wutschingzyklus festgenagelt, die die sogenannten vier klassischen und fünf heiligen Bücher umfassen. Das ganze gerühmte Erziehungswesen lief seitdem darauf hinaus, dem Schüler das Nachmalen der unendlich vielen Schriftzeichen ohne auch nur den Versuch einer Erklärung ihres Sinns beizubringen, ihn rein mechanisch und ebenso verständnislos einzelne Hauptstücke jener beiden Lehrkreise auswendig lernen zu lassen und vor allem ihn zur Abfassung eines „Wentschang", eines Aufsatzes in achtteiligem Chrie-System, zu befähigen, der, je strenger er sich an die ein für allemal gegebene Schablone hielt, je peinlicher er in der Tretmühle konventioneller Gedanken, Erklärungen, Schlußfolgerungen sich hielt, je spröder und steifer er in der stelzenden Gelehrtensprache des Wenhua sich von der Volkssprache absonderte, desto mehr als glänzender Gipfel der Bildung gefeiert wurde. Wenn also mit diesem Zopf einmal gründlich aufgeräumt wird, so verliert damit ebensowenig das Himmlische Reich etwas wie die gesamte menschliche Kultur.

Tsaijuänpei verweist das Studium der Kungfutsischen Lehre dahin, wo sie wirklich erfaßt werden kann: auf die höheren Lehrstufen und rollt damit freilich, zur Kritik herausfordernd, das Problem der Stellungnahme Chinas zu seinem großen, gottgleich verehrten Lehrmeister in seiner ganzen Tragweite auf. Kuhungmings „Verteidigung Chinas gegen europäische Ideen" hat den sehr glücklichen Erfolg gehabt, daß das Abendland neuerdings und eingehender als früher in das Wesen der Philosophie und Weltanschauung Meister Kungs einzudringen versucht und dabei deren ewige Erhabenheiten und Kulturwerte besser als zuvor zu würdigen gelernt hat. Aber bei dieser Richtigstellung und Anerkennung kann nicht übersehen werden, daß, wenn Kungfutse mit Recht als der Baumeister des chinesischen Staatswesens in der imposanten Größe, in der es noch heute vor uns steht, gepriesen wird, er doch zugleich im vielfach einseitigen und unzulänglichen Aufriß seines Schöpferplans die vielen Fehlstellen und Herzschwächen des Gefüges begründete, deren verhängnisvolle Wirkungen heute unübersehbar sind und hauptsächlich auf drei Linien in Erscheinung treten.

Das Denken und Sinnen des Genius Chinas erhebt sich niemals von der Erdschwere des geschichtlich Gewordenen, des staatlichen und gesellschaftlichen Wohls zum Flug ins Reich des Transzendentalen. Er wirft, genau wie den Buddhismus, das Problem Gottes überhaupt nicht auf, frägt daher auch nicht nach der Herkunft des Übels noch nach den letzten Bestimmungen der Menschheit und bleibt in allen seinen Lehren den Tiefen des Seelen- und Gemütslebens fern. In seiner agnostischen und rationalistischen Stimmung ist er ein getreuer Gefolgsmann Gautamas. Wenn aber heute in der ganzen Welt des Mongolentums die reformatorische Flut immer stärker anwächst, die über das buddhistische Schinnio, die Offenbarung eines unpersönlichen, überall wirkenden und doch selbst begrifflich unfaßbaren göttlichen Wesens nach gehaltvolleren Glaubensgütern verlangt, die im menschlichen Sein eine höhere Bestimmung aufdecken und zugleich die Natur eine wesenhaftere Seele gewinnen lassen, so ist damit die Forderung einer religiösen Überwindung der Ideen Kungfutses grundsätzlich bereits gegeben und halb vollzogen.

Als Substrat des politischen Systems Meister Kungs hat man nicht mit Unrecht den Grundsatz hingestellt: Alles für das Volk, nichts durch das Volk. Wenn auch, wie zu zeigen versucht wurde, die Aussichten für die Verwirklichung radikal-demokratischer Gesetze im Chinesentum angesichts seiner solchen Ideen entgegengesetzt polarisierten Mentalität denkbar gering sind, so ist es doch offenbar ebenso unmöglich, einen modernen staatlichen Organismus auf der schmalen Grundlage zu entwickeln, wie sie Kungfutse setzte, der das bürgerliche Individuum lediglich unter dem Gesichtswinkel seiner sozialen Harmonielehre wertet, der die Massen des Volks auf das beschaulich-passive Herdenleben unter Hirtenschaft der Güntse-Geistesaristokratie verwies,

der alle menschlichen Tugenden und sittlichen Energien, auch diejenigen, die das Rückenmark der nationalen Daseinskraft bilden, ausschließlich aus der Wurzel der Pietät ableitete. Auch hier wird Jungchina über das Altchina des Weisen von Lu sich erheben und dessen Gesetz nicht umstürzen, aber entwickeln und vervollkommnen müssen, will es eine neue Zeit wirklich gesunden und frisch pulsierenden politischen Lebens, Schaffens und Gestaltens heraufführen.

Mit dem Hinweis auf die Verkennung der Werte individueller Tatkraft und Ichbehauptung im Kungfutsischen System ist bereits zur Wurzel von dessen wirtschaftlicher Unzulänglichkeit gegenüber den Fortschrittsbedingungen der Gegenwart hingeführt. Jeder Lufthauch einer Weltanschauung, die kecke Selbstwehr fordert und die den Kampf als Vater aller Dinge rühmt, ist Kungfutse geradezu ein Greuel, schon weil sie die stille, in Schönheit abgeklärte Atmosphäre seines Paradieses der „rechten Mitte" derber Faust bedroht. Seine theologischen Anschauungen sind ganz auf jenes eigentümliche, uns so fremdartige Prinzip des Wuwe gerichtet, das in Abwandlungen aller Art die Philosophie des ganzen Ostens beherrscht. „Das Nichtstun üben, durch das alles zu seiner Ordnung gelangt", diese Forderung des Laotse, in der die orientalische Schulweisheit des Farà da sé auf die Spitze getrieben wird, liegt ganz im Geist Meister Kungs, der nicht genug die beseligende und veredelnde Wirkung der Hingabe an das Gesetz der großen Ruhe preisen kann, das durch sich selbst vollendet, was der Menschen kleinliches Mühen in Haß und Zwietracht der Alltags-Daseinskämpfe vergeblich erstrebte. Ist auch nicht zu verkennen, daß etwas Salz von dieser Auffassung, welche die Vollendung echter Kultur in einer Art Meeresstille des menschlichen Seins sieht, als Dämpfung der Unrast und Hetze unserer europäischen Kultur sehr wohltätig wirken könnte, so liegt doch andrerseits auf der Hand, daß ein zu solchen Anschauungen erzogenes Volk auch dem Kampf des Menschen mit der Natur, dessen siegreiche Durchführung Hebel und Mittel unserer gesamten zeitgenössischen Zivilisation geworden ist, apathisch, ohne jede Begeisterung und Zweckerkenntnis gegenübersteht und damit zugleich zu dem Grundproblem unseres irdischen Daseins, zur Versöhnung des Zwiespalts zwischen Natur und Geist, mechanischem Zwang und seelischer Freiheit, keine der Lösung näher führende Distanz zu gewinnen vermag. Erobere dir die Welt, in der du leben willst! Dieses Mußgesetz menschlicher Entwicklung und Erhöhung hat Kungfutse und mit ihm jahrtausendlang das chinesische Volk verkannt. Aber die Ereignisse sind stärker als die Menschen. Das heutige Geschlecht beginnt einzusehen, daß Kunst, Rhythmus, Schönheit, Dinge, die auch ein Kuhungming noch allein der staatlichen Förderung für wert erachtet, nicht ein Absolutes, sondern nur ein Stück Natur sind, daß alle Kultur auf dem Vermögen, das Sinnliche zu veredeln und den toten Stoff durch Vermählung mit der geistigen

Idee zu beleben, beruht, und daß daher die alte Schule, indem sie einer Auseinandersetzung mit den Naturkräften auswich, wohl ein schöngeistiges Ästhetentum züchten, nicht aber das Freiland einer in ihren wirtschaftlichen und sozialen Quellgründen gesunden und triebkräftigen Zivilisation schaffen konnte.

„Mit der Natur unbändiger Kraft zu ringen, will ich euch lehren, sie zum Dienst zu zwingen!" Welch gigantische Aufgaben der Erlösung des Landes und Volks von furchtbaren Leiden Jungchinas harren, wenn es erst durch eine solche Schule europäischer technischer Wissenschaft gegangen sein wird, das zu erkennen genügt allein die Erinnerung, daß heute fast jährlich durch Überschwemmungen der Riesenflüsse des Reichs viele Tausende von Menschenleben und Millionenwerte sauer erarbeiteter Lebensgüter vernichtet werden, die im energischen Kampf mit den widrigen Elementen durch Regulierungsarbeiten zu erhalten die moderne Ingenieurkunst sehr wohl imstande wäre.

Die Schicksalsfügung hat die Gegenwart in eine Flut gewaltiger und epochemachender politischer Umwälzungen und Katastrophen gestellt, wie sie in gleich vielseitiger und welterschütternder Zusammendrängung seit den Zeiten der Völkerwanderung kaum erlebt worden sind. Unter all diesen Sturmfluten, die in die Dämme überlieferter staatlicher Ordnung und internationaler Gleichgewichtslage einbrechen, nimmt das ostasiatische Drama, was kulturgeschichtliche wie weltwirtschaftliche und vielleicht auch weltpolitische Tragweite anbelangt, wohl den ersten Rang ein. Japans Meidsi und politische Erhebung war nur ein Auftakt zu den großen Entscheidungen, die jetzt in China herannahen. Umfang, Masse, Alter des Reichs und vor allem die an Tiefe dem Japanertum überlegene gemütliche und geistige Veranlagung des Volks geben der Frage der Wiedergeburt Chinas in den Wehen der Umsturz-Krise Abmessungen und problematische Hintergründe, die einstweilen schwer in ein zutreffende Vorstellungen vermittelndes Objektiv zu fassen sind. Die politische Revolution, deren Spiel über die ersten Szenen des ersten Aktes noch nicht hinaus ist, wird in der weiteren Entwicklung Europa gewiß noch mit vielen Überraschungen aufwarten. Die geistige Revolution aber gleicht einstweilen einem Vulkan, der nur durch ein schwaches Rauchen die gewaltigen Kämpfe elementarer Mächte, die im Innern miteinander ringen und ans Licht drängen, ahnen läßt: Europa fühlt nur soviel deutlich, daß die schicksalschweren Tage nahen, in denen der Prozeß der großen Antithese westlicher und östlicher Zivilisation und mit ihm das Ringen der Kulturmächte um den Primat auf dem heißumstrittenen und mit unabmeßlichen Gewinnen lockenden asiatischen Kampfgebiet für den entscheidenden Richterspruch reif wird.

Der Weg zum Figaro

von Oskar Bie

Herr Meßmer, der berühmte Magnetiseur, hatte reich geheiratet und besaß ein Landhaus bei Wien. Dort wurde im Jahre 1768 ein kleines deutsches Singspiel aufgeführt, „Bastien und Bastienne", das einen zwölfjährigen Knaben namens Wolfgang Amadeus Mozart zum Komponisten hatte. Der Text war von einem Herrn Weiskern nach einer französischen Vorlage der Madame Favart bearbeitet worden, die wieder eine Parodie auf Rousseaus berühmten „Devin de village" gewesen war, nicht so pastoral-idyllisch wie das Original, sondern derb-bäuerlich, mit Dialekt, und Madame Favart hatte selbst darin als Bäuerin mit Holzpantinen die Herzen der kleinen Leute hingerissen. Es ist die einfache Geschichte eines Bauern und einer Bäuerin, die ihre gegenseitige Liebe anzweifeln und schließlich, nicht ohne Vermittlung eines vermeintlichen Zauberers, wiederfinden, was zu einer Reihe Liedchen und Duettchen Veranlassung gibt, die der Dialog verbindet. Wer war aber der kleine Kerl, der da so hübsche Melodien setzte, die mindestens auf der Höhe der Hillerschen standen? Man brauchte es niemandem in dieser Gesellschaft mehr zu sagen. Jeder kannte ihn. Das war das Weltwunder von Salzburg, das halb Europa schon in Aufregung versetzt hatte. Onkel Schachtner, der Trompeter, hatte es so vielen schon erzählt, wie er bereits mit vier Jahren eine Art Klavierkonzert hingekleckst hat, und die Violine spielte er fast, ohne sie zu lernen — aber seine Trompete, die mochte er nicht leiden, die tat ihm weh. Und erst das Klavierspielen! Nannderl, die fünf Jahre älter war, und er, der Bub von sechs Jahren, waren mit dem Vater gereist und hatten gespielt, erst in München und Wien, dann in der ganzen Welt, in Weimar, Frankfurt, Aachen, Trier, Brüssel und in Paris und London und im Haag, in der Schweiz, drei Jahre waren sie fort gewesen, manches Ungemach, manche Krankheit hatten sie durchgemacht, aber die Könige und Fürsten hatten ihnen kostbare Geschenke gegeben, und sie verkehrten an allen Höfen, und die Musiker hatten Wolfgang, dessen Violinsonaten schon gedruckt und Symphonien aufgeführt wurden, aufs Gewissen geprüft: Gott, er spielte auf verdeckter Klaviatur, er improvisierte, komponierte, las vom Blatt, Schwierigkeiten gab es nicht. Mit zehn Jahren hatte er schon ein Oratorium geschrieben. Kaiser Joseph II. hatte ihm auch eine Oper zu machen gegeben: „La finta semplice". Es war ein richtiges Buffostück mit Ensembles. Aber Intrigen verhinderten die Aufführung, der Direktor mit dem schönen Namen Afflisio war ein fauler Kopf, er hatte sich ein Offizierspatent erschwindelt und soll zuletzt als Fälscher auf die Galeeren gekommen sein — unter Casanovas Bekannten wimmelt auch er herum.

Erst später, in Salzburg, wurde dieses Stück aufgeführt, und so blieb das kleine deutsche Singspiel „Bastien und Bastienne", sehr bezeichnenderweise, sein öffentliches Theaterdebut. Nun, es ist ganz nett, aber nicht weiter bedeutend. Die Formen der Arien sind nicht zu streng, gar nicht schulmäßig, und die Ensembles sind gar leicht. Wir suchen unbesonnen nach dem späteren Mozart. Das naturalistische Gis im D-Dur des Dudelsacks fällt uns auf, manche melodische Wendung in der Arie der Bastienne läßt uns aufhorchen, die Hokuspokusarie des Zauberers amüsiert uns und — in der Bastienarie, im Duett fliegen nicht Figarotone an unser Ohr?

Verfolgen wir den jungen Mann weiter auf den Stationen seiner Opern, der Opern, denen die Nachwelt ein besonderes Andenken bewahrt hat, so treffen wir ihn wieder in München, im Winter 1774/1775, wo seine von dem musikliebenden Kurfürsten Maximilian III. für den Karneval bestellte Oper „La finta giardiniera" der Aufführung harrt. Nannderl ist mit da und viele Salzburger, sogar der Erzbischof, obwohl dem nicht arg an Mozart lag. Was hatte er indessen erlebt! Er war beim alten Bischof mit 13 Jahren erzbischöflicher Konzertmeister geworden, hatte dirigiert und gespielt, eine große italienische Reise gemacht, bei der berühmten Bastardella gespeist, die noch auf dem dreigestrichenen F trillerte, vor dem verwöhntesten Publikum und den gelehrtesten Musikern bestanden, war zum Cavaliere ernannt worden und Mitglied der gestrengen Bologneser Akademie, und hatte, vierzehnjährig, in Mailand mit der Seria-Oper „Mitridate" ungeheueren Erfolg gehabt. Ein neuer Erzbischof kommt, Hieronymus, zu dessen Einführung er die Oper „Traum des Scipio" schreibt und im selben Jahre, 1772, ist schon wieder in Mailand eine neue Première: „Lucio Silla". Nun fließt die Komposition, die Messen, die Kammermusik und Symphonien, die Begleitmusik zum „König Thamos", deren Chöre die „Zauberflöte" ahnen lassen. Es ist nur gerecht, wenn die Münchener Aufführung der „finta giardiniera" endlich auch einmal in Deutschland seinem theatralischen Genie die Genugtuung gibt, die Italien ihm so eifrig gewährt hatte. Der Erfolg ist groß, seine musikalische Erfindung strahlt zum erstenmal im vollen Glanze ihres Frühlings. Noch war Wien ihm nicht so geneigt. Im selben Jahre wird dort die „finta giardiniera" aufgeführt, aber mit der Musik von Anfossi.

Der Text ist haarsträubend und verhindert heut eine Aufführung dieser Mozartschen Buffo-Oper, die das Publikum durch ihre entzückende Musik in Staunen setzen würde. Liebesintrigen und Verkleidungen, die gar nicht auszuwickeln sind. Eine Marchesa sucht ihren Geliebten als verkleidete Gärtnerin und sticht in ein Wespennest von Galanterien. Auf dem Zettel

ist gleich der Versuch einer Orientierung gemacht: der Podestà, Liebhaber Sandrinas, diese Sandrina, die finta giardiniera, liebt Belfiore, Belfiore liebt jetzt Arminda, Arminda ehemalige Geliebte Ramiros, Ramiro jetzt von Arminda verschmäht, Zofe Serpetta, in den Podestà verliebt, Diener Roberto von Serpetta verschmäht. Es ist kein Wunder, daß Sandrina und Belfiore zeitweise wahnsinnig werden, bald Pastorales singen, bald sich einbilden Meduse und Herkules zu sein, bald die wildesten Tänze aufführen. Mozart bringt eine himmlische Ordnung in diese Verhältnisse, indem er gänzlich unliterarisch eine Musik darüber schüttet, die an Einfällen, Schönheit, Geistreichtum und Hingebung die ganze Epoche schlug. Zum erstenmal komme ich in die nahe Berührung mit dem größten musikalischen Genie, das die Welt erlebte. Wie folge ich mit Worten seinem Fluge? Ich wiege mich im Genuß, lesend und spielend. Im ersten Ensemble gleich, wie scharf werden die Charaktere gegeneinander abgesetzt, das reizende Vöglein der Ramiroarie schwingt sich auf, der Podestà schäkert mit den Orchesterinstrumenten, die süßen Linien der Melodie in Armindas A-Dur-Arie, der Buffostolz von Belfiores Ahnengalerie, die wehende zarte Turteltaubenarie der Sandrina, die spaßige Persiflage Nardo-Robertos der Liebeserklärungen sämtlicher Sprachen, dieser Garten von mozartischen Melodieblüten, und die pointierten Septimen- und Nonenakkorde, und das Buffounisono des Basses und all das Geschnatter der lustig hervorstürzenden Sechszehntelworte und die rührende Malerei des Orchesters in Landschaften der Natur und der Seele, und vor allem Sandrinas großzügiges Stück in C-Moll mit der reizend bewegten Begleitung und dem herzlich gehobenen Rezitativ und dann dem lächelnden Schluchzen in A-Moll, wundervoll zuletzt das Sichsuchen von Belfiore und Sandrina in schüchternem Erwachen und das Sichfinden im Duett, das sich jubelnd übersingt und überspannt in den Tonikaquinten und Dominantseptimen, die einander das Wort vom Munde nehmen, und über allem unvergeßlich die beiden großen Finales, Ensembles aller Personen, eine Kette von blühenden Melodien, die einander im Takte ablösen, immer wieder die neue Situation einspinnend und jeder Figur darin ihren musikalischen Platz anweisend, ein Sichneigen, Wiederaufnehmen, Abbrechen, Hochführen, Kränzen und Jauchzen von Musik, durch Harmonien aufgezogen und hinabgesenkt — o Piccini, deine „buona figliuola“ ist nur ein paar Jahre älter, aber sie versinkt völlig vor diesem Genie, das die alten Neapler Arien und Accompagnati und Finales mit einem ungeahnten musikalischen Leben füllt, bewundernswert bis zu den zögernd wartenden Akkorden und dem hervorstürzenden Sopransolo des Schlußchors auf der allerletzten Seite. Es ist die Handschrift des Figaromeisters. Sein Autograph aber ist nur vom zweiten und dritten Akt erhalten. Die alte deutsche Übersetzung überwachte er selbst.

Ueber alle äußeren Umstände seines Lebens und seiner Werke unterrichtet die von Deiters bearbeitete Jahnsche Biographie, ein deutsches Muster an Treue und Fleiß, den Leser genügend. Ich habe das hier nicht zu wiederholen, ich möchte das Bild Mozarts malen, das unserer Zeit geblieben ist, dieses liebenswürdige, heitere, seelisch beschwingte Bild, dessen Züge uns eine seltene und von Jahr zu Jahr fruchtbarere Gnade, eine himmlische Offenbarung geworden sind. Und schon stutze ich vor dem patriarchalischen Spezialismus Jahns, wenn ich mich der „opera seria" Mozarts zuwende. Ich lese Kretzschmars kurzen Aufsatz „Mozart in der Geschichte der Oper" im 12. Petersjahrbuch und frage mich: ist dieses Urteil eines ebenso sachlich gebildeten wie künstlerisch feinfühligen und selbständig prüfenden Gelehrten nicht wertvoller, ich meine, anregender als der ganze Jahn? Kretzschmar erklärt den Mangel der Seria-Begabung Mozarts mit der ganzen Art, wie er in diese Richtung hineingekommen ist. Es ist wahr, Majo, der „Benjamin" der Neuneapler, und Pergolese, die ebenfalls schon in sehr jungen Jahren Opern schrieben, wuchsen in dieser Branche auf; Mozart trat ihr auf Umwegen näher, auf den Umwegen über die Instrumentalmusik, die seine Jugend war. Er lehnte Jomelli ab, Hasse und Traetta wurden nicht seine Gegend, er war beleidigt, als ihn Grimm selbst auf den Piccinischen Roland hinwies, dessen Gluckſche Einflüsse ihn wenig interessierten, die Glatteren und Leichteren, Lampugnani, Latilla wirkten auf ihn, und so läßt sich nicht sagen, daß er in seinen Seria-Opern Hasse, Sarti oder Gluck, selbst den Salieri, der sich an Gluck anlehnte, als er ihn nicht umwerfen konnte, übertroffen habe. Bis in die Konstanze, die Elvira, die Königin der Nacht, verfolgt Kretzschmar diese schlechten Muster. Aber wir fragen uns: warum — warum blühte ein Genie, das in sämtlichen anderen Zweigen der Musik blühte, in diesem einen nicht? Warum war er schwach, wenn wir schon zugeben, daß er es war? Bloße Abhängigkeit von Kastraten, einseitige Erziehung, zufälliges Hören erklärt es nicht. Und hätte er wirklich, anders gestellt, der alten Seria soviel Zuwachs bringen können? Nein, diese Form war mit Neapel und Gluck erfüllt. Sie war, in ihrer seelischen Provinz, nur wieder zu finden von einem anderen Wege her, der mit ungezwungener Zielrichtung und durch schöne Prospekte dahin führte: durch die Vertiefung der Buffa. Das war seine Mission, sowie es darauf Wagners Mission war, den dritten Weg von der Symphonie her zu finden. Beide wußten es nicht. Mozart schreibt noch 1778 an den Vater: ich will eine Seria machen, keine Buffa. Er tat es später, anders als er meinte. Die richtigen Serias aber, die er schrieb, blieben konventionell, ohne daß er es merkte.

Mit solchen Gedanken treffen wir ihn wieder in München, beim Karneval 1781, der seine Seria-Oper Idomeneo brachte. Er war unterdessen

in der Welt wieder umhergereist. Salzburg begann ihn abzustoßen. Der hochmütige, scharfe, musiklose Bischof Hieronymus, den die Geschichte wegen seines verständnislosen Benehmens gegen Mozart auf ihre schwarze Liste gesetzt hat, bevorzugte die Italiener. Mozart reiste mit der Mutter nach München, nach Mannheim, nach Paris, wo sie ihm wegstarb. Zu aller Verwirrung kommt die erste starke Liebe in Mannheim über ihn: Aloysia Weber, die Sängerin, — es gibt schlimme Stunden, Vorwürfe, Heimlichkeiten, Tränen, Befehle, Ergebungen, schließlich löst ihre Heirat mit Lange seine Verlegenheit und er komponiert ihr zum Abschied die erste Alceste-Arie aus Glucks Oper — als ein Bravourstück! Und fügt für seine Mannheimer Freunde Ramm und Ritter obligate Oboe und Fagott hinzu. Opernpläne und -versuche werden erwogen für Mannheim, für Wien, sogar für Paris, wobei die anonyme Musik zu Noverres „Petits riens" abfällt, man sieht Fäden sich zusammenziehen, wie sie bei Gluck zu einem festen Gewebe geführt hatten, hier werden sie nicht aufgesponnen oder sie werden fallen gelassen, und endlich ist das einzige Resultat der pfälzisch-bayrischen Interessen dieser Auftrag des Idomeneo, in dem nichts anderes Neues herauskam, als ein feines Orchester im Mannheimer Stil. Es ist nicht das zielbewußte Kunstwerk in Mozarts Leben, es ist ein Spiel mit seinem Genie. Dies sind die beiden Lebenstypen von Gluck und Mozart: ein Serio- und ein Buffo-Typ. Wie lieben wir den Buffo.

So tritt von ungefähr der Idomeneostoff an ihn heran, den nach französischen Vorbildern, nicht besser, aber milder sein Landsmann, der Salzburger Hofkaplan Varesco für ihn arbeitete. Idomeneo, der für seine Rettung Poseidon als Opfer den ersten, den er trifft, versprochen hat, tötet nicht mehr seinen Sohn, der eben dies Opfer sein soll, sondern eine Götterstimme, der einzige Baß in der Oper, legt die Sache gütlich bei, Ilia, die Glückliche, heiratet den Sohn und Elektra, die Intrigantin, die ihn vergeblich geliebt hat, stürzt davon: etwa Niveau des Metastasio. Mozart nimmt die Sache halb italienisch, halb französisch, Bravourarien mit Seccorezitativen und Chören, die nötigen Requisiten, Stürme, Seeungeheuer, Aufzüge, Gebete, Tänze sind vorhanden — wie es Brauch ist, arbeitet er während der Proben das Stück fertig, nach persönlichen Wünschen, den Idomeneo für den alten, guten, eitlen Raaff, den Sohn Idamante für den dummen Kastraten del Prato, die Ilia für die famose Dorothea Wendling, vielleicht hat er den dritten Akt gar erst in München gemacht, denn er ist so viel besser. Von der Aufführung wissen wir nicht viel, Vater und Schwester waren da, also existieren keine Briefe. Aber über die Proben schrieb er ausführlich und mit so sicherem Erfolgsgefühl, daß man meinen könnte, Hasses Prophezeiung (bei Gelegenheit der Ascanio-Aufführung in Mailand), Mozart werde die Zukunft der Seria sein, sei jetzt schon eingetroffen.

Der Idomeneo ist für uns ziemlich leere Vergangenheit. Sein Genie leuchtet wenig. Die Phrasen sind charakterlos, die Koloraturen äußerlich, die Motive abgebraucht, die Herzlichkeit Gott sei Dank nicht zu viel vorhanden. Lichtblitze machen den Schatten nur schwärzer: die melodische Blüte mitten in Ilias Es-Dur-Arie, das gefühlvolle Thema der G-Dur-Arie der Elektra, die Grazie der Zephyrettenarie der Ilia, der schöne Todesangstchor mit dem wirksamen Zwischensatz des Oberpriesters, überhaupt die Chöre, der Männerdoppelchor der Schiffbrüchigen in Akkorden und des Volks auf der Bühne mehr imitatorisch, von geteiltem Orchester begleitet, der liebliche Chor über die Meeresstille, der etwas Gluckſche Gebetchor und noch besser die Ensembles, das frische Duett des Liebespaares, das ausgezeichnet gebaute und warm-musikalische große berühmte Quartett, das Mozart am meisten aus dieser Oper liebte, mit dem Gesang des Idamantes „dem Tod seh ich entgegen", der sich in den Schluß verliert, wie er den Anfang herraufführte, und vielleicht noch wertvoller das Terzett, ein Sichsuchen der klagenden Stimmen von Idomeneus, Idamantes und Elektra, bis sie sich in Wehmut verschlingen, um von dem gewaltigen Chor über den erneuten Sturm aufgesaugt zu werden. Nun, das alles bleibt, aber es wäre nicht zu nennen, wenn es nicht von Mozart wäre, dessen Seria der dunkle Fond ist, auf dem sich für uns seine strahlende Buffokunst abhebt. Reichardt hielt den Idomeneo für sein feinstes Werk. Wir halten es für eine schwache Nachgeburt der französisch-italienischen Stilmischung, die Gluck längst vollendet hatte. Mozart war sehr lustig, als es vorbei war. „In München, das ist wahr, da hab ich mich zu viel unterhalten — doch kann ich Ihnen bei meiner Ehre schwören, daß ich, bevor die Opera in Scena war, in kein Theater gegangen und nirgends als zu den Cannabichschen gekommen bin. — Daß ich hernach zu lustig war, geschah aus jugendlicher Dummheit — ich dachte mir, wo kömmst du hin? — nach Salzburg, mithin mußt du dich letzen." Jetzt sind wir wieder bei ihm.

Aber Salzburg war schnell erledigt. Der gänzliche Bruch mit dem unheiligen Hieronymus war unvermeidlich und Mozart zog einfach nach Wien, wo wir ihn im nächsten Jahre bei der Aufführung der „Entführung" wieder treffen. Was hatte er in Wien? Aussichten und Möglichkeiten. Vor allem hatte er die Familie Weber, von der ihn das Schicksal seit Mannheim nicht trennte. Aloysia war in Wien engagiert und sie hausten alle da beisammen. Mozart nahm bei ihnen Wohnung. Es heißt, er hänge an einer jüngeren Schwester, Konstanze, jetzt wie einst an der Aloysia. Da, über die Themen einer Klaviersonate, schreibt er den Namen Sophie, da den Namen Konstanze. Der Vater mahnt. Er antwortet ihm: „Gott hat mir mein Talent nicht gegeben, damit ich es an eine Frau henke und damit mein junges

Leben in Unthätigkeit dahin lebe ... wenn ich die alle heyrathen müßte, mit denen ich gespaßt habe, so müßte ich leicht 100 Frauen haben." Er beschreibt die Töchter: „Die älteste Josepha ist eine faule, grobe, falsche Person, die es dick hinter den Ohren hat. Die Aloysia ist eine falsche, schlecht denkende Person und eine Coquette. Die jüngste Sophie ist noch zu jung, um etwas seyn zu können, ist nichts als ein gutes, aber zu leichtsinniges Geschöpf — Gott möge sie vor Verführung bewahren! Die mittelste aber, nämlich meine gute, liebe Konstanze ist — die Marterin darunter, und ebendeswegen vielleicht die gutherzigste, geschickteste und mit einem Worte die beste darunter — die nimmt sich um alles im Hause an, und kann doch nichts recht tun." Nun war er verlobt. Er zog aus. Er heiratete. Das Haus, in dem Webers wohnten, hieß „das Auge Gottes". Er nannte die Heirat die Entführung aus dem Hause Gottes. Konstanze nahm sich auch bei ihm im Hause um alles an und konnte nichts recht tun. Es ging so la-la. Es war ein Wohnen bei offnen Türen.

Da war die andere, die komponierte Entführung der Konstanze eine etwas sicherere Sache, und keineswegs hatte er sein Talent an die Frau gehenkt. Denn es gibt bis heute nichts Entzückenderes in diesem Genre und es schlug damals an Bedeutung und Genialität alles, was da war. Joseph II. war gesonnen, nach dem Muster des Nationaltheaters auch eine deutsche Oper zu gründen, ein Nationalsingspiel. 1777 war es mit Umlauffs „Bergknappen" eröffnet worden, einem etwas schweren, üppigen, altmodischen, kontrapunktischen Stück, nicht sehr volkstümlich trotz seines Bergleuteliedes und des Schlußrundgesangs. Man wollte es besser machen als in Norddeutschland, wo es eine Unmasse leichter Singspiele und wenig Sänger dafür gab. Man nahte sich dem Singspiel in Wien nicht vom Spielen, sondern vom Singen her. Die „Bergknappen" waren literarisch ungebildet, aber musikalisch geschult, ganz und gar nicht Hillersch. Für musikalische Naturen war das eine Hoffnung. Und Mozart, der noch lange keine Anstellung in Wien bekam, war wenigstens zufrieden den Auftrag zu einem Singspiel in deutscher Sprache zu erhalten. Endlich zeigte sich eine Frucht der langjährigen Verhandlungen mit Wien. Aber hatte er nicht noch so etwas liegen? Da war ein Operchen, schon 1780 fast fertig, niemals ganz zu Ende geführt (es heißt heut „Zaide"), mit einem Text von Schachtner, die Liebe eines Christen zu einer Sultansdame, sogar vom Sklavenaufseher unterstützt, Flucht, Einfangen, hoffentlich ein guter Schluß, mit vielen reizenden Musikstücken, einem echt mozartischen Quartett und einigen merkwürdigen Melodramen statt der begleitenden Rezitative — ginge das nicht wieder vorzunehmen? Es scheiterte am Text und Stephanie, der Inspizient, machte ihm einen anderen türkischen Vorschlag: er bearbeitete ihm Bretzners Belmont und Konstanze oder die Entführung aus dem Serail. Mozart

war davon sehr eingenommen: aus der „Zaide" rettete er nichts als ein Motivchen für eine Konstanzearie. Und es war doch viel besser. Jetzt hatte er einen rührenden Liebhaber und eine annehmbare Geliebte, die der Sultan in Gewahrsam hielt. Und ein hübsches Nebenliebespärchen. Und den famosen Aufpasser Osmin, dem er aufpacken konnte, so viel er wollte, denn der glänzende Bassist Fischer sollte ihn singen, und Adamberger den Belmont und die virtuose Cavalieri die Konstanze. Und diese ganze Entführungsoperation, die ursprünglich sogar ein großes Ensemble noch im dritten Akt werden sollte, von dem nichts als das Ständchen Pedrillos musikalisch übrig blieb. Und der hochherzig versöhnte Schluß. „Ich freue mich sehr auf diese Oper, das muß ich gestehen." Er war längst fertig, es gab Intrigen, endlich befahl der Kaiser: den 16. Juli 1782. Der Kaiser sagte: „Zu schön für unsere Ohren, und gewaltig viel Noten, lieber Mozart." Mozart erwiderte: „Gerade soviel Noten, Ew. Majestät, als nötig sind." Gluck hörte sie noch und lud ihn zum Essen ein. Die Spießer zogen vielleicht immer noch Hiller vor, aber es ging mächtig durch die Welt. Goethe schrieb an seinen Singspielmitarbeiter Kayser: „Alles unser Bemühen, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail schlug alles nieder."

Es war freilich noch etwas anderes als die „finta giardiniera", denn es war, ganz in Mozarts innerstem Sinne, nicht bloß so ein Buffostück, sondern es war für ein deutsches Nationaltheater geschrieben, mit Herzlichkeit und Gefühl, ein verfeinertes Singspiel, eine kleine deutsche Oper mit allen Finessen der italienischen Schule. Wieder trafen Ströme zusammen. Das Deutsche, von England über Frankreich her angeregt, und das Italienische, in einer großen Tradition durchgebildet. Das Genie führt es zusammen. Und der Buffone beginnt, in seiner Brust ein merkwürdig zartes Gewissen zu fühlen, wie der Singspieler beginnt, in seiner Kunst eine weitzügige Anlage durchzubilden. Das war das Ereignis.

Mit Janitscharenklang, Pickelflöten, Trompeten, Pauken, Becken, Triangel, großer Pauke empfängt uns die neckisch wilde Ouvertüre. Sie kehrt sich nicht an die Form. Sie bringt einen zarten Mittelsatz in C-Moll — und was ist dieser Mittelsatz? Er ist, in Dur verwandelt, Belmonts erste Arie, die die Violine, Oboe, Flöte wie in einem Traume geahnt hatten, diese hauchende, zitternde, im Atem bewegte und begleitete Melodie, die keinem traditionellen Buffomunde mehr entstammt. Osmins Liedchen „Wer ein Liebchen hat gefunden", wie wendet es sich reizend, immer verschieden begleitet, zum Schluß immer verschieden harmonisiert, Belmont macht ihm nach, legt seine Melodie über seinen stoßenden Baß, beide vereinigen sich zur Wut, bis in das Presto. Osmin ist in Stimmung, er schnellsingt seine

große Arie, ein Meisterstück der Kollerei, dessen F in A-Moll mündet, im ganzen Trubel des Janitscharenorchesters, immer mit den Vorschlägen über dem E von Fagott und Oboe, dieselbe eigentümliche Klangwirkung wie im Figaromarsch. Er hat sich beruhigt. Belmont tritt hervor mit dem hellen A-Dur, vor der Oboe gereizt, seine Konstanze zu besingen, begleitet von den vibrierenden Sechszehntelschlägen, die eine unbeschreibliche suggestive Atmosphäre um seine Melodie breiten. Krach, ein Janitscharenchor, mit sämtlichen Instrumenten bis zur Pickelflöte, im Rhythmus von hinreißender Verve. Die Konstanzearie in B, ein wenig virtuos — aber wie rührend ist dieses süße, verständnisvolle Liebesblicken da in der F-Durmelodie, die sich so vielsagend in den Mittelsatz einschiebt. Der erste Aktschluß das Terzett, der rollende, paukende Baßbuffo mit den darüber fliegenden Stimmen des Belmont und Pedrillo zu einem Musikstück vereinigt, das am ehesten in dieser Oper seine Buffoherkunft nicht verleugnet, wo sonst alles gar nicht so sehr nach der italienischen Vorlage gesetzt ist, als vielmehr nach einem Muster deutscher Lieder, die instrumental angeregt sind. Welche Folge schon in diesem ersten Akt! Welches musikalische und dramatische Leben! Was bewundern wir mehr? Es ist so bescheiden und niedlich, und doch so angefüllt mit Ideen und Charakteren, daß wir nicht wissen, wohin zuerst sehen. Wir freuen uns auf den zweiten Akt.

Da stehen Blonde und Osmin: er geht mutig bis zum Es hinab, in seiner großherrlichen Verliebnis, und das Mädel fliegt lustig wie ein Schmetterling in Staccati und Figuren ihm davon. Konstanze singt ihre große und traurige Arie mit den seltenen Bassethörnern, den alten Baßklarinetten, wie schön, wie ausdrucksvoll die Unisono-Leere „welkt mein banges Leben hin", und das zweite Mal wie es klagend auf Akkordstufen über dem D heruntersinkt. Ein Orchesterzwischenspiel: die obligate Sprache der Oboe, Violine, Flöte, des Cello, die folgende Konstanzearie aber ist ein Opfer an die Zeit — ein Bravourstück, das wir mitleidslos streichen. Wir werden durch Blondchens liebliches Rondo „Welche Wonne, welche Lust" geschmeichelt, wir lachen über Pedrillos Kampfarie, das alte und doch so sublimierte typische Soldatenstück, wir berauschen uns am übermütigen Trinkduett des Osmin und Pedrillo, fühlen noch einmal mit Belmont die Kantilene seiner Schmerzen und stehen nun vor dem großen Quartett. Die herabziehenden Achtelfolgen der Sehnsucht im Duett der ersten Liebenden, die zweiten in Staccato-Verabredungen — wäre der Augenblick schon da, herab auf A, das Orchester sagt: er ist da, herab auf D, alle zusammen in D freudig bewegte Hoffnung, Mittelsatz Sorgen, Zweifel (für die Musik eingeschoben), Belmont ernst, Pedrillo stoßend, Oboe und Flöten suchen vergeblich zu versöhnen, zitternde Begleitung, Tonartenwechsel, die Paare treffen sich gegenseitig fragend, endlich Adagio alle zusammen, es geht nach A-Dur,

wiegendes $^6/_8$, es ist alles gut und die Melodien fließen in A weiter, Blonde erregter in Triolen, Konstanze fester in $^4/_4$, gleichzeitig, schließlich alle gleichzeitig in kunstvollem Satz, der breiter wird, um in einem freudigen D-Dur, der Anfangstonart, die Stimmen über kanonische Treppen kletternd zum Jubel in geraden Akkorden zu vereinen. Es ist wahr, so etwas hatte es auf deutsche Texte noch nicht gegeben.

Aber vergessen wir nicht die Musik über dem Bau? Welche Kostbarkeiten. Im dritten Akt immer diese unendlich wohligen melodischen Stickereien, die Mozart auf Tonika und Dominante in schöner Arabeske auszuführen versteht, in Belmonts Eröffnungsarie, oder das aparte Ständchen Pedrillos vom Mädel im Mohrenland, eine geniale, im Schluß leicht nüancierte Melodie auf Pizzikatostreichern (ohne Kontrabaß), exotisch bunt, fremdartig von D auf C sinkend, um im Fis zu landen, Osmins weitsprüngiges, koloraturheulendes, sprühend humoristisches „Ha, wie will ich triumphieren", die ergreifende Wendung der Konstanze, chromatisch sinkend „Belmont, du stirbst meinetwegen", das todestriumphierende Duett, Dur und Moll scharf aufeinander, das Orchester die Dominante (Mozart und Verdi) umspielend, und zum Schluß die unvergängliche Melodie des Vaudeville, das alle nacheinander singen (nur Osmin findet sich natürlich nicht zurecht) mit dem zündenden Marschrefrain, erst auf dem wiegenden Solocello, dann Tutti mit ganzem Baß, ein Abschied, aus dem Musik lacht, die des Sieges ihrer bezaubernden Liebenswürdigkeit sicher ist.

Am 1. Mai 1786 findet in Wien die Première der italienischen Buffooper Le nozze di Figaro statt. Mozart steht, im roten Pelz und Tressenhut, bei der Generalprobe auf der Bühne und ruft dem Figaro des Benucci sein lautes Bravo zu. Es ist allgemeine Siegesstimmung, die das Publikum am Abend bestätigt. Intrigen hat es genug gegeben, Parteien der Sänger und der Komponisten. Neben Mozart mit seinem Figaro hatte Righini mit seinem Demogorgone und vorher auch Salieri mit seiner Grotta di Trofonio um Bevorzugung gestritten, Mozart heftig und stolz, Righini wie ein Maulwurf im Dunkeln und, wie der Sänger Kelly erzählt (der Basilio im Figaro), Salieri, der eine crooked wisdom nach Bakons Wort besaß, eine Schlauheit der krummen Wege. Mozart war überraschend mit seinem Werk gekommen. Er hatte Interesse gefunden an Beaumarchais' Figaro, der nach langen Kämpfen aufgeführt, in Wien noch nicht zugelassen war. Es reizte ihn das zu komponieren. Da lernte er den Lorenzo da Ponte kennen, einen wegen seiner freien Gesinnungen flüchtigen Venezianer, der von Salieri nach Wien empfohlen, aber nach dem Mißerfolg eines für ihn gedichteten Librettos fallen gelassen war. Da Ponte, kaiserlicher Theatraldichter, war ehrgeizig und suchte Mozart. Sie treffen sich, Mozart schlägt

ihm den gefährlichen Figaro vor, da Ponte nimmt die Idee auf, bearbeitet den Text, in größter Heimlichkeit, Mozart komponiert ihn ebenso heimlich, in angeblich sechs Wochen, da Ponte geht zum Kaiser, der zweifelt an Mozart, dessen Entführung „keine große Sache" gewesen sei, schließlich hört er einige Nummern und befiehlt die Aufführung, in der Meinung, der gesungene Figaro sei ungefährlicher als der gesprochene. So erzählt da Ponte in seinen Memoiren und spricht sich das Verdienst zu, gegen alle Zweifel und Intrigen Mozart durchgesetzt zu haben — dem er jetzt seine Unsterblichkeit verdankt. Ein Wunder in der Geschichte des Komponierens bleiben diese kurzen Monate, in denen der Figaro geschrieben wurde, gleichzeitig mit allen möglichen Sonaten und Konzerten, die das Werk-Tagebuch Mozarts für den Zeitraum vom 5. November bis 29. April angibt.

Mit der offiziellen deutschen Oper war es nämlich, trotz Mozarts und mancher anderer Einsichtigen Hoffnungen, in Wien bald wieder vorbei. Die Versuche wurden wiederholt, schließlich siegte die italienische Oper, die im April 1783 mit Salieris scuola dei gelosi eröffnet, im Mai mit Sartis fra due litiganti einen ungeheuren Erfolg hatte. Die guten Sänger reizen ihm zuletzt doch. Er sieht an „hundert Büchel" durch, etwas zu finden, er beginnt die oca del Cairo, wieder mit Varesco (einige figarowürdige Skizzen sind erhalten), beginnt den sposo deluso (aus Resten beider Opernskizzen mit anderen Stücken ist neuerdings eine Mozart-Pasticciooper, l'oie de Caire von Victor Wilder hergestellt worden), das einzige, was zunächst wirklich wird, ist der kleine Scherz „Der Schauspieldirektor", der sogar ein Auftrag des Kaisers war. Im Februar 1786 war eine Feier in Schönbrunn: Salieri machte dafür ein italienisches Gelegenheitsstück, Mozart das deutsche. Es beginnt mit einer sehr frischen und lieblich thematisierten Ouvertüre, entwickelt den Wettstreit zweier Sängerinnen, zwischen denen ein Tenor laviert, ebenso charakteristisch wie musikalisch amüsant, und schließt mit einem entzückenden Vaudeville, in das sich noch ein Baßbuffo mischt, Aloysias Mann, der Schauspieler Lange, der zur Not auch einmal singen mag. Die Madame Herz war Aloysia selbst, die andere Sängerin, Madame Silberklang die Cavalieri, also die Konstanze der ersten Entführung. Stephanie hatte es gemacht und gab den Schauspieldirektor, der in dieser Verlegenheit der Engagements Mozarts Theatererfahrungen in ein so nettes Ensemble verwandelte: ein momentanes Stück Bühnenleben, das niemals ganz ausgestorben ist. Goethe nahm die Musik in seine Bearbeitung von Cimarosas Theatralischen Abenteuern mit auf, so wurde es in Weimar 1797 gegeben. Später haben sowohl L. Schneider wie R. Genée Operetten gemacht, in denen diese Musik, mit anderen Mozartschen Stücken, auch dem Bandlterzett, der Gelegenheitskomposition im Josquinschen Hause, verwendet wird und Mozart selbst, sei es in der Zauberflötezeit bei Schikaneder,

sei es bei seinem Besuch in Berlin in persona auftritt. Das ist ein Ring von persönlichen Erlebnissen und künstlerischen Äußerungen, halb frei, halb gewaltsam, der seines geschichtlichen Interesses nicht entbehrt: ein Stückchen Buffonerie des Berufs und der Historie.

So kommt es. Mozart liebt die Maskerade. Auf einem Tanzfest soll eine Pantomime aufgeführt werden. Er selbst macht den Harlekin, die Aloysia die Kolombine, Lange den Pierrot, der Maler Grassi den Doktor, und die Musik natürlich der Harlekin, der gegen seine einstige Geliebte und jetzige Schwägerin Kolombine kühl genug geworden ist. Mozart tanzt leidenschaftlich, er spielt Billard, er trinkt, wenn er komponiert, er scherzt und ist guter Dinge, wenn es auch daheim genug Sorgen gibt. Die Konzerte und Stunden müssen es machen, die Opernhonorare steigen langsam — der Figaro bringt hundert Dukaten. Aber es reicht schwer. Man muß sich gut kleiden, man muß leben. Auf den anderen Bühnen bekommt er nichts, Schulden lassen sich nicht vermeiden. Was macht es? Wer einem die Ehre kränkt, der soll nur ein Tänzchen wagen (Hallo, Graf Arco, du erzbischöflicher Schuft, der du den Mozart in Salzburg mit Fußtritten herausspediertest, in einer berühmten Figaroarie sollst du es für ewige Zeiten kriegen) — sonst lieber sterben, als sich graue Haare wachsen lassen. Im Ausgabenbuch von 1784 steht beim ersten Mai zwey Mayblumel 1 Kr, und 27. Mai Vogel Stahrl 34 Kr. Daneben eine Vogelmelodie, die er später in einem Rondo verwendet. Dazu schreibt er: „Das war schön!" Hier, armer alter Klavierstimmer, du verlangst einen Taler, hier hast du ein paar Dukaten. Lacht ihr mich aus? Kinder, ich liebe euch. Ich liebe euch, die Welt ist schön und Gott hat mir die Musik gegeben.

Er improvisiert und sein Antlitz strahlt. Ein kleiner Mensch mit kleinen Händen, blassem Gesicht, matten Augen, nicht bedeutenden Zügen wird jetzt ein Seher, eine Gottheit spricht aus ihm. Er schreibt nicht gern, er wartet bis zum letzten Augenblick. Im Freien singt er ein Thema, freut sich seiner und denkt mit Schrecken an die Ausarbeitung in der Stube. Musik arbeitet jede Sekunde in ihm. Er sieht einen an und denkt innerlich Noten. Er ist nie ruhig, zappelt, wackelt, spielt Klavier auf dem Hut, den Taschen, dem Uhrband. Er kann gleichzeitige Musik ausschalten, um seine eigene zu hören, er arbeitet, während man sich unterhält. Während er niederschreibt, wächst ihm im Kopfe schon neue Musik. Er sitzt die Nächte lang am Klavier, sich anzuregen. Aber wenn er schreibt, braucht er das Instrument nicht, er schreibt Noten wie Briefe. Als er den Figaro macht, verlegt er alle Stunden auf den Nachmittag, er arbeitet früh und arbeitet in der Nacht. Das Notenpapier ist immer zur Hand, noch können wir die Skizzen, die Änderungen verfolgen. Eine feine Folge wichtiger Änderungen in seinen Opern stellt Jahn zusammen, dessen Buch voll ist solcher kleinen Züge, die wir neu-

gierig sammeln, um ein irdisches Bild dieses Göttlichen zu haben — würden wir es aushalten, ihm zu begegnen?

In einem himmlischen Lichte, wie kein zweiter, strahlt er uns von fern: jung im Leben und jung im Tode. Es sind 125 Jahre verflossen seit dem Figaro, und ich schreibe dies wie vor einem Wunder unserer Tage. Die Partitur liegt seit langem neben mir, und immer von Zeit zu Zeit blättere ich darin, ein Cherubinlied, ein Finale, um zu schlürfen wie einen süßen Trank, der alles Leben erträglich macht und verstehen lehrt. Mein Geist entzückt sich und meine Sinne laufen süße Bahnen. Die Jahre sind da, da wir erst ganz wissen, was dieses musikalische Genie uns bedeutet. Prüfstein für die Sänger, Schule aller Komposition, Korrektiv aller Sorgen, Maß aller Leidenschaften, stille und sichere Beobachtung der Menschen und ihrer Charaktere, wundersam versöhnliche Bindung aller ihrer einzelnen Regungen in ein unauflösliches, sachte bewegtes, harmonisch gestimmtes Ensemble, Form und Inhalt in einem, das ist Wesen der Musik als erlösender Kunst, und Schönheit über allem, die ewig gerufene, ewig bedankte Schönheit, deren Stärke Anmut ist, deren Trauer ein Lächeln, deren Witz ein Tanz — reicht mir Verse, die sich binden, um der Liebe und Bewunderung ein Gefäß zu bilden. Die dramatische Kraft von einer einfachen Fertigkeit und Unbeirrtheit, die Staunen erregt: Beaumarchais Geist versank vor dieser Konzentration der persönlichen, der szenischen Stimmung. Die rhythmische Kraft ohnegleichen in der Vielseitigkeit ihres Ausdrucks, in dem lichten und feinen Spiel ihrer stets bereiten Mittel. Die harmonische Kraft in ihrer dauernden Abwechslung und kultivierten Verteilung, eine Architektur von lieblicher Notwendigkeit und organischer Einfühlung. Und die Melodie! Welches ist der Zauber der Mozartschen Melodie? Ist es Diatonik, ist es Chromatik, ist es die Kongruenz mit dieser Harmonie, ihr Lichtschimmer in der Kontur der wandelnden Akkorde und Tonalitäten? Schwer zu sagen. Es ist ihre bildnerische Kraft, die in jedem Augenblick zugleich ihrer harmonischen Basis folgt und diese wieder mit sich formt, die, schon aus der Erfindung fließend, durch eine ungeahnte, entzückende Wendung dem Genuß des nächsten Taktes zustrebt, Blüte aus Blüte sprießend, immer schmiegsam, immer wieder neu geboren, neu gebogen und gelenkt, eine neue Schönheit, die sich in der vorigen entdeckt und eine dritte schon heranlockt. Ein inneres Leben voll musikalischer Phantasie eingeordnet in den Stil des wirksamen und wohnlichen Formenbaus, eine dramatische Gesichtsstärke und Gefühlstiefe eingeordnet in die Gesetze der absoluten musikalischen Schönheit — das ist die zentrale Gewalt und Macht Mozarts — welche Worte! — das ist seine himmlische Güte. Bleibt von mir mit Geschichte und Statistik, laßt mich in der ersten Morgenstunde diese Töne hören und damit zur Ruhe gehen. Ohne Pathos, ohne Geberde, in aller stillen und

feinen Liebe zur Musik, über die man nicht sprechen kann, ohne sie an das deutende Wort zu verraten. Aber wir werden jung bei ihr und dieser unserer ersten und letzten Jugend, dieser unserer einzigen und wahrhaften Liebe hat das Geständnis gar wohl getan. Jetzt sitzen wir verlegen da und starren auf die Fäden dieses Gewebes. Zurückspinnen!

Das reißende Tempo der Ouvertüre bringt uns in den Strudel. Mozart hatte einen langsamen Mittelsatz beabsichtigt, aber diese spielenden Fluten, aus denen so feine Melodien hervorlugen (sie baden sich in den plätschernden Achteln, und manchmal lächeln sie uns zu), haben alles verschlungen, es ist eine Buffosonate geworden.

Jetzt mißt Figaro das Zimmer, und Susanne probiert den Hut, die Violine mit dem Baß bilden aus dem Messen ein reizend gezogenes Thema, die Bläser, von den Streichern immer am Ende gestreichelt, ein zweites lieblich auf- und absteigendes Glücksthema, dann wird alles verwechselt, umgekehrt, verknüpft, und das erste freudige Duett hat sein Musikbild gewonnen.

Gleich ein zweites Duett, din din, don don, graziös übermütig, zum Schluß in koketten Zweifeln zögernd: noch harmlose Beziehungen der Diener zum Grafen und zur Gräfin. Figaro wird stutzig: er bietet dem Grafen das Menuett-Tänzchen an, in ein Presto sich überstürzend.

Die Gegenpartei tritt auf: Bartolo singt eine Arie, deren Rhythmen aus den Akzenten der Bosheit, schleichenden Akkorden und kriechenden Triolen zusammengesetzt sind. Nun hat er seine Schuldigkeit getan. Gegen Beaumarchais' Original schrumpfte er zusammen, und man muß nicht darüber reden, wie Mozart ihn musikalisch illustrierte. Marcelline schrumpfte noch mehr, sie wurde eine kleine Koloratursängerin, und dies ist am wenigsten ihr Charakter gewesen, mindestens in dieser Epoche ihres Lebens. Vorläufig singt sie mit Susanne das hübsche Komplementierduett, aus einem neckisch aufgereizten Motiv gebildet, mit famosen sich überkletternden, übertrumpfenden Phrasen.

Der Page erscheint, die holdseligste Figur von allen, so dankbar für die Musik, die das erwachende, sentimentale Liebesleben zu zeichnen sich freut. Non so più cosa son, diese wunderbar gebaute, in ihren Gelenken so weiche, in ihren Gefühlen so hingegebene Melodie, in deren Sordinenbegleitung die Bläser, voran die Klarinette, deutend und verstehend hineinspielen.

Es schürzt sich. Im Terzett steht der maliziöse Basilio, halb wahr, halb falsch, zwischen dem bösen Grafen und der ängstlichen Susanne. Die Entdeckung Cherubins auf dem Sessel bildet die Mitte. Eine genial gefundene chromatisch gewellte Akkordfolge, ein zweites scharf geschnittenes Motiv, rhythmisch geschlagen, kehren in beiden Situationen wieder: das rhythmische

Motiv von Basilio erst in höhnischer Entschuldigung benutzt, dann als Bekräftigung seines sospetto, dann vom Grafen aufgenommen bei der Cherubinentdeckung und mit dem Heben der Decke nach oben entwickelt, endlich von Basilio wiederholt, diesmal fünf Töne höher, in ironischer Transposition. So schaukelt noch reizend die Musik.

Wir sollen uns vergnügen: hört den zierlichen Landchor und den Militärmarsch Figaros mit Cherubin, Trompeten und Pauken, die Melodie im Orchester, die Stimmen eingewebt, Malereien zu Tänzen.

Stimmungen beginnen sich zu entschleiern, das Orchester horcht auf. Die Gräfin singt allein ihre kurze Arie, zu der das Orchester fast ebensoviel allein spielt. Und Cherubin hält sein zweites Lied, die Kanzone, wieder so zart und ergebungsvoll profiliert, so jugendlich und doch so kultiviert in seiner Anatomie, auf Pizzicati, über die die Bläser, wie Engelsseelen, ihre schwebenden, schwingenden, einzeln oder gemeinsam ziehenden Rufe streuen — Mozart, der Erlöser der Holzbläser! Das Orchester vor ihm hat die Holzbläser noch als Beamte der Streicher, wie er selbst noch die Blechbläser hat. Das Orchester seit ihm hat ihre Innerlichkeit, ihr Menschentum erkannt: Mozart, der Schöpfer des berühmten Quintetts für Klavier, Horn, Oboe, Klarinette, Fagott, das die Offenbarung dieser seelenvollen Instrumente wurde. Wie spielen sie reizend und himmlisch unbefangen um die Arie der Susanne, die den Cherubin verkleidet — das Fagott ladet die Violine zu einer gemeinsamen Phrase ein: wenn ihn die Mädchen lieben, so wissen sie warum.

Die Atmosphäre zieht sich zusammen. Der Graf vermutet im Nebenzimmer den Galan, die Gräfin will ihn nicht verraten, und Susanne, versteckt, beobachtet den Handel, den sie in eine leichte Koloratur aufzulösen versucht: das gibt ein Terzett von gedrängter Stimmung, das sich in wirksamer Wiederholung gegenseitig die Phrasen abnimmt, wenn auch der gestrenge Herr Graf den Gang des C-Dur durch ein energisches As-Dur zu stören sich unterfängt.

Pause: Susanne und Cherubin, von fliegenden Streichern gehetzt, Cherubin fliegt aus dem Fenster — und alles ist zum Finale gestellt, dem reichsten und schönsten Finale, das bis dahin geschrieben wurde, heut noch einzig.

Es zerfällt in seine scharf getrennten Abschnitte. Die Abschnitte machen die Situationen. Der Graf und die Gräfin stehen vor der Tür, die die Entscheidung birgt: ihre verschiedenen Charaktere staffeln sich, die melodischen Wendungen nehmen sie sich ab, vor jeder Zäsur tritt die musikalische Form in ihr Recht und sammelt die Stimmen und Harmonien. Zweiter Abschnitt: statt des erwarteten Cherubin tritt Susanne ein, zerrissener überraschter Rhythmus, auf dem sich Melodie nistet, immer in dem schön verteilten, glättenden, beruhigenden Liedschema, das Mozart selten verläßt.

Nächster Teil: versöhnliche Stimmung, ausgebreitet auf dem Kanevas rühriger Achtelbewegung, unterbrochen von den schwirrenden Staccati der Susanne, die die Flöten mitmachen, allmähliche Verwebung eines netten Giebelmotivs in Stimmen und Instrumenten. Viertens: Figaro tritt ein, plötzliche forsche Fröhlichkeit, aber bald mißliche Situation. Figaro weiß nicht recht, wie er sich zu der Frage nach dem Brief verhält, den er als spaßigen Warner dem Grafen sandte — der Graf erwartet Marcelline, die das Eheversprechen Figaros einlösen will, wodurch Susanne ihm frei wird. Musikalisch sehr mißlich. Was tut Mozart? Er erfindet zwei Melodien, mit die schönsten der Oper, eine lustig hüpfende in C, eine getragen bewegte in G, und spannt die ganze Geschichte darauf. Ist es denn so wichtig, was er für ein musikalisches Drama aus dem von da Ponte zurechtgeschriebenen Beaumarchais machte? Nein, sein Wert liegt in den Einfällen, die er zu den Szenen hatte, wie die Szene ihm ein Musikbild wird, wie er erfindet, vertieft, rettet, plaudert, Noten macht und Melodien singt, mit Musik das Drama erobert — er löst keine Aufgaben, er gestaltet aus einem reichen Innern. Bei Opernstoffen interessieren ihn die musikalische Begabung der Figuren, die Möglichkeit von Ensembles — das übrige, es kommt schon. Seine Erkenntnis liegt nicht in einer schulmäßigen Logik, sie liegt im intuitiven Genie. Aber schon tritt der betrunkene Gärtner ein, der Cherubins Fensterflucht entdeckte. Erst ein eifriges, dann ein beruhigteres Clairobscur im Orchester, Verlegenheiten, Zischeln, Geheimnisse, eine bewegte Handlung, deren Ensemble der Abschnittschluß zusammentreibt. Endlich Bartolo, Basilio, Marcelline, ein Gewirr, durch das des Grafen Silenzio einschneidet. Deutlich gruppieren sich die Vier gegen die Drei. Die Scheidung der Parteien ist jetzt ausgesprochen, auch musikalisch. Der Schluß schmiedet sie in starken Akkorden scheinbar wieder zu einer Masse: die Musik wird sie schon fangen. Es ist die Hälfte des Stücks: nicht bloß Musikbilder, sondern eine Taktik, eine Strategie der Musik.

Die Verstellungen, die alle ernste Spannung lösen sollen, beginnen, und Mozart wird im Gegenteil ernster, verstellungsloser. Welches starke Gefühl in der Szene des Grafen mit der Susanne, mi sento dal contento, ein Ausbruch echter Liebe. Vedrò, mentr' io sospiro, felice un servo mio — seine Arie mit einem heißen Strom wahrer und stolzer Herzentöne! Mozart nimmt ihn schwer. Er entfernt sich weit von der Harmlosigkeit des Buffo. Er keimt in ihm ein Großes: die wahren Menschen, zu denen ihn keine Seria führte, entdeckt er in der Buffa und legt seine ganze deutsche Gefühlsstärke und Seelentiefe hinein. Die Gelehrten haben darüber geschrieben, in welchen Punkten er sich von Beaumarchais unterschied. Kein Urteil ist richtiger, als das Stendhals: er habe von der Grazie des südländischen Geistes nichts getroffen, Cimarosa und Fioravanti hätten das besser gemacht.

Wichtiger als alle Unterschiede ist diese Trennung. Er lächelt nicht über seine Menschen, er führt sie nicht in anmutiger Frivolität über eine Bühne skeptischen Geistes, sondern er glaubt ihnen, weil er so musikalisch ist, daß er nur die Tiefe und Wahrheit verträgt. Er hat hier einen Stoff voller Intrigen und Verkleidungen, außen und innen, aber seine Musik enthüllt diese Masken, noch ehe sie das Drama enthüllt. Glaubte er vorhin noch eine Buffooper zu schreiben, die lustige Farcen mit Geschick und Witz hinstellt? Er glaube uns selbst, daß er das längst aufgegeben hat und daß er Menschen hier erlöst hat, weit, weit mehr noch, als alle Holzbläser.

Es ist das Sextett nach dem Gericht. Die Melodie der Marzelline leitet es ein, noch ist die Situation ungeklärt, die Marzellinenmelodie kehrt wieder, aber Susanne überzeugt sich, daß Bartolo und Marzelline Figaros Eltern sind. Sie geht zu deren Partei über. Der Graf und der Richter singen sotto voce in traurigem Unisono dazwischen. Eine neue Konstellation in den Ensembles ist eingetreten, von rührender Empfindung gelenkt.

Die Musik gibt die Taktik auf, sie sucht nur Wahrheit und Herzlichkeit. Die Gräfin schmachtet in weicher und tief gefühlter Erinnerung und sie weiß nun, wie die Bläser ihre Seele verstehen. Sie schreibt mit Susanne den Brief und es ist ein Brief, wie er ernster nie geschrieben wurde, in diesem entzückenden Hinundher des Diktats, das Oboe und Fagott beneiden.

Aber es scheint, die Musik will sich aus ihrer Beseelung erholen. Der Rosenchor bringt sein Intermezzo, der Marsch geleitet uns festlich hinüber, die zwei holden Mädchenstimmen lösen sich ab, das kleine Ballett (das schönste des 18. Jahrhunderts) entwickelt sich über einer alten Fandangomelodie, sprühend instrumentiert, nur das Fagott stößt einen leichten Seufzer aus, da sich der Graf in die Nadel sticht, die das billet doux verschließt.

Das kleine Nadelliedchen der Barberina, die Konzessionsarie der Marzelline, die Eselshautgeschichte des Basilio — noch ist Buffotechnik und Koloraturvirtuosität nicht vergessen. Vorsicht!

Nun sitzt Figaro im Garten. C'était la révolution déjà en action, sagte Napoleon von der großen zürnenden Rede, die er an dieser Stelle bei Beaumarchais hält. Mozartsch war das nicht. Die politische Erregung des französischen Schriftstellers, die einem Diener in den Mund gelegt wird, gehört nicht zu seinen Motiven. Es bleibt eine gewöhnliche Weiberklage übrig. Vorsicht, die Figarooper ist in Gefahr!

Schon stockt das Menschliche und also auch das Musikalische, denn es ist in Mozart eines der Grund des andern. Da erscheint Susanne als Retterin. Ihr hauchendes Rezitativ, ihre holdselige Gartenarie, ein Ständchen wieder auf Pizzicati, die die Bläser schmeichelnd umspielen, bannt uns sofort in den Kreis eigentümlich Mozartscher Rührung.

Beschämt verzeihen wir ihm, und fürchten für ihn. Denn die letzte

Gefahr liegt im zweiten Finale. Die Verkleidungskomödie wird durchgeführt. Es ist wunderbar, wie Mozart sie nimmt. Drei Männner werden hier düpiert. Cherubin von der Gräfin (als Susanne) scharf zurückgewiesen — so kommt Wahrheit in ihren Ton. Figaro von der Susanne (als Gräfin) genasführt, doch er erkennt sie bald, und indem er die Täuschung ihr weiter vortäuscht, dringt ein heimlicher Ton echten Gefühls in ihre Szene, der musikalisch in denselben Wendungen von der ganzen Täuschung durch die verstellte in die aufgehobene Täuschung beibehalten, nur so brennender und wärmender hindurchschlägt. Die Susanne sang bei der Première die Storace, später legte er für die Ferrarese eine Arie ein, die höchst pathetisch die Gefühle der Gräfin schildert, die Susanne vorgibt — so nahe war er immer wieder der Gefahr, zugunsten der persönlichen oder dramatischen Illusion die Vorzüge seiner Musik zu opfern. Es bleibt als einzig ganz Düpierter der Graf, dessen Heilung durch diesen Spaß endlich das schöne Resultat hat, daß sie sich alle in jener wohllautenden, überirdischen G-Dur-Melodie vereinen, die er anstimmt: Contessa, perdona. Nun hat sie die Musik gefangen, weil sie die Wahrheit in ihnen herausbrachte durch alle Scherze hindurch, die das Drama ihr aufbaute.

Ich aber bitte um Verzeihung, daß ich den ganzen Weg des Figaro mit Mozart abgegangen bin. Ich wollte einmal zeigen, welcher Wechsel seiner musikalischen Taktik darin zu beobachten ist und welche Klippen sein Genie glücklich umgangen hat. Er begann ein Drama zu Musik zu machen, und er endete, indem er Figuren zu Menschen machte. Ein System hatte er dabei nicht, er komponierte ohne Problem und Prinzip. Die Musik selbst führte ihn tiefer, als er sie hatte führen wollen. Dies war das Ereignis des Figaro und dies ist seine Mission geworden — wir aber haben es unwiederbringlich verloren. Wir sind zu klug geworden, so klug, daß wir dies sogar wissen.

Das Exemplar

Roman von Annette Kolb

(Schluß)

Als sie aus dem Wagen sprang, verhing sich ihr Kleid so ungeschickt, daß ein mörderischer Riß den dünnen Stoff fast bis ans Knie zerfetzte. Obwohl es aber das bleuardoise Kleid war, auf das sie so große Stücke hielt, achtete sie kaum darauf und zog hastig die Glocke. Den Schlüssel vergaß sie jetzt fast jedes Mal. Klara, die ihren triefenden Schirm entgegennahm, hatte nichts zu vermelden, als daß ein abscheuliches Wetter sei, und daß es regnete. Der Marmortisch war leer.

„Wenn möglich," sagte Mariclée, „möchte ich heute noch den Nachtzug nehmen."

Klara erbot sich beim packen behilflich zu sein.

„Danke; ein wenig später; ich werde rufen."

Sie sah noch die Alte hinter einem Pfeiler der unteren Gänge verschwinden, dann stieg sie die Treppe hinauf, und trat in ihr Zimmer. Nicht eher brach es über sie herein.

Auch war es nicht, obwohl sie laut lachte und sprach, wie wenn ein Wahnsinniger irr daherredet, der sein eigenes Lachen nicht weiß, sondern wie jemand, der noch einen Gefährten bei sich hat, den er zum besten hält, und dessen groteske Figur er durchschaut.

Über ihr nasses und zerrissenes Kleid stolpernd, warf sie es ab, riß einen ärmellosen, langen Umhang vom Haken und ging im Zimmer umher.

„Sieh da!" rief sie, „welch spaßhafte Reise! Ist sie zu Ende? sind die Koffer gepackt, oder gibt es noch etwas zu träumen?"

Und sie öffnete die Türe, als beengte sie der Raum, und ging wieder mit leichten, beschwingten Schritten die Treppe hinab und herauf, durch den weiß umhängten Saal und ins Zimmer zurück. Mit ihren bloßen Armen, den schlanken, fast überlangen, focht sie in der Luft und immerzu summend, oder lachend, oder sich selbst apostrophierend, strich sie durch das Haus. Auf einige Stunden gehörte es ja noch ihr, die Alte würde sich nicht ungerufen zeigen, und niemand schaute ihr zu. So gewährte sie dem Sturme, der über sie her war. So beugt sich ihm der Baum und streicht sein weites Geäst, wie gefaltete Segel, wenn ihm inmitten seines aufgewirbelten Laubes die Sinne vergehen; und so gab auch sie sich ihm preis, ja wie ein von Winden gepeitschter Baum, bald sich neigend, bald hoch aufgerichtet, ließ sie sich endlich wie ein gefällter Stamm quer über ihr Bett hin stürzen.

Und dann fuhr sie wieder empor, weil es sie von neuem durch die Säle und Gänge dahintrieb. Etwas in ihr war ins Wanken geraten und sie fühlte jene Hirngespinnste, die sie mit so vermessener Willkür in die reale Welt

hinüber zog, mit den feinsten Fasern ihres Ich's unheilbar verstrickt. Was sie da aufgebaut hatte, war sie selbst und aus den eingestürzten Trümmern mußte sie sich jetzt selber hervorziehen. Sie hatte sich mit dem Absurden zu weit engagiert (dies war Menschen wie Dingen gegenüber ihr Fehler), vom Absurden entlehnte sie Name und Stand; Absurditäten waren ihr Rückhalt. Sie selber war sinnlos, wenn das Absurde sie nicht länger schildete. Mit einem Wort sie fühlte sich ihres geistigen Inhalts beraubt. Die bereichernde Oktave war nur ein gerissenes Pedal, ein dröhnender und lächerlicher Mißklang. Inmitten dieses Wirrsales suchte sie vergebens nach einem Halt. Da alles trog, fiel jetzt auch jene grundlose Zuversicht von ihr, als sei das Befinden des Exemplars, trotz der beunruhigenden Zeitungsnachricht, ganz beruhigend. Hatte es ihr nicht der Mond zugeblinzelt, und hatten es ihr nicht ihre Träume versichert? und dies und jenes? — hatten sich nicht seit jenem sorgenvollen Tage alle Dinge übler Vorbedeutung wie auf ein geheimnißvolles Kommando hin, von ihren Blicken ferngehalten? Wohl nur, damit ihr endlich die Augen aufgingen und sie endlich die richtige Lehre zöge?

Sie hielt plötzlich inne. Und wiederum geschah es wie wenn der Sturmwind mit einem Ruck aussetzt, als sei er in die Erde gefahren und erstickt. So schlug plötzlich eine Sorge all ihre Gedanken in Bann. Wie stand es mit ihm? . . . . Vielleicht wußten es die Leute in seinem verlassenen Stadthaus. Sie hatte niemals angefragt, weil eine begreifliche Scheu sie zurückhielt, aber auch weil sie es besser zu wissen vermeinte. Nun wählte sie rationellere Mittel um sich zu erkundigen. Denn sie wollte Gewißheit.

Schon stand sie unten (das Telephon war in der Halle angebracht) und verlangte die Nummer.

„Wer da?" hörte sie alsbald eine männliche Stimme.

Es war zu schnell; sie erschrak und es entstand eine Pause.

„Sind die Herrschaften hier?" fragte sie dumm.

„Ja, sie sind hier."

Wie? hörte sie recht?

„Hier?" sagte sie bebend; „der Herr ist hier?"

„Der Herr ist in Cornwall."

Ihr Sein hing an der Stimme, die da herüberdrang, wie an einem ausgeworfenen Seil.

„Er ist nicht hier?" fragte sie.

„Nein, in Cornwall."

„Sagten Sie nicht, er sei hier?"

„Die anderen Herrschaften sind hier. Der Herr ist in Cornwall."

Sie hing das Rohr wieder ein; sie wußte kein Wort mehr zu sagen und fragte nicht, wie es ihm ging. Was frommte es ihr dies heute zu wissen? Wer gab ihr morgen Aufschluß über sein Befinden? War es für sie nicht

tot? Die Augen saßen ihr wie Feuerbälle tief in den Höhlen und brannten vor Sehnsucht.

„Welch ein Ende!" rief sie laut. Da schreckte sie ein Geräusch, schnell verhallte Schritte dicht hinter ihr. Wer hatte sich hierher geschlichen, ihre Jammergestalt zu belauschen? Aber niemand trat hinter den Pfeilern zurück, die kahlen Mauern waren schattenlos geblieben, die Halle war leer. Es war nur draußen auf der Straße einer gekommen, vor der Pforte stehen geblieben und wieder vorübergezogen. Etwas weißes schimmerte durch den Kasten: ein Brief aus Cornwall.

„So sehe ich mich denn, so leid es mir ist, am letzten Tage noch genötigt, von meiner Londoner Reise abzusehen, und direkt nach Southampton zu fahren, um mich morgen früh um 10 Uhr mit der „Adriatic" einzuschiffen. Denn auch ich verlasse morgen England" . . . .

Es war kein langer Brief: die übliche nüchterne Fassung und die Worte abgezählt wie in Telegrammen. Warum lag da Mariclées Kopf plötzlich wie hingeschlagen auf dem Marmortisch? Was war anders geworden? welcher Vorhang zerrissen? welches Tor gesprengt? War's ein chiffrierter Brief, der anders lautete, als er hieß? standen Dinge zwischen den Zeilen, die nur sie entziffern konnte? Nein! Nichts. — Er war keiner, der dunkle Worte schrieb oder Rätsel zu lösen aufgab. Aber ebensowenig lag es in seiner Natur etwas Unbedachtes zu äußern und das Zwecklose war ihm so konträr, wie einer Katze das Schwimmen. Wenn er ihr mitteilte, daß seine Abreise für denselben Tag wie die ihrige festgesetzt sei und ihr Schiff und Stunde angab, so geschah dies, damit sie ihre Folgerungen daraus zöge. (Sie kannte ihn zu gut!) Es geschah weder, um sie zu rufen (so radikalen Maßnahmen war er spinnefeind) noch um ihr zu sagen: „Tue dies," wohl aber: „es ist das einzige, was sich eventuell noch tun ließe." Und indem er es in ihre Hand gab, machte er nicht nur das Unmögliche möglich, er setzte sie wieder in Amt und Würden ein, was sie erst für wohl überlegt erachtet, und was sich dann mit Spott und Hohn wider sie gekehrt hatte, war wieder der richtige Weg. Ach! hätte sie doch standgehalten und sich dieser frohen Wendung würdiger gezeigt! Sie war wieder ganz in ihrem Element, wieder von der Zauberluft umflossen, deren sie bedurfte um zu atmen. Wie ein Fischlein, das noch eben jämmerlich im Sande zuckte, und das ein gutes Geschick in die Wellen zurückwarf. Ihr Plan, blitzschnell gefaßt, saß ihr schon fertig im Kopfe. Wie gewagt, wie schwierig er auszuführen war, wollte sie jetzt nicht bedenken: das kam später. Vorerst durfte sie keinen Augenblick verlieren, vielleicht kam alles schon zu spät. Sie flog auf ihr Zimmer, um sich anzuziehen, konnte sich aber an Schnelle nicht genugtun, so daß sie ihre Sachen, die ihr doch zur Hand lagen, nirgends sah. Nichts zeigte sich als eine dünne Bluse, mit kurzen Ärmeln und wo steckten denn ihre Handschuhe? War denn alles

verhext? sie fand nur ein altes, zerrissenes Paar, das sie weggeworfen hatte, fuhr aber zugleich in ihren Mantel, ließ die Handschuhe fallen und hob in der Eile nur den einen auf. Himmel! und wo war ihr Schirm? Richtig! den hatte ihr Klara abgenommen.

„Klara! Klara!" rief sie in den Gang. Aber bis die ihre Treppe heraufkam, das war zu lang! soviel Zeit durfte sie nicht verlieren. Ohne zu warten, griff sie rasch nach ihrem weißen Sonnenschirm; der grüne (zwar lehnte er in der Ecke) war einfach unauffindbar! und stürmte die Treppe hinab, auf die Straße. Klara sah nur mehr ein paar aufgerissene Schubfächer, in denen blindlings alles durcheinander lag, als hätte sich ein Affe darinnen vergnügt. Mariclée war längst unterwegs. Sie ging nicht, sie rannte. Kein freier Wagen fuhr ihr entgegen und sie ließ sich nicht Zeit sich nach einem umzusehen. Wenn sie nur nicht zu spät kam! Wenn nur das Schiff in einem französischen Hafen einlief! Wenn sie nur genügend Geld besaß! Sie ahnte ja nicht, was auch die kürzeste Fahrt auf einem großen Dampfer kostete. Vielleicht das Zehnfache! was wußte sie? Ach, warum hatte sie das unnütze Döschen gekauft und den sinnlosen Spiegel und heute morgen soviel Geld hinausgeworfen. Hier war er jetzt, der „unvorhergesehene Fall", um dessentwillen sie auf so viele Dinge verzichtet und sie nicht gesehen hatte. Und nun? — Ein Glück, daß sie sich beim Taschner nicht entschloß. Barmherziger Himmel! wenn sie auch noch das Köfferchen gekauft hätte. Sie lief mit ihrem weißen Sonnenschirm unter dem strömenden Regen Piccadilly entlang. Die Leute drehten sich um, und es wunderte sie gar nicht. „Es ist mir ganz egal", dachte sie. „Wer kennt mich? und morgen haben mich die Londoner sowieso vergessen." Aber es war wirklich kein Aufzug. Und dieses Ärmelarrangement! Die der Bluse waren an sich kurz, besonders die des Mantels reichten nicht bis zur Hand. Die eine, im defekten Handschuh, welche den Schirm hielt, trug in höchst uneleganter Weise das Gelenk und eine unbedeckte Spanne des Armes zur Schau. Die andere hing rot und verfroren herab. Bei Cooks zögerte sie einen Augenblick, bevor sie eintrat und erwog, ob sie den Schirm nicht lieber preisgeben und draußen vor der Ladentüre stehen lassen sollte; dann ging sie doch mit ihm hinein. Wußte sie denn, wie die Würfel für sie fallen würden? und vielleicht mußte sie besten Falles bis ins Allerkleinste sparen und brauchte den Schirm zum Heimweg. Im übrigen war sie jetzt zu größeren Opfern bereit. Sie zog ihre bloße Hand möglichst weit zurück, so daß es aussah, als ob sie keine hätte, trat an den nächsten Schalter hin und erkundigte sich, ob die Dampfer, die von Southampton nach Amerika fuhren, unterwegs in einem französischen Hafen anhielten.

„Das kommt ganz auf den Dampfer an."

„Ich meine die ‚Adriatic'."

„Bitte sich auf Schalter 10 zu informieren."

„Ich möchte gerne morgen mit der Adriatic nach Frankreich fahren," sagte sie dort, „falls sie in einem französischen Hafen hält."

Der Hüter von Schalter Nr. 10 war ein Allesbesserwisser.

„Das wäre höchst unpraktisch" erklärte er.

„Ach, das macht nichts!" sagte Mariclée.

„Da wählen Sie die Route Dover-Calais . . . "

„Aber nein!" unterbrach sie ihn. „Ich will nach Southampton, kann ich von dort aus nach Frankreich?"

„Es ist nicht üblich," sagte er mißbilligend, „und außerdem natürlich auch teurer."

„Um wieviel ist es teurer."

„Um das Doppelte."

„Nur!" rief sie strahlend.

Der Kommis glotzte sie verständnislos an.

Wir sagten schon, daß Mariclées Äußere ein äußerst unterschiedliches und trügerisches war. Hin und wieder realisierte sie den Typ einer dem Luxuszug soeben entstiegenen Straniera di distinzione und dies wo immer sie sich auch befand, denn ganz heimisch war sie ja in keinem Lande. Aber heute mit ihrem triefenden Sonnenschirm, ihrem alten, zu kurzen Handschuh und dem ungefähren und eilig aufgesetzten Hut, ließ ihre Erscheinung jenes sehr bestimmte Etwas, das die retuschierende letzte Hand einer Jungfer verleiht, entschieden vermissen.

„Kann ich mit der ‚Adriatic' nach Frankreich fahren?" fragte sie jetzt mit schlecht verhehlter Ungeduld.

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Kommis, „bitte sich an Schalter 16 zu wenden."

„Hält die ‚Adriatic' in einem französischen Hafen?" fing Mariclée auf Schalter 16 wieder an. Würde sie es denn nie erfahren?

„Ja wohl; in Cherbourg," drang es wie aus einer Engelsposaune zu ihr. Ah! sie wußte es ja!

„Kann ich bis Cherbourg mit diesem Schiffe fahren?"

„Bedaure: unsere Liste ist seit einer halben Stunde geschlossen. Wenn Sie aber in Dover . . ."

„Ach nein! ich will nicht nach Dover, er ist doch in Southampton," rief sie mit flackernder Stimme. „Ich möchte Freunden, die mit der ‚Adriatic' fahren, das Geleite bis Cherbourg geben," verbesserte sie und sank in einen Stuhl. Was tat sie? wie benahm sie sich denn? Auf Schalter 16 hatte sie es aber mit einem ebenso gefälligen wie taktvollen Menschen zu tun, der ohne eine Miene zu verziehen, auf einen Ausweg sann. „Ein Billett für die ‚Adriatic' kann ich Ihnen leider nicht geben, wenn sie aber auf gut Glück

morgen früh mit dem Extrazug der Passagiere nach Southampton fahren, so könnte es immerhin sein, daß Sie für die kurze Strecke an Ort und Stelle noch zugelassen werden. Aber Sie müßten es eben riskieren. Und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie keinerlei Gepäck mitnehmen dürfen." Er reichte ihr einen Zettel — für sie ein kostbares Blatt — auf dem in rotem und schwarzem Druck alle Verhaltungsmaßregeln für die Passagiere der „Adriatic" verzeichnet standen.

„Würden Sie meine Koffer nach Paris befördern?"

„Gewiß, sehr gern." Und er verwies sie nochmal an einen anderen Schalter, wo ihr ein Graubart mit einer Hornbrille alle nötigen Aufschlüsse erteilte. Und dann verließ sie das schalterreiche Lokal. „Was für ein prachtvolles Institut!" dachte sie.

Aber die alte Klara, die auf ihr stürmisches Läuten herbeieilte, war wirklich entsetzt über den Schirm. Zum Glück hatte sie auch etwas zu vermelden. Die Tochter ihrer Freundin war hier gewesen, um Mariclée zu besuchen. Sie wohnte gleich um die Ecke und ließ sie bitten vor 6 Uhr noch zu ihr zu kommen, da sie später schon wieder fortführe. „Ich will sogleich hin," rief Mariclée, „und ich fahre erst morgen früh, Klara, und meine Koffer werden morgen früh von Cook geholt. Wir brauchen uns um gar nichts zu kümmern."

Sie lief hinauf sich umzuziehen, aber auf ihrer Uhr war es schon nahezu sechs. Da rückte sie nur ihren Hut zurecht, nahm andere Handschuhe und eilte wieder fort. Sie war mit dieser Tochter ihrer Freundin während ihres vorletzten Aufenthaltes in Glenford nur flüchtig zusammengetroffen, liebte sie aber sehr. Denn sie tanzte so hübsch, war fabelhaft elegant, witzig und graziös, eigentlich immer bereit, die Dinge nicht eben ins Lächerliche, wohl aber ins Muntere zu ziehen und es hatte Mariclée frappiert, daß sie bei starker Äußerlichkeit, einen Grad von fine-feeling und innerem Ernst besaß, von dem sie selber gar nichts wußte. Indes war sie über ihren Besuch ziemlich erstaunt. Denn sie standen ganz außer Kontakt, Mariclée wußte von ihr nur, daß sie kürzlich geheiratet und außer ihrem Londoner Hause auch ein sehr großartiges Besitztum geerbt hatte. Kurz, sie hatte sie zwar sehr reizend gefunden, aber vergessen und sich besonders von ihr vergessen geglaubt. Sie hieß Dorothea. Nur gut, dachte sie, daß ich den Namen noch weiß.

„Endlich!" rief Dorothea, als Mariclée bei ihr eintrat. „Ich gab dich schon auf," und schloß sie in ihre Arme.

Dorothea hatte, um sie zu empfangen, einen Hut aufbehalten (oder aufgesetzt?), dessen kühne Schweifung ihr wirklich sehr beglückend stand. Es gibt schöne Brünetten, die aussehen als ob ein Mondenstrahl sie beschiene, Blonde, die etwas Sonnenlichtes an sich haben, Dorothea aber schien von der wechselvollen Helle einer Kaminflamme beleuchtet, so tief war das Leben, das ihr Gesicht und die Linien ihrer Gestalt umstrahlte.

„O Dorothea! laß mich dich anschauen, und schau mich nicht an, ich komme so verhetzt zu dir!" sagte Mariclée. Es war ihr sehr arg, daß sie in der Eile schon wieder zu kurze Handschuhe angezogen hatte — und daß schon wieder ein Stückchen Arm aus dem Mantel hervorsah — und Dorothea hatte sich so schön gemacht! Sie war so stilvoll in ihrem engen Rock, der ihre, wie aus Elfenbein gemeißelten, so geistvoll schmalen Hüften (es gibt so stupide Schlankheiten) so edel zur Geltung brachte. „Woher wußtest du denn, daß ich hier bin?" fragte Mariclée. „Ich wußte nichts. Ich sah dich heute mittag im Berkeley. Als ich auf dich zugehen wollte, warst du weg. Ich mußte dich aber sehen." „Mochtest du mich denn, Dorothea?" fragte Mariclée verwundert.

„Aber ich liebte dich doch innig," rief sie lebhaft, „und nun fährst du morgen auf eine Woche mit mir!"

„O nein!" sagte sie fröstelnd. „Ich muß morgen nach Cherbourg."

Sie dachte des morgigen Tages. O was dächten ihre Freunde, die sich ihr so treu und so vertrauensvoll erzeigten, wenn sie von ihrem Plane Kenntnis hätten und wenn sie wüßten, welch unmögliche Situation sie herbeizuführen sich bereitete.

„Was hast du?" fragte Dorothea.

Von den Aufregungen des Tages saßen ihr die Augen tellergroß in den tief umschatteten Höhlen und sie war so plötzlich erbleicht. „Ich ärgere mich über meine kurzen Handschuhe," sagte sie lachend. Aber mit einem Male vertiefte sich ihr Gespräch. Und wieder staunte Mariclée über den Gehalt, den seelenvollen Ernst dieses Dämchens, das aussah, als lebte es nur für seine untadeligen Kleider. Als sie von ihr schied, folgte sie ihr noch bis unter das Tor ihres Hauses. „Gott schütze dich!" rief sie ihr plötzlich mit so spontanem Nachdruck zu, daß Mariclée stutzte. „Wie sie das sagte!" dachte sie betroffen, aber es widerfuhr ihr ja nicht selten, daß Freunde, die Abschied von ihr nahmen, sich wie von einer Sorge überkommen fühlten, weil sie eine so gänzliche Schutzlosigkeit ausstrahlte.

Eine Stunde später saß sie ratlos inmitten ihrer ausgestreuten Sachen. „Es hilft uns nichts, Klara," sagte sie, „wir müssen das grüne Leinenkleid heraußen lassen." Das bleuardoise war ja hin, das, welches sie trug, nicht hübsch genug; außerdem aber hatte sie nur Sommerfähnchen mit. Selbst wenn sich morgen, wider Erwarten, ein strahlend schönes Wetter einstellen sollte, war das grüne Leinenkleid für den 30. September nicht mehr am Platz; goß es aber und war es kalt und stürmisch wie heute, so konnte sie ja als verirrter Sommertag auf dem windumbrausten Schiffe ihres Effektes sicher sein. Nun, dachte sie grimmig, dann paßt es ja vortrefflich zu der Situation, die ist ja auch unmöglich.

Sie dachte ja keinen Augenblick daran, von ihrem Vorhaben abzustehen, aber einesteils war ihr die ganze Sache dennoch gräßlich. Sie kam sich vor wie am Vorabend einer Schlacht. Es war der Kampf mit dem Goliath der Konvention, mit dem sie es morgen aufzunehmen hatte. Gnad Gott mir armen David! dachte sie. Was hatte ihr doch die scherzhafte Dorothea so inbrünstig nachgerufen? „Gott schütze dich."

Der alten Klara war sie indessen beim Packen nur im Wege; spät wurde es auch, am besten sie ging essen. Bevor sie aber das Haus verließ, trat sie ans Telephon, die Frau ihres Freundes anzurufen. Denn dies gehörte mit zu ihrem Plan. Es ging nicht an, daß sie meuchlings auf dem Schiff vor ihr erschiene. Sie mußte vorher Kenntnis davon haben. Diesmal antwortete eine Jungfer. Ihre Herrin war beim Ankleiden. Da atmete Mariclée auf und hing, ohne ihren Namen zu nennen, das Rohr wieder ein.

Und dann verbrachte sie ihren letzten Abend wie üblich, vor einem rotumschirmten Tischchen ihres unterirdischen Restaurants, und aß, was ihr der Kellner vorschlug, und wenn die Kapelle ihre Weisen spielte, dann dachte sie an ihr morgiges Glück und ihre überstandene Not und wie alles sich zuletzt so wundersam gefügt hatte. Aber während der Pausen überfiel sie Bangigkeit und Furcht, und sie war ihrer Sache, ja ihrer Selbst nicht mehr sicher.

Setzte dann die Musik wieder ein, so schöpfte sie wieder Mut.

Der Samstag

Die Dämmerung war noch fern, als Klara eintrat, um Mariclée zu wecken. Aber diese lag schon lange mit offenen Augen, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, und von einer merkwürdigen Unlust erfüllt, dem Fatum dieses Tages entgegenzugehen. Es war ihr nicht anders, als stünde sie vor einem schwierigen Examen, dem sie sich natürlich nicht zu entziehen gedachte, dessen Termin sie aber am liebsten verschöbe. Das erste, was sie heute überstehen mußte, war, vor der Abfahrt am Perron, auf die Frau des Exemplars zuzugehen, um sie mit einer kurzen, wenn auch nicht interessanten Geschichte von angeblichen Freunden in Cherbourg zu überraschen.

Es war auch nicht leicht. —

Klara meldete ein trübes regnerisches Wetter und trug mit dem üblichen Pomp das Frühstück herein: die Teekanne mit dem beschwichtigenden Tulpenmuster, das schöne Silbergerät, den heißen Toast. Aber Mariclée, die ihr Tags zuvor eingeschärft hatte, daß sie den Frühzug um keinen Preis der Welt verfehlen dürfte, konnte sich nun kaum entschließen aufzustehen. Sie richtete sich empor und fiel wieder zurück. Ja sie säumte noch mitten im Anziehen und starrte verträumt in das Kaminfeuer, das warme Reflexe auf die blauen Vorhänge malte und auf die mächtige Borte daran, die sie so

liebte. „Sie werden den Zug verfehlen," mahnte Klara besorgt. Aber sie war immer noch wie abwesend, als realisierte sie noch immer nicht, daß sie sich sputen mußte. Endlich stand sie fertig da in ihrem unzeitgemäßen Leinenkleid, den Mantel am Arm, dünn wie ein Faden, denn die Spannung der letzten Woche hatte sie vollends aufgezehrt, und mit dem gezogenen Blick. Die Autodroschke wartete schon lange. Auch der Chauffeur machte ein bedenkliches Gesicht, als Mariclée ihm beim Einsteigen erklärte, daß er sie bis um 8 Uhr nach Charing Croß bringen müsse. Bevor sie um die Ecke bog, wandte sie sich im Fluge noch einmal grüßend nach Klara um, die, im Frühnebel unter dem Tore stehend, noch bis zuletzt ihre pedantischen kleinen Verbeugungen vollzog, und erst zurücktrat, als der seltsame Vogel, der dies leere Haus mit so unruhigem Flügelschlag erfüllte, ganz ihren Blicken entschwunden war. Und nun trieb Mariclée, halb stehend, den Chauffeur zu immer größerer Eile an. Ihre Saumseligkeit war einer namenlosen Angst gewichen. Ja sie begriff sich selber nicht mehr. Hatte sie denn vergessen, was von dem heutigen Tage abhing? War doch ihre Bangigkeit ein paradiesischer Zustand gewesen im Vergleich zu der Zerrissenheit, in die sie zurückfallen mußte, falls sie den Zug nicht erreichte. Was forderte sie das Unheil heraus? War ihr denn nur unter Fährnissen wohl?

Und ihre Panik schien sich ihm mitgeteilt zu haben; er fuhr wie der Teufel durch die leeren Straßen, als hinge seine Chauffeurehre davon ab, daß er sie vor einem Zuspätkommen bewahre. „We'll just do it," murmelte er.

Die Schalter standen schon alle leer. „High time" sagte der Billetteur, indem er ihr die letzte Karte verabreichte: I. Klasse natürlich: dies gehörte ja mit zu ihrem Plane. Es hatte sich zum Glück (Mariclée wußte auf einmal nicht mehr, ob es ein Glück war) eine große Hemmung beim Aufladen des Gepäcks ergeben, so daß noch eine Anzahl Koffer die Plattform übersäten und mehrere Gruppen noch nicht Miene machten einzusteigen. Das erste, was sie da erblickte, war seine Frau, in einem Ring von Freunden und Verwandten, die sich zum Abschied eingefunden hatten. Diese Gruppe hielt sich vor einem reservierten Salonwagen und schwarzbetreßte Lakaien schlenkerten in ihren langen Trauerlivreen hin und her, mit Handtaschen und Hutschachteln, auf denen an Herzogskronen kein Mangel war. Ja von den Lakaien flankiert, wurde noch eine ganze Ladung bekrönter Koffer (daß man ordentlich Respekt kriegte) den Perron entlang zum Gepäckwagen gefahren; es war also noch Zeit. Mariclée sicherte sich erst einen Platz und näherte sich dann langsam der Gruppe, in deren Mitte seine Frau mit ihren Freunden und Freundinnen plauderte.

Denn jetzt mußte es sein. Sie mußte alle Befangenheit und Schüchternheit hintansetzen, den geeigneten Augenblick wahrnehmen und auf sie zugehen. Sonst konnte sie nicht auf das Schiff. Die Minuten verstrichen;

sie kreiste um den Ring und fand nicht den Mut ihn zu sprengen. Da fing sie einen gewollt flüchtigen Blick auf, der ihr keinen Zweifel ließ: die Frau hatte sie erkannt, und tat nur nicht dergleichen. Und Mariclée fühlte sich mit einem Male grenzenlos verlassen auf der Welt und grenzenlos allein. Eben ihre Schutzlosigkeit war es aber, die ihr nun plötzlich den Mut und die Festigkeit verlieh, deren sie bedurfte. Für sich selber mußte sie stehen, denn für sie trat keiner in die Schranken. Und sie trat näher, streckte ihren Arm aus und legte ohne ein Wort ihre schmale Hand auf den Arm der Dame. Es geschah mit der leisen Bestimmtheit, mit der ein Detektiv einen hohen Staatsbeamten arretiert. Und die Frau begriff sofort und trat aus dem Kreis. Mariclée aber wandte sich um, und drehte der Gesellschaft den Rücken, um durch keine erstaunten Mienen aus der Fassung zu geraten.

„Ich rief Sie gestern zweimal an," sagte sie, „um den Namen Ihres Schiffes zu erfahren. Da ich in Cherbourg Freunde aufsuchen muß, dachte ich dasselbe zu nehmen, um die Strecke mit Ihnen und Ihrem Manne zu fahren." Ihre Stimme war farblos wie Wasser. „O es ist verwünscht, es ist entsetzlich!" dachte sie.

„Aber wie schade!" erwiderte die andere prompt, „niemand hat mir das ausgerichtet."

Mariclée schritt von der Gruppe weiter weg und ihrem eigenen Kupee zu. „Von Ihrem Manne selbst bin ich natürlich wieder ohne Nachricht geblieben," nahm sie wieder auf und sah ins Weite mit einem ruhigen, unbeteiligten Lächeln und einer beschaulichen Ironie, von der man allerdings nicht wußte, wogegen sie sich richtete. Vor ihrem Kupee hielt sie inne. Es sprach jetzt eine Gelassenheit und Sicherheit aus ihr, die um so zwingender waren, als sie auf nichts und wieder nichts fundierten. Das reine Trapez.

„Wir fahren mit der ‚Adriatic'."

„Ich weiß es," versetzte Mariclée. „Durch das Telephon," setzte sie hinzu, „aber es war zu spät und ich konnte keinen Platz mehr erhalten."

„Aber das ist wirklich sehr schade," sagte die andere wieder. „Könnten Sie es nicht versuchen und doch mitfahren?"

„Ich zweifle, daß es möglich sein wird. Nun, vielleicht doch; auf gut Glück. Aber ich darf Sie ihren Freunden nicht länger entziehen. Vielleicht auf Wiedersehen."

Sie drückte ihr die Hand und stieg schnell ein. Zwei amerikanische Damen hatten sich dort schon breit gemacht und ihr behäbiges Gekreische angestimmt. Mariclée starrte sie geistesabwesend an, aber kaum hatte sie in ihrer Ecke Platz genommen, als die junge Frau wieder vor der offenen Wagentüre erschien; sie war zurückgekehrt, um ihr noch etwas zu sagen. Mariclée erhob sich sofort und trat zum Schlage hin.

„Ich bin überzeugt, daß Sie ohne jede Schwierigkeit mit uns nach

Cherbourg fahren könnten! Steigen Sie doch einfach auf das Schiff. Es wäre zu schade. Hätte ich es nur früher gewußt."

Sie hat wirklich Rasse, dachte Mariclée und, bevor sie etwas erwiderte, stieg sie augenblicklich, zudem sie viel größer war, die paar Stufen ihres Kupees nochmal herunter. Und nun trugen die beiden — es war fast spaßhaft — jene unvergleichlich ausgesuchte Haltung zur Schau, mit der Potentaten unter sich die erwiesenen Aufmerksamkeiten unverzüglich vergelten, und dabei eine so restlose Höflichkeit an den Tag legen, daß sie jeglichen Gefühles entraten darf, da sie ja, der Länge und Breite nach, an Stelle desselben tritt. Sie wechselten nur ein paar Worte. Dann trat die eine zu ihrem Salonwagen zurück, die andere stieg wieder ihre paar Stufen hinauf; gleich darauf wurden die Türen allenthalben zugeworfen und der Zug setzte sich in Bewegung.

Und nun fingen vor Mariclées benommenen Sinnen die Bäume zu wallen, die Hecken zu beben und zu laufen an; und es setzte ein großes Steeple-Chase aller Dinge für sie ein. Dem immer schneller rasenden Zuge jagten Äcker und Wege entgegen und zogen sich blitzschnell zurück, rote Dächer nahmen das Garaus, Brücken tauchten empor und verschwanden sogleich. Das Wetter wußte noch immer nicht, was es für ein Gesicht zu Mariclées grünem Leinenkleid machen sollte. Die flüchtende Landschaft war auf einmal von einer warmen Sonne so festlich umwoben, daß die beiden Amerikanerinnen, rüstige Vierzigerinnen, ans Fenster eilten und die erfreuliche Wandlung mit vielen „o my's" konstatierten. Aber ehe man sich versah, war die Luft von neuem verfinstert, Scharen streitsüchtiger Wolken hielten Kriegsrat und beherrschten den Himmel. Jetzt stob ein mächtiger Baum hart auf Mariclées Fenster heran, in dieser Sekunde schoß mit tückischer Plötzlichkeit eine Elster aus seiner Krone auf und zugleich waren Baum und Elster verschwunden. „One for sorrow," dachte sie. Ein Kummer stand ihr ja heute unweigerlich bevor: die endgültige Trennung von dem kranken Manne, dem sie entgegenfuhr. Aber dazwischen lag die Tatsache, daß sie ihn sehen und seine Stimme hören würde, mit anderen Worten: ein ganzes Leben, eine Welt, welche diesen Abend in so vage Ferne rückte, daß sie an ihn so wenig zu denken brauchte, wie an ihr Sterben, so dehnbar wurden die Begriffe der Zeit. Was sie hingegen nicht fertig brachte, war, Jahre hindurch an einen Menschen zu denken, den sie nie sah. Darum war sie eigentlich gekommen. In der Abwesenheit verkümmerten ihre Gefühle; sie, die mit der Zeit solche Künste trieb, vermochte sich nie über den Raum hinweg zu setzen und niemandem war er weniger urbar. Die Ferne ließ bei ihr keine Täuschungen zu. Ihrer vergaß sie nie. Nie konnte sie der Trennung vergessen, wenn sie des fernen Freundes gedachte. Sie lebte von seiner Nähe, nicht von Erinnerungen; ja gerade ihre Erinnerungen bedurften seiner Nähe, um auf-

zuflammen. Erinnerungen allein machten sie so unglücklich, daß sie lieber die Asche der Vergessenheit darüber schüttete. Denn Mariclée hatte ein affektives Augenpaar, ein affektives Gehör, wie der Maler eine extra Sehkraft, der Musiker ein extra Ohr. Diese Perversion ihrer Sinnesfähigkeiten, wenn man es so nennen darf, machte sie zu einem der glücklichsten, aber auch der unglücklichsten Geschöpfe.

Je näher nun die ersehnte Stunde rückte, je wilder wurde ihre Freude, je größer aber zugleich ihre zweifelnde Angst und ihre Seele wurde das getreue Abbild des ewig wechselnden, bald verklärten, bald stürmisch rastlosen Himmels. Der Beweis, daß er sie rief, ihr Kommen herbeiwünschte und erwartete, fehlte ihr total. Sie zog seinen Brief hervor. Da standen sie, die paar trockenen Worte, die, wohl nur, weil sie gerade das Naheliegendste waren, was dem Fiebermüden zu sagen einfiel, sein Schiff und die Stunde seiner Abfahrt nannten. Vielleicht war er ahnungslos, war entsetzt, daß sie kam und ihn, den Ruhebedürftigen, eigenmächtig in eine unerhörte Situation versetzte. Solche Erwägungen fielen ihr furchtbar beklemmend aufs Herz. Daß die zuvorkommende Haltung seiner Frau nur eine denkbar momentane Geltung hatte, darüber war sie sich nach einer halben Stunde, als der erste sehr ästhetische Eindruck der kleinen Szene verflogen war, vollkommen klar. Sie hatte keine Ahnung, wieviele von den Personen, die mit ihr den Salonwagen umstanden, mit eingestiegen waren. Es konnte sehr wohl sein, daß man sich nebenan die Zeit damit vertrieb, indem man Tränen über sie lachte. Vielleicht konnten sie alle vor Lachen gar nicht zu Worte kommen, sondern verschluckten sich, sobald sie etwas sagen wollten und platzten aus, sobald sie sich nur ansahen, über die komische Figur, die da drüben in ihrer grünen Leinenrobe mit tellergroßen Augen in die Landschaft starrte, und einem Herrn nachfuhr, dem sie geschrieben hatte, und der ihr, wie sie selbst mit einem irrsinnigen Lächeln eingestand, gar keine Antwort gab, sondern schleunigst über den Ozean setzte. Ja, waren denn diese Leute von Stein, daß sie nicht lachten? Aber nur getrost! sie lachten schon, bis Southampton, und ohne Unterlaß. Was schuldeten sie ihr? Von dem Knäuel, der in den Wagen einstieg, fuhren einige wohl nur des Geleites halber mit und kehrten dann wieder in die Stadt zurück. Vielleicht war sie heute Abend das Spottgedicht der Londoner Salons. So etwas konnte doch nur aus Germany kommen. Nicht nur sich und ihre Nation, auch ihre sämtlichen Freunde blamierte sie. Dorothea und ihre Mutter würden von all dem erfahren: es war der Dank für das schöne Haus, das man ihr geliehen hatte.

Sie fuhr mit der Hand an die Augen — allein es war kein Bild, das sich verscheuchen ließ. Man konnte ja nicht sagen, wie die Sache war, sie war so ganz wie man sie ansah. „Sie ist mir gräßlich!" — dachte sie.

Als der Zug in Southampton hielt, eilte sie an das andere Ende, um ja von den Insassen des Salonwagens niemandem zu begegnen. Und dann? . . . Dann tat sie mechanisch, was alle anderen Passagiere taten und schloß sich ihnen an. Sie wußte nicht, wie es geschah, daß sie mit einem Male mitten in einem endlosen Gänsemarsch eine Schiffsleiter hinaufstieg, vor sich und im Rücken eine unübersehbar lange Menschenreihe. Es regnete. Langsam, Schritt für Schritt rückte sie vor, jeglichen Gedanken unterdrückend. Sie war wie zermalmt. Nur eines wußte sie: nicht ihr Wille allein hatte sie hieher getrieben; der war viel zu schwach. Ein anderer Wille, eine fremde Macht hatte die Schritte, die sie jetzt ging, für sie gezählt und sie war ihr nur gefolgt, wie man dem Windstoß und dem Strome folgt. So hatte sie haarklein alles getan, was ihr widerstrebte, was sie desavouierte, wogegen ihr Innerstes sich sträubte; sie wußte es erst jetzt. Nicht anders schreitet einer zum Richtplatz, wie sie jetzt schritt. Vor und hinter sich geradezu sich stauende Reihen, in deren Mitte sie, wie von Hellebarden eingeschlossen, gesenkten Blickes weiterging. Hier gab es kein Zurück. Grotesker Weise (aber sie konnte es nicht hindern) schwebte ihr jetzt Karl I. vor, wie er Whitehall am Tage seiner Hinrichtung verließ. Tor und Mauern standen noch, von welchen aus er mit gemessenen Schritten — als wäre es sein Wille, weil es sein Verhängnis war — jenen letzten Gang vollendete. Wie stark, dachte sie da, ist doch das Echo aller Dinge, deren Lauf das Schicksal allzu deutlich leitete. Jene Schritte Karls I. sind noch nicht verhallt. Und in ihrer Not fuhr sie fort an ihn zu denken . . .

Schon hatte sich die Vorhut ihrer Reihe als ein kleiner Strom über das Deck des schwarz umrauchten Schiffes ergossen. Und nun stand sie selbst am Deck — und nun war sie nur mehr von einem Wunsche beseelt, dem Manne, für den sie gekommen war, nicht zu begegnen. Ohne sich umzusehen lief sie eilends eine Treppe hinab, sich in den unteren Räumen zu verbergen. Ihn machte sie mit einem Male verantwortlich; er hätte Mittel und Wege finden müssen, ihr diese bittere Wallfahrt zu ersparen! sie sah nur mehr die eine Seite, fühlte nur die erlittene Kränkung, und daß sie Besseres von ihm verdiente, als diese problematische Haltung, aus der er sie die beliebigen Schlüsse ziehen ließ. Es geziemte ihr nicht, dies gesenkte Visier. Sie war es müde. Sie hatte sich in die Sofaecke eines kleinen dunklen Rauchsalons geworfen, und saß das Gesicht in den Händen vergraben. Es war nicht statthaft, daß sie ihm hier entgegentrat. Jetzt, nachdem sie so weit gegangen war — ja gerade deshalb — fühlte sie, daß es unmöglich sei, und sie es niemals über sich brächte, einen Schritt weiter zu tun. Diesen Moment hatte sie nicht vorbedacht, aber die Sache war ihr einfach vergällt. Sie hatte genug. Dies alles — so dünkte ihr — schoß ja weit über das Ziel ihrer Gefühle hinaus. In ihr lag nun einmal nicht der ideale Stumpfsinn,

die göttliche Blindheit der Liebe. Die Götter hatten ihr die versagt. War sie nicht heiß und kalt in einem Atem, wie ein Julitag am Rande einer Schlucht? O sich ohne Überzeugung so zu exponieren! — war es möglich! Sie raste; ihren Tod, einen Sturm, den Untergang des ganzen Schiffes, wünschte sie in ihrer blinden Wut herbei. Nein; sie wollte ihn nicht sehen. Hier wollte sie sich bis Cherbourg verborgen halten und ungesehen ans Land gehen. Mochte er dann glauben, daß sie sich eines anderen besonnen hatte und nicht gekommen war. Aber es ging ja nicht. Wie wollte sie dies ausführen? und es war auch unerträglich. Nein! einen anderen Ausweg gab es noch. Sie stürzte an die Lukarne. Noch lag die Brücke an — noch wurden Säcke und Koffer hinüberbefördert, wenn sich auch alle Passagiere schon an Bord befanden. Niemand hatte sie noch gesehen. Fort von diesem verhaßten Schiff, zurück ans Ufer, die traurigen Brüche ihres Selbstgefühles zu retten. Es war noch Zeit, der Weg stand noch offen. Sie stürmte die Treppe hinauf, sah nicht rechts noch links, steuerte flugs der Schiffsbrücke zu. Noch ein kleiner Vorplatz — sie durchquerte ihn rasch — da vertrat ihr einer den Weg, — er, der sie in allen Gründen so wohl kannte, daß er auch wußte, was jetzt in ihr vorging, daß es an ihm war, den letzten Schritt zu tun und ihr zuvorzukommen, wenn er sie sehen wollte. Er stand vor der Brücke, als ob er den Zugang bewachte und beim Anblick seines fahlen und wieder um so vieles kränker gewordenen Gesichtes wich aus ihrem eigenen alles Blut zurück, daß es blässer noch und kränker aussah, als das seine. Sie konnte nicht begreifen warum das Schiff so heftig schwankte, und sich mit einem Male in Fahrt befand, da ja die Brücke noch daran hing. Und sie hatte plötzlich das Gefühl eine hölzerne Gliederpuppe zu sein, alle ihre Sehnen wie gezimmert. Jetzt bemerkte sie auch, wie seine Frau herzutrat, aber ihr Anblick gemahnte sie mit unheimlicher Lebendigkeit an eine Möve, ja an das unruhig Ruhevolle der Möven, die das Schiff umflogen, und alsbald schien es ihr sehr wichtig ihre Mär von den Freunden in Cherbourg unverzüglich herzusagen. Er nahm sie ruhigen Blicks entgegen, und dies verwirrte sie. Denn die Sensation ihm etwas vorzulügen war allzu neu; und zu ihrem Entsetzen merkte sie jetzt, daß sie alle Substantive zweimal aussprach. Nicht daß sie stotterte, sondern sie erstickte an den langen Worten und sagte sie noch einmal. Tiefer konnte man nicht mehr sinken. Es zuckte um ihre Mundwinkel und es zuckte um die seinen und um die der „Möve". Mariclée hätte gern das Zeichen zu einem Gelächter gegeben. Allein es saß ihr etwas im Halse, das sie am Lachen behinderte, wie es ihr das Sprechen erschwerte, „da sie mich in Cherbourg Cherbourg erwarten, erwarten", schloß sie ihren Speech. Warum habe ich ihm das erzählen wollen? dachte sie; jetzt bin ich still.

Und nun näherten sich auch noch zwei Damen in Trauerkleidung, die sie

schon am Londoner Bahnhof gesehen hatte. Aber die „Möve" ging auf sie zu. Da nahm Mariclée den Augenblick wahr und dem Manne zugewandt, sagte sie schnell, leise, fast zischend: „Was weiß sie? was ist zu denken, was ist gesagt?" —

„Nichts, kein Wort, niemals, nie ein Wort," klang es ebenso leise, scharf, gedrängt und fast erschrocken. Und an seinem versteinerten Ausdruck merkte sie, daß er über ihre Fassungslosigkeit erstaunt war. Und zugleich fühlte sie, daß er sie wirklich gerufen und erwartet hatte. Da fiel ihr die Last vom Herzen. —

„Es zieht hier fürchterlich," sagte sie fließend; „hier können wir nicht bleiben."

Und sie gingen und fanden eine geschützte, mit einem Segeltuch überhangene Ecke an der Flanke des Schiffes und sein junger Diener brachte zwei tiefe Stühle, beide mit einer Etiquette versehen und spannte sie aus. Das Schiff strich jetzt geschmeidig wie eine Feder über das glatte Meer, und sie waren allein.

Dnicht mit einem Worte der Situation gedenkend, vielmehr gänzlich absehend von allem, was sich auf ihr Leben und ihre Personen bezog, als seien Dinge wie ihr Kommen oder sein Befinden viel zu ungegenwärtig und die Wirklichkeit wirklich nicht wichtig noch interessant genug um sie zu bemerken. Vielmehr lösten sie sich los vom Unabänderlichen und trotzten dem bannenden Geschick, und streiften seine Fesseln ab.

Nicht nur dieser Augenblick, für Mariclée stand jetzt die ganze Welt in diesem Augenblicke still, und ihr Gehirn glich einer ausgelöschten Tafel, die nichts vom Leben, nichts von allem behielt, was ihr das Leben schuldig blieb. Es war getilgt. Höchstens, daß ein Schauer, ein plötzliches Beben ihrer Lippen mitten in einem sehr unverfänglichen Satz, ein Zittern ihrer strahlenden Hände verriet, was ihr diese teuer erkaufte Stunde wert bedünkte, in der sie nistete wie ein Adler, von göttlicher Öde umrauscht. Die Leiter, die sie zu ihr emportrug, stieß sie da leichtsinnigen Fußes zurück, der harten Sprossen nicht eingedenk. Kein Windeshauch sollte sie mahnen an das Tal, dem sie entflogen war, noch an die Leine, an der sie hing. Vergessen! Sie feierte Orgien der Vergessenheit! Alles vergessen, was alles sie von diesem Manne, ach selbst von dieser Stunde schied. Schon waren die zwei eleganten Frauen in Trauerkleidung wieder in Sicht, und die eine, sehr repräsentativ von ihrem Witwenschleier umsteckt, fixierte Mariclée mit Augen, die undurchsichtig glänzten wie Kieselsteine in einem Bach.

„Wer ist die Dame?" fragte sie.

„Meine Schwiegermutter." Es klang aber nicht anders, als wenn er gesagt hätte: eine Mücke.

Da fühlte auch sie sich befugt die Mücke zu ignorieren. Aber wo blieb nur die „Möve"? und sie erkundigte sich.

„Ich fürchte, sie hat sich schon hingelegt;" und er teilte ihr mit, daß sie sich die ersten Stunden immer sehr schonen müßte, um der Seekrankheit vorzubeugen.

„Zum Glück fährt das Schiff so ruhig," sagte Mariclée, „man merkt es kaum. Nur von dem Geschmack bin ich etwas enttäuscht. Gar so wunderschön kann ich es nicht finden, wie man es preist."

Sie sprachen wie Leute, die sich täglich sehen können und sagen, was ihnen gerade einfällt.

„Es verdrießt mich," unterbrach sie ihn einmal, „daß Sie mir widersprechen, auch wenn Sie im Grunde ganz meiner Meinung sind."

„Und ich verarge Ihnen geradezu die apodiktische Art, mit der Sie Dinge behaupten, deren Begründung Sie dann schuldig bleiben."

„Ich weiß, worauf Sie anspielen;" — und da er schwieg:

„Mein Aberglaube," sagte sie und sah in die Luft.

„Ich kann ihn nicht leiden," gab er zu. „Wissen Sie noch, wie Sie einmal in Venedig vor dem Schalter Kehrt machten, und ihren Brief nicht mehr aufgeben wollten, weil zufällig drei Klosterfrauen davor standen?"

„Nicht zufällig," sagte sie, „jener Brief war eine große Dummheit."

„Das kann schon sein."

Aber sie ließ sich nicht beirren.

„Früher hatte jede Gilde ihre Tracht, aber das ist vorbei. Läuft der Richter in seiner Toga über die Gasse? Er wäre bald genug ein Ärgernis. Je höher das Amt, je mehr verpönt es heute das Kostüm. Nur die Livree hat sich erhalten."

„O", fuhr sie lebhaft fort, „nie und nimmer ist etwas sinnlos."

„Warum bringt der Kaminkehrer Glück? doch einzig und allein, weil sich Habitus und Gewerbe bei ihm so glücklich decken und es so motiviert ist, daß er mit einer Leiter und so berußt einhergeht."

Er lachte sein verwöhntes, melodiöses und gedehntes Lachen, das sich an seinem eigenen Klange fing.

„Ich freilich," gestand er plötzlich, „vertrage das Religiöse nur sehr verkappt."

„Es ist die Zeit der großen Marodeure," sagte Mariclée, „Hauptmann wirbt dem Gottmenschen neue Proselyten und Uhde wurde zum Doktor der Theologie ernannt."

„Nein wirklich!" rief er, „wie entzückend!"

„Und es gibt Akte von Habermann, die gesungene Choräle sind."

„Auf welchen Text?"

Aber Mariclée war um die Antwort nicht verlegen.

„Auferstehung des Fleisches," sagte sie.

„Aber wir müssen uns wirklich einen anderen Platz aussuchen," sagte er dann.

„Hier ist ja die Aussicht überall versperrt."

In der Tat war in dieser geschützten Ecke das Segeltuch so tief herabgelassen, daß nur ein schmaler Streifen Meeres zwischen Dach und Geländer hervorsah.

Mariclée bemerkte es erst jetzt. An das Meer hatte sie gar nicht mehr gedacht.

Und nun zogen sie auf die andere Seite des Schiffes hinüber. Liegesessel aller Art standen hier schon in Reih und Glied, aber gerade in der Mitte fand sich noch Raum und er ließ die beiden Stühle herüber bringen. Die zwei Damen in Trauerkleidung folgten jetzt in einiger Entfernung, um sich am äußersten Ende derselben Flanke zu etablieren. Sonst war es ziemlich leer am Deck, die Passagiere sahen sich noch in ihren Kabinen um.

Das Meer lag hier dem Blicke offen und siehe da, es war ein warmer, herrlich lichter Tag.

Die Sonne hold verschleiert, wie in zärtlicher Erwartung, hielt den unendlichen Himmel sanft umschimmert.

Das seltsame Paar blickte schweigend nach derselben Richtung, wo ein schmaler Streifen Land immer mehr zurücktrat. Zu ihren Füßen trieben beschattete Wogen ihren mattsilbernen Schaum.

Warum gedachte da Mariclée des Tages in Venedig, da er sie vor die Statue des Colleoni geführt und Worte der Begeisterung vor sich hingemurmelt hatte, während sie von der Statue zu ihm hinübersah, weil es sie frappierte, wie sehr alles, was er von dem Standbild sagte, für ihn selber galt.

Er war so ganz Körper, — so unkörperlich! Auch sein Bild zog jenen ewigen Bannkreis, der, man wußte nicht wie — dem Tode zuwiderlief und ihn verneinte und zurückwies.

Zwar hatte sich die Krankheit an ihn gewagt, er war nicht mehr so schön, ach nein! Die Schultern kamen ein wenig schmäler heraus, die Schläfen waren ein wenig eingesunken, das Relief fing an zu verblassen. Trotzdem blieb seine Marke jenes unvergänglich stolze Etwas, das die Statue des Colleoni charakterisierte und sich dem Tode entzog. . . .

„Nun?" sagte er, und wandte sich ihr zu.

„Ja, hier ist es freilich schöner."

Eine warme, windstille Luft begleitete das Schiff und das Meer war Musik. Aber so glatt! dachte sie. Da kann man unmöglich lang seekrank bleiben.

Bald darauf flog die „Möve" am anderen Ende, wo die zwei schwarzen Tanten saßen, wieder auf, und bildete dort eine Gruppe, bei der man unwillkürlich an die drei Damen der „Zauberflöte" denken mußte. Dann trat sie näher und gesellte sich zu ihnen, die ausgestandenen Nöte standen auf ihrer blassen Stirn und ihren zusammengezogenen Brauen geschrieben und der Hut hing ihr am Arme, als scheue sie dessen Last. Am Geländer lehnend, zog sie ein kleines, silbernes Teesieb hervor; er war nach einem neuen praktischen System hergestellt und sie hatte es aus London ihrem Manne mitgebracht.

„Soll ich Ihnen auch so eines schenken?" sagte sie zu Mariclée.

Da ertönte ein Gong.

„Es ist schon das zweite Zeichen," und sie packte ihr Sieb zusammen.

„Mein Gott!" rief Mariclée erschrocken, „ich habe ganz mein Billett vergessen. Da muß ich mich gleich umsehen."

Sie stand auf und entfernte sich sofort.

Denn schon wieder näherten sich die zwei Schwarzen und dabei wurde ihr immer sehr schwül. Dank den englischen Sitten ließ sich ja eine Vorstellung vermeiden, vorausgesetzt natürlich, daß man keine ungeschickte Karambolage gab.

Die Bureaus waren um die Mittagszeit geschlossen und es dauerte eine Weile, bevor der Beamte erschien. Nun erzählte sie wieder einmal ihr Märchen von Cherbourg. Zum Glück konnte sie sich auf Cook berufen, woselbst man ihr geraten hatte sich auf das Schiff zu schmuggeln, falls in Southampton keine Zeit mehr sei, um ein Billett zu lösen. Aber so viel der Ausreden hätte es gar nicht bedurft. Sie mußte einfach ihren Namen in ein großes Buch eintragen und ein Pfund entrichten, und die Sache war erledigt. „Man ist eben auf einem englischen Schiff", dachte sie.

Aber die ganze Sache hatte doch ziemlich lange gedauert und als sie endlich — zögernd — den Speisesaal betrat, war die Table d'hote im vollen Schwung. Sie aber trat jetzt nur bis zu einer Säule hart am Eingang vor, und blieb dort stehen. Denn sie war nicht auf dies Schiff gekommen, sie hatte nicht diese karg bemessenen Stunden einem feindseligen Schicksal abgerungen, um mit seinen Angehörigen, die sie gar nichts angingen, banale Redensarten auszutauschen. Nein, dafür dankte sie. Sie wollte gar nicht wissen, wo sie Platz genommen hatten und darum (es war schwer sie zu übersehen, da sie ganz in der Nähe saßen) blickte sie zerstreut nach einer anderen Seite hin. Es war ein heikler Moment, aber sie hatte diese unmögliche Situation gestartet, damit er ihr helfe sie zu ermöglichen. Diese ganze herzogliche Sippe, diese Schwiegermutter, die sich Airs gab wie die Königin der Nacht und diese andere Base, die starr und sprachlos wie mit

gelähmten Gesichtsmuskeln herüberstarrte, mußte er mit ihr, der Rechtlosen, der Entäußerten, verläugnen, auf daß sich diese verkehrte Welt auch drehe. Dies forderte sie von ihm, sie die niemals forderte, denn dies war ihr Tag. Und hier mußte er sie holen, wenn er wollte, daß sie aß. Und darum blieb sie bei ihrer Säule stehen und sah gerade aus und wartete in aller Ruhe bis er kam. Mein Gott! wie stupide das Geklapper der Teller und Gabeln und Messer klang! und wie stark, wie „immerdar" dies blind groteske Unisone sich behauptete. Rührte doch von allen, die da saßen, in 60 Jahren kaum einer noch ein Glied. Es war wie ein Spuk und unbeteiligt und wie abwesend sah sie darüber weg, als ginge sie das ganze Treiben in diesem Saale nichts an. Aber da stand er schon an ihrer Seite.

„Ich sehe noch ein freies Tischchen; wollen wir dort essen gehen?" fragte er mit jenem eigentümlichen gedehnten Singsang, der seiner Stimme unterlief, wenn ihm etwas behagte. Verwegene Dinge waren ja stets nach seinem Sinn. O, sie kannte ihn gut! Solche Fanfaren fanden ihn ja stets am Platze. Er entfaltete dann eine Eleganz in der Willkür, die jede Niederlage ausschloß. Als geistiger Haudegen hatte dieser unkriegerische Mann nicht seinesgleichen. Was immer er tat, nahm er mit so hinreißender Sicherheit vor, daß es den Stempel des einzig Tunlichen erhielt. Langsam zogen sie bis zur Mitte des niedrigen Saales und nahmen dort Platz. Er strich einiges aus dem Menu und verlangte das andere, ohne sie zu fragen was sie wünschte, ganz wie sie es früher immer hielten. Er wußte welche Unbequemlichkeit, ja welche Beschwerde es ihr bereitete sich mit einer Speisekarte einzulassen, wenn sie mit ihm zusammen war. Nicht nur, daß sie stets zur Vereinfachung dasselbe aß wie er, sondern er legte auch stets auf ihren Teller, was er für gut befand und reichte ihn ihr dann hin. Über solche Dinge, oder wenn sie, wie es meistens geschah, fast alles stehen ließ, wurde nie ein Wort verloren. Er kannte sie zu genau. Es war nicht, daß sie nicht wußte, was sie aß. Nur durfte sie nichts ablenken. Ihr Mißverhältnis zum Essen entstand nur durch jene Hemmungen, die mehr oder minder bei allen Menschen vorkommen, und sich bei ihr nur besonders leicht einzustellen pflegten. Bei ihr genügte eben sehr wenig um den Konnex zu stören. Und die Nähe dieses Mannes, die ihr die restlose Erfüllung ihres eigenen Seins gewährte, mußte in ihr jeden Sinn der Stunde und was im weitesten Sinne damit zusammenhängt, vollends betäuben. Zu einer Mahlzeit stand sie dann wie zu einem weit weggerückten Tisch und nicht ohne Mühe mußte sie sich immer neu darauf besinnen. Denn dann war für sie das Essen das Allerunwirklichste und Vergessenste. Indessen aß sie pflichtschuldig an einem scharf mit Curry gewürzten Reis und einmal kam die „Möve" und machte die beiden aufmerksam, wie gut er zubereitet sei. Die farblos schattenlose Freundlichkeit, die sie ihr bezeigte, empfand Mariclée jedesmal als eine ganz unbewußt auf-

oktroyierte, und dabei so wenig auf sich selbst beruhend wie der sonnige Reflex, der an der Mauer niedergleitet. Es war eben das Bannende, das von ihm ausging, das gleicherweise auch ihr selbst die Schüchternheit benahm. Übrigens sprachen sie bei Tisch nur wenig, aber in den geringfügigsten Gesten — sei es, daß er sein Glas hinstellte oder sie mit ihrer Gabel spielte — waren sie stets ganz enthalten und ganz dem Bewußtsein zugewandt, daß sie beisammen waren.

„Wollen Sie auf mich warten, wo wir zuletzt saßen, indem ich mich hinlege?" fragte er zu Ende des Mahles. „Ich bin sehr müde," und er lehnte sich zurück. Der Ton schnitt ihr ins Herz und sie erschrak über seine Blässe. Sein Befinden ist nicht meine Sache, dachte sie, was geht es mich an? was kümmerts mich? und ließ den Dolch in sich eindringen. Sie wollte etwas sagen, aber sie nickte nur, denn ihre Stimme war zerbrochen. Es war zu schrecklich an seine Krankheit erinnert zu werden. Und sie erhob sich, ging aber nicht gleich hinauf, sondern durchwanderte ruhelos die Säle und Gänge des Schiffes, schrieb auch an einen Mann, mit dem sie öfters in Streit geriet, dessen lautere Gesinnung sie aber heute ganz unvermittelt so klar durchschaute, daß sie, einem Impulse folgend, sich mit ihm versöhnte. — Und dann ging sie an Deck, nahm ihren früheren Stuhl wieder ein und wartete. Das Wetter war unvergleichlich. Ein wundervoller Himmel zerfloß ins Meer und das Meer, ganz der Sonne hingegeben, ruhte schillernd, mit ihr spielend, und verbuhlt, und ward ganz sich selbst, wie eine Muschel. Töne nennt man solche Farben, dachte Mariclée geschwellten Herzens und ihre Knie zitterten. Ist das alles so schön, oder sehe ich es nur, weil mein Tag so vor mir schillert und mich betört? Denn ihr Glück war zu fragil um nicht alles, was es bedräute, auszuscheiden und klar wie ein Tautropfen und kostbar wie eine Perle sich zu schließen. Und weil es so eingedämmt und karg bemessen war — hatten ihr nicht die Henker vorgeschwebt, als sie die Leiter dieses Schiffes emporstieg? — darum war sie jetzt eins mit ihrem Glück, in ihm verweilend und von ihm durchschillert, wie diese Sonne und dies Meer. Er wird bald kommen, dachte sie, und nahm die Zeitung, die auf seinem Stuhle lag, und verhüllte sich das Gesicht.

Aber mitten in dem Überschwang ewig unausgesprochenen Gefühles wurde sie von dessen Einsamkeit geschreckt. War der eine nicht stets das Geheimnis des anderen geblieben? hatten sie sich über ihre Beziehungen jemals geäußert? ihren Bund je zugestanden? War es möglich? flüsterte ihr jetzt die Stimme des Versuchers zu, war dies so bis ins letzte zu ertragen? Denk an später; an alltäglichere Tage, wo dieser dir vergeudet scheinen wird, an die Stürme, die ein Zweifel in dir entfesselte. Wenn die Türme und Dächer von Cherbourg in diesen reinen Himmel ragen werden, ragt zwischen euch der Tod. Es ist zu Ende. Und du wirst nicht wissen, flüsterte die Stimme, ob er dich erwartete, ob er dich wirklich rief, es fehlt dir der Beweis, nimm die Gewiß-

heit mit ans Land; es wird sich keine Gelegenheit mehr bieten. O, flüsterte die Stimme, wisset, wie ihr zueinander steht! scheidet, lebt, sterbet nicht also.

Von plötzlicher Unruhe erfaßt, blickte sie auf. Wo weilte er so lange? Es waren jetzt ziemlich viel Passagiere an Deck. Am anderen Ende tauchte die Möve auf und wieder war es die kleine Gruppe schwarz verschleierter Gestalten, die an die drei Damen der „Zauberflöte" erinnerte. Wie aus einem feindlichen Lager sahen sie zu ihr herüber, und hielten sich ihr fern und auch die Möve näherte sich ihr nicht. Sie grollt mir doch! dachte Mariclée naiv und sah wieder ins Meer hinaus, das schon wieder neue Weisen leuchtend verströmen ließ; und es gelang ihr die kleine finstere Gruppe am anderen Ende so weit zu vergessen, daß sie sich, etwas fieberhaft, die Dinge memorierte, die sie ihm sagen wollte.

„So lassen Sie uns denn ein paar spannende Momente erleben."

Es war seine Stimme und er stand ganz plötzlich hinter ihr und ließ sich in seinem Stuhle nieder. Sein Aussehen war viel besser geworden und man hätte ihn kaum für einen Kranken gehalten. Er hielt ein Buch, dessen Gravuren er ihr zeigen wollte und die Art, wie er die Hand ausstreckte, es zu öffnen, die Bewegung seines Arms, dies alles war ihr so wohl vertraut und trug sie hin zu dem Garten Roms, wo heilig beschattet die Statue Meleagers in ihrer holden Nacktheit ragt, denn hier wie dort atmete dieselbe Vollendung, und es war das unnachahmlich Plastische an ihm, in dem ihr Herz sich sonnte, wie es mit seinem Lachen, in dem so viel Glockenmetall anschlug, seinen Kultus trieb. Aber wie überbietend war doch die Feinheit seiner Männer, daß seine Nähe, ja sein Anblick sie von der Unmöglichkeit ihre Stellung zueinander auch nur von fern zu streifen, sogleich so heftig überzeugte! und welch verletzender Gedanke war das von ihr gewesen mitten in einem Zauberkreis die verfemten Worte auszurufen, die ihn nur sprengen konnten? Wie ferne lagen sie ihr schon, jene vorgefaßten Worte, jäh geschreckten Vögeln gleich, die nie mehr wiederkehren.

Er aber war es jetzt, der in Anbetracht der kurz bemessenen Zeit nach einem vorgefaßten Plan unverweilt von himmelweiten Dingen zu reden anfing und sie lockte, reizte, ihr in allem widersprach, alles widerlegte (denn alles läßt sich widerlegen), doch nur zum Scheine, um sie anzufeuern. Wie schnell war sie da vom Abstrakten hingerissen, immer schärfer, immer heimatlicher wurde ihre Luft. Sie war am Ziel. Aug in Aug feierten sie ihr Fest, indes ihre Hände, die seine und die ihre, die sich kannten, nachbarlich auf den breiten Kanten ihrer Stühle ruhten. Und sie wars zufrieden, ihren Pakt ewig ungenannt zu lassen.

„Nein!" sagte sie einmal, „ich bin nicht Ihrer Meinung. Für nichts ist man so verantwortlich wie für seine Geburt. Ich sehe die Verantwortlichkeit der Kinder für ihre Väter."

Indessen ging die Königin der Nacht in Begleitung ihrer Damen am Deck spazieren, stets an dem ungeraden Paar vorüber, wobei sie nie verfehlte Mariclée mit ihren Kieselsteinaugen zu fixieren. Diese merkte es wohl, doch à distance, nicht anders als sie das Mittagessen bemerkt hatte. Hin und wieder näherte sich auch die Möve und stand am Geländer lehnend, vor den beiden; und dann sprach man über die Ereignisse des Tages und über die letzte Rede im Parlament und erörterte die Aussichten der Konservativen. Der Großvater der Möve hielt halb Schottland für sich allein umzäunt, es läßt sich also denken, was man in seiner Umgebung von der demokratischen Strömung und von Leuten wie Lloyd George und Churchill hielt. Mariclée wunderte sich nur ein wenig, da sie doch immer wiederkehrte, daß sie sich nie setzte; aber es war ja ihr Stuhl, den Mariclée so ohne weiteres in Beschlag hielt; doch fiel es ihr nicht ein die Etikette, die daran hing, anzusehen. Denn was hätte sie bedacht? was hätte sie gewußt? Ein Diener brachte Tee und sie nahm ihn, nahm den Kuchen, den er dazu reichte. Sobald die beiden allein waren, griffen sie jedoch unverzüglich ihre eigenen Gespräche, die sie so zwanglos fallen ließen, wenn man sie unterbrach, ebenso zwanglos wieder auf. Und der Strahlenring um Mariclées Augen weitete sich immer mehr und verschlang ihr ganzes Gesicht, auf dem sein starker Blick immer voller, aber auch immer schweigsamer verweilte.

Da mit einem Male geriet diese ganze verwunschene Welt ins Schwanken; der lichte Himmel, das holde Meer waren nicht länger endlos: schmale Stifte schrieben in der Ferne seltsam blasse Zeichen in die Luft, liefen im Spitz, im Zickzack, zogen ein Viereck — waren's Türme, war's ein Blutgerüst? „Ah!" sagte sie, „da ist Cherbourg." Und es klang leicht und gefällig, als sei es ihr willkommen.

„Es liegt noch ferne," sagte er, „wollen wir nicht hinuntergehen?" Sie erhob sich sogleich. Denn jetzt war sie erwacht; und sie ertrug es nicht Cherbourgs höllische Tore heranziehen zu sehen. Ihre Jacke zuknöpfend stand sie vor ihm, sein Blick glitt ihre Gestalt entlang und blieb dann an ihrem Gesichte haften; und sie ertrug ihn, mit einer Miene von Leblosigkeit wie umflort. Und er stand langsam auf, und sie gingen zusammen. Nichts mehr von Hölzernheit in ihr. Hoch aufgerichtet, wie getragen, schritt sie an seiner Seite, die klar wie mit dem Silberstift umrissene Gestalt gleichsam noch größer und geschmeidiger; und obwohl die Macht, die einst wie mit ehernen Ringen ihre Schultern aneinanderschmiedete, daß sie wie ineinander wuchsen und eine Gruppe bildeten, wenn sie gingen, sie jetzt mit gleicher Schärfe auseinanderhielt, entstrahlte dennoch ihren Linien ein so analoger Geist, daß sie als ein geschlossenes Bild hinzogen, nach Einem Rhythmus wie zuvor.

Nicht, daß sie einander glichen. Vielmehr stand scheinbar nichts in stärkerem Kontraste zu dem zwar hypersensiblen aber doch stahlharten und in

allen Genüssen so versierten und aller Lüste so kundigen Mann, der es verstanden hatte, dies spröde Dasein so zu meistern — sein Sturz tat nichts zur Sache —, daß es wie ein dressiertes Pferd nach seiner Willkür karakolieren und dem Sporn des Reiters folgend, mit zierlichen Schritten über die unebene Bühne des Lebens tanzen lernte, — nichts konnte ihm unähnlicher sein, wie diese Jongleuse der Entsagungen, scheinbar sagte ich, in Wahrheit glich ihm nichts so sehr. Denn sie schied sich vom Wettbewerb des Lebens aus, nicht weil ihr dessen Güter nicht wert bedünkten, sondern weil sie sich nicht bescheiden wollte, und verwegenste Anmaßung war so sehr das wahre Grundmotiv ihrer wie seiner Attitude, daß sie ineinander enthalten, und der eine an Stelle des anderen denkbar war. . . .

Als sie nun zur Treppe gelangten, die zu den unteren Sälen führte, vertrat ihm die Königin der Nacht den Weg und Mariclée hörte zum ersten Male ihre Stimme.

„Der Arzt hat das Treppensteigen strengstens verboten," sagte sie.

„Ich gehe sie doch hinunter," gab er ihr mit einem sonoren Nebenklang zurück, der sie unweigerlich beiseite schob.

Mariclée machte Miene umzukehren. „Ich habe doch den Lift," sagte er schneidend. Da folgte sie ihm.

Unten stand ein niedlicher Flügel, den er alsbald öffnete, und während sie ihm die paar Stücke vortrug, um die er sie bat, lag ihr nichts anderes im Sinn. Aber nicht lange und sie drehte sich auf ihrem Stühlchen um, denn er stand hinter ihr. Denn die Zeit, die ihnen blieb, war nur mehr nach Minuten gezählt, und sie wollte ihn sehen. So lachte sie etwas gezwungen und sah ihn mit angestrengten Blicken an, die, seltsam umblaut, Lasten zu ziehen und sich zu schleppen schienen. Da sie sich nicht länger auf ihr entlegenes Gerede, das sie selber nie betraf, konzentrieren konnten, war jetzt ihr Ton merklich salonmäßiger und oberflächlicher geworden. Aber während Mariclée ihrer Stimme wundervoll gebot, verrieten sie jetzt ihre strahlenden Hände — ja mehr noch sie gewährte ihnen — und ob sie sich senkten oder gleichsam wider ihr eigenes Leid erhoben und schwebten und wieder zurückfielen, immer sagten sie aus, was sie verschwieg und hielten ihre eigene Zwiesprache mit dem Schatten von Freudelosigkeit, ja von Bedrängnis, der sich jetzt über die gelassenen Züge des kranken Mannes senkte.

Ein Steward erschien an der Türe: „Cherbourg," rief er herein und verschwand. Es war, wie wenn schnell und lugüber eine Elster vom Aste auffliegt und sich sogleich wieder verbirgt.

„Es wird noch eine Weile dauern. Sie werden sehen," sagte er. Aber sie schritt schon dem Ausgang zu.

„Nein, nein; es ist Zeit." Es war ihr in der Tat, als hätte sie Eile. Und sie verließen den Saal.

„Hier ist der Lift, Sie dürfen nicht weitergehen," sagte sie. Aber er folgte ihr die schmalen Gänge des Zwischendecks entlang, die eine erdrückende und heiße Luft erfüllte.

„Sie müssen gehen," sagte sie und hielt inne. Aber er stellte sich taub. Da gingen sie weiter ohne ein Wort.

Und obwohl jene Macht, die sie einst, und wenn die Straße, die sie gingen, noch so weit war, so magnetisch zusammenschloß, daß sie als eine Gruppe wandelten, sie jetzt so magnetisch schied, daß sich zwischen den eng zusammengepreßten Wänden ihre Schultern, die sich kannten, niemals auch nur streiften, gingen sie dennoch nach einem Rhythmus und wie aus einer Form gegossen. Denn in Wahrheit waren sie Eins.

So zogen sie tief hinab, wo sich die dunstigen Räume immer niedriger schichteten und die Flanke des Schiffes sich rundete und auslief. Hier gähnte ein gewaltiges Loch. Es war ein Spalt, groß wie ein Scheunentor und ein Gebrause wie von einer Mühle. Denn hier lag die Barkasse dem Dampfer an. Aber den Zugang blockierte noch die Mannschaft, und es war ein großes Hin und Her. Denn das Schiff war nicht in den Hafen eingelaufen, sondern hielt sich an der Mündung, und was es an Briefsäcken aufnahm und an Frachten ablud, vermittelte das Boot.

„Es wird noch eine ganze Weile dauern, bevor Sie es besteigen müssen," versicherte er wieder und führte sie zu einem kleinen Mauervorsprung, der eine Art von Loggia bildete. Hier stellten sie sich auf. Die Brise umwehte sie und sie hatten das Ufer im Rücken, auf daß sie es ein letztes Mal vergaßen. Vor ihnen das prunkende Meer, das seine Wogen glatt und einsam entrollte, und die verlassene Ferne.

Hier standen sie jetzt, ohne sich ein Wort zu sagen. Was hätten sie gesagt? Die schmale Stelle auf diesem Mauervorsprung war jetzt ihre Welt. Darüber hinaus gab es keinen Fleck mehr, der sie zusammen trüge. Versunken und ungangbar alle Stätten, alle Wege, jede Spanne Bodens, den ihre Füße je gemeinsam wandelten. Soweit sie reichte, diese Welt der ewigen Verweigerungen, Unzulänglichkeiten und Verzichte, bot sie keinen Raum, enthielt keine Luft, die sie je wieder vereinigt sah. Und da geschah es, daß sich Mariclées Gesicht zu höchster Harmonie zusammenschloß, zum eigenen Ideale werden durfte, und seine eigene Vollendung feierte; und ganz sich selber ward, indem es sich, sowie die Stunde, die es zeitigte, unendlich überbot. Und irgendwie war es sein Gesicht, indem es in dieser Vollkommenheit nur seinem Auge und nur von ihm wachgerufen, sich entfaltete. Wie jene Nymphäen des Mississippi, die unter Baldachinen mannesschwerer Riesenblätter bis zu jener einen Julinacht verschlossen harren, in der ihre gekrönte Blüte, die gewaltigste und zarteste der Erde, der überhitzten, der erwartungsvollen Flut entstrahlt und ihren Wert in einer Nacht vergeudet, daß, wer sie später suchte,

sie nicht mehr erkenne. Ein solches Antlitz wandte sie jetzt im Scheiden dem Manne zu, und zu solcher Schönheit malte, schmückte, krönte es in dieser Stunde die Natur. Sie standen geschützt und ungesehen und unbelauscht, zwischen ihnen nur die Luft, und diese Luft hing zwischen ihnen wie ein Schwert.

Da fiel ein Schatten in diese Welt. Mit welchem Grauen fühlte sich da Mariclée an die Wirklichkeit erinnert! Wie tödlich erblaßte sie, bevor sie den Mut fand, sich diesem Schatten, von dem sie sich gerufen fühlte, zuzuwenden. Sie sah die Möve. — Wie eine Gejagte, geängstigten, zerflatterten Blickes, war sie auf der Suche hier unten aufgeflogen.

„O wie krank wirst du morgen sein!" brach sie aus.

Aber Mariclée durchschaute sie wie Glas. Sie sah die Sorge, die Eifersucht, den Verdruß, sah vor allem, sie die Virtuosin, wie ungewohnt er dieses Wesen traf, so daß es gar nicht wußte, wie es sich zu ihm stellen sollte; — sah es, — und war gerührt. Denn Verdruß zuzufügen, schlug so wenig in ihr Fach, daß sie, die Zerbrochene, tausendfach Beraubte, imstande war, in diesem Augenblicke, nur der Not Rechnung zu tragen, die sie hier verschuldete — denn zu nehmen war so wenig ihre Art.

„Sie hat recht. Sie werden sich nur verderben," und ohne ihn anzusehen, ging sie rasch auf sie zu: „Leben Sie wohl!" sagte sie, und ergriff ihre Hand. Aber jedes Wort, das sie da sprach, tönte wie gesungen, und die Dominante gab jetzt wieder jener seltsame Umschlag des allzu mächtig zurückgedrängten Gefühles, das im höchsten Affekt ihren Blick zu dem eines ausdruckslosen toten Statuenauges schlug.

So kam es, daß sie jetzt das schmale Handgelenk der „Möve" erfassend es leicht und zärtlich drückte und lächelnd zurückhielt, wie der Liebhaber die Hand der Geliebten. Ein Zeuge hätte schwören dürfen, daß sie nur für sie auf dieses Schiff gekommen war, so verschwenderisch und so entzückend war die Anmut, mit der sie Abschied von ihr nahm.

Und ihm? — Ihm drückte sie nur flüchtig die Hand, sah ihn nur flüchtig an und hatte sich schon abgewandt von ihm, war schon unter dem Tor, — sprang schon in die Barkasse. Und nicht lange, so stieß diese von dem mächtigen Dampfer ab, der wieder ins weite Meer hinauszuziehen begann, und hob und senkte sich in seinem heftig bewegten Strom. Mariclée lehnte am Maste, und wie sie also hoch aufgerichtet, wie eine Erkorene, stand, von der scheidenden Sonne umleuchtet und umflossen, glich sie einem jungen Kriegsheld am Abend einer Schlacht. Und in der Tat war das Gefühl, das sie jetzt zum ersten Male trug, ein Gefühl des Sieges. Ja — es war ihr Tag gewesen, ihr fielen alle seine Ehren und Würden zu. Jeder Zweifel war verschwunden. Sie begriff nicht, wie sie ihn jemals hegen konnte. Etwa weil sie das Spiel nur des hohen Einsatzes halber wagte, den Gewinst jedoch verschmähte? — Denn nirgends lebte der Mann, der von ihr sagen

konnte: „Diesen Vorteil erstrebte sie von mir," noch die Frau, die von ihr sagen durfte: „Jenes unternahm sie wider mich." Keiner war sie je eine Rivalin gewesen. Denn darin eben setzte sie einen unbeugsamen und unerhörten Stolz. Von einem andern wußte sie nichts. Verwegenste Situationen geziemten ihr nur. Und deshalb trieb es sie hin und wieder mit solcher Macht dieser lächerlichen Welt, und dem, was sich als ihre Mächte und Konventionen so großen Respekt verschaffte, eins ins Gesicht zu schlagen. Und sie wußte, daß sie es durfte. Weil sie nichts wollte. Weil sie von einem Wettbewerbe ausgeschieden war, dessen Preise so ungereimt und so zu Unrecht verwilligt wurden, oder bestenfalls die schmähliche Marke der Vergänglichkeit und des Verfalles trugen. Wenn sie da einsprang, war das Absichtslose stets ihr Banner, ihre Geste und ihr Hohn. In ihren Verzichten — und diese waren bei ihr stets die Voraussetzung — lag ihr still geheimnisvolles Anrecht auf jene Männer, die sie durchschaut hatten, und darum verwand sie keiner.

Zwischen Dampfer und Barkasse drängte sich die Flut. Mariclée sah zu dem überfüllten Deck empor, von wo aus alle Blicke dem ziehenden Boote folgten. Schon zeigte man dort oben jene eigentümliche Neugierde der Passagiere für alles, was mit einer Landung zusammenhängt. Und bald genug entdeckte sie ihn, für den sie gekommen war, über das Geländer gebeugt und an seiner Seite die Möve, die ihr zuwinkte. Aber Mariclée nahm keine Notiz von ihr und rührte sich nicht. Nur an der Unbeweglichkeit, mit der sie zu ihm hinstarrte, erkannte er, daß sie ihn sah.

Und der gewaltige Bau begann — scheinbar langsam — seine Straße zu ziehen und hob sich immer schärfer vom Himmel ab. Schön und furchtbar stand er jetzt über den Fluten getürmt. Es drängten sich immer mehr Wellen zwischen der Barkasse und ihm. Schon fing er an sich zu verkleinern, und mit einem Male beschleunigte er die Fahrt. Ja es war, als führe er geradewegs in die Sonne hinein, die wie ein goldenes Tor mit weit geöffneten Flügeln am Rand des Ozeans stand. Da färbte sich das Meer und huldigte ihr mit gesteigerten Akkorden, und so umrauschte es die beiden Schiffe, die in der verklärten Luft einander entschwanden.

Aber Mariclée, unbeweglich am Maste gelehnt, hielt ihren Blick zu dem Manne emporgerichtet, der über dem Geländer gebeugt zu ihr niedersah. „Da zieht er hin!" dachte sie. Und plötzlich preßte sich ein Gitter so enge um ihr Herz, daß es sich zwischen den eisernen Stäben krampfte und brach.

So endete ihr Tag. So trennte sie das Meer.

Allein das goldene Tor der Sonne ist zerflossen, und vor dem leeren Himmel erbleichte schon das Meer. Es ist der Abend des 30. September. Die Zeit ist um. Zwei Monate von Mariclées seltsamem Leben, so sagten wir, seien hier preisgegeben und der Vorhang weit davon zurückgeschlagen. Dann mag sie wieder ihres Weges ziehn.

Der junge Kainz
von Otto Brahm

Eines Tages, als Kainz noch Mitglied meines Deutschen Theaters war, brachte er mir, mit einiger Verschämtheit, ein Manuskript: Sardanapal war es überschrieben, und enthielt eine Übersetzung des Byron, die er mit Joseph Kainz in der Titelrolle am Deutschen Theater gespielt wünschte. Leider mußte ich nein sagen, denn das Stück, im Banne Racines entworfen, stand mir meilenfern, und auch die Übersetzung blieb hinter der älteren von Böttger arg zurück, die einen Eigenton Byrons doch aufgefangen hatte: Kainzens Arbeit war im Jambenstil der Schillerschule gehalten, uncharakteristisch und von literarischer Begabung offenbarte sie nichts.

Wenig besser ist es mir mit den Entwürfen des Künstlers gegangen, die gleich nach seinem Tode hervorkamen, auch in ihnen habe ich einen Schriftsteller von Wesenheit nicht erkennen können; und als ich nun in Arthur Eloessers Vorwort zu dem Buche Der junge Kainz, Briefe an seine Eltern (1912, S. Fischer, Verlag) die Worte las: „es war in ihm noch Zeug genug zu einem Schriftsteller ...", da setzte ich hinter diese Behauptung ein gut begründetes Fragezeichen. Als ich aber, nicht das Vorwort, sondern das Buch zu Ende gelesen hatte, strich ich mein Fragezeichen eifrig wieder aus: Dramen übersetzen, Dramen schreiben konnte Kainz nicht, aber ein Schriftsteller ist er gewesen, voll Frische und Reiz, schlagkräftig, unmittelbar, und der Zauber seines Wesens teilt sich aus seinen Briefen dem Leser so unwiderstehlich mit, wie wir ihn vor dem Lebendigen empfanden, auf der Bühne oder in der Wirklichkeit. In diesen mit fliegender Feder hingeworfenen, nur den Eltern zugedachten Berichten drückt seine ganze Persönlichkeit sich ab, in ihrem Charme und ihrer Bosheit, schwärmend in Liebe und funkelnd in Zorn: und wer so sich selber geben konnte im Wort, mit dieser Fülle, dieser Ursprünglichkeit, wie sollte man den nicht Schriftsteller heißen?

Aber nicht nur sein eigenes Bild gibt Kainz in großer Treue, auch seine Umwelt schildert er, in ganz gelegentlichen Bemerkungen, Plaudereien, Ulkgeschichten, schildert mit einem Blick, der gesehen hat, und einer Feder, die zeichnet. Als er im ersten Engagement tief in der österreichischen Provinz drinsitzt, tritt uns dies „liebe Marburg" höchst anschaulich entgegen, mit seinem stumpfsinnigen Fasching, seinen theaterfreudigen Offizieren und „Studenten", die aber in Wahrheit erst Gymnasiasten und Realschüler sind, und vor allem mit seinem netten Volke der „Schmiere", die ein einziger Zug des Leichtsinns köstlich kennzeichnet: als der Direktor ein Jubiläum feiert, gehen die Schauspieler alle zu ihm, und nehmen von dem zu Beschenkenden fünf Gulden Vorschuß; vier davon geben sie für den feierlichen Zweck wieder her,

aber mit dem letzten schaffen sie sich ein Bene, „die Hallunken". In wunderhübschen Augenblicksbildern von dieser Art fängt der subjektivste der Menschen Wirklichkeiten auf; und wir empfangen, gesehen durch ein Temperament, Winkel der Welt. Der Theaterwelt.

Denn dies ist die Folge von Kainzens naivem Schriftstellertum: er gibt Beiträge von Wert zur Theatergeschichte. Die Familienbriefe, die der zärtlichste Sohn den zärtlichsten Eltern schreibt, weiten sich, breiten sich aus zu historischen Dokumenten; und nicht nur, weil sie von Kainz erzählen, einem Mittelpunkt heutigen Theaters, sondern auch durch ihre strömende Lebendigkeit, ihre individuell nach vielen Seiten ausgreifende Wahrheit wurden sie ein gewichtiger Teil unserer modernen Theatergeschichte: sie können anregen, was hier nur subjektiv, zufällig gegeben wird, auszubauen, sachlich und umfassend. Drei Stile hat der junge Kainz durchmessen: den Förster-Laubestil in Leipzig, den der Meininger, den des Possart in München — bis er im Deutschen Theater dann Wiener Theaterkunst und die des Herzogs Georg, Försters Burgtheatertradition und L'Arronges Ausstattungslust zusammenkommen sah. Und durch all dies verschieden Gerichtete geht Kainz hindurch, nicht unbeeinflußt, aber doch im vollen Gefühl seiner Persönlichkeit, gewiß seines Genies und keiner „Richtung" untertan. Wer schildert uns, auf den Spuren der Briefe, diesen Kampf der Stile und Naturen? „Für die Germanisten in dreitausend Jahren", sagt in einem Stücke Hermann Bahrs ein Abbild Kainzens, als er Rezensionen ungelesen zur Aufbewahrung gibt; aber hoffentlich kommt einer aus dieser, jetzt wohl zu billig verlachten Schaar, eh die dreitausend Jahre ganz um sind, des Weges gefahren, den ich sehe. Oder will Eloesser selber ihn wandeln und eine Kainz-Biographie geben? Mit seiner schönen Sammlung bereitet er jedenfalls den Kommenden die Pfade; und es fordert besonderen Dank, daß er, wie nahe auch diese Zeiten uns noch liegen, die Briefe nicht retuschiert hat, daß er Kainzens Laune, Entrüstungen, Haß in ihrer nackten Natürlichkeit sich ausströmen läßt, unbekümmert, ob nun sein geliebter Held und Freund „unsympathischer" erscheinen möge.

Grundlinien zu einer Lebensgeschichte des jungen Kainz lassen sich jedenfalls heute schon ziehen, so reichlich spenden die Briefe; und ich versuche jetzt, indem ich dem Material Eloessers, das auch eine feine Einleitung und knappe Anmerkungen enthält, einiges Eigene zufüge, die Existenz des Kainz von 1858 bis 1883, fünfundzwanzig Jahre seines Lebens, zu erzählen.

I

In Kainzens Arbeitszimmer, an bevorzugter Stelle, hing ein reizvolles Ölbild (gemalt 1850); ein sehr junger Österreicher in Uniform war dargestellt mit einem klugen Knabengesicht, fesch und voll Charme im Blick,

in der Haltung, in seiner ganzen ungezwungen-pagenhaften Art; und ein so merkwürdiger wienerischen Reiz geht von diesem anmutigen Porträt aus, daß es, nach bald dreißig Jahren, auf mich heute noch wirkt, wie beim erstenmal: bezaubernd. Joseph Kainz der Ältere, dessen Erscheinung hier festgehalten ward, ist ein gewinnender Mensch gewesen, der Mittelpunkt jeder Geselligkeit, ob sie nun im Wiener Café oder im Leipziger Rosenthal sich versammelte; um ihn scharten sich alle, berichtet der Sohn, was er sprach, schien Evangelium; und als der Alte einst Abschied nahm von Kainzens Freunden, sagte ihm einer: solch einen Menschen habe er noch nie gefunden! Doch im Leben war dieser Begnadete auf einer untersten Staffel stehen geblieben, ein kleiner Beamter bei der Eisenbahn, mit kargem Sold; und viel Bitterkeit sammelte sich in seiner Brust, die entlud er dann in satirischen Versen auf seine Kollegen, und seiner österreichischen Liebenswürdigkeit gesellte sich schnell ihr Widerspiel bei, das Wienerische „Raunzen".

Hat er das eine wie das andere dem Sohne reichlich vererbt, so ist auch die Mutter, Mathilde Kainz, der zornigen Rede große Meisterin gewesen: manchen Fußtritt, manche Watschen erhalten die bösen Direktoren in ihren Briefen, und dem dicken Förster wird, um ihn zu schrecken (so wie die Jungens sagen: mein großer Bruder kommt), nur die Ankunft der temperamentvollen Frau mitgeteilt. Den Theaterarzt, der ihrem Seppel zu viel zuzumuten scheint, befördert die höchst kriegerische Mutter einfach zur Türe hinaus; aber auch der Sohn, wenn er sie enttäuscht, bekommt sein vollgemessen Teil zu hören, ungeraten ist er, lieblos, und allenfalls das eine nur muß man ihm lassen: daß er wenigstens kein Böhm' ist! Aber wenn sich ihr Zorn selbst humoristisch hier zeigt, so ist in guten Stunden ihre Laune erobernd, und sie weiß mit ihren Briefen voll drolliger Einfälle den Menschen große Heiterkeit zu schenken; doch auch im Ernst bewährt sich ihre schriftstellerische Gabe, liebenswürdige Verse gelingen ihr, und wenn es einmal einen besonders schwierigen Fall gilt, ein Gratulationsschreiben oder „so eine recht lamentable Wurstsuppe", so bittet der Seppel Frau Mathilde, die Schulmeisterstochter: lieb Mütterchen, schreib du für mich.

Als diesen beiden aparten Menschen von Wiener Prägung der Kultur, die im Theater ihren natürlichen Gipfel hatte, der einzige Sohn erklärte: ich muß Schauspieler werden! staunten sie nicht nach Elternart, und widerrieten nicht, sondern sie schickten das Bürschlein, das seine 15 Jahre widerwillig zum Gymnasium trug, auf eine der Übungsbühnen, die rings in den Vororten, bald in Rudolfsheim und bald in Metzleinsdorf, der Wiener Theaterleidenschaft ihr Podium boten. Im Burgtheater war Kainzens Spieldrang aufgewacht, und er durfte ihn nun austoben, wenigstens bei einem alten Inspizienten des Burgtheaters, St. Michel genannt, Direktor des „Sulkowsky-Theaters"; doch bald brachten sie ihn zu einem richtigen Burgtheaterspieler, zur guten

Kupfer-Gomansky in die Lehre, und von da ward dann der Weg gefunden zu Laube und zu Dingelstedt: beiden durfte Kainz vorsprechen, doch beide großen Männer, scheint es, sahen an seinem Genie vorbei. Nicht so August Förster, einer der Regisseure des Burgtheaters; für seine künftige Direktion in Leipzig suchte der Mitglieder, und so fing er sich den dürftigen Mortimer zum Sommer 1876 ein; bis dahin sollte Kainz sich gründlich „ausspielen", wie man beim Theater sagt. (Andere nennen es auch „sich einspielen"; das ist aber auch nicht besser.) Es mißlang ihm in Kassel, wo er am Hoftheater auf Engagement den Fürsten in „Dorf und Stadt" spielte, diesen „Dreck", und wahrheitsliebend schrieb er in sein schönes Rollenbuch: „total mißfallen"; es gelang ihm im österreichischen Marburg, und gleich nach dem ersten Besuch beim Direktor Dietz, Oktober 1875, meldet er „zitternd vor Freude", daß ein ganzer Rollenhaufen ihn erwartete: „ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne!"

II

Der Zögling des Burgtheaters, der siebzehnjährig in die Welt ging, hatte seine unmittelbarsten Eindrücke unter dem Regime Dingelstedt gehabt; der aber fand seine Stärke, ein Meininger vor den Meiningern, in der farbigen und geschichtlich echten Inszenierung. In Kainzens mimischen Trieb traf das völlig; sich herzurichten, sich malerisch zu erhöhen war sein Wunsch, und grade, weil die Natur ihm vieles versagt hatte, was den strahlenden Theaterhelden schmückt, strebte er mit kindlichem Eifer sich „schön" zu machen, wie die Hartmann und Krastel. Schminke und Wattons dünken ihm die unentbehrlichsten Hilfsmittel, und schon aus Kassel ertönt, hell und eindringlich, der Schrei nach den Wattons; mit ihnen läßt er sich photographieren, sie rettet er zuerst aus dem Feuer, als das Theater in Frankfurt brennt, und erst eine späte Einsicht lehrt ihn, daß er sein Eigenstes und Bestes nur verhüllt, wenn er mit aufgeklebter Nase und auf künstlichen Beinen daherkommt. So hatte Paganini, dessen Ungeschicklichkeit zum Himmel schrie, wohl gefragt, wenn man die Zauberstimme seiner Geige pries: „Und was haben Sie zu meinen Verbeugungen gesagt?"

Zu dem schönen Aussehen eines Liebhabers aber gehörte vor allem das schöne Kostüm: und der glücklichste Mensch ist Kainz nun von neuem, als ihm Marburg die herrlichsten Dinge spendet für seinen Bugslaff im „Hans Lange": einen Goldharnisch und Goldhelm mit Federn, prachtvoll anzuschauen, dann ein ganz neues lila Samtwams, mit großen Stahlsteinen ganz benäht — den Überwurf mit Silber nicht gerechnet, und all die andern strahlenden Herrlichkeiten der Provinz. Und dabei diese minutiöse Richtigkeit — halt ganz wie beim Dingelstedt! Da er überdies beim Publikum und Direktor vollständig durchgeschlagen hatte, so wünschte er nur eines

noch: daß die Eltern kommen, ihn anzuschauen; ihn, der jetzt der Tonangebende ist, den ganz Marburg schon kennt. Kennt und hätschelt und tätschelt: der österreichische Bühnenenthusiasmus verwöhnt den Jungen, schickt ihm Torten, Weintrauben und Kamelien, eine kleine allerliebste Katze mit blauem Band bringen sie ihm, und auch andere nette Tierchen weiblichen Geschlechts schlängeln sich an ihn heran. (Doch davon darf der Mama nichts erzählt werden, denn Frau Mathilde zittert für seine Tugend, und ihre Mutterangst sieht ihn „im Arm der Geliebten" die Eltern vergessen.) Diese ersten Monate theatralischer Existenz sind vielleicht die glücklichsten im ganzen Kainzischen Leben gewesen: alle Jungenträume erfüllt, wolkenlos strahlt sein Bühnenhimmel, und der Beifall von „ganz Marburg" erfreut ihn reicher, als nachmals der Beifall von tout Berlin.

Aber „Joseph der Seelige", der in seinem verwegenen Spieleifer sogleich bis zum Faust hinaufgreift — er war nicht gemacht, zum Augenblick zu sagen: „Verweile doch, du bist so schön"; und bald stellt auf den Marburger Rausch die Reaktion sich ein: tiefe Unzufriedenheit, Bitterkeit, Krachlust. Eben erst hatte Kainz die mahnende Stimme der Kupfer abgewiesen, die ihm zurief: werde kein Komödiant, und hatte über diese alte Hofschmierenspielerin die Fülle seiner Entrüstung ausgeschüttet — und nun entrüstet er sich selbst über das Saunest, in dem er seine Festungsstrafe abdient, über das unerträgliche Schmierenleben, und sehnt sich aus voller Seele nach dem altehrwürdigen Kunsttempel hin, wo man den Burgtheatergöttern huldigt, den Sonnenthal, den Lewinsky und Hartmann. Und seine Unlust wendet sich plötzlich gegen den Direktor, dessen Jubiläum Kainz doch mit andern „hoffnungsvollen Kunstjüngern" begeistert gefeiert hatte, „von ganzem Herzen und aus tiefster Seele". Nun aber ist „dieser in Ehren grau gewordene" Mann ihm plötzlich zum Leuteschinder geworden, dessen grenzenlose Schmutzerei zum Himmel stinkt; und wie ein erfahrener Koulissier spielt der soeben bis zum achtzehnten Lebensjahr Gediehene mit seiner Macht, das Repertoire umzuwerfen: nicht er hängt vom Direktor ab, sondern der Direktor von ihm; und der weiß auch recht gut, daß der Kainz es versteht, krank zu werden! So wettert der Verhätschelte gegen den Ehrengreis, und zuletzt ist er ganz faché mit ihm, grüßt ihn nicht mehr — bis plötzlich, niemand weiß wieso, der Theaterdonner verhallt und wieder Friede im Land ist. Es ist nicht nur der verzogene Junge, der hier sich offenbart, — diese Umschwünge von einem zum andern Äußersten sind dem Manne Kainz geblieben: er konnte Kleistische Gestalten spielen, denn er lebte sie, in ihrer wilden Maßlosigkeit, ihrem durch Freud und Schmerz bis zum Wahnsinn Hingerissensein. Das Kind ist des Mannes Vater, hat man gesagt, und das trifft auf Kainz vor allem: in diesem kleinen Marburger Draufgänger steckt schon Deutschlands künftiger Carlos, und aus geringer Reibung entlädt sich gewitternd sein Dämon.

Als Kainz in der Marburger Seligkeit mitten drin wohnte, warf sich ihm die Frage auf: ob der Förster wohl auch ein so gewissenhafter und seelenguter Direktor für ihn sein würde, wie der Dietz? Als er aber von Marburg fort strebte, als er danach „lechzte", in die Leitung Försters zu kommen, da sah seine sehnsüchtige Phantasie den Alten förmlich bei der Probe herumrennen und mit allen heiligen Donnerwettern in die Komödianten fahren. Beide diese Ahnungen erfüllten sich, als Kainz nun, am 20. Juni 1876, nach Leipzig kam: es gab Enttäuschungen, Anziehung und Abstoßung, und die Krachlust von Marburg wuchs an zu einer wirklichen Explosion: zur „sofortigen Entlassung", im August 1877.

Als Eröffnungsvorstellung war „Kabale und Liebe" gewählt worden, Kainz sollte den Ferdinand spielen. Aber bald erfuhr er, daß nicht er, sondern sein Kollege Senger die Rolle zuerst geben würde, und mit Galgenhumor rief er aus: mein Ferdinand schwimmt in der Pleiße! Förster schien ängstlich geworden, dem dürftigen, mit einem kecken Provinzschmiß begabten Anfänger den Ferdinand zu belassen, und enttäuscht erkannte er seinen Schützling nicht wieder, der so wild sich „eingespielt" hatte. (Oder „ausgespielt".) Ohne Herrschaft über seine Bewegungen zumal, befolgte Kainz die Mahnung nicht, die sein Hamlet dann so überlegen den Schauspielern zurufen sollte: Sägt auch nicht zu viel mit den Händen durch die Luft; und eine junge Kollegin, schmächtig und klein wie er, siegte grade da, wo Kainz unterlag: „in den Bewegungen steht Bertens obenan", so erkennt er.

Förster glaubte diese genialische Unruhe am besten zu bändigen, wenn er Kainz in einen „gesetzten" Liebhaber warf, im Konversationsstück; und so ward für sein erstes Auftreten Edmond von Varennes in Scribes „Kameraderie" gewählt. Kainz aber schrieb in sein Rollenbuch, mit wütender Wahrheitsliebe, wie in Kassel: glänzend durchgefallen. Die offizielle Kritik äußerte sich weniger streng, im Leipziger Tageblatt schrieb Gottschall: „Bewegung und Spiel waren nicht degagiert genug; doch sein Ton hatte etwas Sympathisches, und seine Rede, die sich nur bisweilen überstürzte, einen gewissen feurigen Fluß und Guß." Trotz des Schulmeistertons dieses Leipziger Beckmesser erkennt man doch Grundzüge des echten Kainz in solchen Worten, das innere Feuer, das Scribes Hölzernheit durchflammte, das Vorwärtsdrängende eines leuchtenden Temperaments; die eingeschränkte Bewegung aber mochte Försters zügelnde Regie bewirkt haben, und seine Mahnung zum „feinen" Spiel im Burgtheatersinn.

Edmond von Varennes, sagt Kainz, ist ein gesetzter älterer Mann — nämlich 28—30 Jahre wenigstens! Solche alten Kerle aber mag er nicht spielen, und eine ähnliche Rolle in Marburg hatte er einfach „zurückgefeuert": denn er ist ein jugendlicher Liebhaber. Und dieses bleibt sein Um und Auf,

sein Stolz und seine Seligkeit immer: er ist ein jugendlicher Liebhaber; diesen Königsmantel schlägt er um seine Schultern, wenn die kritischen Feinde anstürmen; in ihn gehüllt trotzt er und hungert er sich durch, bis daß der Tag der Krönung endlich, endlich ihm aufgeht. So sprang er mit hellstem Eifer denn in seinen ersten Leipziger Jugendlichen hinein, den Phaon der „Sappho"; in einer wahren Betäubung lebt er jetzt, die ihm alles tägliche Leben schwinden macht, die Mutter, den Schlaf, ja selbst den rasenden Appetit, mit dem sein mageres Wachstum wolfgleich durch die Kneipen Leipzigs wandert. Sich will er zum Siege bringen, und zugleich den Landsmann Grillparzer, der „im fernen Land", von Wiener Schauspielern geführt, seine erfolgreiche Premiere haben soll. Vier Jahre erst war der Dichter tot, und wie für einen Gegenwärtigen kämpfte sein Phaon, der schon in diesen Jünglingstagen die Leipziger Novitäten „Sappho" und „Der Traum ein Leben" in jener Wärme lebendigster Grillparzer-Verehrung umfing, die ihm sein Leben lang verblieb.

Hat er nun aber mit dieser zweiten Rolle, mit dieser Gestalt voll Anmut nach seinem Sinn, den Sieg gehabt, den er brauchte? Seine Briefe sagen ja (denn Gutes nach Hause zu melden ist sein Verlangen), doch der Gewährsmann Gottschall schränkt den Siegesbericht ein: zu sehr hellenischer Naturbursche erscheint ihm der Darsteller, zu ungelenk noch, und auch sein „unleugbares" Feuer wird ermahnt, nicht so ungeregelt zu brennen, plötzlich auflodernd, allzuhastig fortflammend und dann allzufrüh wieder verglühend. Mehr „Harmonie" verlangt das Leipziger Tageblatt und verkennt, daß Kainzens naturalistische Jugend ganz aus dem Augenblick heraus schafft, und über den heiß schäumenden, doch auch intermittierenden Quell keine Gewalt haben kann. Auch Förster, der ohne stärkere Eigenart noch tief im vieux jeu stack, wußte nur äußerlichen Rat zu geben: Fahren Sie nach Berlin, sagte er zu Kainz, und kaufen Sie sich eine tüchtige Wattierung; Sie sind den Leuten noch zu wenig körperlich entwickelt.

Kainz, der mit Ingrimm fühlte, wie der Boden unter seinen Füßen sich lockerte, witterte Intrigen, Kündigungsmöglichkeiten, und mit scharfem Aug und scharfem Wort musterte er die Konkurrenten, die „Fachfaller", wie die Theatersprache sagt: Carlos wird gegeben, aber nicht er spielt ihn, und wie jubelt er auf, als jener andere, mit seinem schustermäßigen Benehmen, jämmerlich durchfällt. „Nun kehren sie reumütig zum Kainz wieder zurück", ruft er, und fügt in tiefster sittlicher Entrüstung bei: „So eine gottvergessene Komödiantenbrut!"

Doch es kam noch schlimmer. Kainz hatte an einem spielfreien Tage ohne Erlaubnis die Stadt verlassen, und die Vorstellung wurde plötzlich geändert; zwar kehrte er noch rechtzeitig genug zurück, um mitwirken zu können, aber Försters junge Direktorenstrenge erlegte ihm eine Buße von

200 Mark auf. Die Gereiztheit auf beiden Seiten wuchs, und der noch immer achtzehnjährige junge Herr verklagte den Alten, in dessen Leitung er sich so sehr gesehnt hatte. Auch ein bißchen „krank" wurde er damals, aber Förster wußte ihn schnell zu kurieren, indem er den Phaon vom Fachfaller Senger spielen ließ. Das alles sind theaterübliche Begebenheiten, gewiß; und sie sind erzählenswert nur durch die Art, mit der Kainz auf sie reagierte: sie stählten seinen Willen, sie entbanden sein Selbstgefühl.

Was war aus dem Triumphator von Marburg geworden, unter diesen Norddeutschen? Ein Spielball der Meinungen; einer, der vom Bühnenleiter selbst, wie von den Kollegen, vom Publikum, bald als ein seltener Vogel gerühmt bald wieder lieblos gezaust wurde. In diesem schier endlosen Hin und Her, wo ihn Förster heute ein Haus weiter schicken möchte, und morgen die großen Rollen des jugendlichen Liebhabers persönlich mit ihm studieren will, stellt sich Kainzens Trotz fest und unverrückbar auf seine beiden Beine; inmitten aller Widerwärtigkeiten traut er seinem Stern, und er fühlt es tief: der Tag seines Ruhmes wird kommen. Dem Gott Talent gab, ruft er, dem gab er alles; und er wagt, Kind des kleinen österreichischen Beamten, das er ist, das Wort, daß nicht die Herrscher auf den Thronen — daß nur die Künstler von Gnaden Gottes sind. Ja, so stark ist in ihm die neue Sicherheit, daß auch zwischen ihm und den geliebten Eltern es sich aufrichten will, wie eine Scheidewand: „könnte ich Euch schildern, was es heißt Künstler sein — Ihr selber würdet mich um dieses Vorrecht das mir die Natur gewährte beneiden."

Auch noch anders zeigte Kainz seinen herben Trotz in diesen Leidenstagen: er klagte nicht, als ihm Förster keine Rollen gab, ihn „kaltstellte", um den Widerspenstigen zu zähmen, er spielte virtuos den Gleichgültigen, und schätzte die Zeiten weit hinter sich, wo er noch so ein Esel war, sich zu grämen; und als die Eltern ihn trösten wollen, ruft er grollend: „Kreuzdonnerwetter ich habe mich auf der Welt noch nie über etwas gekränkt, dazu bin ich nicht geschaffen ich habe mich nur immer geärgert, daß ichs nicht anders machen kann." Aber mag er die Zähne auch noch so mannhaft zusammenbeißen, die ahnungsvolle Mutter sieht dennoch Tränen fließen, sie glaubt dem Kinde nicht, das mit Augen, die übergehen wollen, fort und fort beteuert: hat mir gar nicht weh getan. Und in der Tat, viel später, als Kainz plötzlich aus Leipzig scheiden muß, entringt sich ihm das Geständnis doch noch, das lange zurückgehaltene: daß in diesem Ringen und Sichplagen, in dieser not- und schmerzenreichen Zeit seine schlaflosen Nächte von Tränen erfüllt waren. So drängend heiß sein Wille hinaufgestrebt hatte, so ganz zerwühlt hatten ihn nun Enttäuschungen, Kränkungen. Glaubt den müden Berühmtheiten nicht, den Arrivirten, die ironisch-lässig reden von ihrem Berufe! Empor kommt keiner, der nicht die Peitsche gefühlt des Ehrgeizes:

vorwärts, aufwärts. Und niemals stärker hat Kainz sie gefühlt, als in jener Zeit.

Aber nicht der Ehrgeiz allein ist es, der ihn aufstöhnen läßt in seiner Ohnmacht. In Wien sitzen zwei gütige Menschen, sehnsüchtig und voll Sorge; zwei Augenpaare, ängstlich-zärtlich auf ihn gerichtet, fragen: was wird aus dir? Ihr Alles ist er auch in diesem Sinne: daß ihre Zukunft abhängt von seinem Emporklimmen. Das Äußerste, was knappe Mittel kleiner Leute leisten können, hatten sie hergegeben, ja mehr noch, sie hatten leihen müssen, was sie nicht besaßen; und nun waren sie, Vater Kainz drückt es hübsch anschaulich aus, auf der „Rutschen". Kaum in Leipzig angekommen, verspricht darum der Sohn den „herzallerliebsten Eltern", daß sie nicht lange mehr in Not bleiben sollen; und in immer neuen Wendungen voll inniger Neigung spricht sein Wille zum Helfen sich aus, doch auch seine Unfähigkeit, mit Taten zu bezahlen. Tausend Züge reiner Kindesliebe offenbaren seine Briefe, und in dem Bilde des jungen Kainz ist rührend anzuschauen diese Zärtlichkeit, die doch nicht Weichheit ist, und eine kräftige Abwehr gegen „Lamentos" in sich schließt; doch rührender noch ist die Qual der Not, die statt zu helfen, nur mit Zukunftshoffen trösten kann: „Karriere zu machen um Eure Schulden zahlen zu können, mehr wünsche ich mir nicht, das ist mein Lebenswunsch, dann soll meinetwegen die Welt untergehen (viel ist so nicht dran)." Selbst seine Klage zurückzuziehen, um das trostlos Gespannte seiner Verhältnisse zu bessern, ist Kainz jetzt bereit, der Eltern willen; doch die tapferen Leute, rechte Eltern des Kainz, wollen nicht dies Opfer des Intellekts, und so ging der Prozeß, der juristische wie der künstlerische Prozeß denn weiter.

Was Kainzens Glück in diesem Ringen ausmacht, was den Förster immer wieder zu seinem Prozeßgegner hintreibt, ist die künstlerische Schwäche der Konkurrenten. Viele versucht der Direktor, keiner besteht. Den Mangel eines ersten jugendlichen Liebhabers in der Tragödie merkt Gottschall (Dezember 1876) mahnend an: weil nämlich „Herr Kainz noch nicht derartigen Aufgaben genügt". Den Carlos wie den Max Piccolomini hatte er nun gespielt, doch der Schulmeister blieb bei seinem Zeugnis: ungenügend für Leipzig; und er gab ihm den köstlichen Rat, bei einem Ballettmeister Unterricht zu nehmen „in bezug auf Gang, Bewegungen der Arme u. s. f., es ließe sich bei guter Anleitung hierin in kurzer Zeit viel erreichen. Das beständige Tremolo des Kopfes, der Hände in erregten Szenen wirkt doch zu störend." Der Anhänger der Weimarischen Schule, der mit tiefstem Unverständnis für Kainzens Natur ihn von dem leidenschaftlichen bewegten Selbst weg zu tänzerischer Grazie — 15 Silbergroschen die Stunde — leiten wollte, zu einer schablonenhaften Harmonie und Plastik der Bewegungen, — er manifestierte sich gleich darauf noch einmal, indem er Kainz seine

„wohltuende Innerlichkeit" bezeugt: ein schauderhaftes Lob, bei dem der also Gezeichnete empfunden haben mag, wie in einer Äußerung über die Zeitungsschreiber an die Eltern: „Pfui Teufel. Ich spucke dabei aus."

Als Carlos und Max hatte Kainz dem Leipziger Aristoteles nicht genügt, so mochte er denn wieder für Lücken büßen: im „Traum ein Leben" erhält er statt des Rustan nur den Karkhan, in der „Maria Stuart" nicht den Mortimer, nicht einmal den Davison, sondern das schmächtige Röllchen des Bellièvre; und als er nach dem Grunde fragt, antwortet man ihm: „Das haben Sie Ihrem Freunde Gottschall zu danken." Kainz schäumt empor, und unter den Worten, die er seinem alten Förster nun nachwirft, ist: dummer Hund noch eines der mildesten; fort muß er aus dieser Schandwelt, so ruft es in ihm, und wenn er täglich Skandale provozieren soll. Wenn dies Rache ist wegen des Prozesses, und wenn man erwartet, daß er abbitten wird, — nein, eher bei lebendigem Leibe verhungern, als dem bellenden dicken Raubtier ein gutes Wort geben! So wild begehrt sein Trotz von neuem auf, mit Verwünschungen, die den guten Hasser bezeugen; einen Hasser auf beschränkte Zeit jedoch, der ebenso schnell sich entflammen wie zur Ruhe bringen kann. Dieses Spiel rapid wechselnder Affekte, gleichwie die ganzen Leipziger Erlebnisse des Kainz, ist typisch für den Schauspieler; doch nur bei den Großen strömt es so aus Tiefen der Leidenschaft, alle Menschlichkeiten frei bekennend.

Aber noch einmal faßt sich Kainzens Trotz zusammen und unternimmt es, die Leipziger Schanze zu stürmen. Der Geist des Widerspruchs in ihm mag sich nicht ergeben, und grade aus seiner Wut heraus wächst ihm bezwingend die Kraft. Es ist ein Gestalten, recht par dépit; und wenn er in guten Zeiten leicht einmal unlustig seinen Part herunterhaspelt, so ist er jetzt am Werk, gesammelt in ganzer Gewalt; er kniet sich, wie die Schauspieler sagen, mächtig hinein in seinen Karkhan, seinen Ferdinand im „Egmont": absichtlich wird jetzt recht schön gespielt, justament, „mit Fleiß". Und nicht nur die kleinen neuen Rollen, so ist sein Wille, müssen erobern, auch die alten bleiben die alten nicht mehr: sein Marcus in „Arria und Messalina", sein Schillerischer Ferdinand erregen staunenden Beifall, und selbst Lehrer Gottschall erkennt die „fleißigere Ausarbeitung" nun an, während die „Deutsche Allgemeine Zeitung" den Markus vollkommen nennt, und eine große Zukunft prophezeit. Und der Ferdinand gar wird Anlaß zu einer theatralischen Ovation: in einer der in Leipzig üblichen Theaterbroschüren war Kainz angegriffen worden, und im Ferdinand gab er, wie er sagt, seine Erwiderung auf diese Schmähschrift; die ungewöhnliche Stimmung des Abends riß ihn fort, par dépit wuchs er über sich hinaus, und zum Schluß wurde er demonstrativ gerufen: „als ich mit der Wessely hinauskam, brüllte alles Kainz! Kainz! und so blieb das ganze Publikum im Theater und rief tumultuarisch meinen Namen. Ich hätte vor Freuden beinahe geweint."

Aber Kainz, nicht gemacht, auf Rührungen auszuruhen, fragte sich, als der Wirbel dieser Stunde verhallte: wie nutze ich den ersten großen Sieg meines Lebens? Zuerst zwar hatte er fromm nur empfunden: Welche Wendung durch Gottes Fügung; aber dann erwachte in ihm der junge Theaterstratege, und ein förmlicher Kriegsplan ist es, den sich der entwirft: wie die Festung Förster zu berennen sei, wie der Direktor entweder ihm bessere Bedingungen und bessere Beschäftigung zusagen, oder ihn entlassen muß; und er bestellt sich zu diesem Endziel ausdrücklich ein „fingiertes Schreiben" beim Vater, welches ausspricht, daß Kainz unter gar keiner Bedingung in Leipzig bleiben dürfe. Es begannen denn auch Verhandlungen nach allen Seiten, Kainz dachte an Prag, an Graz, und selbst das Burgtheater tauchte seiner Sehnsucht auf, als sein altes Ideal, Ernst Hartmann, als Gast in Leipzig eintraf und der begeisterte Jünger jeder Probe beiwohnte: „Könnte ich da engagiert werden, bloß unter den Statisten! bloß auf ein Jahr!" Wie wohl tun ihm diese feinen eleganten Bewegungen, diese Natürlichkeit der Sprache. In der Schule des Burgtheaters, empfindet er, hat auch er das „feine Spiel" gelernt; vor dieser Edelsteinsammlung muß ja ein junges Talent staunen und sich entzücken.

Einige Wochen darauf aber sieht er einen Größeren, der ihm die Burgtheatergötter entthront: Albert Niemann; und mit einem erstaunlich sicheren Kunstgefühl erklärt er den Sänger für den größten lebenden Schauspieler: da müssen sich Sonnenthal, Hartmann, ja selbst Rossi verstecken. Wie froh wäre er, diesem Menschen bloß ein halbes Jahr zusehen zu können, von ihm lernen zu können, der ganz frei von Manieriertheit und so durch und durch vollendeter Künstler ist! Was er selber schauspielerisch will, deutet Kainz hier mittelbar an, ähnlich wie in einem Urteil über Friedrich Haase, dem er nachsagt, daß er sehr schön „Komödie" spielt: „Aber es ist kein Funke Gefühl und Wahrheit. Es ist alles Kunst oder besser gesagt Virtuosentum." Auch wenn er für den jugendlichen Liebhaber zuerst heroische Akzente und dann Gefühlstöne verlangt, wenn er an den Kameraden Feuer und Schwung, Poesie und Verve vermißt, so mögen wir aus der etwas primitiven Sprache seiner neunzehn Jahre die Ideale dennoch erkennen, zu denen seine Kunst, seine Persönlichkeit empordrängen. Dies alles aber war Anschauung in ihm, nicht Theorie, schauspielerisches Müssen, nicht literarisches Wollen — wie stark auch schon damals der Drang war in ihm nach Bildung, nach geweitetem Wissen; er ist, der Schulmeistersenkel, ein großer Leser, sein einziger Luxus sind Bücher — nicht viele junge Schauspieler folgen ihm darin, scheint mir — und hier traf er mit Förster zusammen, den er um seiner Belesenheit willen, seiner umfassenden Kenntnis allen Theaterwesens stets zu rühmen wußte.

Aus allen Verhandlungen nun, die Kainz mit Förster, mit den Theater-

agenten, den Eltern führte, sprang schließlich dieses heraus: daß er bei Förster bleiben wollte. Es erschien ihm als das achte Weltwunder, daß er schon ein Jahr in der Stadt der Theaterintrigen es ausgehalten hat; doch froh trat er in sein zweites Leipziger Jahr jetzt ein, denn es brachte ihm, im Juli 77, in der Effektrolle des Geigenmachers von Cremona einen glänzenden Erfolg: „geschwitzt habe ich wie noch nie einer in Leipzig aber auch wie noch nie durchgeschlagen". Doch schon nach wenig Tagen ward diese frohe Nachricht durch eine wahre Hiobspost abgelöst: Kainz hat seine Entlassung verlangt und sie sofort erhalten, seine Rollen wurden ihm bereits abgeholt, und aus allen Himmeln gestürzt, über Nacht brotlos geworden, schreit er auf, der Not der Eltern gedenkend: „so ein Schlag könnte einen zum Wahnsinn, zur Verzweiflung treiben und zum Gottesleugner machen. O pfui! pfui! über diese erbärmlichen Menschen." Man glaubt, Carlos-Kainz zu hören, wie er mit blitzendem Trotz der Augen spricht: „Gibts keinen Gott? Was? Ich frage, gibts keinen Gott."

Was war geschehen? Am 1. August hatte Kainz seinen Geigenmacher wiederholt, dabei ein Arrangement der Regie geändert, und da Förster nicht zu finden war, die Zustimmung seines Stellvertreters erbeten. Förster aber, der schon andere Unbotmäßigkeiten Kainzens erfahren hatte, und immer wieder über sie hinweggesehen haben mochte, weil im Grunde er den Jungen liebte und sein Genie — Förster geriet in äußerste Erregung, stürzte „wie ein Rasender" auf Kainz zu, ihn mit Vorwürfen überschüttend, Kainz gab zurück, ebenso unbeherrscht und derb; und Gott weiß was noch geschehen wäre, so erzählt Kainz, wäre nicht Angelo Neumann, Försters Kompagnon, gekommen und hätte ihn weggeführt. Die Kollegen rieten zur Versöhnung, sagten, die Entlassung sei nur ein Schreckschuß, doch Kainz, mit fester Entschiedenheit, blieb auf seinem Willen, zu gehen; und auch Förster fand den Weg nicht, seine Übereilung gutzumachen. Er konnte den kleinen Probespieler immer noch nicht vergessen, scheint es, den einst sein Wort: Sie nehme ich nach Leipzig! beglückt hatte; und er übersah, daß aus genialen Kindern sehr schnell Leute werden. Aber er trauerte ihm nach, wie einem „verlorenen Sohn"; und als im Deutschen Theater die beiden sich wiederfanden, stellte ein besseres Verstehen schnell sich her. Die Rollen, die sie auf der Bühne dann spielten, waren auch die Rollen ihres Lebens ein wenig gewesen: wie der große Kurfürst und der Prinz von Homburg, wie Disziplin und Eigenwille hatten sie sich gegenüber gestanden, bis daß zuletzt doch der aufgebrachte Alte dem Jüngling den Kranz zusprach, der ihm gehörte.

IV

Mit dem Ränzel auf dem Rücken, ein Wanderer durch den Thüringer Wald, zog Kainz einer ungewissen Zukunft nun entgegen. Trug sein

Tornister einen Marschallstab? Spazierte er in sein Glück? Ein Antrag der Meininger rief ihn nach Liebenstein, der Sommerbühne des Herzogs; dort sollte sein Gastspiel die Entscheidung bringen, ob er Meiningenscher Hofschauspieler würde. Wie sehr auch die Bangheit der Erwartung auf ihm lastet — denn immer steht hinter seiner Zuversicht die Sorge um die Eltern, die er sein Einziges nennt, sein Liebstes, sein Alles, — er atmet doch beglückt auf, in der Freiheit zu sein, und einen andern Menschen findet er sich, dem Leipziger Kerker entronnen mit Mortimer-Gefühlen: „mein Gefängnis sprang auf und frei auf einmal fühlte sich der Geist, des Lebens schönen Tag genießend." Auch als er in Liebenstein angekommen ist, stellt er sich nicht gleich dem Direktor Chronegk vor: erst will er noch ein wenig den seltenen Zustand des Ungebundenseins genießen, bevor er „wieder ins Joch kriecht". Aber er geht gleich auf einen Akt ins Theater, findet die Kräfte mittelmäßig, aber das Ensemble vorzüglich und die Kostüme „natürlich grandios". Nach wenig Tagen schon kommt er, als Ferdinand, zum Gastspiel, der Herzog applaudiert in seiner Loge wie rasend, und Kainz ist engagiert. Nun erst läßt er die Eltern empfinden, wie tief seine Unruhe war, wie zitternd seine Erwartung: „der große Wechsel meines Schicksals dringt zu heftig auf mich ein. Ich muß hinaus in die freie Natur und dort dem danken der das größte Unglück zum Glücke wendet. Mir fängt an vor mir selber zu grauen."

Aber die staunende Rührung über den Glücksumschwung, sie schwindet aus diesmal schnell; und wie er nur zögernd ins „Joch" gekrochen war, so drückt nun hart auf seinen Willen zur Gestaltung der Zwang und Drill des Meiningertums. Die rasenden Proben zu den „Räubern", die für die Gastspiele neu ins Rokokogewand gekleidet werden, sind gar nicht nach seinem Sinn: es war entsetzlich, sagt er kurzweg. Und so empfing er freudig einen Antrag Dingelstedts, ans Burgtheater zu kommen, — wie wenig er auch an Verwirklichung glauben konnte; man würde ihn aus Meiningen, „gutwillig" nicht fortlassen. Dann wieder hofft er, zum Herbst schon der Meininger Zucht zu entrinnen, und sieht die Truppe, der er angehört, tief unter dem Burgtheater: als ein Wiener Gastspiel der Meininger geplant wird, ahnt er Schlimmes — wenn man nämlich wirklich die „Frechheit" haben sollte, dort zu konzertieren. Allein sein Begehren nach jener Bühne, die ihm Schule gewesen und Vorbild, ward unsanft gedämpft: Dingelstedt sagte ab; als Kainz aber gar erfuhr, daß der Burgtheaterleiter zur gleichen Zeit mit einem andern jugendlichen Liebhaber noch unterhandelt hatte, erleichterte er sein Herz durch diesen Ausbruch seiner Theaterweltanschauung: „Also seht was Dingelstedt für eine Kanaille ist. Ein Direktor wie der andere. Sie verdienen alle den Galgen."

Drei Jahre bei den Meiningern abzudienen, ward so Kainzens Los;

durch keine tiefere Übereinstimmung den Führenden dieser Bühne verbunden, und voll bitterböser (doch leider berechtigter) Kritik oft gegen ihre Stützen. Als Wanderer war er in Liebenstein eingezogen, und das Wandern mußte seine Lust nun sein: es waren die Zeiten, da die Meininger die deutsche Theaterwelt eroberten, mit der Echtheit und Buntheit ihrer Ausstattungen mehr, als mit der Echtheit ihrer Menschendarstellung, der Mannigfaltigkeit schauspielerischer Naturen. Aus diesem Ensemble mußte sein jüngstes Mitglied freilich hoch herausragen; und ich erinnere mich noch gut des Eindrucks, den Kainz beim ersten Sehen, im Frühjahr 1878, auf uns Studenten machte: seines Kosinsky große Erzählung höre ich noch vorwärtsstürmen, glühend in Erregung und heiligem Eifer; und als etwas höchst Liebliches schwebt sein Florizel im „Wintermärchen" mir vor, von weichen jugendlichen Reizen, und voll prinzlicher Anmut, auch im Kleide des Schäfers. „Eine Leistung ersten Ranges in ihrer Art", nannte Karl Frenzel den Kosinsky, und in heller Freude meldete Kainz den Eltern seinen Erfolg; zwar hatte er seit der ersten Sapphorezension in Leipzig es sich zugeschworen, keine Kritik über sich mehr zu lesen, aber man weiß es ja — Schwüre der Verliebten und der Histrionen! Auch hatte Frenzel, den er das Evangelium Berlins nennt, ihm schon mündlich alles Gute gesagt: „Chronegk schwamm in Seligkeit und meine Kollegen — in Galle."

Doch Kainz, wie froh er war, die Eltern durch Berichte von solcher Art erfreuen zu können, bleibt besonnen auch jetzt; seine Ehrlichkeit merkt an, daß Frenzel der beste Freund des Herzogs und der Meininger ist, und sein Widerspruchsgeist setzt gerade den Lobenden gegenüber munter ein: „Ich muß euch gestehen, daß ich selbst mit meinem Kosinsky am wenigsten einverstanden bin. Es ist mir noch zu wenig leidenschaftliche Gewalt und zu viel getragene Deklamation drinnen. Ich habe den goldenen Mittelweg zwischen tobender wahrer Leidenschaft und großer Ruhe noch nicht so recht gefunden. Ich arbeite auch noch grade in dieser Rolle zu sehr auf Applaus hin." Deutlich offenbart so seltene Selbstkritik, wie der Darsteller aus jener Pathetik, die rings um ihn her brauste und die Kulissen erschütterte mit Meininger Geschrei, zu einer individuellen Wahrheit der Leidenschaft strebt, und zugleich zur künstlerischen Beherrschung entfesselter Natur.

In seinem Prinzen von Homburg, den er den Berlinern zu spielen sich freute, wollte er seine Art jetzt völlig ausprägen; aber „ein klein bißchen befangen" fühlte er sich doch vor dieser Herrscherrolle, und er betete, daß er „bei Laune" sei: ein Wunsch, der nicht in Erfüllung ging, die Aufregung verdarb ihm vieles, und Freifrau von Heldburg, die Gattin des Herzogs, fand es nötig, ihn durch Chronegk richtig „trösten" zu lassen: der größte Fehler seines Homburg sei die Jugend. Vielleicht hat er grade deshalb auf uns Junge so stark gewirkt, denen der Klang der Kleistischen Verse von

diesen vibrierenden Kainzklängen untrennbar seither blieb. Die Kritik aber, die zünftige, erhob eine Fülle von Einwänden: weichlich, tremolierend, tenorhaft, maßlos, so tönte es; die Selbstbeherrschung sprach man ihm ab; und selbst Frenzel schränkt die Anerkennung, die er für Gelungenes hat, stark ein: „Die Szene mit der Kurfürstin im dritten Akt spielt der junge Künstler ergreifend: er ist in der Tat außer sich; das tiefe Grauen vor dem Tode mag sich in einem wilden Aufschrei Luft machen, aber es ist doch nicht nötig, daß die Stimme sich beständig überanstrengt und übertobt."

Kainzens Befangenheit vor dem Homburg war noch gesteigert worden durch die Aussicht, mit einem Fachgenossen um den Kranz ringen zu müssen: mit Emerich Robert, der unmittelbar nach ihm den Prinzen als Gast darstellte. Man hatte dem jungen Schauspieler, der Meininger Trumpf war, den Vortritt gelassen; und tief verstimmt über seinen Echec, wandte sich Kainzens Erbitterung jetzt gegen den Konkurrenten, er fand ihn von einer Manieriertheit, daß man sich beim Zusehen den Magen verderbe, und triumphierte: „Herrn Robert habe ich in einer Art und Weise besiegt, wie er vielleicht noch nie gehauen worden ist ... Ich lache mich krank." Alle Zeitungen hat er diesmal schleunig gelesen, und bis auf zwei, meldet er, haben sie den neuen Prinzen gottesjämmerlich verrissen! Einer dieser beiden, Rudolf Elcho, fand jedoch, daß die Umbesetzung der Aufführung sehr zustatten kam: „Herr Robert besitzt Ruhe und völlige Selbstbeherrschung, und er weiß genau, durch welche Mittel er eine schauspielerische Wirkung hervorzubringen vermag." Ob das nun freilich ein Vorzug nur war — die Frage mag offen bleiben; doch größere Geheimnisse als die schöne Fertigkeit des einen barg die Unfertigkeit des anderen und sein präraffaelitischer Reiz.

Im Leben, so berichtet Kainz weiter, ist Robert ein ungeheuer sympathischer Mensch, sehr bescheiden und anspruchslos; mit dem letzten Statisten läßt er sich ins Gespräch ein — nur ihm weicht er aus, warum wohl? Kainzens leidenschaftliches Aufwärtsdrängen glaubte so bei dem älteren Kollegen seine eigene Bitterkeit wirksam, sein eigenes Ungestüm gegen den Fachfaller; doch Robert, in unbefangenem Wohlwollen, schloß sich dem Kameraden an und sprach auch „hinter seinem Rücken sehr gut" von ihm. Als die Gesellschaft in Frankfurt am Main angelangt war und Kainz seinen Florizel, unlustig über die vielen Wiederholungen und die Sommerhitze, ganz zu Boden fallen ließ, machte ihm Robert freundschaftliche Vorstellungen: „Ich begreife Sie gar nicht, Sie haben den Florizel die ersten paar Male reizend gespielt, ganz entzückend und jetzt sind Sie nicht zum Ansehen." Aber Kainz, von Chronegk mit Anerkennung überfüttert, läßt seine Laune auch weiterhin souverän schalten: „Heute gut morgen schlecht und im letzten Fall heißt's eben, der Kainz hat heute keine Lust." Denn er vertrug sie beide nicht, das Zuckerbrot des Marburger und des Meininger, die Peitsche

des Leipziger Direktors; und dem neunmal Weisen, der zwischen beiden den Ausgleich fand, sollte er auch später nicht begegnen. „Ich muß den Zügel spüren," sprach er; doch wenn er ihn zu spüren bekam, war seine Lieblingsbeschäftigung, gegen den Stachel zu löcken.

Aus der Frankfurter Hitze befreite ihn bald ein aufregendes Erlebnis; das Theater brannte, und die Schauspieler liefen herbei, zu retten. Mit packendster Anschaulichkeit, wie in den Briefen, hat Kainz eines Abends Hans Land und mir diesen Frankfurter Brand geschildert, nur reizvoller noch durch hinspielende Lichter der Ironie, die die aufgeregten Komödianten sehen ließen, welche um jeden Preis „retten" wollten und die Römer aus dem „Julius Cäsar" noch in den Gliedern hatten; und viel Kognaks wurden vertilgt, in jener Nacherzählung, um den großen Brand besser zu schüren. Es war der Glaube des Kainz, daß zwischen ihm und dem Feuer eine geheimnisvolle Beziehung bestand: er fand es „grauslich", daß gerade den Tag vor seiner Abreise von Leipzig das Dianabad abbrannte; und über ein großes Berliner Feuer meldete er, daß am Tage darauf „Frenzels wunderbare Rezension" erschien. Man kennt die unendlichen Mannigfaltigkeiten des Theateraberglaubens: der eine hat es mit Leichenwagen, der andere mit Pfauenfedern; der künftige Mephisto aber hatte sich „die Flamme vorbehalten": Feuer, das war sein Element.

Nach Meiningen zurückgekehrt, empfing Kainz den Besuch seines Vaters und lebte so fröhliche Tage mit ihm, daß bei der Abreise eine große Verarmung ausgebrochen war: „als ich noch in die Schule ging," schreibt er, „war's schon immer mein heißester Wunsch meinem guten Väterchen einmal auch Unterhaltung aus meinen Mitteln verschaffen zu können; ich glaube, mir ist's gelungen und ich freue mich drüber wie ein Schneekönig." Aber diese Wiener Lustigkeit, die Kainz der Ältere nach Meiningen getragen hatte, dieses österreichische „Drahen" sollte der Mutter verborgen bleiben, der ernsten, sorgsam rechnenden; deshalb ging Kainzens Bericht ins Bureau seines alten Herrn, und die beiden Verschworenen mußten auf ihrer Hut sein: „Wenn ich Dir raten soll so verbrenne den Brief, die Mutter findet alles!" Allein der Vater hat den Rat nicht befolgt, und so hat sich uns dies nette Bildchen unschuldiger Heiterkeit erhalten. Der Ernst folgte schnell genug; zwei Monate darauf war Kainzens Vater tot. Ein Eiszapfen, der ihn am Kopf traf, nahm ihn schnell hinweg. Sogleich beschloß Kainz, die Mutter zu sich zu nehmen, und voll Zartheit sagt er ihrem Sträuben, daß auch seine Kollegen, gleich ihm, ihr Kommen erwarten: „Alle billigen es und finden es natürlich, daß du mit nach Meiningen kommst ... Für dich arbeite ich jetzt, für dich hasche ich nach Ehre und Ruhm." So blieb die Mutter nun seine Lebensgefährtin, bis auch sie dahinging.

Da sein Vater nicht mehr lebte, die Mutter mit ihm vereint war durch

seine Liebestat, werden die Briefe jetzt seltener, setzen jahrelang ganz aus, und unsere Kenntnis von Kainzens innerem Leben verarmt. Ein Jahr nach des Vaters Tode spielt Kainz zum erstenmal in Wien: die Meininger hatten nun wirklich die „Frechheit" besessen, dort zu konzertieren, und so konnte, wie die Berliner, nun die Wiener Kritik ihr erstes Wort über Kainz sprechen. Was dieser Wiener einst für seine Landsleute bedeuten sollte, ahnte keiner der Berichterstatter: seine Jugend empfanden sie alle (denn auf dem Burgtheater waren zwanzigjährige Talente allezeit Raritäten), doch nicht alle empfanden sie mit Zustimmung. In der alten „Presse" beschrieb Bayer (Typus Gottschall) Kainzens Prinzen von Homburg als ziemlich grün und unreif, Speidel fand dieses Talent so herb wie ein frisch gepflückter Holzapfel; allein ein ungenannter Mann im „Fremdenblatt" (wohl Hevesi) sah in Kainz die anmutenden Farben der Jugend, und in der „Wiener Zeitung" urteilte Grasberger (wie die Freifrau von Heldburg), daß die künstlerischen Schwächen dieses Homburg die Schwächen der Jugend seien.

Aus diesem Wiener Gastspiel mag eine Engagementsverhandlung sich entwickelt haben, die auf das Wiener Stadttheater zielte; denn die Zeit rückte schon nahe heran, zu der Kainz aus Meiningen scheiden durfte. Keine zehn Bierwagenroß halten ihn dort, erklärt er, wie „süß" auch Chronegk um ihn wirbt. Nervös, überanstrengt, „geladen", wie er diese Meininger Zeit hindurch ist, hätte er am liebsten ihm schon früher den Kontrakt an den Kopf geworfen! Aber die Aussichten auf Wien verdunkelten sich zum andern Male, und die Mutter, bürgerlich-besorgt um die Existenz, sah mit fragender Betrübnis in die Zukunft. Überall, so tröstet sie Kainz, finde er ein Unterkommen: denn er ist doch ein jugendlicher Liebhaber! Das Um und Auf der Meininger! Und langes Überlegen ist seine Sache nicht: alle seine Kontrakte bis jetzt hat er innerhalb von acht Tagen bekommen und unterschrieben. Soll er sich denn ängsten und bescheiden wie ein Apothekergehilfe? Dazu sind seine zweiundzwanzig Jahre noch zu mutig erfüllt von sich, zu schön bewußt ihrer selbst; und erst wenn er einsehen wird, daß er unfähig ist, mehr zu sein beim Theater, als so viele andere, soll man vom Brotverdienen ihm sprechen. Doch bis dahin soll sein großes Ziel ihm vor Augen stehen, unverrückbar, allezeit: dorthin zu gelangen, wo die Sterne seiner Kunst schimmern.

V

Sein Schicksal trug ihn nach München. Ende August 1880 kam er dort an; die Mutter ward in Meiningen zurückgelassen. Ihre ängstlichen Augen sollten ihn nicht verwirren; denn auch ihn quälte wieder, allen Vertröstungen zum Trotz, die er der Mutter spendet, die Ungewißheit der Lage. Seine Ungeduld stürmte nach einer schnellen Entscheidung; und da das Gast-

spiel sich etwas verzögerte, empfand er dies Wartenmüssen als erneute kräftige Lehrstunde in der Lebensschule. Den Mortimer, seine Antrittsrolle, hatte er aus Pietät gewählt, „weil der selige Vater immer so entzückt davon war"; dann folgte Romeo, eine Rolle, die er noch nie gespielt hatte und deren Schwierigkeit er voll empfand: „sie erfordert viel Maß viel Verständnis sie erfordert tragische Kraft und den säuselnden Ton des schwärmerischsten Liebhabers ... dabei Routine Feinheit und Eleganz im Auftreten und Bewegen". Von seinem späteren Romeo scheint also dieser Münchener noch weit entfernt gewesen zu sein: wenn die Wildheit jenes sich in Lorenzos Zelle auf die Erde warf, schien das Ideal der „Eleganz" ausgelöscht, und auch der säuselnde Ton des Liebhabers ward nicht mehr erstrebt.

Ein unmittelbarer Sieg, wie in Meiningen, machte Kainzens Zweifel ein gründliches Ende. München erscheint ihm im rosigsten Licht nun, was gewesen ist, fällt als wertlos zu Boden; er ist glücklich über diese berühmten Kräfte, die mit einer Pietät und mit einem Eifer gestalten, von denen man in Meiningen keinen Dunst hat: „ich fühlte mich zum erstenmal als Künstler unter Künstlern". Und das Publikum gab „aus tausend Kehlen" seine Zustimmung zum Engagement, auch die Presse schrieb ihr Plazet darunter, wenn sie gleich den Jubel der Zuschauer etwas einschränkte: „Wir warnen vor dem unschönen Pressen des Tones, dem oft wiederkehrenden Schließen des Mundes und der Augen zum Zeichen des inneren Kampfes, dem hastigen Verschlingen der Worte," sagen die „Münchener Neuesten Nachrichten", und befinden, daß Kainzens Mortimer mit denjenigen Mitteln wirken möchte, die sonst dem Intriganten gehören: eine Äußerung, die erkennen läßt, wie in Kainz doch ein Zug von Charakteristik schon waltet, über den „jugendlichen Liebhaber" hinaus.

Den jugendlichen Liebhaber aber versuchte Kainz damals auch im Leben zu spielen, auf seine eigene Weise: er hatte sich in Meiningen verlobt und seine Braut, die dem Theater gleichfalls angehörte, wartete mit Sehnsucht auf die Münchener Berichte; doch Kainz, in einer seltsamen Sprödheit, erklärte der Mutter wieder und wieder: unmöglich sei es ihm, der Lina zu schreiben, so lange der Feldzug nicht entschieden sei; die Mutter möge für ihn schreiben, möge erklären, entschuldigen. Deutlich fühlt man: zuerst will Kainz sich beweisen, er muß das, was er gewagt hat, auch gewonnen haben, ehe er, ein Sieger nach der großen Entscheidungsschlacht, vor die Braut wieder hintritt; allein diesem aus Künstlerzweifeln und Künstlerhärte gemischten Empfinden vermochte sie nicht zu folgen, und Kainz beschloß, ihr noch tüchtig den Kopf zu waschen — dem Mädel, dem's zu gut geht, und die vom Kampf ums Dasein nichts weiß! Man ist nicht allzu verwundert, diese Brautschaft sich bald wieder lösen zu sehen.

Kainz war etwa neun Monate in München, als ihn das seltsamste Erlebnis

dieser Zeit traf: am 30. April 1881 sah König Ludwig von Bayern ihn zum erstenmal. Kainz spielte den Didier in Victor Hugos „Marion de Lorme": und der König, „hingerissen" nach seinem eigenen Wort, lud Kainz zu sich ins Schloß Linderhof. Bald ward eine Schweizerreise angetreten, und die Namen der beiden Freunde in Victor Hugos Stück: Marquis de Saverny und Joseph Didier wurden als Inkognito gewählt für Ludwig von Bayern und Joseph Kainz. Hatte schon die Freundschaft des Königs mit Richard Wagner Verwunderung erregt, so wuchs nun das Aufsehen ins Grenzenlose; und als bei der Rückkehr aus der Schweiz eine Entfremdung eintrat zwischen dem König und seinem Hofschauspieler, tönte es mit patriotischer Befriedigung durch ganz München: Kainz ist in Ungnade. Dieser, nervös gemacht und nicht gewohnt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen, tat temperamentvolle Äußerungen, die zum König gelangten; die Verstimmung auf beiden Seiten stieg. Da griff, gutmeinend, der Intendant Perfall ein; er ließ Kainz, nachdem ein Jahr vorüber war, eine neue Victor-Hugo-Rolle zukommen, in den „Burggrafen", die für eine Separatvorstellung einstudiert wurden. Der König las den Theaterzettel kurz vor der Aufführung — und sagte ab. Neues, ungeheures Aufsehen. Eben wollte Kainz dem König schreiben, wollte das Unerträgliche seiner Lage ihm schildern, da erschien ein königliches Geschenk bei ihm, an die gemeinsame Reise erinnernd: eine Landschaft vom Vierwaldstätter See in kostbarem Rahmen. In dem Widerstreit der Gefühle, die der König hier offenbarte, fand Kainz sich nicht zurecht; und tief gekränkt, daß der König ihn zwar nicht spielen sehen, aber ihm ein Geschenk hinwerfen wollte, tat er etwas im Hofsinn Ungeheuerliches: er sandte das Geschenk zurück. Don Carlos trotzte dem König. Der aber glaubte, nur ein Kranker könne so handeln und ließ ihm versichern: er zürne ihm nicht. Kainz antwortete mit Carlos-Worten, sich anklagend, sich entschuldigend: „wenn auch oft wilde Wallungen mein Herz verklagen, mein Herz ist gut." Und der König schrieb ihm am Schillertage, den 10. November 1882, freundlich zurück, er wünschte allen Segen des Himmels auf sein teures Haupt und schüttelte ihm „die Freundes- und Bruderhand". Schon in Linderhof hatte er gewünscht, das Du mit ihm zu tauschen, und wenn er auch jetzt die Anrede stets festhält: „Lieber Herr Kainz", so erinnert er sich doch gern daran, wie „der Rangesunterschied durch ein trautes Wörtlein weggewischt wurde" zwischen ihnen, und er ruft mit Carlos aus: „Wir waren Brüder durch ein edler Band als die Natur es schmiedet."

Noch mehrere Schreiben hat der König damals an seinen „teuren bewunderten Freund" gerichtet, gesprochen hat er ihn nicht mehr. Kainzens Briefe entzücken ihn nun, er nennt sie „wundervoll", „himmlisch", und an seinem Schaffen nimmt er teil; wie er liest, daß Kainz am Schillertage als

Ferdinand triumphiert hat, da „jubelt es auf in seinem Innern". Und immer wieder preist er den bannenden Zauber seiner Stimme, „den heißgeliebten Ton, der bis in die Tiefen des Herzens dringt". Und er stellt dem Freunde die Wiener Berühmtheit Fritz Krastel gegenüber, der als Rustan im „Traum ein Leben" vor dem König erschien, und den ihm Kainz, als eine Art Vorbild seiner Jugend, gepriesen haben mochte: der König findet, daß er manche Sätze ganz eigentümlich störend ausspricht (störend durch Manieriertheit ist gemeint), und er bittet: „O nehmen Sie die Spielweise Herrn Krastels sich nicht in allem zum Muster! Jene herrlichen Stellen haben Sie, lieber Herr Kainz, mit weitaus hinreißenderem Schwunge mir in die Seele gejubelt als Krastel, ein so großer Künstler er auch ist."

Auch die Lage, in die Kainz unter seinen Kollegen geriet, als erst die Gnade und dann die vermeintliche Ungnade des Königs die Gemüter in Unruhe setzte, beschäftigt den Fürsten lebhaft; Kainz hatte ihn, in jenen erregten Herbstbriefen, von seinen Leiden im Schauspielerkreis zumal unterrichtet, und Ludwig wünschte, wiederherzustellen, wünschte ein sichtliches Zeichen seiner Freundschaft zu geben: Kainz wurde eingeladen, einer Separatvorstellung beizuwohnen, und nahm froh an. Ob er mit dem „Benehmen" der Künstler nun zufriedener sei, fragte der König, und als Kainz bejaht, zeigte er sich noch immer besorgt, zweifelnd: „allzuviel möchte ich der Liebenswürdigkeit der so häufig von egoistischen Interessen geleiteten, boshaften und neidischen Kollegen nicht trauen."

Als der König diese Worte schrieb, hatte Kainz schon lange einen Schritt getan, der ihn aus der Welt der Münchener Kollegen und des Münchener Klatsches herausführen sollte: das im Entstehen begriffene Deutsche Theater in Berlin hatte sich um ihn beworben, und er hatte angenommen. Das wird etwa ein Jahr nach der Schweizerreise gewesen sein, im Frühjahr 1882; als die Münchener Intendanz davon erfuhr, wünschte sie dringend, Kainz zu halten, und Possart riet ihm, in Berlin „einen Skandal zu machen". Endlich erfuhr auch der König, daß Kainz scheiden wolle, und der Briefwechsel endete sogleich; doch im Herbst 1883, als er schon in Berlin aufgetreten war, erhielt Kainz noch die Einladung, in München vor dem König wieder zu spielen. Kainz lehnte ab, denn er war ins Schaffen ganz versenkt: mitten in Proben zum „Don Carlos" lebte er, die die oft gespielte Rolle zum erstenmal zu einer Gestalt erheben sollten. Weit hinter sich sah er nun die Münchener Zeit, ein Neues wollte sich bilden im heißeren Arbeitsdrange der Hauptstadt, im gemeinsamen Vorwärtsstreben moderner Künstler; und als wieder ein Schillerscher Geburtstag gekommen war, da ward er auch ein Geburtstag großen Ruhmes: nicht mehr „der junge Kainz" stand am 10. November 1883 auf den Brettern, sondern ein von Schicksalen Gereifter, ein Pfadfinder; ein deutscher Besitz.

Herr von Pepinster und sein Popanz

Eine Gespenstergeschichte von Oscar H. A. Schmitz

Lynx, ein armseliges Gespenst, schlich am Rande der Landstraße einher, in der Hoffnung, vielleicht einen Vorübergehenden zu erschrecken und dabei auf seine Rechnung zu kommen. Ach, lieber Leser, Gespenster sind äußerst beklagenswerte, fast hätte ich gesagt — Wesen; sie sind so wenig Wesen, wie die abgelegte Schlangenhaut ein Körper ist. Aber so wie diese immerhin noch etwas Körperliches hat, so hat auch ein Gespenst noch etwas Wesenhaftes; ist es doch nichts anderes als eine halbabgestorbene Seele, ein Seelenrest. Wie nun alles in der Natur nach Steigerung seines Lebens strebt, oft auf die krauseste und unsinnigste Art, so auch daß Gespenst. Überall, wo Lebenskraft verpufft wird oder ausrinnt, da schleicht es hin, um sie einzusaugen und sein kümmerliches Dasein zu kräftigen. Wer selbst seine Nerven ein bißchen in der Gewalt hat, der braucht keine Angst vor Gespenstern zu haben. Wie oft sind sie hinter mir zum Beispiel schon her gewesen, in abgelegenen Stuben beim Einschlafen oder nachts draußen vor den Städten und Dörfern. Manchmal gewannen sie sogar so viel Kraft, die Gestalt eines schwarzen Hundes anzunehmen, aber ich versichere dich, lieber Leser, ein bißchen Entschlossenheit, und du wirst sie los. Drehe dich um und schnarre sie an mit der Stimme eines preußischen Unteroffiziers und fort sind sie; denn sie haben mehr Angst vor uns, als wir vor ihnen. Das muß man nur wissen. Ganz anders, wenn blutarme Frauenzimmerchen oder auch Mannsleute, die ihre Gedanken und Gefühle nicht im Zaum halten, von flackernder Erregung fortgesetzt in lahme Erschlaffung umschlagen. Da sind die Gespenster schnell bei der Hand, so wie die Schmarotzer in einem Haushalt, wo alles drunter und drüber geht. Da saugen sie an den undichten Nervensystemen und werden für ihre Verhältnisse so fett, daß man sie leibhaftig sehen kann. Wenn man also hier einen kleinen Ratschlag einfügen darf, so wäre es der: halte die Gespenster, die dich beständig umlauern, knapp auf Hungerrationen, dann werden sie nie bis zur Sichtbarkeit anschwellen, kaum daß du einmal ihren kühlen Atem an deinem Rückgrat herunterwehen fühlst.

Um aber auf Lynx zurückzukommen: Es schlich, wie gesagt, längs der nächtlichen Landstraße anhin, während zerrissene Wolkenfetzen am Monde vorbeijagten, aber es hatte kein Glück. Da kam zum Beispiel ein Fuhrmann auf seinem Wagen herangefahren, unter dem eine trübe Laterne wackelte. Es war ein schwerer Mann, der vor sich hinlallte: „vier Schoppen sechzig Pfennig, ein Schoppen fünfzehn Pfennig, vierzehn Pfennig, dreizehn Pfennig, vier Schoppen fünfzig Pfennig", so ging es immer weiter, aber

er konnte in seinem Rausch zu keinem Endresultat kommen. Lynx schlich sich heran, aber sofort fühlte es, daß es aus dieser fest in sich geschlossenen Persönlichkeit nichts für sich herausholen könne. Der Wagen holperte lärmend weiter und verschwand schließlich hinter dem Waldrand. Dann kamen zwei junge Burschen von vierzehn und fünfzehn Jahren des Wegs daher. Die hatten wohl etwas Angst in der dunkeln, windigen Nacht, und Lynx schlich sich lüstern herbei; aber die zwei wußten ein Mittel gegen ihre Angst. Sie marschierten in festem Takt und schlugen mit den Füßen so laut auf, als ob sie unter jedem Tritt eine Kröte zerstampften, und sangen dazu aus Leibeskräften: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt." Dann kam ein altes Weibchen des Weges hergehumpelt, und Lynx' Begierde faßte wieder Hoffnung, aber die Alte war so in ihre ganz klaren, einfachen Gedanken vertieft, daß auch nicht ein Fünkchen ihres Lebensflämmchens beiseite flog. Sie dachte an nichts anders, als an den Kuchen, den sie morgen früh backen würde, um ihn am Nachmittag ihrem Patenkindchen zum Geburtstag zu bringen. Und so ging es heute mit allen, die die Straße wanderten. Jeder war so in sein eigenes sicheres Leben verwurzelt, daß für das arme Gespenst auch nicht ein Bröckchen von der Speise des Lebens abfiel. Bald kam ein junger Student, der dachte an seinen Schatz, bald ein fetter, städtisch gekleideter Mann, der rechnete sich aus, was das Getreide kostete, und wie er es losschlagen könnte, und schließlich fuhren in einem feinen Wagen vier Personen vorbei, zwei Herren und zwei Damen, in Pelze gewickelt; die Damen trugen welke Blumen im Haar und lehnten sich in die Kissen zurück; eine summte einen Walzer, die Herren sprachen zärtlich zu ihnen, und in ihren Köpfen schwirrten noch die Melodien und die Düfte von dem Ballfeste auf dem nahen Schloß, das sie eben verlassen hatten. Lynx wollte sich der nähern, die so ahnungslos dem Walzer nachträumte, aber da schauerte sie fröstelnd zusammen, hüllte sich energisch in ihren Pelz und sagte: „Es ist doch noch recht kühl nachts." „Nun, wir sind gleich zu Haus," erwiderte der Herr gegenüber. „Wie freue ich mich auf mein Bett," erwiderte das Mädchen und kauerte sich behaglich wie ein Kätzchen in die Ecke des Wagens. Lynx war schon vor ihrer ersten energischen Bewegung ängstlich zurückgeschreckt. Das war ein schlechter Tag für Gespenster. Schon hatte es alle Hoffnung für heute nacht aufgegeben, als es plötzlich in einem Feld einen Herrn stehen sah, der so sonderbar gen Himmel schaute, daß man annehmen konnte, bei ihm sei irgend etwas nicht richtig. Sofort stürzte sich Lynx hin, und während es die Gestalt des Herrn umwehte, stieß es auf nicht den geringsten Widerstand; plötzlich war es in seine Kleider gefahren und hatte von dem ganzen Wesen Besitz ergriffen, ohne daß dieses sich auch nur gewehrt hätte.

Nun trug Herr Lynx einen Zylinder, einen Überzieher mit Seidefutter

und Samtkragen, ein feines Hemd, eine Damastweste und helle Hosen, wie sie in dieser Saison gerade Mode waren, und er fühlte, wie aus allen diesen etwas abgetragenen Kleidungsstücken aufgespeicherte Lebenskräfte lebendig wurden und ihm neue deutlich fühlbare Wünsche und Daseinsimpulse gaben. Herr Lynx hob die Beine, bewegte die Arme, lüftete den Hut und war bis in alle Kleinigkeiten wie ein Mensch. Er stieg wieder nach der Landstraße hinab, und statt eines Gespenstes ging dort nun ein modisch gekleideter Herr, dessen Anzug freilich etwas zerknittert war. Er eilte nun gradenwegs nach der Stadt zu, und das ist damit zu erklären, daß an den Kleidern, die er trug, die Atmosphäre der Stadt hing. Die Lackstiefel sprachen vom Parkett, die Beinkleider von bequemen Lederfauteuils, der rechte Ärmel des Rockes von einem zarten Frauenarm, der hier oft geruht hatte, und die seidene Binde von feinen Weinen, die oft hinter sie gegossen worden waren. Herr Lynx hatte Lebensinstinkte gewonnen, die sich gewissermaßen in der Substanz seiner neuen Kleidung verdichtet fanden und nun unter der Berührung seiner wenn auch schwachen Wesenheit wieder aufglommen. Einen eigenen Willen jedoch hatte er noch nicht, und so mußte er den Trieben folgen, die in ihm wach wurden. Wie wir schon sagten, will alles Lebendige sich steigern und immer intensiver leben; so auch jene Lebensstoffe, die an allen Dingen haften. Der Rock des Trinkers will auf die Wirtshausbank zurück, die Manschette des Kaufmanns will wieder auf dem Fließpapier des Schreibpultes hin und herstreichen, und die Sohle des Bummlers strebt immer wieder nach dem Zement der eleganten Straßen. Herr Lynx also folgte willenlos der Richtung, wohin ihn seine Kleider trieben. Ein unbekanntes, oder wenigstens lange nicht mehr gekanntes Wohlgefühl durchströmte ihn bei der Berührung mit der Materie, nach der er sich so brünstig gesehnt, und an Materie hatte sein neuer Leib keinen Mangel, besonders der ganze Bauch war voll von Stroh und Häcksel. Lynx war gradezu stolz auf diesen Bauch, auf den er bisweilen freundlich herabsah, während er der Stadt zueilte.

Am folgenden Morgen hatte sich Herr von Pepinster wie jeden Tag gegen neun Uhr erhoben, sein Bad genommen, sich glatt rasiert, und etwas Gymnastik getrieben, gerade so viel, um das Frühstück schmackhafter zu machen. Dann hatte er auf der Veranda seines Landhauses Tee getrunken, ein bißchen in einem kleinen Elzevier-Bändchen geblättert, gerade so lange als eine Zigarrette reichte, war dann zu seinen Tulpen gegangen und wollte eben in sein Kupee steigen, um nach der Stadt zu fahren, als ihm einfiel den Kutscher um das Grundstück herumfahren zu lassen und ihm aufzutragen, ihn an einem hinteren Pförtchen zu erwarten. Es war ein so trockener kühler Aprilmorgen, daß Herr von Pepinster lieber durch seine Gärten und

die angrenzenden Felder zu Fuß gehen wollte. Dabei wurde ihm vielleicht sein kindischer Untergedanke gar nicht bewußt, einmal nach der Vogelscheuche zu sehen, die er gestern nachmittag dort hatte aufstellen lassen. Von seinem Verwalter war ihm die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung erklärt worden, und Herr von Pepinster, der Wert auf gute Kleidung legte, hatte sich den Spaß gemacht, aus seiner eigenen Garderobe ein paar zurückgesetzte Stücke herauszugeben und mit diesen die Vogelscheuche verhältnismäßig elegant zu bekleiden. Es war nur eine seiner verschiedenen Sonderbarkeiten, daß es ihm Spaß machte, eine Karikatur von sich selber in den Feldern aufzustellen. Da steht nun, so dachte er, dieser Popanz und trägt Kleider von mir, an denen so manche Erinnerung haftet, die sich nun mit den elementareren Lebensausströmungen des Ackers zu einer neuen Mischung verbinden werden. Wie interessant wird das werden, wenn dort ein windschiefer Landstreicher zu stehen scheint in Kleidern voll von Kluberinnerungen und anderen städtischen Sachen! Herr von Pepinster hatte bereits den Gemüsegarten verlassen, sein Blick schweifte suchend über die Felder, aber der Popanz, den er gestern dort hatte aufstellen lassen, war verschwunden. Kein Wunder, sagte er sich, daß die Kleider Liebhaber gefunden haben, und dachte nicht mehr viel über sein mißglücktes Experiment nach, während er in sein Kupee stieg, um in die Stadt zu fahren.

Herr von Pepinster hatte die Aufregungen des Lebens hinter sich, aber er war davon nicht mürbe, sondern nur weise geworden. Ungefähr zwanzig Jahre lang hatte er in verschiedenen Gegenden des Orients als Diplomat gelebt, aber ohne jeden Ehrgeiz, nur um gewissermaßen einen Vorwand zu haben, in exotischen Ländern zu sein. Er hatte eine sehr schöne Frau gehabt, die ihm aber nach einem wahrhaften Glück durch ihre ausschließlich weltliche und phantasielose Art sehr lästig geworden war, da sie ihm ganz und gar nicht folgen konnte, als sein Geist immer unabhängiger vom Hergebrachten und einsamer in seiner Gedankenwelt wurde. Er überließ sie leichten Herzens einem anderen, als er sich auf dieses Landhaus in der Nähe der Stadt zurückzog. Nun war er keineswegs untätig, im Gegenteil, seine straffe Gestalt verriet den Menschen von noch starken Willensimpulsen. Hie und da ergriff er noch das Wort in der Politik, und eine seiner Hauptbeschäftigungen war die Erfindung von Pseudonymen für seine Arbeiten. Er beteiligte sich auch noch manchmal an einer wissenschaftlichen Expedition in den Orient, war Sammler und ein gern und oft befragter Berater kluger Museumsleiter, aber er hatte sich sein Leben ganz und gar nach seinem Geschmack eingerichtet, tat nichts, was ihn nicht freute, und ihn freute nur, da zu sein, wo das Leben farbig und intensiv war. Er ging wie Harum Al Raschid durch die Zeit, genoß den Reiz der Stadt und dann wieder seines Gartens, der Salons und Boudoirs und dann wieder seiner Bibliothek; und am liebsten war er

da, wo sich das Leben in sonderbaren Reflexen in schillerndem Farbenglanze brach, auch wenn dies auf einer Pfütze geschah. Er hatte unter seinen Freunden eine ehemalige Diva, die jetzt wie eine von Erinnerungen ehrwürdige Mumie zwischen ihren Lorbeerkränzen lebte, und eine entthronte Königin, von der kein Mensch mehr annahm, daß sie überhaupt noch lebte, so sehr gehörten ihre Taten der Geschichte an. Dann besuchte er mit Vorliebe Gerichtsverhandlungen, aber nicht die Sensationsprozesse, sondern er ging in die Stuben, wo die unbeträchtlichen, kleinen Dinge des täglichen Lebens verhandelt werden, und genoß den Wirklichkeitsreiz, der darin liegt. Er ging auf Jahrmärkte, aber mit Vorliebe hinter die Buden, wo die Seiltänzer und Clowns kochen und sich streiten, oder die sonst straffen, angespannten Gesichter in trägem Schlaf die Muskeln hängen lassen. Er besuchte abgelegene Konditoreien und kultivierte dort die Bekanntschaft eines verbummelten Studenten im vierzigsten Semester oder ließ sich die Lebenshoffnungen einer alternden Dirne erzählen. Manchmal verschwand er auch in einer kleinen Stadt und sog sich in ihre Atmosphäre ein, las die Käseblätter, nahm inneren Anteil an den lokalpolitischen Fehden und besuchte mit Vorliebe die kleinen schlechten Theater, um die in solchen Städten eine Art Lebensdunst braut, wie er überall da unmöglich ist, wo, wie man sagt, etwas „los" ist, wo der „Betrieb" das Leben zerfasert. Gelegentlich besuchte er auch abgelegene Stadtviertel und ging in die Häuser, wo Zimmer vermietet wurden und verlangte sie zu sehen. Da machte er die Bekanntschaft von biederen Briefträgerswitwen oder fetten, alternden Damen in rosa Peignoirs, mit einem gesprenkelten Kakadu als einzigen Lebensgefährten. Aber von allen diesen Liebhabereien wußte niemand. Man kannte Herrn von Pepinster als einen feingebildeten Mann, einen ausgezeichneten, wenn auch zu wählerischen Gesellschafter, der selten, aber dann auf vortreffliche Art, in wissenschaftlichen Blättern das Wort ergriff und hie und da hinter einem Aufsehen erregenden politischen Artikel zu suchen war. Daß er so eigentlich ein doppeltes Leben führte, war Herrn von Pepinster selbst noch kaum bewußt. Wenn er über sich nachdachte, so kam es ihm wohl vor, daß dies Liebhabereien seien, wie sie nicht jeder habe, daß es aber überflüssig ist, mit andern darüber zu sprechen. Wäre zufällig einmal durch einen Gleichgearteten das Gespräch darauf gekommen, so hätte er gewiß keinen Widerwillen gehabt, davon zu plaudern. Er verheimlichte diese Dinge also nicht absichtlich, sondern nur, weil zufällig nie die Rede davon war. Das Erlebnis, dem er an diesem Tage entgegen ging, ließ Herrn von Pepinster freilich von nun an auf die Vermutung kommen, daß auf dieser Erde zwei ganz verschiedene Welten ineinander geschachtelt sind, die geistige, lichte und die elementare, dumpfe, daß wohl jeder, wenn auch in einem andern Verhältnis als der Nächste, in beiden lebt, daß aber er, Herr von Pepinster, zu den ganz seltenen Ausnahmswesen gehörte,

die bewußt von einer Welt in die andere gleiten und immer wieder voll Erstaunen zurückkehren. Um dies zu begreifen, mußte er freilich einmal tief in den Abgrund der „andern" Welt geraten.

An diesem Morgen fuhr Herr von Pepinster zunächst zu seinem Bankier. Schon sah er im Geiste vor sich den kleinen Raum mit den roten Ledermöbeln, hinter den Schaltern die höflichen jungen Leute, die ein so einförmiges und doch in gewissem Sinne merkwürdiges Dasein auf den Schultern trugen. Ihr Leben mit den paar hundert Mark im Monat war von außen gewiß recht kümmerlich anzusehen, aber wenn sie „wir" sagten, dann war es nicht Hinz oder Kunz, sondern die große Bank, zu der sie gehörten, und sie schwelgten selbst bei dem Anblick der schweren Teppiche und Möbel und der eleganten Leute, mit denen sie in einem fort in Berührung waren, und deren Formen sie langsam annahmen. Da schwirrten Nachrichten herbei aus New York und Amsterdam; und was tief im Schoß der Erde geschah oder im Herzen einer asiatischen Stadt, das brachte hier Wirkungen hervor, die sich in sauber geschriebenen Zahlen ausdrückten unter der Feder des auf seine neuerdings manikurten Hände stolzen jungen Kommis. Hie und da flüsterten diese jungen Großstadtmenschen mit flackernden Augen von ihren Abenden in den hellen Caféhäusern, den Theatern und den Orten, wo getanzt wird, und wo sie wahrscheinlich Löwen waren in bewundernden Mädchenblicken. Alles dieses mochte vom Standpunkte des Herrn von Pepinster aus gesehen unglaublich wenig Geld kosten, es war „second rate", aber sicher sehr genußreich, und er beschloß, einmal auf einen dieser Bälle zu gehen, wo diese jungen Lebemänner das Dasein schmeckten. Da hielt der Wagen vor dem Bankhaus, und auf der breiten Treppe stieß Herr von Pepinster auf ein Wesen, das ihn gewissermaßen erschreckte und ihm zugleich doch vertraut vorkam. Er prallte einen Augenblick zurück, erkannte seine eigenen Kleider, und der Leser hat gewiß erraten, daß der Fremde kein anderer als Herr Lynx war. Aber Herr von Pepinster lebte, obgleich mitten in der Welt, so sehr im Wunderbaren, daß ihn dies doch nicht allzusehr aus der Fassung brachte; nicht als ob er gleich mit der nüchternen Erklärung bei der Hand gewesen wäre, der Fremde habe einfach die Kleider von der Vogelscheuche weggenommen. Das war vermutlich auch geschehen, aber daß hier mehr vorging, war gewiß. Er legte indessen im Augenblick keinen zu großen Wert darauf, erledigte in der Bank seine Geschäfte, wenn auch etwas zerstreuter, als der sonst so beherrschte Mann zu sein pflegte. Das, was ihn immer an der Atmosphäre dieses Bankinstituts gereizt hatte, wovon wir vorhin gesprochen haben, machte sich heute doch merklicher geltend als sonst. Früher kam er einfach als ein Mann, der hier seine Geschäfte hat und sie schnell und sicher erledigt, was nicht ausschloß, daß er während der paar

Minuten, die er auf die Ausstellung einer Unterschrift zu warten hatte, den Lebensreiz der Umgebung etwas auf sich wirken ließ. Heute dagegen fühlte er sich ein wenig wie ein Fremder, und alle die Menschen, die hier hinter den Glasscheiben vernünftig beschäftigt waren, schienen ihm wie eine Gemeinschaft, aus der er ausgeschlossen war, eine Gemeinschaft mit ganz eigenen, sonderbaren Lebensgesetzen, die eine Wirklichkeit für sich bildete, während er gewißermaßen nur wie ein Schatten daran streifte. Diese Wirklichkeit aber war keineswegs das, was man die „Bankwelt" nennt, sondern etwas viel Weiteres, Unbedingteres, wie ein Baum, auf dem sich diese Bankwelt, als einem geeigneten Ort, nur so eingenistet hat.

Dann fuhr Herr von Pepinster nach der staatlichen Bibliothek, um in dem Handschriftensaal etwas nachzusehen. Auf der Treppe ging es ihm ähnlich wie auf der Bank. Herr Lynx kam hinter ihm drein und schaute scheu an ihm vorbei. Herr von Pepinster betrat etwas befangen den großen Lesesaal, dessen Wände hoch mit Bücherregalen bezogen waren. Er liebte diese ehrwürdig dumpfe Atmosphäre, die aus den lebendigen Strömen gebildet wird, welche die Geister von Jahrtausenden in diese Bände gebannt haben; dann interessierten Herrn von Pepinster die Menschen, die hier über die Bücher gebückt saßen. Da waren die jungen Studenten, die hier die häusliche Heizung sparten, und denen über der Arbeit schon der Magen knurrte, und die nun bald in diese kleinen, dämmerigen Speisehäuser gingen, wo sie das Leben, von etwas abgegriffenen Mädchen bedient, gewiß sehr tief schmeckten. Da waren alte Männer, über dicke Folianten gebückt, als wollten sie vor ihrem Tode schnell noch soviel in sich hineinlesen, als in sie ging. Einer las durch eine Lupe. Man empfand sie als Bürger der „Gelehrtenrepublik", und dieser Begriff wurde bei ihrem Anblick zu einer leibhaften Wirklichkeit. Da war auch ein uraltes Fräulein, deren spitze Nase immer in die Bücher hing, und die laut aufgeschrien hatte vor Empörung, als Herr von Pepinster einmal im Erfrischungsraum aus Versehen zum Tee ihr Milchkännchen benutzt hatte. Es hatte ihn nachher brennend interessiert, was dieses alte, beleidigte und gewiß böse Geschöpf eigentlich so eifrig las, denn jedesmal, wenn er hierher kam, saß sie da. Es gelang ihm, verstohlen die Titel ihrer Bücher aufzufangen, es waren Schriften über Magie, Zauberkunst, Hexenwesen und Teufelsbeschwörung.

Als Herr von Pepinster heute den Saal betrat, flimmerte es ihm etwas vor den Augen. Er setzte sich in einen Fauteuil, um einen Moment zu ruhen und dann in den Handschriftensaal zu gehen, wo er zu tun hatte. Aber er saß und saß, und es wurde immer dumpfer um ihn, die schwere Luft des Saales drückte ihm auf die Schläfen, und dabei fühlte er eine heimliche Wonne über diesen Zustand. Alle die ledernen Bücherrücken schienen nahe auf ihn her zu marschieren wie aufgestellte Heere, und dazwischen gingen

geschäftige Menschen vorüber mit Büchern unter den Armen und etwas blassen Gesichtern, und seine Augen glitten über ihre Bestellscheine, auf denen er einmal „Cicero de senectute", ein andermal „Die Seidenzucht in Flandern" und wieder einmal „Germanische Rechtsaltertümer" las. Alles dies war sehr reizvoll. Rechtsaltertümer, dachte er, Weistümer, Runen. Und dann wieder Flandern, Brabant, düstere Dome und krause, gotische Straßen, und dann Cicero, Rom, das Forum, die Rostra, und alles dies zusammen war der Extrakt, die Essenz des an keine Zeit und keinen Ort gebundenen, vielmehr aus allen Zeiten und von allen Orten hier zusammenströmenden Lebens selber. Schließlich überraschte er sich dabei, daß er verstohlen wie ein neugieriges Kind eine Stunde lang gar nichts andres getan hatte, als zu versuchen, die Aufschriften von Bestellzetteln abzulesen, die ihn nichts angingen und darüber zu träumen. Aus diesem Zustande wurde er erst wieder aufgerüttelt, als jemand mit etwas schleppendem Gang an ihm vorbeischlürfte. Es war Herr Lynx, der sicher wie ein hier Aus- und Eingehender gerade den gothaischen Hofkalender neben dem ungewohnt trägen Herrn von Pepinster in ein Gefach stellte.

Herr von Pepinster fühlte trotz seiner Dumpfheit starken Appetit, ja einen derben, sinnlichen Hunger; er ging die Treppe hinunter, und erst auf der Straße fiel ihm ein, daß er ja ganz vergessen hatte, in den Handschriftensaal zu gehen, zu welchem Zwecke er hierhergekommen war; aber so wichtig ihm dieser Zweck heute Morgen erschienen war, er war ihm jetzt unwichtig. Eben wollte er sein Koupee besteigen, schon fragte der Kutscher, ob er nach dem Klub fahren sollte, als einer von den Studenten mit zu kurzen Hosen und zu kurzen Ärmeln, ein paar Bücher unter dem Arm, eine Brille in dem blassen Gesicht, die Treppe herunter kam. „Gehen Sie essen?" fragte ihn ein anderer, etwas bäuerlich aussehender, frischer, junger Mensch. „Ja," erwiderte der erste, „in die ‚Stadt Eisenach'," und die beiden gingen zusammen. Da dachte Herr von Pepinster: „Warum soll ich in den langweiligen Klub gehen? Ich werde diesen beiden jungen Leuten folgen und auch in der ‚Stadt Eisenach' essen. Ich hätte heute gerade Lust auf derbe Kost." Und kaum war ihm der Gedanke gekommen, als er bereits Herrn Lynx denselben Weg nehmen sah. Das störte ihn zwar, wie ein böses Gewissen, denn Herr Lynx blickte gar nicht mehr scheu, sondern eher keck. Herr von Pepinster ließ den Kutscher nach Hause fahren. Er wollte ohne dessen Kontrolle sein.

Die „Stadt Eisenach" lag in den grauen Gassen der alten Stadt. Die beiden Studenten setzten sich an einen hell gebohnten Holztisch in der Ecke zu ein paar Kommilitonen. Herr von Pepinster nahm abseits Platz, aber so, daß er sie beobachten konnte. Ihm gegenüber setzte sich dieser unangenehme Herr von Lynx, der strammen Ganges hereingekommen war und überhaupt

einen merkwürdig aufgefrischten Eindruck machte; selbst seine Kleider saßen ihm wie neu oder wenigstens wie soeben vom Schneider aufgebügelt. Das war eine Störung für Herrn von Pepinster, der sich so gern gedankenlos in diese behagliche Atmosphäre eines unbekannten Ortes versenkt hätte. Die Anwesenheit des, wie es schien, ihn beobachtenden Herrn Lynx machte dies nicht in vollem Maße möglich. Die Studenten waren alle junge Leute, denen man ansah, daß sie vom Land kamen und hier in der Stadt bescheiden, vielleicht von Nachhilfestunden leben mußten, um ihre Studien zu ermöglichen. Sie redeten zuerst ein bißchen trocken von ihren Arbeiten und Kollegien, dann, als die Kellnerin, eine breitbusige, freundliche, nicht mehr junge Person, an sie herantrat, kam eine gewisse derbe Lustigkeit in die Unterhaltung, und schließlich gegen den Schluß des Essens flüsterten sie sich gelegentlich Dinge ins Ohr, worauf dann ein gröhlendes Lachen erfolgte. Sie aßen mit einem ungeheuren Appetit, und als die Kellnerin zu Herrn von Pepinster kam und nach seinen Wünschen fragte, konnte er sich auf der mit blauer Tinte geschriebenen Speisekarte ganz und gar nicht zurechtfinden. Er machte daher mit dem Blick ein Zeichen auf den Teller des ihm zunächst sitzenden Studenten und sagte der Kellnerin, er möge haben, was eben dieser Herr esse. Sie brachte ihm auf einem Holzteller ein saftiges Stück Kronfleisch, das Herrn von Pepinster so vortrefflich schmeckte wie lange nichts. Dazu trank er das braune, süße Bier, das ihn um diese ungewohnte Zeit in einen Zustand angenehmer Schwere versetzte, worin er die scharfen Blicke dieses Herrn Lynx fast ganz vergaß, der sich jetzt sogar zu erdreisten begann, einen hochfahrenden Ausdruck anzunehmen. Es lag ein bleiches Licht in der von grauem Tabakrauch sich füllenden Luft, und Herr von Pepinster empfand den Alltag aller der Leute, die hier mittags als Stammgäste ihre Mahlzeit nahmen, traumhaft und seltsam, und er fragte sich, ob diese Menschen selber die Atmosphäre, in der sie lebten, so genossen, oder ob nur sein ungewohnter Blick hierin zu schwelgen vermochte. „Wie süß ist doch das Dasein," meinte Herr von Pepinster. „Genügt es nicht, zu sehen, daß hier junge Menschen einen ungeheuren Appetit haben, daß in der Küche Hände und Arme zwischen Geschirr herumfahren, und daß dort dies freundliche Frauenzimmer, das gewiß schon manches erlebt hat, in dem dumpfen Tabaksgeruch hin- und hergeht und dort einem dicken Mann seine Suppe hinstellt und hier diesem unsagbar lächerlichen Herrn Lynx seinen Kaffee? Fühlt man nicht einfach, daß man da ist, und ist das nicht selbst ein Genuß? Wozu überhaupt denken und wollen, wozu Wissenschaft und Taten? Warum nicht einfach so hinleben, den Reizen der Atmosphäre folgen und sich ganz ohne Zwecke nur in die Substanz des Lebens vertiefen, das um uns brodelt? Alles dies wäre so gut möglich, wenn nur dieser Herr Lynx endlich weggehen wollte." Und Herr von Pepinster bestellte sein drittes Glas Bier. Die

Studenten brachen langsam auf. Sie wurden etwas unwillig, weil die Kellnerin nicht kam, während dieser Herr Lynx in einer galanten Anwandlung, wie ein im Leben noch fremder, ungeschickter Mensch, sie fortgesetzt zurückzuhalten suchte. Schließlich aber machte sie sich von dem aufdringlichen Manne los und ging zu den Studenten, die sie, wie eine Henne ihre jungen Kücken, betreute; einige zahlten und manche baten sie auch, bis morgen oder bis zum Ende der Woche schuldig bleiben zu dürfen, was sie mit gutem Humor erlaubte. Dann lärmten die jungen Leute hinaus, einer hatte noch ein paar Bücher vergessen und kam noch einmal zurück, und dann gingen sie wohl wieder in die großen, heißen Hörsäle und lauschten den Worten irgendeines alten Professors, der selber einmal ein Student gewesen war wie sie. Und dann würde die Dämmerung kommen, und sie gingen in die kleinen, scharf riechenden Charcutiergeschäfte und kauften sich etwas Aufschnitt und geräucherten Fisch und aßen das auf der engen Bude von irgendeinem und tranken wieder Bier dazu, vielleicht brachte auch der eine und der andere ein Mädchen mit, mit der er die glühenden Feste jener ärmlichen Welt feierte. So dachte Herr von Pepinster, als er von neuem aus seinen Träumen gerissen wurde durch die schnarrende Stimme dieses arroganten Herrn Lynx, der so tat, als ob er das ganze Leben heute morgen für sich gepachtet hätte und in diesem Augenblick die Kellnerin mit schneidigem Ton heranrief, um zu zahlen. Nun, das war ein Glück. Es dauerte aber noch lange, bis er sich in seiner Weitläufigkeit entschloß, die galanten Gespräche mit der Kellnerin zu beendigen, worüber das freundliche Wesen manchmal laut auflachte in einer Mischung von Bewunderung und Verständnislosigkeit. Dann half sie dem Herrn Lynx in den eleganten Überzieher, der ihr augenscheinlich sehr imponierte, strich ihm noch den Rücken glatt und begleitete den feinen Herrn Lynx bis an die Tür. Dieser verbeugte sich mit einer gewissen Gewandtheit, die ihm nun nicht mehr ganz abzusprechen war und ging hinaus. Herr von Pepinster bestellte das fünfte Glas, und als er es halb getrunken hatte, war er der einzige Gast in dem dämmerigen Raum. Nun begann die Kellnerin, sich ganz ihm zu widmen. Sie fing eine Unterhaltung an über die Entwicklung der Stadt, und meinte, daß die „Stadt Eisenach" noch nicht ganz auf der Höhe der eleganten Restaurants stehe, daß das aber bei diesem Publikum auch gar nicht möglich sei, denn diese jungen Studenten könnten eben nicht mehr als fünfundsechzig Pfennige fürs Mittagessen zahlen, und da sollte ein Wirt noch etwas für die Ausstattung eines Lokales anwenden. Herr von Pepinster wollte sie darauf bringen, daß sie von ihren mütterlich jovialen Beziehungen zu den jungen Studenten sprach und von der Art, wie sie hier lebte, und wie sie hier wohnte, und ob sie einen Schatz hätte und vielleicht gar auch ein Kind und dergleichen. Aber sie suchte immer auf „feinere" Themen zu kommen, sprach von Theater und anderen Dingen,

welche, wie sie annahm, „bessere Herrschaften" interessierten. Als aber Herr von Pepinster gar nicht darauf eingehen wollte, nahm sie offenbar an, daß ihn das Bier bereits etwas verwirrte und schlug einen ganz andren Ton an. Sie berührte seine Schulter, dann gelegentlich auch einmal seinen Arm, und einmal schlug sie ihm auch mit der Hand auf sein Bein. Und Herr von Pepinster fand diese Vertraulichkeit gar nicht unangenehm, als es plötzlich schien, daß von der Straße durch ein Fenster die schnöde Fratze des Herrn Lynx hereinblickte. Das riß ihn aus der Stimmung, er sah plötzlich, daß die Kellnerin dicke, ungepflegte Hände hatte und daß ihr Haar wirr und unangenehm aussah. Er zahlte daher schnell und ging. Auch ihm glättete das freundliche Frauenzimmer den Überzieher, zog seine Rockschöße herunter, damit der Rockkragen nicht über den Kragen des Überziehers herausschaute, denn sie wußte aus besseren Tagen, wie man feinen Leuten entgegenzukommen hat. Darauf verabschiedete sich Herr von Pepinster, aber lange nicht so galant und gewandt, wie es der vornehmere Herr Lynx eine halbe Stunde vorher auf derselben Stelle getan hatte.

Draußen war ein stumpfer, grauer Nachmittag, in den Häusern wollte es schon dunkel werden, die Menschen schlichen schläfrig auf den Straßen umher. Herr von Pepinster liebte diese Stimmung und gab sich ihr ganz hin, als er plötzlich laut von einer nahen Uhr fünf Glockenschläge hörte. Das riß ihn aus seiner Dumpfheit heraus, es fiel ihm ein, daß das der Augenblick war, wo ihn seine Geliebte, die schöne Delfine, erwarte, die zurzeit in einem der großen Variétés exotische Tänze aufführte. Sie hatte sie unter seiner sachverständigen Aufsicht geprobt. Heute sollte er zum Kaffee in ihre hübsche Wohnung kommen, die er ihr vor einigen Monaten eingerichtet hatte. Er sah sich nach seinem Kupee um und erstaunte, daß es nicht da war; er konnte sich nicht erinnern, wo er es gelassen hatte. Er stieg daher in den ersten besten Wagen und fuhr zu Delfine. Sie lebte in dem neuen Viertel im Westen der Stadt, wo lauter elegante Häuser waren, „mit allem Komfort der Neuzeit". Als er in die zweite Etage kam, wo Delfine wohnte, öffnete ihm die Bonne mit dem weißen Häubchen im Haar und machte ein sehr erstauntes Gesicht. Fräulein Delfine habe Besuch. „Besuch," fragte er, „von wem denn?" „Herr von Pepinster ist vor einer halben Stunde gekommen und wird wohl noch mehrere Stunden bleiben." Dann schloß sie die Tür und ließ den erstaunten Herrn von Pepinster allein. Er konnte sich erst gar nicht zurechtfinden, da hörte er auf einmal, wie von innen der Schieber von dem kleinen Guckloch in der Tür geschoben wurde; er sah das stechende Auge des Herrn Lynx auf sich gerichtet und glaubte ein höhnisches Kichern zu vernehmen, während die süße Stimme Delfines jenem aus dem Zimmer zurief, er möge doch kommen und sich nicht

um fremde Leute kümmern. Die Dumpfheit, welche schon den ganzen Tag auf Herrn von Pepinster gelastet, hatte inzwischen einen solchen Grad erreicht, daß er zu keiner Willensreaktion auf diese Vorfälle mehr fähig war. Er ging, als ob dies selbstverständlich sei, die Treppe hinunter und fühlte sich auch gar nicht einmal unglücklich, im Gegenteil, der träge, graue Nachmittag hüllte ihn wie in weiche Fluten, die ihn wie nach einer unbekannten Lockung durch die Straßen trieben. Herr von Pepinster hatte immer sehr reizende Geliebten gehabt und war dadurch Frauen gegenüber nur selten in dem Zustand der Bedürftigkeit. Er ging in der Regel mit befriedigten Sinnen durch die Straßen, beobachtete die Frauen mit lächelnder Überlegenheit, fand diese Typen reizvoll, jene weniger, sah hie und da auch einmal einen interessanten Blick unter einem billigen Hut oder eine beachtenswerte Gestalt in einem schlechten Kleide und oft auch einen sonderbaren Ausdruck in einem Gesicht, das weder jung noch schön war. Aber alles dies war für ihn, der niemals ausgehungert an die Dinge heranging, sondern immer mit dem Besten gesättigt, wenn auch nicht übersättigt, nur Gegenstand der Beobachtung, nie der Begierde gewesen. Heute hingegen fühlte er alle die Reize der Straße, die er in manchen Ländern gekostet hatte, mit einer Intensität, die ihm vollkommen unbekannt war, und er merkte, daß er, der Fünfzigjährige, zu erschauern begann, wenn hie und da ein weiblicher Arm schüchtern an seinen Mantel streifte. Bald trieb ihn etwas, die belebten Hauptstraßen durch einen alten, gewölbten Bogen zu verlassen, er ging oder, wie er mit Schaudern fühlte, verkroch sich in die abschüssigen Gassen, die nach dem Viertel des Flusses hinunterführten, das in schlechtem Rufe stand. Vor einem Kaffeeauskochgeschäft blieb er stehen und wunderte sich über dieses sonderbare Wort. In dem dunkeln Innern saßen ein paar alte Weiber, die einer Jüngeren mit heftigen Stimmen irgend etwas auseinandersetzten, dem diese widersprach. Als sie Herrn von Pepinster sah, sprang sie plötzlich auf, kam auf die Straße heraus und sprach ihn an. Ob er ihr einen Kaffee zahlen wolle? „Aber gewiß," sagte Herr von Pepinster, und eine Minute später saß er drinnen in dem dunkeln, niedrigen Raum, und die Person saß neben ihm, während die drei älteren Weiber plötzlich eine außerordentlich respektable Miene annahmen. Das bedauerte Herr von Pepinster. Er hätte es gern gesehen, wenn dieser Streit fortgeführt worden wäre, und machte ein Gesicht, als ob er gar nichts beobachte. Aber die Frauen schwiegen nun. Seine Nachbarin suchte eine Unterhaltung anzuknüpfen und fragte, was er denn hier in dieser Gegend gesucht habe, ob er vielleicht nach einem Mädchen Ausschau gehalten hätte und dergleichen. Dann nickte Herr von Pepinster ein, während die Hand des Mädchens in seinem Arme lag, und er hörte, wie die Geräusche im Raum immer geisterhafter und irrealer wurden, und wie plötzlich sich eine lebhafte Unterhaltung

erhob, deren Rhythmus und Klang er geradezu genoß, obwohl er nichts von ihrem Inhalt verstand. Als er wieder erwachte, war es ganz düster geworden, und er saß allein. Das jüngere Mädchen war zu den drei älteren Frauen an den Tisch zurückgekehrt; kaum aber hatte er die Augen geöffnet, als sie in einem Nu wieder bei ihm war, ihren Arm um seine Schulter legte und freundlich sagte: „Nun, Alter, ein bißchen eingenickt?" Und Herr von Pepinster, der sonst sehr auf seine Jugendlichkeit und Straffheit stolz war, die er sich bei seinen fünfzig Jahren bewahrt hatte, hörte es gar nicht ungern, so gemütlich „Alter" genannt zu werden. Er lächelte dem Mädchen freundlich zu, aber er sah sie kaum an, wenigstens war sein sonst prüfender Blick wie erloschen, er fühlte nur eine gewisse Weiche und Wärme von ihr ausgehen, und hie und da kitzelte ihr Haar seine Wange. Außerdem kam es ihm vor, als ob sie sehr bescheiden und manierlich sei. Sie fragte beinah schüchtern, ob sie etwas zu essen bestellen dürfte, sie habe Hunger, und er erwiderte, alles, was sie nur wolle. Nun ließ sie Brot und Käse kommen und eine Flasche weißen Wein, und Herr von Pepinster trank und ließ sich einlullen von der Stimme des Mädchens, und dann kam noch eine zweite, die sich eine Zeitlang an den Tisch setzte und einige Freundlichkeiten sagte, dann wieder wegging und ihn mit der ersten allein ließ. „Die giftet sich, daß ich so einen feinen Herrn habe," erklärte diese. Und manchmal kam ein dunkelbärtiger Mann herein und schaute zu, was vorging und stapfte dann wieder mit befriedigtem Gesicht hinaus; nur einmal warf er ein Zehnpfennigstück in eine kleine Spalte, und mit einem ungeheuren Getöse erbrauste die „Wacht am Rhein". Das aber rüttelte Herrn von Pepinster sehr auf, und er kam wieder zu sich. Sofort fand er den Aufenthalt unerträglich, beschloß zu zahlen und zu gehen. Eine unangenehme, etwas freche Person sagte ihm, was er schuldig sei, er warf Geld hin und ging hinaus, von der Jungen gefolgt, die ihn zuerst hier hereingeführt hatte.

Von hier ab wurden die Eindrücke des Herrn von Pepinster immer weniger deutlich. Er kam durch Gassen über eine kleine, enge Treppe in einen ganz niedrigen, von einer dunkelrot beschirmten Lampe spärlich erleuchteten Raum, wo viele unechte Blumen und ein Heiligenbild waren; ein kleines Ölflämmchen brannte an der Wand; er trank noch irgend etwas Scharfes, dann hörte er viel Lärm draußen auf der Stiege, eine Männerstimme schrie, eine Frauenstimme verteidigte sich mit ungeheurer Zungenfertigkeit, dann war er einen Augenblick ganz allein; später kam das Mädchen im Hemd zurück und setzte sich wieder zu ihm und schließlich war er wieder auf der Straße. Später saß er irgendwo allein, trank eine oder zwei Tassen Kaffee und wurde sich dann wieder klarer. Er befand sich in einem kleinen Wirtshaus, rings um ihn saßen ein paar Fuhrknechte, die laut schrien und soffen,

und Herrn von Pepinster begannen die derben Geschichten, die sie sich erzählten, zu interessieren. Einer war in Frankreich gewesen und gab den ungläubigen andern seine Weibergeschichten zum besten. Er erzählte, man erkenne dort gewisse Häuser daran, daß die Hausnummern riesengroß über der Tür geschrieben sind.

„Les gros numéros," rief plötzlich Herr von Pepinster laut. Der Erzähler wandt sich betroffen um und rief begeistert: „Was, du kennst das auch?" „Freilich," erwiderte Herr von Pepinster. „Dann sag denen, daß ich nicht gelogen hab'." „Nix hat er gelogen," sagte Herr von Pepinster, „alles ist wahr." Damit hatte er sich einen Freund gemacht. Der Mann rückte zu ihm und sagte: „Der Herr ist gewiß fremd hier, aber hier gibt's das auch." „Was denn?" „Die gro nimero oder wie's halt heißt." „So?" „So wahr ich hier sitze, komm', geh'n wir hin." Der Mann war entzückt, einen andern Weltmann gefunden zu haben, der mit ihm allein wußte, was die gros numéros sind. Herr von Pepinster fühlte aufrichtig, wie genußreich das sein könnte, mit diesem derben Gesellen eine nächtliche Wanderung durch dessen Welt zu machen, aber da fühlte er zu seiner Enttäuschung, daß er doch ganz ungewöhnlich müde sei und beschloß, nach Hause zu gehen.

Er trat hinaus und befand sich auf der Landstraße, welche von der Stadt aus an seinem Landhause vorbeiführte. Wieder stand der Mond am Himmel, und hie und da jagten Wolkenfetzen an ihm vorbei. Herr von Pepinster hatte nur eine dunkle Erinnerung an die Geschehnisse dieses Tages. Zufällig blickte er einmal an sich herunter, und da sah er, daß seine Stiefel und Beinkleider mit einer starren Kruste von Straßenschmutz bedeckt waren. Auch sein Mantel war zerknittert und an einigen Stellen zerrissen und bespritzt; einen Kragen trug er überhaupt nicht mehr, und auch seine schöne Krawatte war verschwunden. Der Hut, den er in die Hand nahm, mußte wohl einmal eingetrieben und ihm dann aufs Geratewohl auf den Kopf gesetzt worden sein, aber er war zu müde, um über diese Dinge nachzudenken. So schleppte er sich in fast einer Stunde bis an sein Haus. Er fand das Tor nur angelehnt, ging durch die Gärten und sah Licht im Eßzimmer. Er konnte durch das Fenster von außen hineinsehen, und dort sah er Herrn Lynx in seinem Hausrock von türkischer Seide allein bei einem einfachen, aber offenbar sehr schmackhaften Abendessen sitzen und dabei in den Zeitungen lesen. Herr von Pepinster beobachtete gerade, wie der Diener hereinkam und Herr Lynx, der nun durch die vollendete „aisance" seiner Bewegungen vornehm wirkte, aufstand, um in die anstoßende Bibliothek zu gehen. Herr Lynx war ein gut erhaltener Mann von etwa fünfzig Jahren mit einem feingeistigen Ausdruck im Gesicht und straffer Gestalt. Herr von Pepinster ging an das nächste Fenster und konnte von außen direkt in die Bibliothek sehen, wo sich Herr Lynx einen Sessel bequem rückte und in Büchern und Broschüren zu lesen begann, die Herr

von Pepinster am Abend vorher dort niedergelegt hatte. Hier und da schrieb er mit einem goldenen Bleistift ein paar Notizen auf einen Block, den Herr von Pepinster für seine Randbemerkungen zu benutzen pflegte.

Wie lange der Unglückliche hier gestanden hat, davon hat er sich wohl selbst keine Rechenschaft geben können. Er sah noch, wie nach einiger Zeit der Kammerdiener hereinkam und Herrn Lynx in das anstoßende Schlafkabinett führte. Herr von Pepinster trat an das nächste Fenster und sah durch einen Spalt im Vorhang, wie Herr Lynx entkleidet und zu Bett gebracht wurde und wie er mit einem zufriedenen Ausdruck in dem schönen, vergeistigten Gesichte die elektrische Birne ausdrehte und Dunkelheit eintrat.

Inzwischen war die Willenskraft des Herrn von Pepinster so vollkommen erstarrt, daß er sich über das Geschehene weder empörte, noch auch nur erstaunte. Er hatte nur das Bedürfnis in sich gefühlt, mit Ruhe dem Ablauf dieser Geschehnisse bis zum Eintritt der Dunkelheit in dem Schlafzimmer beizuwohnen. Nun fühlte er, daß es auch für ihn höchste Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben. Ohne irgendwie zu überlegen, ging er mit der Sicherheit eines Nachtwandlers, wenn auch etwas gebückt und verfallen, durch die Gärten hinaus auf die Felder und begab sich auf den Acker, wo noch vor vierundzwanzig Stunden der Popanz gestanden hatte. Dort stellte er sich an dieselbe Stelle, wo Herr Lynx vor vierundzwanzig Stunden den Schritt von der Gespensterhaftigkeit zum Dasein gemacht hatte, hob die Hände gen Himmel, und der letzte Hauch von Lebenskraft, der noch in ihm bebte, entwich.

Als am andern Morgen der Herr des Landhauses aufgestanden war, nach seiner Gewohnheit gebadet, sich rasiert und ein wenig Gymnastik getrieben hatte, nur soviel, um das Frühstück schmackhafter zu machen, dann auf der Veranda Tee getrunken und in einem Elzevierbändchen gelesen hatte, nur so lange, als eine Zigarette dauert, begab er sich wie immer nach seinen Tulpen, und als er hinaus auf die Felder trat, da sah er den Popanz, der dort gestern aufgestellt worden war, und lächelte über den windschiefen Gesellen, der in seinen eigenen, eleganten Kleidern die Arme gen Himmel hob.

So wichtig diese Begebenheiten auch scheinen mögen, in der Welt der äußeren Dinge war gar nichts passiert. Drinnen saß nach wie vor ein gut erhaltener Herr von fünfzig Jahren; bald war er in seine Studien vertieft, bald fuhr er in seinem Kupee in die Stadt und kehrte befriedigt abends in seine Einsamkeit zurück; draußen aber auf dem Acker hob der windschiefe Popanz seine Arme gen Himmel. Und niemand weiß von der ganzen Geschichte, als die Gespenster, die unten auf der Landstraße hin- und herirren, um heimkehrende Fuhrleute und einsame Wanderer zu erschrecken und dann aus den Wunden ihrer Seelen Lebensblut zu trinken.

***

Erinnerungen an August Strindberg

von Ola Hansson

(Schluß)

IV

Strindbergs nächster Brief handelt von Paris, — datiert 5. Mai. Er übernimmt aus eigenem Antrieb meine Leitung: „Wenn Du jetzt nach Paris gehst, willst Du einige Einführungen an französische Literaten haben? Und hast Du Lust, da zu schreiben — so gibt es ja immer einige Franzosen, die Deutsch können. — Schwedisch kann keiner. Aber wenn Du da schreibst, so mußt Du Rücksicht auf eins à propos Frankreich nehmen,* doch nicht in der „Revue d'art dramatique". Aber Du mußt französisch sprechen können, und vor allem verstehen, was gesagt wird. Ein Rath: geh nicht mit Skandinaven um, denn dann lernst Du nicht Französisch** . . Willst Du mir, und gleichzeitig Dir einen Dienst erweisen, so besuche M. Antoine vom Théâtre libre, bitte ihn, einer Vorstellung beiwohnen zu dürfen und frage gleichzeitig 1. ob er überhaupt daran denkt, den „Vater" zu spielen, 2. ob er „Julie" und „Gläubiger" gelesen hat und wie sie ihm gefallen (sie liegen bei ihm). Sobald Du antwortest, daß du ins französische Leben hinein willst, werde ich Dir eine lange detaillirte Marsch-Route und einen Haufen Briefe geben, die Dich auf dem geradesten Wege zum Ziele führen werden.*** — Vergiß nicht, Deine und Deiner Frau Visitenkarten französisch drucken zu lassen, mit Stockholm unten in der rechten Ecke, und stelle Deine Frau immer nur als Schwedin vor (außer bei Nordau, beim Korrespondenten der „Neuen Freien" usw. natürlicherweise). Ja, es wäre ja mein Glück für die Zukunft, wenn „Comtesse Julie" gespielt werden würde, selbst wenn sie heruntergemacht würde. Kann ich auf die Dazwischenkunft Deiner Frau mit dem Roman, der im Herbst fertig kopirt sein wird, rechnen? . . . Ich habe viele Verbindungen in Paris und werde Dir nutzen können, wenn Du nur etwas zu sprechen verstehst. Mit Hochachtung an Deine Frau und Glück zur Reise . . ."

Als wir im Juni nach Paris kamen, wohin wir uns verpflichtet fühlten, die Bekannte meiner Frau von Kopenhagen, die ich aus Koster vertrieben hatte, mitzunehmen, war meine Frau nicht mehr genügend leichtbeweglich zu vielem Herumlaufen. Im Hotel „Le bon Lafontaine" in der rue de Grenelle abgestiegen, wollten wir so bald als möglich aufs Land kommen, was unsre Kopenhagener Freundin veranlaßte, abzureisen. Wir ließen keine

---

* Auf was läßt er nur erraten.

** Strindberg übersieht, daß meine Frau 1887 schon in Paris gewesen war.

*** Von diesen Briefen erhielt ich keinen einzigen.

Visitenkarten drucken, knüpften keine Verbindungen an und suchten sogar die skandinavische Librairie Nilsson in der rue Rivoli auf um zu erfahren, was für Landsleute in Paris waren. Es war nur einer da, der schwedische Prophet des Malthusianismus, Knut Wicksell, der den Lebenszweck hatte, das schon ganz leere und durch die Auswanderung nach Amerika noch mehr entvölkerte Land Schweden um ein weiteres Drittel zu verringern. Er wohnte im idyllischen Meudon; wir begaben uns dorthin und fanden ihn nebst Frau, an der er doch seine Taktik nicht angewandt hatte, in einer kleinen Villa, deren freundliche Vermieterin uns ein paar Zimmer mit Pension anbot. Für die paar Monate, die wir bleiben wollten, war es uns recht. Da ich aber grad an meinen „Alltagsfrauen" schrieb, kam ich selten nach Paris, und meine Frau hatte genug zu tun, um mit mir im Übersetzen Schritt zu halten. Erst später erfuhren wir durch unsere freundliche Vermieterin, daß sie, eine der ersten Frauenrechtlerinnen Frankreichs, an einer „Kosmogonie" schrieb, deren viele Bände das einzige Meublement des kleinen Salons waren, und daß ihr Mann spanischer Revolutionär gewesen. Selbst war sie Belgierin. Ihr Sohn hatte eine Stellung in der französischen Regierung, ihre Tochter führte den Haushalt, und an ihrem Tisch erschienen gelegentlich Anarchisten unbestimmter Herkunft, wohl auch ein Soldat, der die Kasernen revolutionieren sollte. Der tägliche Friede wurde dadurch nicht gestört und bald nachdem das schwedisch-norwegische Ehepaar (Frau W. war Norwegerin und Frauenrechtlerin) nach London und Kopenhagen abgereist war, um Vorträge in ihrem Fach zu halten, gingen wir nach der Schweiz, da die Geburt unseres Kindes bevorstand.

Strindbergs erster Brief nach Paris vom 13. Juni enthält zwei Punkte: eine strenge Kritik über mein deutsch erschienenes Bändchen „Parias" und folgende Selbstkritik über seinen Roman „Am offenen Meer" — einen Ideenroman: „Ich finde selbst, er ist grandios, in großem Stil, im aristokratisch modernen Geist, das unbestreitbare Recht des Stärkeren (= des Klügeren) verfechtend, die Kleinen zu unterdrücken und zu ihrem eigenen Besten, das sie nicht verstehen, als Dünger zu behandeln . . . Kopie gibt es nicht . . Ich beglückwünsche Dich zu Deiner Vaterschaft. Und vergiß nicht, Deinen Gesichtspunkt auf das Weib von dem des Junggesellen in den des Vaters zu verändern; wie ich es einmal vergaß, bis ich mich erinnerte, daß ich bereits in eine höhere Lebensklasse versetzt war!"

Außer Aufträgen an meine Frau, sich in seine Angelegenheiten in Deutschland zu mischen, was sie unterließ, um sich nicht die Finger zu verbrennen, enthalten seine Schreiben nach Meudon an mich nur die zwei strengen Ermahnungen: passe auf Antoine und sein Herbstrepertoire auf und lege meine Fragen neben Dich, wenn Du schreibst, und beantworte sie Punkt für Punkt.

Strindberg war sehr angelegen, daß seine Stücke im besten Französisch vorlagen. Nachdem Frau Strindberg sie unter seiner Aufsicht übersetzt und ein französischer Schweizer sie korrigiert, waren sie noch lange nicht gut genug, und er ließ sich es gern etwas kosten, seine französischen Manuskripte der Sprache der Akademie so nahe wie möglich zu bringen. Später nahm ich wahr, daß zunächst das Gegenteil mit den Übersetzungen seiner Arbeiten ins Deutsche der Fall war; was und wie das besorgt wurde, war ihm ganz gleichgültig. Am 14. Juli schickte er 20 Francs für die Tochter unserer Wirtin, die ihm eines seiner Stücke korrigieren soll, „aber hüte Dich vor diesen Korrekturen, denn die Dame hält möglicherweise unsere neuen Gedanken für Übersetzungsfehler und klext die banalsten Phrasen hin." — Er freut sich, daß Zola „Comtessa Julie" gelesen und versprochen hat, Antoine einen Wink zu geben. Aber er fährt fort: „Daß Théâtre libre den „Handschuh" spielt und nicht „Gläubiger", geniert mich . . . Verflucht, daß Ibsens kranker, ältlicher Geist das junge Deutschland ein Mannesalter hindurch bedrücken und daß das männliche Deutschland ver-Norat werden soll, und daß besonders Ibsen statt Freiheit zu geben Askese gibt und daß die aus der Befreiung des Weibes folgende Unterdrückung des Mannes weiter grassiert . . . Jetzt da Du Mann bist," belehrt er mich anzüglich, „wirst Du einsehen, wie sehr Ibsen der Dichter der Frauen und folglich der Jugend ist. Darum ist er den Männern so verhaßt. Darum hasse ich ihn, besonders seitdem er die Jünglinge in Kompagnie mit ihresgleichen, den verheirateten Frauen, gegen die Herren und Aristokraten der Schöpfung, die Männer, revoltiert hat . . . Jetzt endlich mit 41 Jahren, fange ich an, Balzac zu lesen. Voilà un homme, der für Männer schreibt. Und ich merke jetzt, warum die schwedische Jugend mir nicht weiter folgen kann, am allerwenigsten zu den „Gläubigern".

V.

Wir waren schon in der Schweiz, während er noch Aufträge für Paris gibt. In einer kleinen Pension in St. Légier sur Vevey wurde unser Sohn am 8. September 1890 geboren, aber nicht getauft. Das fand erst vier Jahre später auf der Insel Möen in Dänemark statt, in der kleinen Stadt Stege, wohin meine Schwiegereltern deswegen gekommen waren.

Vom 31. August bis zum 21. September bleibt Strindberg für uns verschwunden. Als er wieder auftaucht, befindet er sich auf einer Blitztournée durch „dieses ganze große Land Schweden". Diese Tournee dauert einen Monat; währenddessen schreibt er unablässig, und seine Post reist hinter ihm drein. Von Falun beglückwünscht er mich zur Vaterschaft. Von Lund erklärt er einen vom „Magazin" gewünschten Beitrag wegen seiner Reise nicht liefern zu können: „Antworte ausweichend ans Magazin!" heißt es.

„Sage, August Strindberg ist ein Sonderling, dem es Spaß macht, wenn er gespielt wird, aber der sich den Teufel darum scheert, wie es geht; er durchwandert jetzt Schweden, ist mit Briefen nicht anzutreffen, geht in Selbstmordgedanken wie gewöhnlich, läßt sich keine Artikel ablocken, wenn auch Gold und Ehre wartete. Er sch—ßt mit einem Wort auf die ganze Welt, nicht zum wenigsten auf sich selbst, am wenigsten doch auf seine Kinder, denen er Erfolg in Berlin wünscht. Über seine Dichtung und deren Ziel weiß er nichts, denn sie wächst frei in seinem Kopf, wie Trauben oder Schimmel. Ja, mein Lieber, so ist es; und ich kann nichts dabei tun, denn ich bin todmatt und aufgerieben; fühle, wie das letzte Stadium der Illusionen verschwunden und l'âge critique des Mannes, 40 Jahr, schon da ist, wo alles durchschaut wird, als wäre es Glas. Inzwischen danke ich Dir, daß ich dies alles schreiben konnte, denn sonst wäre ich krepiert. Lese Balzac und finde alle meine Vermutungen über Leben und Menschen bestätigt. Lebe wohl und Glück zu noch vielen Illusionen."

In einem vier Seiten langen Brief von Göteberg vom 13. Oktober heißt es: „Ich muß Dir etwas aufgeregt von einer Kleinstadt in Schweden geschrieben haben, wahrscheinlich nach der Tortur in einem schlechten Bett, mit lärmenden Dienstmädchen draußen und betrunkenen Knoten im Korridor. Einen ganzen Monat bin ich jetzt herumgerast, per Zug, per Skjutskarren, zu Fuß, per Fähre, per Boot, in diesem großen Reich, habe viel gesehen und gehört, bin viel gepeinigt worden, doch weniger als in den Stockholmer Schären im Sommer. Darum die Schwierigkeiten von Briefen getroffen zu werden. Dein rekommandiertes Manuskript hat mich noch nicht erreicht. Nun zu Ungarn! Es ist mir ja ganz unmöglich etwas zu schreiben, wenn ich von Morgen bis in die Nacht reise, und schwitzend, schmutzig und müde ins Hotel komme um am andern Morgen fortzusetzen . . . Ich nehme mir die Freiheit zu vermuten, daß Du es mit Deinem vergrößerten Haushalt schwer hast. Was tun? Während der acht Tage in Lund bekam ich ein paarmal Rebhühner mit Champagner, ging aber meistens hungrig zu Bett; konnte keine zwei Heller aus den Grafen auspressen für die Beschreibung von der Natur Schonens. Item in Göteborg! Und unterdessen friert meine Familie auf Runmarö, und meine Bücher sollen für die Miete gepfändet werden. Die liebenswürdigen Landsleute! Als ich im Ausland war, hieß es: wenn Strindberg heimkäme und sich seinem Land widmete, sollte er es gut haben. Darauf kam ich und wollte die Natur Schwedens verherrlichen. Hast Du gesehen! Und was für einen Winter ich erlebt habe! Daß ich im Schlamm nicht stecken blieb! O, Land, Land, unser Land! . . . Hier wird man kindisch. Und die Atmosphäre ist durchschnittlich schlechter als 1867. Und die Jugend! Herrjeh! Die Dummheit liegt dick über dem Lande, und läßt sich nur vergleichen mit der nationalen Bosheit, die allen Sterilen und Degene-

rierten eigen ist. Ja, jetzt sitze ich hier in Göteborg und komme nicht vom Fleck. War den ganzen Tag einsam im Hotel und las Balzac, meinen einzigen Umgang!"

In Lysekil und Skara ärgert er sich über die ungünstige Aufnahme von seinem „Vater" in Deutschland: „Es heißt Lauras gibt es nicht in Deutschland. Wo habe ich das gesagt? Ist dort Schutzzoll auf exotische Gestalten?" — Über Garborgs Telegramm: „Großer Erfolg" ärgert er sich auch. Er hat irgendwo nach „Politiken" gelesen, daß „Vater" vollständig durchgefallen ist. Nach Stockholm zurückgekommen, beruhigt er sich: „es muß doch ein gewisser Erfolg gewesen sein, da Frau Prager (seine Übersetzerin) gratuliert." Unterdessen hatte ich ihm einige Rezensionen geschickt. Er meldet sein „Am offenen Meer" an: „Glaubst Du es ist Geld dabei zu machen?"

In der nächsten Karte geht wieder alles auf und nieder: der „Vater", die Verleger, Sudermanns „Ehre"; „sei so gut, beantworte alles Punkt für Punkt!"

Am 20. November fragt er: „Höre mal, mein Freund, unter uns! Ist nicht Deutschland eine Art schlechteres Schweden? Ich schaute in einige deutsche Magazine und Revuen hinein. Das ist ja von Ladenschwengeln geschrieben. Wahr ist, daß Smålands Petters* Geist auf dem Norden ruht, aber welch Probenreuter-, Juden-, Dozentengeist regiert nicht Deutschland!" . . . Gleich darauf fährt er fort: „Ich habe eine so schreckliche Sehnsucht nach dem Auslande, das ich verabscheute. Meine Familie ist aufgelöst und ich wohne einsam in Pension bei einem Großknecht auf Vermdö. Meine Geldverhältnisse sind verzweifelt und ich tue bald etwas ganz Neues!" — Am 27. Dezember fügt er hinzu: „Meine Ehe wird aufgelöst und die Scheidung ist soweit vorgeschritten, daß ich die erste offizielle Warnung erhalten habe, und daß die Sache am 24. Januar vor Gericht geht. Feierte den Weihnachtsabend gestern mit meinen Kindern, bin zerrissen und verweint, kann keinen langen Brief machen, da ich die Feder zu Bettelbriefen, Anstandsbriefen und „Schwedischen Abenteuern" gebrauchen muß!" — Trotzdem ist bald wieder ein eng geschriebener, fünf Seiten langer Brief da. Aus seinen Datierungen kann ich längst nicht mehr klug werden. Wenn er sie nicht dem Poststempel überläßt, so stehen Datum und Poststempel meist im Widerspruch; oft kann man sehen, daß der Brief erst drei Tage nach der Datierung abgegangen ist, ohne daß im Inhalt dafür ein Grund wäre.

Nachdem er jetzt in Stockholm zurück ist, kann er nicht länger vermeiden, auf das eingeschriebene Manuskript zu antworten, dem er während seiner Blitztournee auf eine lächerliche Weise zu entrinnen suchte. Es waren meine

* Hedenstjerna

„Alltagsfrauen" — die bis jetzt schwedisch noch nicht erschienen sind. Strindberg hatte drei Verleger, die drei angesehensten, die es gab. Da er mich beständig für sich in Bewegung hielt, hatte ich ihm vor den „Alltagsfrauen" auch die Kleinigkeit „Jung Ofegs Weisen" zugeschickt, für die er — gegen Streichungen — Verlag und Honorar verabredet hatte. Darauf fing er an sich zu winden. Er wollte nicht mehr damit zu schaffen haben. Obgleich er behauptete, mit seinen Verlegern nur schriftlich zu verkehren, hatte er mir nichts Schriftliches von ihnen zugesandt. Beide Verleger refüsierten selbstverständlich; und nun hetzt mich Strindberg auf sie, ich solle „ihr schmutziges Benehmen in literarischen Konventionsfragen und unsere ökonomische Stellung in Deutschland" in schwedischen Blättern an die Öffentlichkeit ziehen. „Dadurch wirst Du die Verleger Dir zuschrecken." — Ich schrieb deutsch, die ganze Konventionsfrage ging mich daher nichts an; in Schweden wurde doch nichts von mir gedruckt.

Und von jetzt ab steigt die Flut seiner Aufträge. Ich muß ihm geschrieben haben, daß ich über Deutschland nach Schonen zurückzukehren beabsichtige; denn er bemerkt: „Zürich ist eine Stadt von Fabrikanten, Studentenkötern, Dieben, Dirnen und ausgewiesenen deutschen Privatdozenten! Was willst Du dort?" — Ich wollte gar nichts dort.

Strindberg hatte noch eine andere Eigentümlichkeit: wenn er etwas übersetzt bekommen konnte, was ihm nützte, und ihn einführte, dann wollte er gerade das nicht, sondern etwas anderes, was einfach unmöglich anzubringen war. So hatte er es wiederholt mit meiner Frau gemacht, die nun auch nichts mehr für ihn übersetzte. Dafür sollte sie desto mehr für ihn vermitteln und sich selbst damit verwickeln. Seitdem er „die Unkosten unseres vermehrten Haushaltes" beklagt, schwingt er die Peitsche über eine Frau, die schon genug zu tun hatte. Er macht absichtliche Verwicklungen und Widersprüche, um immerwährende Schreibereien zu veranlassen. Während einer bevorstehenden langen Reise mit einem kleinen Kind und in wirklich schwierigen Verhältnissen legt er Beschlag auf all unsere Zeit, alle unsere Gedanken; und während er selbst, wie er schreibt, nichts mehr produziert, sucht er auch uns von der nötigen Produktion auf alle Weise abzuwenden. Der Verlags-Verein und Professor Kürschner tauchen vor ihm am Horizont auf, und er macht daraus ein Chaos von Verwirrungen. „Wer hat Dir geschrieben? Der Vereinsdirektor oder Professor Joseph Kürschner? Dieser schrieb mir. Versprechen gemäß wies ich ihn an Dich ab. Ich kenne ihn. Ist das kein Manöver von ihm? Hat der Verein das Angebot gemacht . . So ist ‚Am offenen Meer' das rechte Buch für Deutschland, um den ganzen modernen Wust von Aberglauben auszurotten: Verherrlichung der unteren Gesellschaftsklassen, der Frauen, der Jugend, der Demokratie, der Volksschullehrerpolitik usw." — Das geht dann so weiter; er macht absicht-

lich Konfusion, er ist wütend, daß Kürschner Quida herausgibt, und formuliert streng alle Verlagsbedingungen u. a. „Verpflichtung, keine Nuditäten zu streichen," worauf er hinzufügt: „In diesem Fall schreibe ich nur noch für Deutschland." — „Möglicherweise stürze ich zu Dir nach Stuttgart hinunter, wenn Du nach München kommst," schreibt er weiter; und fügt die dunklen Worte hinzu: „Die Schweiz darf ich nicht mehr sehen."

In dem letzten Brief, den ich noch in St. Légier von ihm erhielt — die folgenden wurden nachgeschickt — geht es auf vier Seiten weiter. Er meldet sich an, nach Schonen zu kommen, wo er nach Torup zu Gräfin Coyet eingeladen ist. „Glaube mir, ich habe über vieles mit Dir zu reden, was ich nicht auf das Papier zu setzen wage." Nach einer Reihe unbeantwortbarer Verlegerfragen ist er wieder bei Kürschner. „Wenn nur nicht alles ein Bluff ist oder eine Falle!" — Und jetzt kommt das „Plaidoyer d'un Fou." Er will es Kürschner geben und er will es ihm nicht geben. Folgt lange Schilderung des Inhalts. Fährt fort: „Ich hatte auch Verdacht gegen Dich." — Kommen wieder erstens, zweitens, drittens Bedingungen für Kürschner: „Erforsche jetzt Kürschners wirkliche Natur und Absichten!" Er fürchtet das Verschwinden des Manuskripts und klopft an: „wollt Ihr nicht Stuttgart passieren, dem Kerl in die Augen sehen, ihn das Manuskript in zweimal 24 Stunden lesen lassen, das Geschäft abschließen, das Geld in die Faust nehmen (mit Anteil am Raub) oder 100 Mark für den Abstecher nach Stuttgart! Ist aber Kürschner ein Verräter, so warne ihn vor August Strindbergs Rache!"

Er hat nun drei Übersetzer; alle drei sollen „Am offenen Meer" übersetzen; meine Frau sollte früher die vierte sein. „Mein Ritter ist wer gewinnt," schließt er, „das heißt der ist mein Übersetzer, der zuerst einen Verleger schafft ... Den Mantel nach dem Wind, sonst verliert man noch Mantel und Kragen!" — Und er vertieft sich weitläuftig in die Entstehungsgeschichte von „Hedda Gabler", „die ich allein kenne!" Nun folgen Gespräche, Klatschereien und endlich die Definition: „Hedda Gabler ist als Charakter zusammengeklatscht, nicht betrachtet. Ein Bastard von Laura in „Vater" und Thekla in „Gläubiger". Von Tesmann hat er zwei Versionen gehabt: eine unmännlich naive und eine männliche und darum den Helden in Tesmann und Eilert Lövborg in zwei gespalten. Was ist das für eine Begabung, die nicht eine Nacht bei Dirnen und etwas Prügelei mit der Polizei vertragen kann! Ich habe mich immer erbaut und suggeriert nach einer guten Luderei gefühlt." Folgt Ermahnung zu antworten.

In den vier nächsten Briefen, einer vom 16., zwei vom 20., der letzte vom 24. März, die zwischen Berlin und Skurup fallen, fährt er immer ärger in die Runde mit seinen Verlagsgeschäften, arrangiert, daß seine drei

Übersetzer einander in den Weg kommen müssen, schickt sie an dieselben Stellen, schlägt die angebotenen Honorare ab, die er gleich darauf haben will, meldet mir seine Ankunft in Berlin an, und intrigiert wie ein Jago mit sich selber.

Unterdessen waren wir von Vevey über Frankfurt nach Berlin gereist. Von hier brachte meine Frau das Kind und die alte Schweizer Kinderwärterin nach Skurup zu meiner Mutter und meinem Bruder, wo wir es gut aufgehoben glaubten, und kehrte zu mir nach Berlin zurück, wo wir einige Verlegerangelegenheiten in Gang bringen wollten. Gleich darauf kommt ein Telegramm aus Skurup: „Der Kleine gefährlich krank; kommt!" Wir brechen sofort auf. Ja, das sechs Monate alte Kind hatte was bekommen; die Schweizerin sagte, statt des Mannamilchsüppchens ein Reismus; aber bei seiner guten Natur war es durchgegangen, es erholte sich.

Bald sahen wir, daß in Skurup unseres Bleibens nicht war. Ein feuchtes, muffiges, zu einer verlassenen Spinnerei gehöriges Häuschen war für uns gemietet worden. Die Zugeherin wurde sofort weggeholt, das kleine Dienstmädchen bestahl uns; wir saßen dort als sei uns ein Sack über den Kopf gezogen.

Am 5. April kommt ein Brief von Strindberg, worin er seine Verlagsgeschäfte wieder abhandelt. Eine Übersetzerin entschuldigt sich mit einem kranken Kind; gleich hat er drei kranke Kinder. Am 8. April holt mich ein Telegramm von Strindberg nach Lund; und am 14. meldet er sich von Kopenhagen in Skurup an. Er brachte den finnländischen Dichter Tavastsjerna mit. Bald darauf folgte auch sein junger Freund Graf Mörner, bei dem er in Lund gewohnt hatte. Dieser wurde später Konsul in San Marino und Konstantinopel.

Strindberg ging feierlich und langsam mit mir, der ihn an der Station empfangen hatte, die Landstraße hinunter, während meine Frau ihn auf der Schwelle unseres baufälligen Hauses erwartete. Er war frisch, blühend, wohlgenährt und wohlgekleidet. Er machte mir keine von den vertraulichen Mitteilungen, die er mir angekündigt hatte, so wenig wie er es weder früher noch später getan! Er war verschlossen und überlegen. Das „Plaidoyer d'un Fou" hatte er mitgebracht. Kürschner sollte es ja französisch lesen, aber erst nach meiner Frau. Er gab ihr vierundzwanzig Stunden Zeit dazu; und das war nicht viel, da sie kein Dienstmädchen hatte und auch das Essen machte. Aber sie las es doch. Ich durfte es nicht lesen. Er hatte jetzt wieder große Pläne mit Kürschner, auf viel Geld. Was er über ihn geschrieben, hatte er vergessen. Er wußte Bescheid und war ungnädig, als meine Frau an den goldenen Regen nicht recht glauben wollte. Am andern Tag nahm er ihr sein französisches Manuskript wieder weg; und damit war eigentlich sein Verkehr mit uns zu Ende. Er hinterließ uns Tavastsjerna,

der Tag für Tag bei uns saß, immersort mit seinem Klappstuhl zusammenbrach, nichts verlangte, nichts sagte und nur den Wunsch bezeugte, in meinem harten Bett zu Mittag zu schlafen, was er auch gründlich tat.

Unterdessen ließ Strindberg sich einladen: in die Volkshochschule, zum Landdoctor gegenüber, wo Tavaststjerna sich einsam damit amüsierte, im Damensalon auf dem Klavier herumzuklimpern und unzüchtige französische Couplets zu singen, die die Damen mit strengen Mienen anhörten, da sie sie nicht verstanden. Nachdem er so zu ihrer Unterhaltung beigetragen, wider die Landessitte, die eine genaue Scheidung der Geschlechter verlangte, begab er sich ins Herrenzimmer, zog den landesüblichen Schlafkasten unter dem Sofa hervor und hockte sich hinein. Sein Kopf war ganz glattrasiert und er sah aus wie ein Clown. Strindberg erschien nicht unter den Damen und hielt geheime Konferenzen mit der männlichen Intelligenz von Skurup und Umgegend. Darauf machte er mit dem Doktor und dessen Frau überall herum Ausflüge bis nach Ystad; warum? zu wem? das, sagten aller Mienen, mußte für uns ein Geheimnis bleiben. Inzwischen wurde mir diese halbe Einquartierung doch unbequem; und nach ungefähr einer Woche drängte ich Tavaststjerna abzureisen, was er mit viel Langsamkeit und Widerstreben tat. Strindberg residierte noch im Hotel de Skurup, hatte aber nichts mehr vor und mußte ja unwillkürlich Tavaststjerna nachfolgen, wenn der nur erst fort war. Ich sehe ihn noch im Moment seiner Abreise. Der Zug sollte abpfeifen, aber Strindberg erschien nicht. Ein Mahnbote wurde zu ihm ins Hotel geschickt. Die wenigen Personen an der kleinen Station standen und warteten. Endlich kam er — mit einem eigentümlichen warmen Glanz im Blick. Langsam schritt er den Zug ab, stieg ein, und der Stationsvorsteher gab militärisch, mit ausgestrecktem Arm, das Zeichen.

Bald darauf reisten wir zu meinen Schwiegereltern nach Riga, die ihren Schwiegersohn und Großsohn noch nicht kannten. Es wurde ein Badeaufenthalt von etwa drei Monaten am Rigaschen Strande. Mein Schwiegervater, Schiffskapitän Mohr, geborener Däne, gehörte einer Familie von Großkaufleuten und Schiffsrhedern an, die sich in drei Zweige spaltete. Sein Vater war Apotheker in Nykjöbing auf Falster gewesen, und der erste Stammvater war vor über hundert Jahren als Apotheker vom Rhein nach Dänemark gekommen. Als meine Frau 1884 nach Kopenhagen kam, machte der dortige Zweig, Mohr und Kjär, einen plötzlichen und unerwarteten Bankerott. Der andere Zweig, den der Bruder meines Schwiegervaters nach dem Krimkrieg in Riga gründete, Mohr und Böhme, ist längst aufgelöst. Der dritte Zweig, deutscher Konsul Mohr in Bergen, Norwegen, floriert noch.

Während unseres Aufenthaltes in Riga schrieb Strindberg mir keine einzige Zeile.

VI.

Nach Skurup zurückgekehrt, wollten wir dort nicht länger bleiben. Wir gingen nach Berlin, und gleich war Strindberg wieder da.

Ich muß hier nachholen, daß Strindberg mir nach seiner Abreise von Skurup noch einen vier Seiten langen Brief und ein kleines Briefchen geschrieben hatte. Er beklagt sich über Kürschner, der Junggeselle oder kinderloser Ehemann sein müsse, weil er sein „Plaidoyer" nicht verstanden, und fährt fort: „Das ist Deutschland, wie ich es aufgefaßt. Borniert bis es durch Autorität gezwungen wird!" Er verlangt von mir die Rücksendung des „Plaidoyers", auch noch im Briefchen, und hat also wieder irgendeine nicht unbeabsichtigte Konfusion gemacht. Dann beschäftigt er sich eingehend mit „Rembrandt als Erzieher" und geht zu Ibsen über .... Dann kommt er zu sich selbst: „Seitdem ich von Dir Abschied nahm, habe ich grauenhafte Tage durchlebt, grauenhafte! Und als ich gestern Abend* nach Runmarö herauskam, — einsam! — und die roten Häuschen und die grünen Wiesen wiedersah, wo ich im vorigen Sommer mit meinen Kindern gespielt!!! Ja, ja, Du! — Ich wohne in einem Hause, wo vor zwei Jahren ein Jugendfreund von mir wohnte, der sich im Teich ertränkte, weil seine Frau ihn verlassen und seine Kinder mitgenommen hatte. Schlief im selben Zimmer, wo er seine letzte Nacht geschlafen, und wurde so schrecklich vom — Teich suggestioniert! Träumte so anschaulich, daß rohe Menschen ins Haus drangen und mich körperlich beschimpften, so daß ich Licht anzündete, die geladene Büchse ans Bett stellte und auf das Tageslicht wartete, das sich glücklicherweise eine Stunde später einfand. Ich habe nie so illusorisch geträumt ... Meine Rettung besteht bloß in: meine Kinder! oder — ein neues Weib! wäre es auch der Teufel selbst! — oder ein Umgang! Ich glaube ich bin einsamer als — Ibsen!"

Ich hatte ihm meine kleine Broschüre über den „Materialismus in der Literatur" geschickt. Er schreibt mir nach Friedrichshagen, den 23. Oktober 1891: „Dein Antimaterialismus war mir fremd. Und was soll ich dazu sagen, der ich kein Philosoph bin. Wie ich Dir auch früher angedeutet: ich weiß nicht, was ich bin, oder wie ich genannt werden sollte, lasse bloß die Kräfte wirken und folge meinem Genius ... Die Theosophen, die hier zu Hause grassieren, predigen die Einheit von Geist und Materie, wie es mir auch du Prel vor einigen Jahren schien. Und unter solchen Verhältnissen werden Materialismus und Spiritualismus eins. Wozu denn der Namensunterschied für dieselbe Sache? Ich grüble nicht über die Unlösbarkeit des Rätsels und meine fortwährend, daß Dasein und Universum ein kolossaler Schwindel sind, woher aller Streit um die Erklärung der Welt mir gleichgültig ist."

* Wo war er die drei Wochen? Der Brief ist vom 12. Mai.

— Nicht gleichgültig ist ihm sein noch unverlegtes Buch „Am offenen Meer".

Am 26. Juli 1892 kündigt er mir seine Ankunft in Berlin in vierzehn Tagen an, verschiebt alle Mitteilungen bis dahin und wartet ungeduldig auf meine Antwort.

Nach Verlauf der vierzehn Tage schreibt er: „Ich kann nicht loskommen! Hatte Pfändung für 200 Kronen Kontribution am Tage nach meinem Brief, erwarte neue Pfändungen für 500 Kronen Geldstrafe und Gerichtskosten oder Gefängnis, wenn ich nicht bezahle, was unmöglich ist. Du glaubst, das seien Fabeln, aber es ist die nackte Wahrheit und wahrscheinlich gehe ich ins Gefängnis, denn ich habe wichtigere Schulden ... Du erinnerst Dich, als wir uns zuletzt trafen, hatte ich eine große Brodarbeit: Die Natur Schwedens in Vorbereitung. Nachdem ich dies ganze widerwärtige Land, außer Lappland, bereist, schrieb ich ein Resumé zu einer Vorlesung, deren Einkünfte mich instand setzen sollten, die Arbeit zu schreiben. Die Vorlesung mußte eingestellt werden." — Er meldet sich für den Herbst an.

Jetzt folgt der Brief, der seinerzeit in der ersten Nummer der „Zukunft" in Auszug veröffentlicht wurde und Strindberg den Weg nach Berlin ebnete. Er ist vom 13. September 1892 und lautet: „Die ganze Kunst ist ja eben von hier fortzukommen. Aber ich habe hier Schulden, die ich nicht hinterlassen kann, ohne daß die Zeitungen mich steckbrieflich verfolgen; besonders da ich neulich zwei Pfändungen gehabt. Der Herbst ist da; ich wohne noch in der Sommerfrische und kann nicht einmal von hier fort. Daß ich Landsleute, Freunde und Verwandte habe, hilft nichts, denn alle Ressourcen sind benutzt, unter diesen drei gräulichen Jahren, die ich zu Hause war. Sechs Stücke habe ich fertig, davon zwei richtig starke, wie der ‚Vater' und ‚Comtesse Julie', aber ohne Sittlichkeitshindernis für die Aufführung — im Ausland. In Schweden hat man das Hindernis der Unbußfertigen für alles, was August Strindberg tut. Aber wäre ich mit ihnen in Berlin, so würden sie sicher fürs Theater geschützt oder wenigstens als ein Band Theater (unveröffentlicht) herausgegeben werden können. Man schreibt mir ja, daß Henke drei Bände August Strindbergs gesammelte dramatische Arbeiten herausgibt, und die sind schon veröffentlicht. Aber wie aus dieser Hölle davonkommen? Hätte ich 200 Mark Reisegeld, würde ich durchbrennen. Könnte nicht die „Freie Bühne", die teils 2 Stücke gespielt, teils ‚Am offenen Meere' gedruckt hat, ‚Am offenen Meer' herausgeben und mich retten, wie sie Garborg rettete. Um mein Leben zu erhalten, habe ich Bilder gemalt und verkauft! Zu Preisen wie die Norrbrobildern, versteht sich! Dachte daran, Photograph zu werden, um mein Talent als Schriftsteller zu retten. Kannst Du eine Möglichkeit sehen, mich nur von hier wegzureißen, um mein psychisches Leben zu retten, denn eine Rolle (oder

Sonne?) kann ich in Deutschland nie bekommen, möglich als Nebenverdienst und um es nebenbei zu haben! Besteht Quarantäne zwischen Schweden und Deutschland über Malmö? — Wie lange bleibst Du noch auf Rügen? Man lacht hier über mein Elend, und ich würde ihm ganz ein Ende machen, wenn ich nicht die Kinder hätte. Mit Grüßen und Hoffnung baldiger Antwort, freundlich August Strindberg, Dalarö."

Was jetzt folgt, ist ja bekannt. Nach einer Rücksprache mit Dr. Paul Schlenther von der „Vossischen Zeitung" vermittelte dieser die Veröffentlichung des Briefes in Hardens Probenummer der „Zukunft" und verständigte sich mit uns, Strindberg kommen zu lassen. Dieser hatte schon am 21. September: „Adresse Dalarö" telegraphiert und vom 27. September telegraphierte er: „Besten Dank, ich komme, aber wann hängt ja vom Geld ab. Könnte nicht Manuskript gesandt werden! Nur 300 Kronen fordert die Reise und werden sie übertelegraphiert, komme ich sogleich. Strindberg." — Beide Telegramme sind deutsch; das letzte dagegen am 30. September von der Station Katrincholn, ist schwedisch und lautet: „Komme morgen Freitag Abend. Bitte empfangen. Strindberg."

Ich hatte ihm aus meiner Tasche zweihundert Mark geschickt. Wir waren ihm an den Stettiner Bahnhof entgegengegangen; außer uns war nur der Pole Przybyszewski anwesend. Strindberg sah finster und majestätisch aus, als er ausstieg. Er war bei übler Laune, aber durchaus nicht aufgerieben. Er fuhr gleich mit uns nach Friedrichshagen, ein Wunsch, den er schon lange vorher in einem Briefe ausgedrückt hatte. Er kehrte im Gasthof Lerche an der Ecke der Lindenallee und der Friedrichsstraße ein. Am andern Tage erfuhren wir, daß er in Friedrichshagen bleiben wolle; wir hätten Berlin für vorteilhafter gehalten. Nun ging es an das Wohnungsuchen. Aber nichts war ihm recht. Bald zeigte sich, daß er bei uns wohnen und essen wollte, und daß er mehr wußte als wir. Unser schonensisches Dienstmädchen kam damit hervor, daß die eigene Wohnung des Hausbesitzers, Brandversicherungsagenten Müller, neben uns frei sei, und sie selbst in den Dachzimmern wohnen würden. Und Strindberg quartierte sich ein.

Ich nahm ja bald wahr, daß er nicht in der Geldnot war, die er vorgegeben hatte. Er kaufte sich allerlei zusammen: — für seine Malereien, für seine Farbenphotographien, einen Anzug, der ihm darauf zu schlecht war usw. Es kamen, wenn ich mich recht erinnere, ungefähr tausend Mark für ihn von Privatpersonen in meine Hände, die ich ihn quittieren ließ und wovon ich später die Quittungen an Dr. Schlenther gab. Meine zweihundert Mark an ihn geschicktes Reisegeld mußte ich davon abziehen, ebenso die fünfzig bis sechzig Mark für die monatliche Beköstigung.

Wenn Besuch zu Strindberg kam, zum Beispiel der junge französische Schriftsteller Pichon, verstorben, und ganz viele andere, dann war er nie

da, und wir bewirteten sie unterdessen. Waren sie fort, so kroch er häufig hervor; er hatte sich im Einverständnis mit unserm schonensischen Dienstmädchen versteckt gehalten.

Er hatte mehrere Einakter mitgebracht, die noch keinen Übersetzer gefunden hatten, aber, wenn ich mich recht erinnere, bald fanden. Die drei unbedeutendsten gab er meiner Frau zu übersetzen, die es aus Gefälligkeit tat. Wenn sie am Schreibtisch saß, kam er plötzlich durch die Küchentüre unhörbar herein, wanderte auf und ab, als ob sie nicht da wäre, kramte in Büchern und Manuskripten herum, was er auch in unserer Abwesenheit tat, denn oft war ein Manuskript fort, das er hingelegt hatte, und wir ängstigten uns, wo es geblieben war.

Obgleich es nicht leicht war, Uneinigkeit mit Strindberg zu vermeiden, da er sie sowohl schriftlich wie mündlich provozierte, war es uns doch gelungen ihr immer auszuweichen. Das bezeugen seine Briefe. Das sagte er auch einmal zu mir: „Was bist du für einer. Du hast ja keine Ecken und Kanten!" So schieden wir auch sehr friedlich voneinander, was ich hiermit besonders betone.

Strindberg war schon nach und nach immer häufiger unsichtbar geworden, und im selben Grad wurde es um uns herum leer. Wir sahen seine Verbindungen meist nur noch an unserer Tür vorbei zu der seinen laufen. Eines Abends, es war sehr spät, saßen wir beide allein in der Wohnstube. Da öffnete sich die Türe und Strindberg erschien; die Gitarre in der Hand, ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen, einen warmen Glanz im Blick. Wir waren ganz überrascht; so hatten wir ihn noch nicht gesehen. Er ging auf und ab, griff zuweilen in die Saiten, sang einzelne Strophen, machte einige Tanzschritte. Wir waren einfältig genug, zu vergessen, daß Strindberg einmal Schauspieler gewesen war. Es war ein sehr gemütlicher Abend. Ehe er zu Bett ging, kam er noch einmal zurück, ein paar von seinen selbstgemalten Bildern in der Hand. Er befestigte sie mit Stiften an der Wand und sagte feierlich: „die gehören euch!" Und auf unseren Protest —: „Ich will es." Darauf ging er. Am andern Morgen sagte unser schonensisches Dienstmädchen: „Strindberg ist fort. Er ist mit Frau Müller davongegangen." Wir lachten: Frau Müller, die Hauswirtin, war eine alte Dame. „Ja ja," behauptete unser Mädchen, „kommt und seht!" Wir gingen vor seine Tür. Er hatte dort seine Visitenkarte angeheftet, mit der Aufschrift für die Post: daß er Schiffbauerdamm bei A . . . P . . ., — seinem finnländischen Freund — wohne! Eine Zeitlang darnach kam ein Dienstmann von Berlin mit den schriftlichen Auftrag, seine Sachen einzupacken und mitzunehmen. Wir hatten schon vorher seine Bilder von der Wand genommen und in sein Zimmer gelegt. Der Dienstmann nahm sie mit.

Seitdem habe ich Strindberg nur ein einzigesmal wiedergesehen, wie ich in „Ein Sünder, der Buße tut" in der „Zukunft" vom 30. September 1911 beschrieben habe.

Am 1. April war unsere Jahresmiete in der Linden-Allee zu Ende. Wir stellten unsere Möbel ein und gingen nach Oberbayern für ein halbes Jahr. Die Winterwohnung in Friedrichshagen wurde gemietet. Aber wir hatten die Lust verloren, wieder Landsleute anzutreffen, da die, welche reisen konnten, meist keine Guten waren und die Guten meist kein Geld zu Reisen hatten. In Bayern fanden sie sich nicht mehr bei uns ein. Wir ließen einen Teil unserer Möbel verkaufen und blieben in Schliersee.

Strindbergs weitere Geschichte ist ja in Berlin besser bekannt, als ich sie kenne. Seine dritte Ehe mit einer Stockholmer Schauspielerin wurde auch bald aufgelöst. Aus seinen drei geschiedenen Ehen hatte er vier Töchter und einen Sohn.

Von seinem Abzuge aus Friedrichshagen bis zu seinem Tode hat Strindberg mir nur zweimal geschrieben. Den einen Brief nach Schliersee 1898 habe ich nicht mehr — es ist der einzige, der mir verloren gegangen. Er begleitete mit ihm eine Postanweisung von zweihundert Mark und schrieb im Brief, er bezahle damit die Übersetzung seiner drei kleinen Einakter durch meine Frau, hinzufügend: „Was man bekommt, bekommt man aus Gnade." Damit veranlaßte er selbst, daß die Postanweisung an ihn zurückging.

Sein letzter Brief war die Antwort auf meine Frage, welchen Anteil er an dem Judasbrief habe, den ich ihm (siehe „Zukunft"!) ein halbes Jahr später in Stockholm in Gegenwart meiner Frau und unseres Sohnes unter die Augen hielt. Er antwortete mir am 8. Januar 1907 hierher, nach Bellevue bei Meudon, wo wir damals wohnten:

„So lange nachher kann ich das bunte Gewebe des Lebens nicht mehr entwirren; aber ich erinnere mich von Lund, im Gefühle von Schuld, euch beiden meine Reue ausgedrückt und um Nachsicht gebeten zu haben. Von Professor Hans Larssons Maßnahmen weiß ich nichts, glaube aber, daß bloß Wohlwollen sein Eingreifen veranlaßt haben könnte, wenn es der Fall gewesen." — — — —

Strindbergs Briefe bilden eine fortlaufende Kette. Wie ich sie jetzt, nach so vielen Jahren, gelesen habe, sehe ich, daß der Einschlag meiner Antworten darin keine Rolle spielt. Er besorgte seine Angelegenheiten, und wenn er wußte oder vermutete, daß die Umstände, in denen ich lebte, besonders drückend waren, dann steigerte sich auch der Jammer seiner Existenz, womit er jede Einwendung von mir unterdrücken konnte. Ich glaube nicht, daß Strindberg jemals wirklich in Not gewesen ist, schon aus dem Grunde, weil sein literarischer Beruf nicht sein einziger gewesen sein kann. Den Höhepunkt desselben hatte er während seiner Korrespondenz mit mir aus Holte. Vollgesogen von Eindrücken aus dem Ausland, spielte er mit dem literarischen und wissenschaftlichen Modernismus Fangball, alles, was in demselben gut war, übertreibend und verzerrend. Wie er keine Anhänglichkeit an irgend jemanden hatte, so hatte er sie auch nicht an seine Ideen.

Auf seine damalige Blüte folgte ein langer Niedergang mit historisch-patriotischen und Märchen-Dramen und dergleichen. Als ich 1907 in Stockholm war, erschien eben von ihm eine Erzählung „Schwarze Fahnen", die eine ganz allgemeine Empörung über die darin enthaltenen Verleumdungen wehrloser Personen hervorrief. Sein Buch „Schwarze Fahnen" habe ich nicht gelesen. Unter dem Vorwand, daß es ausverkauft sei, verschwand es sofort aus dem Buchhandel, und die einzelnen Exemplare wurden wie kostbare Antiquitäten in einer raschen Hausse von zehn bis hundert Kronen ausgeboten.

Strindberg hat seine Weltanschauung häufig geändert. In der Periode, wo er mir schrieb, war er Atheist. Seinem Temperament getreu war und blieb er dasselbe was er immer gewesen und als was er gestorben: der unverträgliche Kalvinist, der Auserwählte unter dem übrigen „Dünger", wie er sich ausdrückt. Der Kalvinismus ist etwas Positives, und die Gemeinde der Auserwählten ist keineswegs überirdisch, — so guten Vorspann hat selbst der Atheismus nicht.

Sein Wesen war der Widerspruch. Das geht so weit, daß er darin gegen seinen eigenen Nutzen handelt. Kann man etwas von ihm plazieren, was ihm in seiner größten Not Einnahmen und Namen schafft, so will er immer gerade dies nicht hergeben. Er tut, als ob seine früheren Sachen seinen späteren in den Weg gingen. Er schreibt um zu belehren, und was er gestern gelehrt hat, glaubt er morgen schon überflügelt zu haben.

Ich komme nun zu seinen Briefen, — nicht wegen der Widersprüche des Inhalts, sondern betreffs der Handschrift. Strindbergs Handschrift ist dekorativ, oder wie einer seiner Landsleute von seiner eigenen sagte: ornamental. Diese Handschrift ist bewußt geformt und schön. Sie sieht leicht lesbar aus, ist es aber nicht. Sie vergrößert und verkleinert sich, als sähe man sie durch Vergrößerungs- und Verkleinerungsgläser. Mehrere Briefe aus Holte, wenn man sie näher betrachtet, scheinen so zitternd geschrieben, daß man darin den Grund ihrer Schwerlesbarkeit sehen muß. Manchmal schreibt Strindberg nachlässig und wie ihm der Stoff einfällt; das ist aber nur selten. Öfters ist der Inhalt vorher auf die Größe des Papiers berechnet, ohne Korrekturen, sauber wie eine Reinschrift, was bei seinem großen Jammer ganz wunderlich wirkte. Hin und wieder elegante Briefchen mit der feinsten Damenpiktur. Der Inhalt seines Briefs aus Lund, 1. Oktober 1890, ist auf einer Postkarte und einer Visitenkarte geschrieben, sehr sauber, was ohne genaue Berechnung nicht möglich ist, und dann ins Kuvert gesteckt. Am meisten aber frappierte mich ein Brief, der so vollständig die Handschrift des vor vierzehn Jahren verstorbenen finnländischen Dichters Tavaststjerna trug, daß ich ihn für von demselben geschrieben mit Sicherheit erklärt hätte, wenn nicht Strindbergs Name darunter gestanden hätte. Mir wäre dieser Übergang wahrscheinlich nicht eingefallen, wenn ich nicht im Packen der Strindbergbriefe etwa zehn an mich gerichtete Briefe Tavastjernas vorgefunden hätte.

Versteinerungen

Im Winter, wenn verflogen auf der Flur
Die Blätterwelt, und alle Vögel fortgezogen,
Dann herrscht das Steinreich nur.
Wo Ährenfeld und Halme sommerlang sonst wogen,
Da lagern Steine still und ohne Lebensspur.

Steine, so dicht, als ob man Steine säte.
Die Felder zeigen ernstes Steingesicht,
Und während ich von Stein zu Stein hintrete,
Fällt Tausendjähriges mir ein voll Schwergewicht,
Wie wenn Vergangenheit mich steinigen täte.

Im Steinverstecke liegt da Flüchtiges gebannt.
Ich seh im Stein versteinert eine Schnecke,
Die einst den Frühling kriechend hier gekannt
Manch Tausend Jahr zurück auf dieser Strecke.
Und heut ist sie ein Stein beim Stein genannt.

Das Leben wird so bleich, wenn rings die Steine raunen.
Sieh dort den Halm versteint, und er ist gleich
Dem andern Stein, daran du eben unter Staunen
Die Schnecke sahst. Und beide waren einstmals lebensweich. —
Wir alle sind Versteinerungen nur im Reich der Launen.

Max Dauthendey

Der glatte Mond

Der glatte Mond, er weckt dich leis,
Er hängt im Nachtkreis oben.
Wie einer, der sich König weiß,
Hält er den Blick zu sich gehoben.

Er prunkt in klarer Winternacht.
Die Straßen sich metallisch malen.
Er kommt mit heller Silberfracht,
Als hat er Reichtum auszuzahlen.

Verschenkt sich an die Sehnsuchtswelt,
An Augen, die da ruhlos wachen;
Verspricht, was dann der Tag nie hält,
Und kann dich Träumer selig machen.

Max Dauthendey

Dein Blut wird mein Blut

Dein Blut wird mein Blut, wenn der Abend funkelt,
Wenn sich die Welt entwirrt und blau verdunkelt.

Als Stern, der tausend Jahr dem Mond nachirrt,
Als Käferschwarm, der aus den finsteren Büschen schwirrt,
Als süßer Erdgeruch vom Tag noch warm,
Hängt sich die Liebe an die Nacht, gleichwie mein Arm,
Der dich umfängt. Die ganze Welt im Dunkeln lacht,
Wenn liebend Blut sich hin zum Blute drängt.

Ich schenk der Tagessonne die sieben Farben gern,
Ich hab' die Sonne lieber, wird sie ein kleiner Stern.

Max Dauthendey

Helena

Helena bin ich, Tochter Ledas,
Dem Gotte selbst entstammt, der sich in mich verschloß,
Sich in der Lust zerstörerisch verlor
Und seine Perlen in den schwarzen Weiher warf.
Sie aber stiegen auf zur Oberfläche,
Sich in den Äther silbern zu ergießen,
Als Sterne flammten sie im Blau empor,
Doch zarte Schnüre binden
Sie mit der Tiefe noch, die sie erzeugt.
Der Tiere Reigen, der Gestirne Schritt,
Sie tanzen mir im Gliederspiel des Leibes
Und keiner liebte Gott, der mich nicht liebt.
Bin ich nicht sein Gefäß? Und dürstet ihn,
Er selber wohl verschmähte meine Lippen nicht,
Sie zu genießen, sehnt sich Gott zum Leib:
Die Winde, die mich küssen,
Sie müssen Lippen haben,
Die Strahlen, die mich fassen,
Sie müssen Hände sein.
Und fliege ich zum Tanze,
Ich tanze auf den Wolken,
Die Wolken müssen Schwäne
Des schwarzen Weihers sein.

Alfred Henschke

Auf und Ab

Es reißt mich fort nach oben,
Gebunden folgst du mir
Und zwingst, von mir erhoben,
Mich sanft herab zu dir.

Es treibt uns auseinander
Ein gegensinnig Ziel,
Und bleiben doch selbander
Im alten Liebesspiel:

Dies Finden und Verlieren
Auf engbezirkter Bahn,
Dies sanftgeführte Führen
Zu uns hinab, hinan:

Es ist das Mann-Unbändige,
Das strebend aufwärts flieht,
Es ist das Weib-Beständige,
Das liebend abwärts zieht.

Hans Kyser

Schöpferwonnen

Das sind die bittersten der bittren Stunden:
Du fühlst dich gottgesund und stark wie Erde,
Sterne tanzen in dir, schwärmend gebietest du: Werde!
Zurück hallt leerer Wind.

Deine Augen brennen in aller Sehnsucht süchtigstem Brennen,
Als könnten sie das All innerst erkennen,
Und sind doch blind.

Es ballen sich Gestalten dir zum Ringen,
Jäh packst du zu, — und greifst durch Nebelflor,
Du spannst dein Fleisch, bis alle Adern klingen,
Doch keine wird ein Lied vor deinem Ohr.

Und plötzlich reißt es dich, den Todesmatten,
Empor, empor: du fühlst dich ein Prophet,
Die Zunge lallt: da stürzt du, Schattenschatten,
Von deinem nichtigen Stammeln weggeweht

Wie aus der Welt, — und bleibst doch erdgebunden,
Und wo du dir ein Angstversteck gefunden,
Wittert dich Liebe auf und hetzt dich wie mit Hunden.

Hans Kyser

Ferner Tod

In fremder Silhouette steht
Getürmtes Domwerk unterm Mond,
Der finstre Silberzauber weht
Zu mir, der hier am Fenster thront.

Die Luft ist kalt und schlummerlich
Und haucht mich an mit Herbst und Traum,
Die dunkle Stube hütet mich
Vor diesem sternverblaßten Raum.

Ich weiß, fern liegt auf dunkler Bahr
Jetzt starr und stumm die alte Frau,
Die meines Vaters Mutter war,
Nun seelenhaft, wie Asche grau.

Die Berge stehn dort groß und nah,
Und was dort schläft und was dort stirbt,
Sinkt mit vermummten Sinnen da
In Schatten ein, der es umwirbt.

Durch diese flache Silberflur,
Die nur im Mond sich magisch hebt,
Kommt keines Grauens leise Spur,
Kein Todeshauch zu mir geschwebt.

Ist so mein Leben abgetrennt,
Von allem Grund, aus dem es kam?
Kein Name, der das Feuer nennt,
Daraus mein Herz sich Gluten nahm?

Der Nähe rücksichtslose Hast
Füllt meinen jugendbunten Sinn.
Hier vor dem schwarzen Zauberglast
Träum ich nur atmend innig hin.

Hans Reisiger

Rundschau

Menschen- oder Männerkultur?

von Lucia Dora Frost

Das Volk hat das gleiche spezifische Gewicht wie das Dasein; auch der Adel hat stets das Ideal der vollen Weltschwere aufrecht erhalten. Dem Liberalismus aber drohte von jeher die Gefahr, zu leicht zu sein, unter das Dasein zu treffen. In ihm sammelt sich die Intellektualität der gebildeten Massen, zu deren Wesen gehört, daß sie unvollständig ist, weit, geräumig und leer. Sie äußert sich als Wissenschaftlichkeit, die nur so tief geht, wie sie die Menschlichkeit fördert, aber nicht die fatale Furchtbarkeit der ganzen Wahrheit in sich aufnimmt. Diese Intellektualität will das Leben genau dem Zustand anpassen, den ihre schwache und nicht bis ans Ende gekommene Bewußtheitlichkeit ertragen kann; sie ist im Widerspruch zur Wirklichkeit und will sie umbilden. Sie ist voller Absichten, das Leben leichter, „menschlich" zu machen. Für sie gilt das unscheinbare aber tiefe Wort, das sich im Koheleth und bei Goethe zugleich findet: wer will, wird nicht erreichen.

Gegen diese Unzulänglichkeit der Humanität und ihrer Systeme haben sich tiefere Kräfte erhoben, für die sich im öffentlichen Leben ein Kennwort gebildet hat: Männlichkeit. Man fühlt und sieht, wie gefährlich es ist, aus der Dreieinigkeit die erste Person zu streichen, die schaffende verantwortliche Macht zu vernachlässigen; man ist müde, das große Gebäude des Glaubens auf ein neues Urchristentum zurückzuführen, über das schon des Paulus Geist, tief und aufbauend zugleich, hinausgeht. Man hat in der Kunst die schöpferische Kraft, die der Natur gewachsen ist, wieder in ihren unvergleichlichen Rang eingesetzt und treibt von hier aus die Idee des Produktiven in jede Art menschlicher Tätigkeit. Daß auch die Wissenschaft so voll sei wie die Kunst, ist eine alte Forderung; die Heutigen erkennen das wenigstens durch eine Negation an: Enthaltung von Werturteilen; was keineswegs unmännlich ist, sondern aus der Einsicht stammt, wie unzulänglich die Wissenschaft ist, bevor sie ihre einzige Tugend, die Ubiquität, erreicht hatte, wie weit wir noch davon entfernt sind, in unserm hellen Bewußtsein dem Leben das Gleichgewicht halten zu können. Unmännlich ist nur die agitatorische, die „menschliche" Wissenschaft.

Den schwierigsten Stand hat die Idee der Männlichkeit im politischen öffentlichen Leben; denn hier ist noch das Hauptverhältnis verkehrt: die Masse urteilt, und die Führer führen aus; die Urteilslosigkeit sitzt zu Gericht und ertränkt den Verstand in unartikulierten Äußerungen. In schwerem Kampf suchen die Führer sich mit ihren Massen zu einigen. Und um die Parteien schwer zu machen, besonnen, männlich, gibt es, nach einer weit verbreiteten Überzeugung, nur ein einziges Mittel: die wirklich verantwortliche Beteiligung an der Regierung: das parlamentarische Regime und das System zweier regierungsfähiger Parteien, die einander ablösen, wenn sie, die Rechte durch Langsamkeit, die Linke durch Hast, Schaden angerichtet haben. Man hofft auf diese Weise den weder sklavischen noch aufrührerischen, den freien, aufrechten, gebändigten, selbstbewußten Deutschen zu züchten, den man braucht, um an seinen Mitmenschen Freude zu haben und um weiter zu gehen. Man mag viel oder wenig von diesem Wege halten: sein Ziel ist die einzige Rechtfertigung des öffentlichen Betriebes der Politik. Aber wenn eine männliche Kultur nottut, keine demagogische, keine fanatische, keine revolutionäre und prätentiöse Öffentlichkeit: warum belastet man sich dann ohne Not mit den Frauen und verstärkt die Strömung, die wie keine andere eine Prätensionsbewegung ist? Auf dem liberalen Parteitag in Mannheim brach man in stürmischen Beifall aus, als eine Rechtlerin verhieß, aus der männlichen öffentlichen Kultur endlich eine menschliche zu machen. Man unterbricht also den Marsch, um auf einen Seitenruf hin wieder ins Allgemein-Menschliche zu schwärmen? Man läuft den Führern wieder davon?

Rechtlerinnen und Feministen hat jetzt der Liberalismus zu verarbeiten, nachdem er offiziell die Frauenfrage zu der seinen gemacht hat. Die Feministen zu unterschätzen, wäre leichtfertig; sie haben eine verführerische Art, die „Menschlichkeit" zu wecken; und mit den Frauen zusammen werden sie eine Macht bilden. Diese Männer haben alle eine zu starke sozial-erotische Ader, betrachten heiß das Unmittelbare in sich, theistisch oder kosmisch, sie wissen, was das A und das O ist und verzichten auf das übrige Alphabet; haben sie Gedankenkraft, so wollen sie das Primitive durch das Technische verwirklichen; denn beides ist gleich unpersönlich. Die Schätzung nach dem Sein und dem Können wollen sie neutralisieren, das Recht auf dem Anspruch gründen, auf dem „Bedürfnis", wie sie sagen; denn das bauende Recht nennen sie Unrecht. Ins Reich des Anspruchs gehören alle Unterdrückten, alle nach der Wertung der Kultur oder der Natur Inferioren, vor allem also das weibliche Geschlecht. Der Anspruch aber läßt sich nur verwirklichen durch die Liebe; das Stichwort der Frauen, die zugleich über die Entschlossenheit verfügen, um vom Anspruch zur Tat überzugehen, was für den Mann ein Sprung, für uns nur ein Schritt ist. Die Krönung dieses

Systems ist die Lehre vom Weib als dem biologisch späteren Typ des Menschengeschlechts (für die Herr Dr. Theodor Lessing physiologische Beweise angeboten hat) und nach der die femininen Männer wenigstens an zweiter Stelle stehen, die Männlichkeit aber als ewiger Atavismus die Quelle aller Rückständigkeit ist. Politisch handelt sichs also im Feminismus um die Einordnung der Frauen in den Kampf der weichen und brüderlich-kontemplativen Menschenschläge gegen die kühlen und harten, um den Kampf der Friedlich-Geistigen gegen die architektonisch, kriegerisch und schaffend Geistigen; und um die Hoffnung, daß die Frau als das friedliche Geschlecht auch die friedlichen Männer liebt und ihnen zum Siege verhelfen wird.

In der Frauenbewegung herrscht dieser seelische Feminismus noch nicht; in ihr hat die Rechtlerin noch durchaus die Oberhand. Wenn sie menschliche Kultur verheißt, so streichelt sie die Wünsche der Feministen, die ihr ja geläufig sind, da der Feminist nicht zu der schweigsamen Menschenart gehört; aber sie meint etwas viel Bestimmteres; ihre Vorstellungen von Menschlichkeit sind weniger von Empfindung durchtränkt, sie sind materieller und leibhaftiger. Der Anspruch, der die Rechtlerin in Bewegung setzt, ihr Lebensnerv, ihr innerster Trieb ist der Anspruch auf Gleichberechtigung, der Anspruch, überall neben dem Manne zu stehen. Überall: das ist das Wesentliche. Sie ist von dieser Idee besessen; ihre Anlage gestattet ihr nicht, das Zurückstehen hinter einem Mann anders als vorübergehend anzusehen, ohne an ihrem Wohlbefinden Schaden zu nehmen. Sie erträgt kein männliches Vorrecht und wird danach die Welt korrigieren. Daraus folgt zunächst, daß die Rechtlerei nur eine bürgerliche Bewegung sein kann. Wenn die deutschen Sozialdemokratinnen sich rühmen, aus ihrer Bewegung alle Rechtlerei ferngehalten zu haben, so ist das gewiß erfreulich, aber es kann unmöglich schwer gewesen sein; denn alle für Proletarierinnen in Betracht kommenden Berufe sind ihnen zugängig, die Tore dazu stehen sperrangelweit offen; ihnen fehlt wirklich kein Recht weiter, als alle fünf Jahre ihr Stimmchen abgeben zu dürfen. Nur für die bürgerlichen Frauen besteht keine Gleichberechtigung. Für sie ist das Stimmrecht ein lächerliches Ziel; für sie ist die politische Gleichberechtigung nur ein Mittel für die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung, und nicht einmal das wichtigste; denn die Entscheidungsschlacht müssen sie mit der Regierung ausfechten; und die wird nicht in der Öffentlichkeit, sondern in den Klubs, Salons und Wohnzimmern geschlagen werden. Für die bürgerlichen Rechtlerinnen handelt es sich darum, daß alle besseren Amtszimmer, Kanzeln, Lehrstühle, alle staatlichen Würden, Ehren, Auszeichnungen den Männern vorbehalten sind; grundsätzlich. Für sie ist der Staat der Feind, der männliche Staat. Und ihn meint man zuerst, wenn man von Umwandlung der männlichen in menschliche Kultur spricht.

Der reale Staat, der Hoheitsstaat, soll entmännlicht werden zu einem sozialen Idealstaat; denn sonst ist keine Gleichberechtigung möglich. Wie soll dieser „menschliche" Staat aussehen? Worin unterscheidet er sich außer seiner Verwaltung durch beide Geschlechter von dem bestehenden? Man muß sich vergegenwärtigen: der schlimmste Feind der Gleichberechtigung ist nicht der Mann, sondern das Kind. Sich von ihm zu befreien, ist eine der Hauptsorgen der Rechtlerin. Man spricht zwar nicht von der Befreiung vom Kinde, sondern schöner von der Emanzipation des Kindes, von dem modernen Kind, das ohne die individuelle Wärme zu einem herberen, selbständigeren und doch in höherem Maße sozial gestimmten Menschen heranwächst. Oder noch schöner. Jedenfalls ist der Abbau der Familie die zweite Voraussetzung der Gleichberechtigung. Er macht nicht nur die Frau für Berufsarbeit frei, sondern liefert auch neue Berufsarbeit in der dann nötigen öffentlichen Aufzucht, Verpflegung und den öffentlichen Wirtschaftsbetrieben. Die Rechtlerin ist also gezwungen, gegen Staat und Familie zugleich zu kämpfen; sie will den Staat auf Heim- und Hortluft reduzieren und die Familienfunktionen vergesellschaften. Ihre „menschliche öffentliche Kultur" ist kein Sozialistenstaat, sondern ein bürgerlicher Sozialstaat. Die zukünftigen Oberinnen des Heimstaates gedenken an den Standesunterschieden festzuhalten. Die Sozialisierung der Haus- und Familienwirtschaft ist nur der Sockel für die bürgerlichen Rechtlerinnen; sie sind nicht Sozialistinnen aus der Idee. Vor der freien Luft eines sozialistischen Männerstaates ohne geschützte Beamtenstellungen, ohne Familienprotektion, ohne Standes- und Vermögensvorrechte, ohne die Möglichkeit, „schon durch den Abstand allein" erzieherisch und erhebend auf das Volk zu wirken, vor diesem Staat, der nur noch rücksichtsloser und intimer auf Leistung gestellt wäre, warnt sie ein sicherer Instinkt. Ihr Ministerialstaat, ihre menschliche Kultur mit ihrer betonten Güte, die den Menschen zugleich erniedrigt und erweicht, ist die intensivste Mittelmäßigkeit, die bisher erdacht worden ist: die Reduktion des Lebens auf Ordnung, auf Lehren, Lernen und Anwenden, auf Erziehung und Artigsein. Sie verstehen gar nicht, was die Welt eigentlich zusammenhält. Dieser ethische Rationalismus ist stets die Gesinnung dessen, der seine Natur übersteigt. Als Herr v. Bethmann Hollweg noch Minister war, verteidigte er einmal im Landtag gegen Herrn von Schuckmann gewisse Erscheinungen der hauptstädtischen Lebenslust; sie kämen, rief er, doch aus derselben Quelle, der wir alle unser Leben verdanken. Der Anlaß war gewiß der denkbar ungünstigste für ein Bekenntnis zur Generalfarbe des Lebens, aber man konnte doch damals diesen Minister für stark halten, glauben, daß er Nietzsches Satz: „Das Leben ist etwas essentiell Unmoralisches" nicht für ein geistreiches Paradox hielte, sondern hinter ihm eine furchtbare Wahrheit von zulänglicher Tiefe empfände, daß er niemals

den Kantischen Imperativ für ausreichend, niemals eine ethische Politik treiben würde. Als Kanzler wurde er dann doch ethischer. Es muß wohl so sein: wer nicht die ungeheure Kraft hat, Nerv und Gewissen eines großen Staatskörpers zu sein, muß den Rationalismus zur Hilfe rufen, um sich nur gegen den Stoff zu behaupten; und die ethische Forderung, um ihn zu beherrschen. So nimmt der, dessen Herz nicht stark genug für die Kunst ist, die Zweckmäßigkeit zur Hilfe, leugnet die Existenz dessen, was nicht lehrbar und lernbar ist, sieht in der Politik wie in der Natur nichts als Ökonomie und haßt das für ihn Unbeherrschbare, das Irrationelle, das Blut des Lebens. So ist zu erklären, daß die Frauen, die gewiß nicht rationalistisch veranlagt sind, und in ihrem Kreise und in ihrer Beschränkung die unmittelbare Lebensstärke besser bewahrt haben als die Männer, in dem Augenblick, wo sie in die Öffentlichkeit treten, völlig in Ethik, Vernunft und leerer Ökonomie aufgehen. Mit ihren Gedanken; denn für ihre Person bewahren sie die schlaue Zähigkeit, die auf ihre Kosten zu kommen hofft. So entsteht dieser Sozialstaat mit voller weiblicher Gleichberechtigung in ihrem Hirn; so entsteht diese Mischung von sozialistischer Denkweise und zäher Aspiration, die die bürgerliche Frauenbewegung kennzeichnet. Das ist die „Menschlichkeit" der Rechtlerinnen.

Sie unterscheidet sich also in der Stimmung sehr von der Menschlichkeit der Feministen. Die Rechtlerinnen meinen etwas schärfer Umrissenes, wenn sie Menschlichkeit fordern, fast etwas Starres, einen Fürsorge-Sozialismus. Wenn ein Feminist auf seine Art die Menschlichkeit malte, so würden die Rechtlerinnen gewiß zustimmen, aber mit Besonnenheit, nicht stürmisch und hingerissen, nicht in ihren Tiefen erregt; sie würden einen solchen Mann als sittlich hochstehende Persönlichkeit empfehlen und sich seiner Unschädlichkeit oberflächlich freuen, sie würden ihn geistvoll nennen und ihn bei sich unzulänglich finden. Und während der Heilandsaspirant auf die Rechtlerin rechnet, in ihr ein Entwicklungswerkzeug sieht, wird sie schon entschlossen sein, dieses Verhältnis umzukehren. Trotz solcher Gegensätze gibt es etwas Einigendes zwischen Feministen und Rechtlerinnen: die ökonomische Praxis.

Der Feminist spielt mit dem ökonomischen Gesetz seine stärkste Karte aus. Die Unpersönlichkeit der Technik wird die Menschen gleich und unpersönlich machen. Mit dem gesellschaftlichen Atomismus, den die Geldwirtschaft heraufführt, wird als einzig denkbarer Ausgleich das Reich der Seele wachsen und das geschehen, was Hermann Bahr in seiner (als Dokument beachtenswerten) „Inventur der Zeit" die Entdeckung des Menschen durch Entselbstung nennt. Und auch für die Rechtlerin ist die stärkste und letzte Beschwörung die Entwicklung. Man schwärmt heute schon von dem Elend der Millionen Mütter, die in Fabriken arbeiten und auf die man sich

vorbereiten muß. Aber einstweilen sind es noch keine Millionen. Man sieht die kranken Haushaltungen als erste Erscheinungen eines demnächst allgemeinen Zustandes an. Aber möglicherweise sind sie nur Nebenerscheinungen des ersten Überganges zur Großstadtzivilisation. Die Rechtlerei nimmt einfach an, daß die unglückliche Entwicklung sich fortsetzt und will mit dem Unglück segeln. Sie spricht von der „Entwicklung, die sich zweifellos fortsetzt"; auf diesem kleinen Nebensatz ruht das ganze Gebäude der Rechtlerei. Aber wer hält im Ernst für möglich, daß es noch viel weiter bergab geht? Ein einziges starkes Ereignis macht dem ganzen Spuk ein Ende. Daß die Frauenbewegung steigt, wenn alles andere niedergeht, ist aus der Geschichte bekannt. Wir hatten schon einmal in Deutschland einen Zustand wie heute. Damals schritt die Frauenbewegung auch von Erfolg zu Erfolg, eroberte Berufe, gründete Vereine und Schulen, auch Frauenhochschulen, trieb Sozialpolitik und Wissenschaft, hatte Fühlung mit dem Freisinn und mit dem Hof, alles war auffallend so wie heute, die Geburtenzahl war tief gesunken, und die Heiratsziffer war genau so niedrig wie heute. Das war das Jahr 1869.

Soweit ist es noch nicht: Entschlüsse brauchen heute schwerere Not zur Reife. Der Niedergang aus Sparsamkeit, Vorsicht und Genußsucht, kurz aus Ökonomie, muß noch viel offenbarer werden, um der Ergebenheit gegen sie ein Ende zu machen. Die Ökonomie bedeutet im Wirtschaftsleben nur das, was in der Natur die Schwerkraft ist. Friedrich List machte den Unterschied zwischen den allgemeinen Wirtschaftsgesetzen einer Gesellschaft und der politischen Ökonomie, d. h. zwischen dem wirtschaftlichen Gesetz und seiner aktiven Überwindung. Darauf muß man bauen, nicht auf Smith und den Modernen, die immer „ohnmächtig" vor dem „Prozeß" stehen. Folgten wir passiv der Ökonomie, wir müßten uns vor jedem Baum schämen, der aufrecht und herrlich dasteht, ganz Verachtung der Schwerkraft, die er ständig in Haltung und Leben überwindet, ohne es überhaupt zu spüren; dann müßten wir uns dem Kropzeug gleichhalten, das ökonomisch am Boden kriecht, und uns mit der amorphen Seligkeit der Zoophyten trösten, die man heute für Menschlichkeit ausgibt.

Der Emanzipationskampf der Angestellten

von Erwin Steinitzer

Seit einiger Zeit beginnt die junge Bewegung der Privatangestellten sich zum Eingreifen in das Soziale Leben und in die sozialen Kämpfe des deutschen Volkes zu rüsten. Ihre Vorbereitungen haben sich bisher ein wenig abseits von der großen Arena der nationalen Gegensätze vor einem kleinen Parkett sozial interessierter Gelehrter und Literaten abgespielt; die breite Öffentlichkeit hat nicht allzuviel davon erfahren. Sehr begreiflich: die Aufmerksamkeit der Nation als Ganzes wird nur durch Taten erzwungen — und die Angestelltenbewegung hat bis jetzt kaum etwas anderes hervorgebracht als Literatur. Literatur in reichlicher Menge und in — zum Teil vortrefflicher Güte — aber eben doch bloß Literatur. Gutes Schrifttum ist für eine Kampfbewegung sehr schätzbar und kaum entbehrlich; allein es legitimiert sie nicht vor der Gesammtheit. Das tut nur die Aktion und der Erfolg. An Aktionen und Erfolgen jedoch ist die kurze Geschichte der Angestelltenorganisation bisher recht arm. Was an Positivem erreicht und sichergestellt worden ist, sind fast ausnahmslos Erfolge nach innen, Erfolge der mutualistischen Erziehung und Organisation. Nach außen hat das Heer der Privatangestellten nicht nur noch keine größere Schlacht geschlagen, sondern sich noch nicht einmal über die ersten Grundfragen der künftigen Strategie und Taktik geeinigt. Rein zahlenmäßig betrachtet nimmt sich die Angestelltenbewegung ja schon heute ganz stattlich aus; nach den letzten Zusammenstellungen des reichsstatistischen Jahrbuches stehen rund siebenhunderttausend Streiter zu ihren — freilich sehr zahlreichen und sehr verschiedenfarbigen Fahnen. Aber die Ausbildung, die Disziplin, die Schlagkraft dieser Truppen entspricht keineswegs ihrer Masse.

Zwei Tatsachen, die in der eben erwähnten, statistischen Übersicht selbst hervortreten, illustrieren recht deutlich den problematischen Charakter dieses Verbandstums. Einmal: Der Gesamtmitgliederbestand der als Angestelltenverbände registrierten Vereine ist um etwa neunzigtausend Köpfe größer als die Zahl der in ihnen organisierten Privatbeamten. Mit andern Worten: die Angestelltenorganisation ist noch nicht klassenrein; sie ist mit klassenfremden Berufsgenossen — Selbständigen, öffentlichen Funktionären — durchsetzt, — während man in den Arbeitgeberverbänden selbstverständlich nur Unternehmer, in den Gewerkschaften bloß Lohnarbeiter findet. Und ebenso fehlt in den Ausgabebudgets der Angestelltenvereine noch überwiegend der Reflex bewußt klassenstrategischer Aktionen. Nicht nur, daß man Aufwendungen für organisierten Angriff oder gemeinschaftliche Abwehr — Streik- und Gemaßregelten-Unterstützung — von wenigen Ausnahmen abgesehen

vergeblich suchen wird; selbst das notwendige Korrelat individueller Solidaritätsbetätigung, die Stellenlosenunterstützung, beginnt erst ganz langsam allgemeiner durchzudringen. Ausgaben für Streikende und Gemaßregelte buchen nach dem Statistischen Jahrbuche von neunzehn kaufmännischen Verbänden nur einer, von zwanzig technischen nur vier. Das Bestehen einer Arbeitslosen- oder, wie es in der Terminologie des Angestelltenstandes heißt, Stellenlosenunterstützung ist bei elf kaufmännischen, neun technischen,* vier Bureaubeamtenverbänden (von acht) verzeichnet. Das bedeutet ein Manko in der Solidaritätsfinanzierung, von dem bekanntlich selbst die allergemäßigtesten Arbeitergewerkschaften — die Hirsch-Duncker'schen — weit entfernt sind.

Wenn man vor der Aufgabe steht, aus den Tatsachen und der Ideologie einer jungen Bewegung Schlüsse auf die Tendenzen und die Tragweite ihrer Entwicklung abzuleiten, wird man sich alsbald einer doppelten Reihe von Schwierigkeiten gegenüberfinden. Zunächst spielt das Willkürliche und Subjektive in den Anfängen einer Evolution eine weit bedeutsamere Rolle als in der Zeit ihrer Reife. Die Erklärung dieser Erscheinung ist sehr einfach. Solange das Organisationsstreben noch dunkel und unentwickelt ist, ist die Weckung dieses Strebens, die organisatorische Tat selbst das Entscheidende. Die ideologische Mitgift ist sekundär; und ihr Inhalt wird keinen fundamentalen Widerspruch auslösen, wenn nur das Wesentliche, das Organisationsbedürfnis in praktisch zweckmäßiger Weise erfüllt ist. Ganz anders später. Der Organisationsgedanke an sich ist unverlierbar fixiert: er steht außerhalb der Diskussion. Dafür zergliedert diese nunmehr mit größerem Eifer die Details der Verbandsbewegung, ihren administrativen Unter- und ihren ideologischen Überbau. Kritik und Antikritik werden laut: und die Konkurrenz der (zunächst vermehrten, erst später wieder vereinheitlichten) Parallelaktionen tut das Ihrige, um sie zu verschärfen. Im Scheidewasser dieser Antagonismen wird eine Ideologie, die mit der Natur und den Forderungen der Bewegung nicht im Einklange steht, schließlich unfehlbar zersetzt werden; anfänglich aber konnte sie sieghaft scheinen, wenn sie mit grundlegender, organisatorischer Leistung verknüpft war.

Und noch ein Zweites. Jede praktische Entwicklung vollzieht sich in der Linie der größten Dringlichkeit und des geringsten Widerstands. Jede braucht einen längeren Weg, um von symptomatischer zu organischer Erkenntnis und Aktionsmethodik vorzudringen. Mit jeder Etappe auf diesem Wege ändert sie ihren Charakter. Es gibt kaum ein illustrativeres Beispiel für diese Evolutionswahrheit als die englische Gewerkschaftsbewegung, die sich ja unbeeinflußt durch starke, politische Antezedentien und durch die Erfahrungen fremder Länder ihre Ideologie und Teleologie selbst aus sich heraus geschaffen hat. Nach der kurzen, revolutionären Episode des Chartismus hat der britische

* davon drei eben erst eingeführt.

Trade-Unionismus mit einer Ära flach-kleinbürgerlicher Opportunitätspolitik eingesetzt. Die kurzlebigen, kommunistischen Illusionen der Owenschen Zeit waren begraben; nun galt nur mehr das Dringendste, Nächstliegende als würdiges Ziel. Wenn man bei den Webbs die programmatischen Enunziationen der Gewerkschaftsführer von damals nachliest, stößt man beinahe ausnahmslos auf all das, was der Angestelltenorganisation von heute so gerne als mittelständisch-bürgerlicher Einschlag, als grundlegendes, konservatives Merkmal der Unterscheidung von den Gedankengängen der Arbeiterorganisationen ausgelegt wird. Streiks waren um 1850 herum in englischen Arbeiterverbänden verpönt. „Als Ersatz dafür wurde oft vorgeschlagen, schlechte Unternehmer womöglich dadurch zu bezwingen, daß ein Arbeiter nach dem andern ihnen in aller Ruhe den Rücken kehre, in dem Maße, wie anderswo Beschäftigung für die Betreffenden gefunden werde." Das ist die gleiche Methodik individueller Abwehr, wie sie heute beispielsweise der deutschnationale Handlungsgehilfenverband durch seine Auskunftei, durch seine Auslese bei der Stellenvermittlung, durch seine „weißen Listen" zu verwirklichen sucht. Als wesentlichstes Mittel der Gewerkschaftspolitik wurde damals — genau wie heute in der Angestelltenbewegung — die Verringerung des Angebots der Arbeitsuchenden betrachtet. „Haltet die Knaben fern", war der „beständige Refrain" des Organs der Glasarbeiter; „haltet die Frauen fern; beschränkt die Knaben in festem Verhältnisse zu den erwachsenen Gehilfen," ist heute die Losung eines sehr beträchtlichen Teils der deutschen Handlungskommis. Und „die zu jener Zeit in die Trade-Unionbewegung eintretenden Maschinenbaugewerbe bauten ihre ganze Politik auf die Voraussetzung auf, daß der regelrecht gelernte Maschinenbauer, gleich dem Arzt oder Rechtsanwalt, ein Recht darauf habe, ‚illegale Arbeiter' von seinem Fache auszuschließen." Das genaue Gegenstück sind jene modernen Technikervereinigungen, die ihr vornehmstes Ziel darin sehen, die Graduierten und Approbierten vor der Konkurrenz der Autodidakten zu schützen, eine gewiße Tätigkeitssphäre den Hochschultechnikern zu reservieren und die „illegalen" Mittelschultechniker aus ihr zu vertreiben. — Auf diese Stufe nüchterner, realistischer und dabei sehr vorsichtiger und zurückhaltender Opportunitätspolitik folgte in der britischen Gewerkschaftsgeschichte eine zweite, die — grundsätzlich aus jener herausgewachsen — ihr doch an Selbstbewußtsein, an Reichtum und Gewicht ihrer Mittel, an Kraft und Ansehen nach außen ganz außerordentlich überlegen war. Es war die bürgerliche Blüte des Trade-Unionismus, die auf dem Kontinent so viele sozialpolitische Bewundrer von relativ konservativer Gesinnung gefunden hat. Der Geist des Ganzen blieb ein friedlicher; aber die gelegentliche Machtprobe des Streiks war nicht mehr perhorresziert. Die Gleichberechtigung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer als Vertragsparteien wurde scharf und energisch proklamiert; und der Ausbildung paritätischer Schieds-

institutionen wurde ein besonders liebevoller Eifer zugewendet. Immer noch aber war man exklusiv, aristokratisierend, kleinbürgerlich in seinen Tendenzen; immer noch blieb die wirtschaftliche Hebung des engen Kreises der unmittelbaren Berufsgenossen das ausschließliche, etwas zünftlerisch beschränkte Ziel, zu dessen Erreichung man bloß seine Rüstkammer besser ausgestattet und seine Waffen ein wenig schärfer geschliffen hatte. Es sind ganz dieselben Attribute, wie sie beispielsweise dem vorgeschritteneren Teile unserer heutigen Techniker-bewegung zukommen. In der englischen Gewerkschaftsevolution sind sie bereits wieder verdunkelt, ja beinahe ausgelöscht. Diese hat jetzt eine dritte Stufe erreicht, in der sie sich als ausgesprochene Klassenbewegung darstellt. Sozialistisch beeinflußt ist sie von einem Geiste allgemeiner Umbildungsfreudigkeit, von einem Elan umfassendster Solidarität getragen, wie er, seitdem das chartistische Strohfeuer verflackert war, in der Welt der britischen Arbeiterorganisationen nicht mehr zu finden gewesen ist. Die neue Richtung kam für alle, die die ältere in ihrer Vollkraft gesehen hatten, höchst überraschend. „Vor zehn Jahren," schrieben die Webbs in der Mitte des letzten Dezenniums des neunzehnten Jahrhunderts, „waren alle Beobachter darin einig, daß die Trade-Unions von Großbritannien einen undurchdringlichen Schutzwall gegen die sozialistischen Pläne bilden würden."

Ich habe die Analogien, die praktischen sowohl wie die ideologischen angedeutet, die zwischen den früheren, historisch überwundenen Stufen der englischen Arbeiter- und den heutigen der deutschen Angestelltenbewegung bestehen. Ich weiß: Analogie ist noch keine Übereinstimmung. Eine Identifizierung aller Arbeitnehmerbestrebungen findet sich vor der Hand nur in der Abwehrtaktik der Unternehmer und in der Werbetaktik der Sozialisten; die Angestellten — selbst die radikalsten und arbeiterfreundlichsten — wehren sich gegen sie mit deutlichem Nachdrucke. „Insofern," sagt, um nur ein Beispiel aus der linken Ecke der Organisationsbewegung zu zitiren, Dr. Barge in einem in den Schriften des Bundes technisch-industrieller Beamter verbreiteten Vortrage, „insofern unsere Mitglieder der Bildungsschicht unserer Nation zugehören, sind sie durchdrungen von Kulturbedürfnissen, die dem Industriearbeiter gegenwärtig zumeist noch fremd sind. . . . Nur zu häufig tritt zutage, wie gering das Verlangen nach tieferen Persönlichkeitswerten bei den Industriearbeitern entwickelt ist. Indem — im Gegensatze zu den Angestellten — nur in geringem Maße Bildungstraditionen ihr Inneres mit dem besten, geistigen Gehalte früherer Menschenalter verknüpfen, stehen sie diesen überkommenen Kulturwerten gleichgültig und ohne inneren Anteil gegenüber." So wie sie hier ausgesprochen ist — als rein statische Gegenwartserscheinung — ist diese Gegenüberstellung zweifellos richtig. Die Differenzierung von der Arbeiterschaft, die bürgerliche Denkweise ist der heutigen Angestelltengeneration in buchstäblichem Sinne angeboren. Er-

hebungen haben gezeigt, daß gegenwärtig der größte Teil der Angestellten der bürgerlichen Oberschicht noch unmittelbar entstammt.* Mit anderen Worten: der soziale Deklassierungsprozeß, der als solcher im Bewußtsein der Arbeiter völlig verschwunden ist, ist hier eine ganz neue, voll nachwirkende Tatsache. Nun liegt es aber in der Natur der Entwicklung, daß jene genetischen Zusammenhänge mit der Zeit lockerer werden. Für die oberen Angestelltenschichten werden sie ja teilweise bestehen bleiben, solange die Zahl der Selbständigen in der Gesamtevolution weiter zurückweicht: für die Stellen mit besonders langen Ausbildungszeiten und hohen Ausbildungskosten schon deshalb, weil der Mittelstand diese Lasten regulär nicht aufbringen kann. Die große Masse der Angestellten aber wird schließlich — wie es die Arbeiterschaft schon heute ist — eine abgeschlossene, sich selbst reproduzierende Klasse werden; eine im ganzen besitzlose Klasse vermutlich, deren einzelnen Mitgliedern das Versinken ins Proletariat, allgemein betrachtet, wahrscheinlich näher liegt, als der Aufstieg in die Plutokratie. Sobald diese Klassenbildung objektiv und subjektiv hinreichend vorgeschritten ist, wird sich auch die Klassenideologie mehr und mehr von ihren traditionellen Antezedentien befreien und verselbständigen. Ihre Details heute schon zu determinieren ist natürlich schwierig. Auf der einen Seite wird sie sich dank der grundsätzlichen Übereinstimmung der Klassenlage, die in der Besitzlosigkeit und in der allgemeinen Vertretbarkeit der Leistungen wurzelt, das Wesentliche der generellen Arbeitnehmerideologie aneignen; das heißt, sie wird prinzipiell die möglichste Vergrößerung des Anteils der Arbeit bei der Ertragsverteilung erstreben. Andererseits wird ja freilich die höhere, technische Funktion und die „Vorgesetzteneigenschaft" den Arbeitern gegenüber als Hindernis einer allzu weitgehenden Arbeitnehmersolidarität hervorgehoben. Daß eine Nuancierung auf absehbare Zeit erhalten bleibt, ist nicht unwahrscheinlich. Allerdings darf man nicht übersehen, daß die Mechanisierung der Angestelltentätigkeit durch den Großbetrieb und die Vergeistigung der manuellen Arbeit, durch die Verfeinerung der Technik die Kluft — auf weiten Grenzgebieten wenigstens — verkleinert. Auch die organisatorische Erziehung der Arbeiter wirkt in der gleichen Richtung. Und schließlich bleibt rein praktisch zu bedenken, daß die Kooperation mit der Arbeiterschaft deren politische Macht für die Angestellten nutzbar macht, während sie in einer Zweifrontenstellung „zwischen den Klassen" ganz auf sich selbst angewiesen sind. Daß die „Vorgesetzteneigenschaft" einem starken Solidaritätsempfinden nicht im Wege steht, wissen wir ja bereits — man denke nur an den Steigerverband — aus Erfahrung; die intensivere Interessengemeinschaft entscheidet eben über die Orientierung.

* Nur in einigen wenigen Kategorien sind die aus dem Proletariat aufgestiegenen Elemente zahlreicher. Hierher gehören beispielsweise die Werkmeister und die technischen Grubenbeamten.

Mit der Herausbildung des Klassencharakters der Angestelltenschaft wird auch ihre — heute noch sehr chaotische — politische Stellung sich klären. Gegenwärtig finden wir den neuen Mittelstand noch in allen Lagern — vom nationalistisch-kleinbürgerlich-agrarischen bis zum sozialdemokratischen, wobei die Rechte, — wenigstens soweit die organisierten Angestellten in Frage kommen, — weit stärker vertreten ist als die äußerste Linke. Mittelständisch-reaktionär gerichtet sind vielfach die Handlungsgehülfen; einmal infolge des historischen Zufalls, daß einer ihrer organisatorisch leistungsfähigsten Verbände aus deutschsozialen Parteikreisen heraus gegründet wurde, dann aber zweifellos auch im Zusammenhange mit dem vor der Hand noch deutlichen Überwiegen der Kleinbetriebe im Handelsgewerbe. Gerade unter den Handlungsgehülfen hat aber auch die Sozialdemokratie (durch den Zentralverband der Handlungsgehülfen und -gehülfinnen Deutschlands und den Lagerhalterverband, die augenblicklich vor ihrer Verschmelzung stehen) Wurzel gefaßt und in den letzten Jahren sogar ganz bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Zwischen diesen beiden Extremen strömen die politisch interessierten Angestellten den Reihen der bürgerlichen Mittelparteien zu. Dabei ist im Ganzen ein „Zug nach links" unverkennbar. Am ehesten Aussicht, zu einer Art vorläufigen, politischen Sammelpunktes der Privatbeamten zu werden, haben wohl die Demokraten, denen ein bedeutender Teil der gewerkschaftlich organisierten Techniker schon jetzt recht nahe steht. Die demokratische Vereinigung ist bekanntlich eine Mittelpartei zwischen dem bürgerlichen, linken Flügel und der Sozialdemokratie, die den letzten Rest plutokratischer Interessenvertretung, der im Freisinn allenfalls noch vorhanden ist, ausgemerzt hat. Sie gestattet in gleicher logischer Kontinuität die Fortentwicklung nach rechts wie nach links und ist deshalb der treffende, politische Ausdruck für das Übergangsstadium, in dem sich die Angestelltenbewegung heute befindet. Wohin der Weg von diesem Treffpunkte zunächst weiter führen wird, darüber läßt sich schwer etwas prophezeien; schon deshalb, weil uns die entscheidende Kenntnis des künftigen Inhaltswandels unserer politischen Begriffe und Programme mangelt. Wir wissen wohl ungefähr, was „Rechtsliberalismus", „Linksliberalismus" und „Sozialdemokratie" heute bedeuten; aber wir wissen durchaus nicht, was sie in einem Menschenalter bedeuten werden.

Maurice Barrès und der Greco

von Wilhelm Hausenstein

Der französische Stil bedeutet die höchste Kultur der Gemeinplätze und der emphatischen Umschreibungen. Die politische Beredsamkeit der Franzosen ist Cicero. Primaner nennen ihre Klasse Rhétorique. Der sublimste Aristokrat der französischen Kunst malte gemeinverständlich: die Odaliske des Ingres ist die höchste Schönheit des τόπος κοινός, die Apotheose des lateinischen Normgefühls. Die Verse Hugos sind eine grandiose Demagogie. Die französische Erotik hat den Mut zur Offentlichkeit; und Dichter französischer Liebe, die wie Musset das Intimste sagen, finden eine über alle Indiskretion und alles Private erhabene Formel.

Maurice Barrès, de l'Académie, schreibt ein Buch über den Greco. Er schreibt zuvörderst mühelos über Toledo und über sich; nur zuweilen zeigt er unterbrechend amüsante Affektation des schwer schaffenden Philologen. Er schreibt von seinen Stimmungen in der Kathedrale. „Frauen in schwarzen Mantillen knien auf den Fliesen. Ein paar Fremde sitzen auf den Sockeln der Pfeiler. Wir sind etwa hundert und schauen durch die vergoldeten Gitter dem Priester zu, der seine Messe liest. Ich stütze meine Hand auf die Balustrade aus Jaspis, die sich köstlich anfühlt wie der Leib eines schönen Weibes."

Das Bekenntnis ist nur scheinbar subjektiv. Es ist das Bekenntnis zum common sense eines zivilisierten Publikums. Es ist die Erhebung persönlicher Empfindung auf die Höhe der Konvention. Und es trifft nur scheinbar etwas Besonderes. Man liest in Wirklichkeit Paraphrase.

Es ist nicht einmal so, daß Barrès zwischen den Zeilen seines toledanischen Gedichts eine fühlbare Psychologie des Greco gäbe. Seine Worte sind eine feine griserie. Sie rauben das Urteil. Sie machen glauben, daß es pedantisch wäre, eine straffe Beziehung zwischen dem Bildnis Toledos und der Seele des Greco zu verlangen. Sie sind ohne Disziplin und heben über das Bedürfnis nach Disziplin hinaus, so sehr sie auch im Stil des esprit de corps französischer Kultur geschrieben sind. Sie sind wie das Konzert auf der toledanischen Promenade eine unendlich lässige Musik: „une musique infiniment paresseuse".

Aber der französische Stil hat seine Überraschungen. Er reizt durch seine Paraphrasen auf. Dadurch, daß er nicht sagt, was eigentlich zu sagen wäre, macht er nervös; und allmählich erhebt sich aus dem Passiven und fast Beziehungslosen ein höchst aktiver, vielleicht nur allzu aktiver Gedanke.

Barrès, der alte Boulangist, dem das Nationale der stärkste Reiz der Dinge ist, macht die Kunst des Greco zu einem unbewußten Manifest des üdischen Geistes.

Wir werden leise vorbereitet. Hier steht eine Erinnerung an die „Jüdin von Toledo". Dort wird mitten zwischen unverfänglichen Bemerkungen gesagt, daß der Greco im toledanischen Judenviertel gewohnt hat. Teint und Augen der Frauen von Toledo sind verdächtig. Die Felsen des Tajoufers und die Kanzel der Kirche Santiago del Arabal sind noch von den Schatten der Maurenverfolgung umwittert, zu der die geile Glaubensbrunst des Vincent Ferrer die Menge hinriß. Man steigt in das Toledo der geringen Leute hinab: am Ende eines Durchgangs sitzt in hellem, kalkweißem Hof eine Frau, deren Antlitz die Züge moriskischer Rasse trägt.

Aber noch entscheidender ist das Unausgesprochene. Nicht nur, daß sich die positiven Worte vom Semitentum, vom Maurischen in der wohlberechneten Beziehungslosigkeit breiter Beschreibungen des Örtlichen verlieren. Es sind auch Worte eingestreut, die nur auf die unbewachte Nachgiebigkeit des Unterbewußtseins wirken wollen.

Toledo ist „ein brennender Busch". Und von fernher klingen mosaische Erinnerungen.

Ohne irgendeine Anzüglichkeit berichtet Barrès ein andermal von der geistvollen Geselligkeit um den Greco. Welcher Franzose hätte nicht die Geselligkeit um seinen Helden erzählt? Maupassant entwickelt um Flaubert das ganze literarische Frankreich des zweiten Kaiserreichs und der dritten Republik. Barrès macht aus den berühmten Namen der Blütezeit Spaniens eine Novelle „rings um den Greco".

So vermeidet Barrès das Übergewicht des einen Motivs. Es verliert sich in Zusammenhängen, die den Greco kaum einschließen. Es ist in halbdeutigen Formulierungen fast so akzentlos wie eine unbestimmte Frage. Aber endlich wird es energisch ausgesprochen. Der Greco ist der Mann aus dem Osten, der Sohn der Insel, die in phönizische Vergangenheit weist: der Kreter mit der „nostalgie orientale", der prästabilierte Deuter eines unterrückten Semitentums, das der westliche Inquisitor aus dem Profil der spanischen Rasse nicht verbannen konnte. Atmen diese spanischen Frauen nicht die „Wollust des Harems" aus?

Endlich ist aber die Leidenschaft der Gebete nicht nur ein christliches Gut. Mahomet hat gesagt: „Ich liebe die Wohlgerüche und die Frauen — aber am meisten das Gebet."

Der Greco hat seine Heimat gefunden.

Venedig, Tizian, Palma, selbst Tintoretto ist ihm eine Episode. Rom ist ihm trotz Michelangelos unendlichem Barock ein Zufall. Es ist nicht seine Sache, die prachtvolle, auch in der schwärmenden Lust so breit beruhigte Sinnlichkeit des Lehrers Tizian weiterzumalen. Er kann nicht ein Leben formen, das keine Konflikte hat. Er ist geboren, Zwiespältigkeiten, die große Zweideutigkeit des Lebens zu malen. Ihm genügt auch nicht der in profaner

Endlichkeit wurzelnde Naturalismus des proletaroiden Ribera. Ihm stehen die Dinge des Irdischen nicht im Gleichgewicht. Er ist von Haus aus Halborientale — denn ein Grieche des sechzehnten Jahrhunderts ist ein Halborientale; und so wenig ihn das volle Diesseits venezianischen Lebens und venezianischer Kunst vererbte byzantinische Metaphysik vergessen läßt, so wenig verschwindet ihm in Spanien das semitische Rassenprofil unter folternden Masken des abendländischen Dogmatismus. Aber läßt sich die semitische Rassentradition noch definieren? Schwerlich. Barrès definiert sie selbstverständlich nie. Er redet nur von ihr. Dennoch ist sie da. Vielleicht wird sie mit dem Katholischen eins. Der Greco ist berufen, dies Problematische, dies Paradoxe und höchst Komplexe zu malen. Aus diesem eindeutigen Dualismus entsteht seine Kunst, seine Sinnlichkeit und seine hysterische Metaphysik. So wird seine Kunst „eine einzigartige Mischung von Harmonie und déséquilibre".

Dies alles wird sein Zustand, seine Vitalität.

So wird er der Zeitgenosse einer seltsamen, erhabenen Desorientierung. Er wird der Zeitgenosse des Don Quichotte — des Don Quichotte, wie ihn Cervantes erzählte und wie Daumier ihn malte: des Don Quichotte, der die profane Tatsächlichkeit dieser Erde nicht ertrug — wenn er sie je sah — und den ein großes Verlangen nach dem Bedeutenden antrieb, die Gewöhnlichkeit des Tages in die Höhe verzückter Abstraktionen zu erheben. So malt er die Krämpfe des Daseins: „les spasmes de la vie". So gewinnt seine Kunst den „caractère spectral".

Und so wird der Greco der Aristokrat, der das Begräbnis des Grafen von Orgaz malt: der Maler des spanischen „arrogante". Ihm geziemt die Darstellung einer erhöhten Gesellschaft, die sich von den ursprünglichen Trieben einer halbverjährten östlichen Rasse entfernt oder das Animalische dieser Rasse künstlich in den Grenzen westlich ausgekühlter Gesittungsformeln, abstrakter Devotion hält.

Allein diese Kunst bedeutet trotzdem mehr als eine spezielle Ideologie einer speziellen Zeit. Sie bedeutet etwas Allgemeines. Sie erhebt sich von der Etikette zu einer leidenschaftlichen Darstellung des Nackten und damit der allgemeinsten Menschlichkeit. Und sie bedeutet den Sieg des höchsten Rechts der Kunst: des Rechts, ungegenständlich zu sein. Barrès stellt die freie Arabeske des Greco gegen die kümmerliche, halbschlächtige Idealisierungsaesthetik der Romantik und des Klassizismus. Nicht dies ist Kunst, die Wirklichkeit zu poetisieren, das Natürliche „schön" und „erhaben" zu machen: sondern dies ist Kunst, künstlich zu sein und der Welt der gegebenen Gegenstände eine Welt der schöpferischen geistigen Willkür gegenüberzustellen, die Transsubstantiation der gegenständlichen Materie ins Künstlerische zu vollbringen, das transzendentale Gesicht der Dinge zu sehen, die Dinge und

Menschen zu biegen, zu zerbrechen und aus ihnen nach den selbständigen Gesetzen empfindungsvollen Formtriebs ganz neue Phänomene zu machen, die jenseits aller mehr oder minder entschiedenen Abbildästhetik stehen. Naturalismus und Idealismus sind hier keine Kategorien mehr: die einzige Kategorie ist die Kunst.

Erschöpft Barrès das Problem? Es ließe sich noch viel über den Greco sagen; und viel gegen Barrès. Aber seine Arabeske ist rund — und es ist mehr, daß sie in sich vollendet ist, als daß ein Porträt ähnlich wird. Sie ist die Äußerung einer eleganten Kraft. Wir können gegen sie fechten und ihr andere Kraft gegenüberstellen. Aber immer gehört die Geschichte uns; nicht gehören wir der Geschichte.

Und seine Paraphrase? Sein Gemeinplatz? Ach — hätten wir etwas von dem kollektiven Geist, der den Denkstil und die Sprache der Franzosen so sehr zur Sache der Gemeinschaft macht! Denn es ist das Höchste, ohne Hemmung in vielen zu leben.

Fünf Romane

von Otto Flake

1. Hermann Burte

Der Roman dieses neuen Mannes heißt Wiltfeber (bei G. K. Sarasin). Wiltfeber ist eine Umstellung für Weltfieber, und die Neigung, mit der Sprache ein Spiel zu treiben, durchzieht das ganze Buch. Man muß zugeben, daß sie oft etwas Schöpferisches hat, und man kennt aus Nietzsche die Methode, durch die Antithese zweier annähernd gleichklingender Worte einen symbolischen Sinn zu erzwingen. Auch die Zeugungskraft, die noch immer in einer starken Hand der deutschen Sprache innewohnt, dringt und drängt in Burte. Aber ebenso wahr ist es, daß er der Gefahr des barocken und rabelaishaften Krauswerks erliegt; er schreibt Sätze wie: „Jene lichte Flamme vom Scheitel des Krist leuchtet als Pol-Stern der Verheißung in die Treten und Trüllen hinein und in die Rütter-Rattersäle". Dem Schöpferischen steht kein ebenso starker Geschmack zur Seite — damit ist der ganze Fall Burte formuliert. Er ist ein Alemanne, aus jener Ecke im Rheinknie, wo Badisches und Schweizerisches sich mischen. Es ist erstaunlich, wie immer noch eine uralte germanische Wucht, die man nach Belieben zimbrisch, teutonenhaft, berserkermäßig, vandalisch nennen kann, in deutschen Erscheinungen durchbricht. Es ist Raufluft und Trotz in dieser Kraft, und ihr Überschuß ist so groß, daß sie, wie ein Bär, der zu

tanzen anhebt, ein Verlangen nach Rhythmus und Musik verspürt, nach einer Aufhebung ihrer selbst in der Leichtigkeit: worin etwas Groteskes und Rührendes liegt. Sie ist nach so langer Zeit Geist geworden, sie stürmt auf den unsichtbaren Gefilden der Ideen dahin, suchend, was sie einreißen kann. Und wenn man so ihren Anprall verspürt, mag es wohl passieren, daß man sich fragt, ob hier nicht erstaunlich und überraschend ein elementares Genie von einem Tag auf den anderen in die Arena springt. Es ist immerhin etwas, daß Burte dazu zwingt, diese Möglichkeit zu erwägen.

Und es wäre dann eine sehr merkwürdige Erfüllung: die Erfüllung des Übermenschen. Was Nietzsche selbst nicht hatte, die körperliche Gesundheit, hat Wiltfeber nach der Absicht seines Gestalters im höchsten Maße. Wenn Siegfried aus den deutschen Wäldern fünf Jahre Sporttraining hinter sich hätte, könnte er vielleicht die Heldenstücke vollbringen, die Wiltfeber auf einer Turnerversammlung leistet. Die blonde Bestie, fast ist sie Wirklichkeit geworden, und sie hat vor derjenigen Nietzsches sogar das voraus, daß sie dank ihrer inneren Naivität menschlicher oder jünglinghafter ist, daß sie nicht kalt und bewußt, sondern spielerisch und bewußt die Weiber erobert — Weiber von Hodlerischen, götterhaften Überproportionen. Nimmt man hinzu, daß derselbe Wiltfeber auch intellektuell ein wilder Held, ein Rächer und Abrechner ist, so wird das Ideal vollkommen, der neue Siegfried, an dem deutsches Wesen genesen soll, ist da, der neue „Krist" ist da, der Sohn Gottes, der ein reiner Mensch zu heißen verdient.

Der Roman spielt an einem einzigen Tage. Wiltfeber kehrt nach seinen Wanderjahren in die Heimat zurück, um bei einem Gottesdienst, einem Volksturnen, einem Festmahl der Landeskoryphäen, einem kommunistischen Versuchsbetriebe und mit Hilfe anderer „Hauptstücke" festzustellen, daß er sich losgelöst hat, daß die staatsoffiziellen Ideale wie Kirche und Kunst lahm, und stupid sind, daß die Kleinbürger ewig kleinlich bleiben und sentimentale Phrasen dreschen, daß die ruhige und natürliche, die stimmungsvolle Materialität des Dorflebens mitsamt der inneren Stabilität der alten Verhältnisse von dem Moloch Stadt unrettbar aufgefressen und durch das gärende Chaos des modernen Lebens zersetzt wird. Aber wer weiß das nicht, welcher Intellektuelle von heute kämpft, knirscht, sehnt sich nicht? Worauf es ankommt, kann nur sein, trotzdem die Distanz nicht zu verlieren, sich aus der wüsten Zerrüttung, die notwendiges Durchgangsstadium ist, zu retten und den uralten Ausweg der Kunst, die Anschauung, zu finden. Und Anschauung ist immer zum guten Teil Resignation, weil die Tatsachen bloßes Material werden müssen. Man darf wohl Figuren zeichnen, die Heiland sein wollen und Programme zur Besserung entwerfen; man darf ihnen sein volles Temperament mitgeben, man darf auch selber ein ganzes System und die revolutionärsten Forderungen haben: aber das muß man dann praktisch und

vereinfacht klarmachen, an Fällen, wie Ibsen seine Moralforderungen an Fällen gezeigt hat, oder auch anders. Burte aber will die Universalität seines Helden selbst gestalten, er macht einen modernen Faust aus ihm, er gibt keine Ruhe, bis er alle die Konsequenzen seines Systems, in Religion, in Politik, im Kunstgewerbe, im Sozialismus, aufgedeckt hat. Das ist deutsch, die gefährlichste aller Geistesverfassungen, die es gibt. Der deutsche Hang, diese Gewalttätigkeit den Ideen gegenüber, dieser Radikalismus, gleich die ganze Welt zu umfassen, ist in seinem Willen etwas Großes, er leitet zu Maßstäben des Kunstwerkes, die genialer sind, als irgend jemand unter anderen Völkern sie erfassen kann; aber er hat bis heute noch immer zur Verworrenheit oder zum Torso geführt. Es ist kein Zweifel, daß einmal, wenn die ungeheure Arbeit geleistet ist, eine deutsche Weltkunst entstehen wird.

Nur wird jeder Fiasko machen, der nicht lernt, seine Hitze in Härte und Abstand, in eine Summe von kleinen Anschaulichkeiten zu zerlegen. Auch Burte hat hier noch alles zu leisten. Er denke sich einmal, er hätte die Erlebnisse Wiltfebers ruhig und einfach erzählt: sofort würde er fühlen, daß er noch gar keinen Stil hat, daß die Begegnungen mit den Frauen grotesk sind, daß eine heimliche hitzige und nahezu geile Sinnlichkeit in ihm frißt, vor allem aber, daß er aus Ekel an der Gegenwart nichts anderes als — banal-reaktionär zu werden weiß. Es ist eine Offenbarung, wenn der brave Wiltfeber am Ende plötzlich hurrapatriotisch wird. Das ist Bankerott für einen Mann, wie Wiltfeber, weil er verzweifelt nach etwas uralt-Deutschem greift, der unentwegten Gefolgstreue dessen, der sich selbst nicht helfen kann, sondern einen anderen als Führer wählt. Heute aristokratisierender Individualist werden, weil die Masse einem nicht behagt, heißt nur, nicht den Mut haben, den Weg in die Zukunft hinein, der durch die Masse führt, wirklich zu beschreiten.

Der Roman hat den Untertitel: „Der ewige Deutsche". Das erinnert verzweifelt an den „ewigen Juden". Wie dieser nie zur Ruhe kommt, scheint die deutsche Anlage nie zur klaren Auseinanderordnung gelangen zu können. Aber ich bin doch besseren Glaubens. Es gibt etwas „Ewig-Deutsches", das ist der Universalismus. Verwandle ihn in praktische Energie statt in Philosopheme, und die Mission der „Blonden", von der auch Burte stammelt, wird eine Möglichkeit. Man braucht nur die Klarheit, die die Romanen haben, um unsere Unbegrenztheit zu vermehren, und wir werden neben der politischen Zukunft auch die deutsche Literatur besitzen, die wir ahnen, ohne sie schon zu erreichen.

2. Paul Ilg

Wenn man will, kann man auch hier von dem Streich reden, den deutsche Hitzigkeit einem Autor spielt. Nur wird man sich kurzer fassen können. Auch Ilg ist Alemanne, auch er verspürt den Stachel, die zulängliche, die gründ-

liche Charakteristik zu geben, die Einzelfigur zur charaktervollen zu vertiefen. Auch er greift in die Tiefe des Individuellen und ist herb — auch er findet nicht den harmonischen Ausklang. „Die Brüder Moor" (bei G. K. Sarasin) sind zwei Knaben, die bei einer Schülervorstellung den Franz und den Karl Moor spielen. Sie stehen sich äußerlich gegenüber, weil der eine der Sohn eines reichen Mannes ist, der andere ein Proletarier. Der reiche wird in die Bahn des armen gerissen, er zerstört sein lichtes Höhenleben, er sinkt in den Abgrund des Wüsten, lange bevor sich herausstellt, daß er auch körperlich der Bruder des armen ist. Sein Blut zwingt ihn dazu, etwas zu werden, was Kleist in einer Novelle in einfachen und schicksalschwangeren Linien geformt hat: der Findling begehrt seine Mutter und besitzt sie.

Aber das Grauen, das sich bei Kleist als Wirkung einstellt, soll hier als Thema ausgeführt werden, und es wird doch nur erreicht, daß die Klarheit verschwimmt und die Szene der Schändung sich mehr lesen als glauben läßt. Der Untergang dieses Knaben ist dann selbstverständlich, aber der Triumph, die Seelenbefreiung des anderen wirkt armeleutehaft: ein zwanzigjähriger Bursche findet Abschluß und Glück in der Ehe mit der Kleinbürgerin und ihrem Kind, die er beide einem Säufer abgejagt hat. Hier verrät sich eine übereilte Bereitschaft Ilgs zur Güte, die ebenso gefährlich für einen Künstler ist wie ihr völliger Mangel. Es wird ein kontrapunktlicher Abschluß, etwas eine dumpfe Herrenhuterbescheidung.

3. Emil Strauß

Auch der dritte kommt aus Schwaben. Seit Gottlieb Keller schickt uns Schwaben, das kleinere und das größere, unsere Erzähler. Es ist gar kein Zweifel, daß sich diese Fruchtbarkeit der Landschaft an Talenten auf ihre ältere Kultur zurückführen läßt; innerhalb der nötigen Spielweite von Jahrhunderten hat sich da organisch eine bodenständige Gliederung der Lebensstände herausgebildet. Die Lässigkeit, die allem Alten anhaftet, heißt hier Behaglichkeit, und die unfruchtbare Schroffheit des Nordens ist fern. Es haben sich Typen entwickelt und jeder ist, gesund egoistisch und realistisch, mit seinen Wurzeln in Scholle oder Städtchen versenkt, er ist ein durchaus natürliches Stück Dasein. Da nie ein Hof zentrale Bedeutung gewonnen hat, kam es nie zu einem eleganten Gesellschaftsideal wie in Frankreich, alles ist immer holzschnitthaft charaktervoll, leise bäuerisch und kleinbürgerlich geblieben. Eine solche Welt bietet gern, was den Schriftsteller ausmacht: Klarheit, feste Bedingtheit, feste Grenzen. Es braucht nur die innere Menschlichkeit des Künstlers hinzuzutreten, und es entrollt sich, je nach der Straffheit des Temperaments, der humorvoll oder der objektiv angeschaute Reigen von Kleinexistenzen. Zu den Besten, denen es gelingt, einen Rahmen um ein Stück dieses süddeutschen Lebens zu legen und so einen

von der persönlichen Beziehung befreiten Ausschnitt zu schaffen, gehört Emil Strauß. Sein neuer Roman „Der Nackte Mann" (bei S. Fischer) markiert innerhalb dieser Schriftstellerexistenz den Beginn einer klassisch-altmeisterlichen Periode.

Die künstlerische Reifung ist so vorgeschritten, daß das Stoffliche ganz zurücktritt hinter der Kunstübung. Der Titel klingt wie eine Fanfare, aber aus dem Text ist jede Leidenschaftlichkeit, jede Parteinahme, jede Erregung ausgeschieden. Das warme Gefühl für die Menschen ist da, aber es läßt sich nicht im einzelnen nachweisen. Die Handlung ist auf ein Minimum beschränkt; der Markgraf will seine Stadt Pforzheim kalvinistisch machen, Pforzheim will lutherisch bleiben und wehrt sich in einer kleinen hitzigen Aufwallung, die längst kein Aufstand ist, der Markgraf will endlich Ernst anwenden, da wird er auf dem Pferd vom Schlag getroffen und eine Episode der deutschen Kleingeschichte ist vorüber, zerronnen, verweht. Das Hin und Her von Glaubensdisputen, ein wenig Waffengeklirr auf dem Marktplatz, das alltägliche Werben eines Apothekers um seine Liebste, das durch das Verbot des geistlichen Dienstes verzögert wird — damit ist der Inhalt des Romans angegeben. Man fühlt sich an Flauberts Éducation sentimentale erinnert: der gleiche Mangel an großer Geste, der gleiche Verzicht auf Heroen, die gleiche Beschränkung auf Durchschnittsmenschen und Durchschnittsregungen, das gleiche Interesse für die selbstverständliche Philistrosität der Existenzen. Die Gleichmäßigkeit, mit der der Erzähler seinen Abstand, der nicht Kühle und nicht Hitze ist, durchführt, ist bewunderungswert. Er ist mehr als Dichter, er ist Künstler, er ist Techniker und Plastiker. Es gehört eine größere Phantasieleistung dazu, den Alltag in der Vergangenheit und die Realität eines Städtchens aus der Reformationszeit zu geben, als die Staatsaktionen und Genreszenen, die den historischen Roman zur Oper machen. Der historische Roman ist für uns nur genießbar als moderner Roman in einem gegebenen Milieu. Es ist sozusagen literarische Demokratie, der Respekt vor dem Potentaten Historie ist verschwunden — man weiß nicht, wie oder wohin. Das ist die Eroberung, die Strauß für sich gemacht hat.

4. Johannes V. Jensen

Es ist kein Zufall, daß auch Jensen genau so einen historischen Roman geschrieben hat („Des Königs Fall". Bei S. Fischer). Jensen — der Horizont erweitert sich, aus Schwaben wird Großgermanien, aus der beschaulichen Provinz Europa, die Welt, aus Selbstbeschränkung Energie: der deutsche Universalismus, für den Burte den Instinkt hat, hier ist er erfüllt. Nicht nur als Idee, sondern, was mehr ist, als Künstlertum. Ich glaube, nein ich weiß, daß das alte Schwaben seine Schuldigkeit getan hat,

daß seine Zeit abgelaufen ist. Schon einmal hatten wir in unserer Literatur den Begriff des Weltumfassens; aber damals war er eine rein ideelle Konstruktion. Heute, an der Schwelle des kommenden Zeitalters der deutschen Expansion, beginnt der geistige Mensch eine reale Welteroberung zu begleiten, und zu beschreiben, was ist: das Wachstum moderner Energie. Wer als Erzähler Schwabe, d. i. Binnenlandmensch, bleibt, wird in den zweiten Rang gedrängt werden, und die alte deutsche Dichterneigung, schon in frühen Jahren seinen Frieden mit dem Leben zu machen, wird zum geistigen Kleinbürgertum führen. Die Zeit für den deutschen Humor und den friedfertigen Optimismus geht zu Ende — endlich und Gott sei Dank.

Es gibt noch immer keinen vorgeschritteneren Pionier der modernen Energie als Jensen. Was tut es, daß er Däne ist? Wir machen von unserem deutschen Vorrecht, auch die Peripherie zu umkreisen, Gebrauch. Diese Energie darf man nicht mit lärmendem Herrentum verwechseln. Beide mögen denselben Ursprung haben, aber ein Künstler muß vom programmatischen Willen zum Besitz, zur ruhigen und gemilderten Selbstverständlichkeit fortgeschritten sein — Jensen contra Burte.

Jensen begann eines Tages eine Pariser Geschichte zu erzählen, wie ein guter Feuilletonist oder ein Journalist schreibt: sparsam und sachlich ein paar charakteristische Züge aus dem Montmartreleben aneinanderreihend. Aus dieser diskreten und emphaselosen Ungeschminktheit ergab sich die reizendste aller Pariser Novellen „Louison". Er beschrieb dann die siamesischen Wälder, und etwas, was für so romantisch gilt, Urwald und ganz ferne oder ganz primitive Kultur war für ihn wieder nur etwas ganz Reales, was man nur zu beschreiben braucht. Romantik und Realität, dieser Unterschied hebt sich bei ihm auf, wie Journalist und Dichter, Lyriker und Prosaist bei ihm nicht zu trennen sind. Das nenne ich modern, diesen Verzicht auf die alte Zweiteilung der Ästhetik, diesen geistigen Monismus an Stelle der Dualität, diese Einfachheit, die aus der Kunst kein Aufhebens mehr macht; das ist zwanzigstes Jahrhundert, positiver Amerikanismus. Er geht durch Chicago: es wird eine Märchenstadt, er schreibt das erste moderne Hohe Lied auf die Großstadt, denn vorher gab es nur Naturalisten oder Wiener. Vor blanken Dynamomaschinen hat er seine Dichterstunde gehabt, in der alle Zeitschranken fielen und er sein Einzelschicksal in den Kreislauf einer großen Idee einschaltete, um ihr Mundstück zu werden. Er bog Anfang und Ende der Geschichte zusammen. Nordische Urkraft ist amerikanische Energie geworden, das ist die Erhaltung der Kraft; und Urkraft ist auf unendlichen Wegen des Suchens Menschlichkeit geworden, das ist die Verwandlung der Kraft. Von einem Gesetz der Zukunft überschattet, das nichts Moralisches, nur etwas unsagbar Selbstverständliches hat, schuf sich der Mensch seine Organe, Hirn, Herz und Nerven selbst. Geboren werden, Dasein, ist ein

Zufall, nichts; aber es wird ein Schicksal, ein Ziel, ein Vorrücken, eine dumpfe Idee, weil immer neue Existenzen nachdrängen. Die ersten Wohltäter der Menschen aus der Dämmerzeit der Geschichte wurden in der Erinnerung der Enkel zu Göttern, und so entstand das sanftglühende, das lyrische, zärtliche Fresko des „Gletschers", diese Rechtfertigung und Vertiefung der germanischen Mythen, in der der uralte Begriff des Schicksals, das über den Göttern schwebt, eine unvergängliche Auslegung erhält.

Den zweiten Band des künftigen Zyklus bildet nun „Des Königs Fall". Wie jener Chidder kommt nach fünftausend Jahren der Dichter wieder und sieht zu, was die Kinder des alten Einäugigen treiben: jetzt sind sie gerade am Mittelalter. Deutsche Söldner lärmen in Kopenhagen, um dem König die nordischen Reiche erobern zu helfen; Judenmädchen werden nackt gebrandmarkt, weil sie Junkern zu Willen gewesen sind; aus dem Schloß zieht eine Prozession und es ist der Adel des Landes, den der Henker in Empfang nimmt, um ihn zu richten; Herrengüter rauchen, denn der Bundschuh hat sein Zeichen aufgepflanzt. Die Unendlichkeit des Himmels ruht über einer flachen, grünen Landschaft, auf der sich winzige Figuren drängen und bewegen. Kinder werden gewalttätig gezeugt, sie begegnen sich und es entstehen Zusammenhänge. Der blonde Michel Thögerson galoppiert über Land und sucht sich nur das Glück; er ist grau geworden und galoppiert noch immer. Der König lauscht in sich und hört seinen Willen — er wird abgesetzt und nun hört er, wenn er lauscht, nur noch das eine, das Lied, die Klage, das Raunen des Lebens: Schicksal, Schicksal. Sinnlosigkeit und Sinn des Daseins, Verzicht und Wollen sind nie so rein gemischt worden. Und abermals nach fünfhundert Jahren . . aber das ist schon geschrieben und ist „Das Rad", das Buch von Chicago, der Stadt in der Mystik blauer Elektrizität.

5. Henry Handel Richardson

Der Entwicklungsweg, den Jensen zurücklegen mußte, ist wohl lang gewesen, denn er mußte sich seinen Stil erst schaffen, er mußte die nordische Erinnerung in seinem Blute erst von allem Ideellen und Historischen befreien, er mußte eine reale, einfache und doch heimlich farbige und vor allem symbolische Sprache finden — davon kann nichts so entfernt sein wie ein englischer Erzählungsroman, der nur an seinen Menschen und ihren Begebenheiten haftet. „Maurice Guest" (bei S. Fischer) ist ein literarisch gesteigerter Erzählungsroman von englischstem Wasser. Er umfaßt zwei dicke Bände und es bedeutet keine Anstrengung und kein Widerstreben, ihn zu lesen. Man liest sich gemächlich hinein und plötzlich bemerkt man, daß man sehr tief im innersten Lande eines Menschen steht. Vielleicht hält man „Maurice Guest" in England für anstößig, denn es ist Tatsache, daß Mau-

rice — übrigens in Leipzig, dessen Musikerkreise den Schauplatz abgeben — eine Geliebte bekommt, die er nicht heiraten kann, weil sie es nicht mag.

Außerhalb Englands dagegen wird man eher eine gewisse Abrechnung mit englischer Seelenverfassung als Moral des Romanes betrachten. Denn Maurice geht an seinem Engländertum zu grunde. Er ist ein durch und durch anständiger Mensch, ein Mann, der mit einer Frau, deren Naturell im Charakter verankert ist, das glücklichste Leben führen könnte, und der starke positive Eigenschaften der Güte besitzt. Aber was ihm fehlt, ist das männliche Fluidum, die Beweglichkeit, die aus den Tiefen des Egoismus und, sagen wir es, der Brutalität, steigt. Und Louise Dufrayer ist so gar nicht Engländerin, daß sie nur parieren oder lieben kann, wenn ihr jemand eine Richtung gibt (ein Ethiker wie Maurice glaubt an die Selbstdirektion aller Frauen), wenn er ihren Nerven in jedem Augenblick Futter hinwirft, wenn er der Druck ist, den der Barometer des weiblichen Sensitivismus braucht, um auf Gleichmäßig zu stehen. Louise wird von einem Polen, der musikalisches und männliches Genie hat, verlassen; Maurice tröstet, trotzdem sie ihn leidenschaftlich abweist, hilft, ist Freund, bettelt; sie erhört ihn, und die Gründe, weshalb sie es tut, führen in die letzten Tiefen, die ein Mann von der gebundenen Anständigkeit Guests nie begreift; nach einer Periode des erhitzten Rausches langweilt sie sich, haßt, wird gemein — er fleht und gibt eine Position nach der andern auf, er demoralisiert sich, arbeitet nicht mehr, nimmt alles hin und stirbt, weil er sich nicht von ihr lösen kann. Es ist eine logische, nachdenkliche Studie über den Wert der Güte, hinter der nicht zugleich die starke Männlichkeit steht.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Völker Europas, wahret Eure Geschicke gegen Eure Diplomaten. Nicht Gestalter: Verunstalter sind sie. Sie verdienen Mitleid oder Verachtung, je nach dem Grade ihrer Gemeinschädlichkeit. Alles Gute, was geschieht, geschieht ohne ihr Zutun. Sie sind wie Accoucheure, die aus Vielgeschäftigkeit erst zur Nachgeburt kommen und dann den Körper, den sie befreien sollen, durch infizierte Hände vergiften. Man blicke auf Österreich. Das Gewicht seiner südslawischen Bevölkerung hat sich seit dem Berliner Kongreß um weit über zehn Millionen Menschen vermehrt. Serben, Kroaten, Slowaken, Serbokroaten bilden da ein buntes Gewimmel strebender, strebend bemühter Menschheit, mit Begabungen, die von dem Mausefallenhändler bis über den Pater Boscovich (dem G. Th. Fechner in der philosophischen Atomenlehre ein Denkmal gesetzt hat)

hinausreichen; singende und sagende Völker, mit Schätzen von Poesie und Musik im Leibe. Aber eine hochwohllöbliche österreichisch-ungarische Vorsehung hat sie den Witzblättern und den K. K. Büreaukraten zur Belästigung, Vergewaltigung und verstumpfender Bevormundung überlassen. Es gehört zu den dreistesten Lügen, die uns Westeuropäern von Wien aus aufgetischt wurden, daß die österreichische Verwaltung Bosnien mit Kultur gedüngt habe: es ist heute das einzige christliche Land des Balkans, in dem die Hörigkeit des Bauern noch nicht abgeschafft ist und noch sechsundachtzig Prozent der Kinder ohne Schulbildung herumlaufen! Kein Versuch wurde unternommen, sie zum dereinstigen Gebrauch elementarer politischer Freiheiten zu erziehen. Daß auch hier der Wille und die Fähigkeit zur Selbstregierung reifen könnten, nachdem von allen Seiten westeuropäische Kulturwellen über sie hereinbrechen, fiel dem Herrschervolke nicht ein. Dafür hat Heinrich Friedjung, von der warmen Ecke des maßgebend erzherzoglichen Lagers aus, die nach Hochverrat schnüffelnden Schergen auf die südslawische Bildungsschicht gehetzt und gezeigt, wie blind die gelehrte historische Erleuchtung in der Praxis oft sein kann . . Genug: kein Schritt in der Richtung des unvermeidlich zukünftigen Trialismus, eines Bundesstaates mit nationalen Autonomien, wie ihn schon Bismarck in einem seiner visionären Augenblicke geahnt zu haben scheint. Das verboten die polizei-staatliche Tradition des Kaiserstaates, der entartete Hochmut der Deutschen (genau so wie in den russischen Ostseeprovinzen) und der Größenwahn der ungarischen Gentry, die glaubte sich westeuropäisch zu gebärden, indem sie ihr ungezogenes Herrentum an den ‚inferioren‘ Rassen in Kroatien und Slavonien ausließ. Und nun? Nun baut man, im serbischen Konflikt und gegenüber den drohend wachsenden Balkan-Realitäten, auf die Loyalität dieser Menschen, baut auf die Dankbarkeit für schmählich angetane Leistungen; glaubt, daß man durch Einschüchterung der siegreichen Serben die dreieinhalb Millionen ‚untertäniger‘ Serbokroaten verhindern könne, Gedanken und Gefühle sehnsuchtsvoll nach Süden zu lenken. So sieht schöpferische Politik unter den Fittichen des habsburgischen Doppeladlers aus. Wie wird er es anfangen, um der von Süden her Einlaß fordernden Gewalt des Nationalitätsprinzips an seinen Grenzen Halt zu gebieten? Diese Staatsweisheit hat bisher ihren höchsten Ausdruck in Metternichs Kabinetts- und Hausmachtspolitik gefunden. Bismarcks und Cavours Genialität brachte sie elend zum Scheitern. Wir Deutschen haben heute ein Interesse daran, daß die Nachwirkungen dieser Lehre stark genug sind, um in den Händeln mit Serbien zwischen Macht und Recht den Weg zur Klugheit zu finden.

Der englische Premier Asquith erklärte neulich in der Guildhall-Rede: Es gibt Augenblicke im Völkerleben . . . Ja, die gibt es. Gott sei

Dank. Noch gibt es elementare Regungen im Völkerleben, die mit der Aktien- und Bahnkonzessionspolitik der Großmächte blutig aufzuräumen wissen. Alle Völker haben bisher ihren Befähigungsnachweis für höheres staatliches und kulturelles Leben auf dem Schlachtfeld bringen müssen — ein blutiges Ge-Gesetz, das bis auf diesen Tag das Wachstum von allerhand Moralitäten nicht zu erschüttern vermochte. Das Mitgefühl mit den Türken ist politisch blind, sie haben, die westeuropäisch vermummten Jungtürken voran, die so wenig wie die hamidischen das Recht der Nationalitäten achteten, — sie haben ihren auf brutale Waffengewalt gestützten Herrschaftsanspruch verwirkt, ohne Größe, ohne den verklärenden Glanz eines Heroismus, der groß zu sterben weiß, da er nicht klein leben mag; und das naive Gefühl der demokratisierten Menschen neigt sich in Bewunderung den so lange bewitzelten Balkanländern zu, die das Recht auf Selbstregierung selbst durch gehäufte Menschenopfer für nicht zu teuer erkauft halten.

Die auswärtige deutsche Politik der letzten zwanzig Jahre versinkt mit der europäischen Türkei in den Hades, um dort neben wertvolleren Vergangenheiten als eine der aufdringlichsten Sinnlosigkeiten der deutschen Geschichte in die Ewigkeit zu entschlummern. Es ist ein klägliches Fiasko, und die unentwegten Lobredner auf Marschall und Goltz-Pascha dürfen sich schämen. Sie haben Deutschland vor der ganzen Welt recht artig beschämt. Mehr noch als in der Wissenschaft gilt in der Politik das savoir pour prévoir; sie handelt nach den Weisungen national-egoistischer Motive und materieller Interessen und darf für ihre Leistungen keinen anderen Maßstab erwarten als den Erfolg. Übrigens war der Mißerfolg auf der ganzen Linie schon längst vor der Katastrophe offenbar. Die (hoch bezahlten) Artikel des Freiherrn von der Goltz-Pascha, die die „Neue Freie Presse" seit Jahr und Tag ihrem internationalen Publikum als Leckerbissen vorsetzte, waren nicht nur schriftstellerisch miserabel, — sie waren völkerpsychologisch und politisch kindisch. Und nun liegt allerdings einiger Grund zum Staunen darüber vor, daß dieser berühmte Soldat, als er das deutsche Interesse mit dem türkischen noch enger zu verkitten suchte, auch über den militärischen Zustand der Osmanli ein so günstiges Vorurteil zu wecken für gut befand. Unsere Neider in Frankreich und England haben es jetzt leicht, vor dummen Lesern das deutsche Organisationstalent zu verkleinern: das einzige, das man, neben dem für Musik und technische Wissenschaft, den Deutschen etwa noch ließ. Das wäre gleichgültig, denn nicht um nationale Eitelkeit ists uns zu tun. Aber es könnte verhängnisvoll wirken, wenn dem Mißtrauen gegen die Methoden der deutschen Polikik sich noch eine beschämende Geringschätzung der speziellen deutschen Tüchtigkeiten gesellte. Der Respekt vor ihnen gehörte bislang zu den stärksten Friedensgarantien. . . . Seien wir aber glücklich,

daß endlich auch dieser sinnlosen deutschen Politik das Totenglöcklein erklingt. Die Bagdadbahn, in welche die Deutsche Bank den Schweiß und den Fleiß von Millionen Arbeitsbienen versenkte, war als Geschäft gedacht. Aber unsere Diplomatik, der Suggestion des Herrn von Gwinner widerstandslos ergeben, hat an dieses Geschäft eine verschämte Prestigepolitik gehängt, hat den Gedanken an ein kleinasiatisches Deutschland im stumpf betriebsamen Bürgertum aufkommen lassen, fast gegen alle historische Logik den Glauben an eine großtürkische Zukunft genährt und endlich die Entente zwischen England und Rußland erzeugt und verkittet. Fast die ganze deutsche Publizistik unterlag dieser Irreführung kritiklos, die paar warnenden Stimmen, die den Blick auf die geographische Lage und die Nachbarschaften zu lenken suchten, wurden verhöhnt, die Trinkgeldmethoden Marschalls, der deutschen Händlern ab und zu bescheidene Erfolge im Konkurrenzkampf erringen half, zu Handgriffen eines bismarckähnlichen Genies gestempelt. Nun ist ziemlich überall die Ernüchterung da; und die liberale Seligkeitspreisung des badensischen Mächlers findet heute nur noch eine Art Fortsetzung in dem Operettenplan von Professor Kurt Breysig, dem Homer Bethmanns: Die Aufteilung des Balkans unter die christlichen Völker, denen er von Rechtswegen gehört, zu benutzen, um über Länder und Meere hinweg Kleinasien für den deutschen Michel zu rauben.

Woodrow Wilson ist zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewählt. Wir durften vor Jahr und Tag diese Wahl als wahrscheinlich voraussagen, nach Informationen durch Amerikaner, die sich auf die Psychologie ihres Volkes gut zu verstehen scheinen. Statt der überschwänglichen Pose Roosevelts und der trägen Suggestionslosigkeit Tafts wird nun eine im Kleinen wohl bewährte Zucht des Willens und des Gehirns zu zeigen haben, was sie vermag, um die Geburtswehen des neuen Amerika abzukürzen. Es ist durchaus ein hoffnungsvolles Symptom, daß Wilsons Wahl weniger dem Sieg über die desorganisierte republikanische Parteimaschine zu danken ist, als dem Drange des Volkes, sich seiner Bosses zu entledigen. Bedenklich stimmte die Schnelligkeit, mit der Wilson während des Wahlkampfes sich zu Referendum und Initiative bekannte, und die Bereitwilligkeit, mit der er gleichzeitig — er, der Volksmann — nach der Richtung der großen Bank- und Börseninteressen beruhigende Erklärungen abgab. Vor mir tauchte das Bild des skeptisch überlegenen Staatsrechtskritikers auf, der nachweist, wie schwer und unbeholfen die amerikanische Verfassung ist, wie sehr sie ursprünglich auf kleinstaatliche Clanwirtschaft berechnet gewesen war und nun vor den Ansprüchen der neuen Zeit und des bunt zusammengewürfelten Volkes Verlegenheiten schafft. Sein Amt wird ihm keine Zeit lassen, solchen Ketzereien nachzuhängen. Man erwartet von ihm,

daß er den Trusts die Giftzähne ausziehe und die Zolltarife herabsetze, daß er dem Volke eine anständige Lebenshaltung erleichtere und den ersten Schritt tue, die Politik aus den Klauen der Politiker zu befreien und zum Dienste an der Nation zu erziehen. In vier Jahren keine kleine Aufgabe. Aber zu nichts geringerem haben die Mittelklassen sich diesen Präsidenten erkoren, den ersten, der in amerikanischer Geschichte von ihrer erwachten Solidarität auf den Schild gehoben wurde. Ein Präsident der USA, der bewußt den roi des gueux spielen soll, ist ein Novum in der Weltgeschichte.

Die preußische Regierung beginnt die Polen zu enteignen. Mit gelähmter Lust und offenbar ohne rechten Glauben an ihre Kraft, das Land dem Deutschtum durch Verdrängung der Polen von der Scholle zu retten oder besser: zu erobern. Ein rohes und dummes Spiel der Gewalt, das bis zu Ende zu spielen die Deutschen eben nicht brutal und kulturlos genug sind. Das Recht der Eroberung hat, unter Kulturvölkern, bisher immer noch vor der Heiligkeit des Privatrechts, der Sprache, der Religion Halt gemacht; und die Klugheit sollte warnen, eine Millionen starke Nation, die in preußischer Zucht über Erwarten gedieh, durch Ausnahmegesetze sich auf immer zu verfeinden. Das Fiasko von Bismarcks Ostmarkenpolitik scheint aber Herrn von Bethmann Hollweg nicht zu schrecken. Er beginnt damit, überbezahltes polnisches Land für — ein paar Dutzend Bauernstellen frei zu machen. Offenbar hat ihn das russische Beispiel in Finnland dazu ermutigt, während ihm der englische Versuch, vielhundertjähriges Unrecht an Irland gut zu machen, nichts zu überdenken und zu revidieren gibt.

Wir besitzen seit einigen Jahren eine Deutsche Soziologische Gesellschaft. Sie hat den Ehrgeiz, sich alle Köpfe anzugliedern, die an ernsten gesellschaftswissenschaftlichen Studien ein sachliches Interesse haben; die soziologische Untersuchungen großen Stils, welche die Arbeitskraft und die Geldmittel des einzelnen Forschers übersteigen, fördern und anleiten will, die soziale Denkweise wissenschaftlich zu disziplinieren. Alle Äußerungen des Menschen als eines Gesellschaftswesens sollen belauscht, festgehalten, gedeutet werden; aber wenn auch von der Deutung zur Richtung, von der Erkenntnis zur Verwertung der Erkenntnis im Sinne gewollter Entwicklung nur ein Schritt ist, so gehört es nicht zu den Absichten der Gesellschaft, diesen Schritt zu tun, noch zu dulden, daß in ihrem Schoße dieser Schritt getan wurde. Im Gegenteil: sie ist statutengemäß tendenzlos. Sie will erkennen helfen, was ist, und gerade durch das Verbot tendenziöser Gesichtspunkte verhüten, daß die Erkenntnis verdunkelt und die Soziologie zu einem Orte werde, wo unter dem Deckmantel der Wissenschaft der in der Politik und der Historie hinreichend lästige subjektive Meinungsbetrieb sich

auf erhöhtem Podium austoben könne. Das will die Deutsche Soziologische Gesellschaft statutengemäß.

Warum sollte bei uns nicht möglich sein, was in den westlichen Geburtsländern der Soziologie, in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten, als Einrichtung sich bewährt hat und ziemlich lange schon in Übung ist? Die politische und soziale Entwicklung dieser Westler hat die Einzelwesen dort früher als bei uns als Gesellschaftswesen reifer und bewußter gemacht, zur Gesellschaft gerieten sie früher als bei uns in ein kritisches Verhältnis; der Soziologie als Wissenschaft, der Auguste Comte mit dem Namen die erste systematische Form gab, gingen dort große und umwälzende Gesellschaftskrisen voraus, die in tieferen Gemütern das Bedürfnis weckten, über Bau und Leben des sozialen Körpers eine möglichst tendenzfreie und dennoch praktisch verwertbare Orientierung zu gewinnen. Es ist darum kein Zufall, daß man im Westen der Gesellschaft als Problem mit naturwissenschaftlichen Methoden zu Leibe ging, während gleichzeitig bei den Deutschen die geschichtsphilosophische Spekulation in Hegel einen nie und nirgends überkommenen Gipfel erreichte. Seitdem aber haben sich die Deutschen in ihren äußeren Lebensformen mit Riesenschritten verwestlicht, aus einem spekulativen ist ein vorwiegend daseinshungriges Volk geworden, und diesem Volke reichen, wie in den Westländern, eine zahllose Schar emsiger Forscher und Denker allerhand soziologische Einzelkenntnisse dar, — die, zur Synthese noch nicht reif, doch zu ihr drängen.

Auf alle diese Forscher und Denker übte die DSG vom Tage der Gründung an eine große Anziehung aus. Sie kamen von allen möglichen Sondergebieten, aus allen möglichen philosophischen, religiösen und politischen Lagern her. Da sitzen Juristen, Volkswirtschafter, Ethnographen, Anthropologen, Historiker, Sozialhygieniker, Politiker und sonstige Dilettanten nebeneinander; alle froh, die sie menschlich entleerende faculté dispersive, gegen die vor hundert Jahren der Mathematiker Comte zuerst voll Ekel seine Geschosse richtete, wenigstens zeitweilig vernachlässigen zu dürfen, alle einig in dem Glauben, daß die Beschäftigung mit der Soziologie sie menschlich und politisch bereichern müsse. Man konnte die Gründung dieser Gesellschaft für ein wichtiges Ereignis in unsrer inneren Geschichte halten. Sie konnte unendlich mehr sein als der Verein für Sozialpolitik: der ja auch, zuerst billig belächelt, zuerst von manchesterlich oder bureaukratisch verzwergten Gehirnen um seiner kathedersozialistischen „Verstiegenheiten" beargwöhnt, eine außerordentlich segensreiche Geschichte hinter sich (vielleicht schon: hinter sich) hat. Ihr Niveau war, der Absicht nach, von vornherein höher. Jeder Schritt in die Tiefendimension der soziologischen Erkenntnis verschärft auch unsere Psychologie des politischen Menschen und macht uns zu Feinden des politischen Betriebs. Diesem konnte von Veranstaltungen wie der DSG Ozon zugeführt

werden. Und ferner konnte sie für die auseinander strebenden Männer der Wissenschaft einen gemeinsamem Ort der Aussprache und der Annäherung schaffen, sie konnte auf dem Umwege über die „reine" Erkenntnis politischen Eifer wecken und für den öffentlichen Dienst Kräfte flottmachen helfen. Die Anfänge vermochten Hoffnungen in dieser Richtung rege zu machen. Durch eine geschickte Statutenänderung wurde verhindert, daß die Gesellschaft zu einer Art Bildungsverein für die Besitzer des bekannten guten Herzens entartete, für die aufdringliche Sorte Mitrater und Mittater, die erfahrungsgemäß gerade in den Geisteswissenschaften ihren Unrat häufen. Das war gut. Der erste Soziologentag in Frankfurt a. M. verlief anregend. Man spürte überall den richtenden Geist der Gebrüder Weber, der Professoren Simmel und Sombart. Aber da kam der zweite Soziologentag in Berlin und bewies, wie schwer es ist, in der Gesellschaftswissenschaft selbst das Erkenntnisstreben tendenzlos zu halten: weil in ihr Zwecktriebe immer wieder das Kausalitätsbedürfnis unterjochen. Franz Oppenheimer, der heißblütige Nationalökonom, sprach über die Rasse mit mehr Temperament, als dieses tumultuarische Thema und die Rassenempfindlichkeit der meisten Gelehrten heute noch verträgt; und leider auch ohne die taktvolle Vorsicht und strenge Selbstbeherrschung, die nötig gewesen wären, um gerade seiner wissenschaftlichen Anschauung über das Rassenproblem Freunde zu erobern. Wenn seine Analyse des Rassenbegriffs nachgewiesen hätte, wie die Wissenschaft hier voll „schwimmenden Landes" ist (wie die Bergleute sagen) und den Laien ohne feste Richtlinien entläßt, wie sie mit ihrem Berg von Hypothesen das Laiengehirn verdunkelt und in den Morast tendenziöser Meinungen hinabstößt: dann hätte er ein gutes Werk getan; hätte wissenschaftliche Kritik der humanen Gesinnung die Wege geebnet und den Rassenchauvinismus durch Beschämung vielleicht zur Einkehr gezwungen. Statt dessen nahm Oppenheimer im Kreise von ernsten Gelehrten Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" zur Zielscheibe seines Witzes und seiner dialektischen Künste: ein Werk, das wissenschaftlich und philosophisch eingestandenermaßen hoffnungslos verbaut ist und das Unglück hat, wohl wider die Absicht des Verfassers, von blöden Dunkelmännern als Bibel des Antisemitismus geheiligt zu werden. Chamberlain gibt seine Orientierungen ja ganz bewußt als die eines Dilettanten; als Summe von Überzeugungen, die in ihrer Subjektivität als Ausdruck einer Persönlichkeit bejaht oder verworfen werden können, aber nicht als Versuch, nur auszusagen, wozu ihn kontrollierbare Wissenschaft berechtigt. Innerhalb dieses Rahmens finden sich bei Chamberlain neben barocken Ungereimtheiten, die gar nicht ernsthaft zu erörten sind, geistvolle Aperçus selbst über die Rasse (zum Beispiel im Kapitel: das Völkerchaos; über die fünf Bedingungen für edle Tierrassen). Es ist überflüssig, dies zu leugnen. Und noch überflüssiger, gegen die Vergottung des Germanentums, wie sie Chamberlain beliebt, gegen seine germanophilen

Räusche im Namen der Wissenschaft zu protestieren! An diesem Orte, und vor einem Auditorium deutscher Gelehrter, die sich keines Angriffs auf ihre Privatgefühle und privaten Überzeugungen versahen, als sie voll Interesse zum Vortrag Oppenheimers eilten. So entstand Wirrwarr und ein gelinder Aufruhr, es regnete Proteste, es gab eine unbehaglich erregte Debatte, in der mit Gefühlsatavismen statt mit Argumenten gekämpft wurde; und schließlich einen Exodus. Wenn jemand von nun an beweisen will, wie stark die sogenannte Kulturwissenschaft von Werturteilen durchsetzt ist, so stehen ihm die Vorgänge auf dem zweiten deutschen Soziologentage in Berlin zur Verfügung. Ein trauriges Ergebnis. Die Frage nach den Anfängen und der genauen Zusammensetzung der Rassen, die geschichtlich hervorgetreten sind, ist mit den Mitteln der heutigen Wissenschaft (Anthropologie; Sprachvergleichung und Geschichte) nicht zu beantworten. Über die Kulturleistungen und den Kulturwert von Rasse und Nation — über die Professor Barth aus Leipzig berichtete, auch er ins bewertende Meinen gleitend und darob vom Vorsitzenden zur „Sache" gerufen — wird sich aber immer nur die geschichtliche und persönliche Erfahrung der Urteilenden äußern können, in Überzeugungen, die tiefer greifen als alle Wissenschaft, in Affekten, die im gemeinsamen Blutbett der ethnographisch und national zusammengehaltenen Gruppen verankert sind und darum immer wieder über diese Gruppen Gewalt üben werden. Ich habe den Eindruck, daß auch Oppenheimer dem Zwange solcher unterbegrifflichen Suggestionen ausgesetzt ist, nur scheint dieser geistvolle Entdecker von Neuland es nicht zu wissen.

Es gibt Bildungsmängel, die verhängnisvoll sind, weil sie trübend ins Weite wirken. Ich rufe den verehrten Leser, der meine Tagebuchnotizen des Anblätterns für wert erachtet, zum Zeugen an für meinen ehrlichen Willen zur Gerechtigkeit; für meinen Haß jenes unreifen Radikalismus eines gewissen Halbwuchses, der mit der heiseren Musik seines Stimmbruchs Welten zu stürzen unternimmt. Aber es gehen, hundert Jahre nach den Befreiungskriegen, fünfzig Jahre nach der Zersetzung des monarchischen Legalitätsprinzips durch Bismarck, in diesem Preußen Fichtes und Hegels Dinge vor, für die der Wortschatz des wildesten Radikalismus noch zu gemäßigt erscheint.. Da hatte ein sozialdemokratischer Schriftsteller in einem schlesischen Parteiblättchen sich gelegentlich einmal wieder Feiertagsgedanken über die „Revolution" gemacht. Das Thema ist, für abgeschnürt hindämmernder Bergarbeiter im Waldenburgischen, ja wohl noch immer interessant; wenn Herr von Heydebrand sie heute noch in öffentlichen Reden für gefährlich erklärt, muß er sich Mühe geben, nicht zu gähnen und ernst zu bleiben. Jener Redakteur hatte das Wort, das beinahe schon langweilig klingt, kaum gebraucht, sondern er hatte Ausdrücke verwendet, durch die nach Ansicht des

Staatsanwaltes das revolutionäre Bewußtsein und der revolutionäre Wille gestärkt werden sollte. Der Schriftsteller des schlesischen Blättchens hatte sich aber nur erlaubt, seinen Hegel zu umschreiben, und der Staatsanwalt und das Gericht in Waldenburg hatten sich nur unterstanden, den Hegel zu ignorieren. Jener hatte unter geistiger Revolutionierung die allmähliche Umbildung des Willens verstanden und gemeint, dieser inneren Umwandlung müsse die der äußeren Staatsformen folgen. Orthodoxe Pastoren, die sich durch emsige Lektüre von Carlyle vor ihrer Gemeinde als modern legitimieren wollen, stolpern da auf Schritt und Tritt über die Wahrheit, daß keine konventionelle Tünche eine morsche innere Staatsform aufrecht erhalten könne; gegen die Lüge, den Humbug, das Truglicht einer funktionslos gewordenen Aristokratie (unworking aristocracy) und ungerechtfertigter Herrschaftsansprüche seien die revolutionären Gewitter, die seit Luthers Reformation über Europa niedergeprasselt seien, wohltätige Realitäten. Das ist die Lehre des radikalen Konservativismus. Das ist die Lehre einer genialen historischen Intuition, vor der sich die offizielle deutsche Geistigkeit verbeugt und der Bismarck im Namen des Königs von Preußen den Orden Pour le Mérite umgehängt hat. Und was sagt das größte konservative Kirchenlicht der Neuzeit, der aus Judäa bezogene Friedrich Julius Stahl, ein Mann von feuerfestem Scharfsinn und eiserner Folgerichtigkeit:

„Revolution nehme ich in ihrem weltgeschichtlichen Begriffe, wonach sie nicht dasselbe ist mit Empörung, überhaupt nicht bloß eine Tat und ein Vorgang, sondern ein politisches System. Die Empörungen, an welchen die Geschichte alter und neuer Zeit so reich ist, die Vertreibungen von Dynastien, ja, selbst die Umwandlung von Monarchien in Republiken, sind darum doch nicht Revolution, und umgekehrt kann die Revolution ohne Schwertstreich in friedlich legaler Weise und mit Belassung der Dynastie, ja, von Fürsten selbst eingeführt werden. Empörung ist Abwerfung einer bestimmten bestehenden Herrschaft, Revolution ist Umkehrung des Herrschaftsverhältnisses selbst, daß Obrigkeit und Gesetz grundsätzlich und dauernd unter den Menschen stehen, statt über ihnen . . . Zu den Parteien der Revolution in diesem Sinne zähle ich denn ebensowohl die liberale und die liberal-konstitutionelle Partei, als die demokratische und sozialistische Partei. Nicht daß ich jene gemäßigten und ordnungsuchenden Parteien der Empörung und des Umsturzes zeihe, sondern ihre politischen Prinzipien sind . . . Prinzipien der Revolution." Das lehrte Stahl an der Berliner Universität, in den dunkelsten Tagen der Reaktion. Er wagte nicht, das goldklare Licht aller historischen Erfahrung absichtvoll zu verdunkeln. Das ist nicht mehr weit enfernt von der Quintessenz in Lassalles System der erworbenen Rechte. Und darum drei Monate Gefängnis für so ein schwaches schlesisches Echo? Hundert Jahre nach den Befreiungskriegen?

Anmerkungen

Physisches als Merkmal für Geistiges

Es ist noch nicht lange her, daß man die Vorstellung hatte, der Mensch bilde seine Ideale so aus, wie er sie durch Erfahrung und geistige Arbeit erwarb.

Hierin sehen wir neuerdings viel schärfer. Die Idealbildung hängt vor allem mit der physischen Konstitution zusammen. Das ist ein großer Vorteil, denn die physische Konstitution läßt sich weniger leicht verbergen als die Gesinnung.

Und der Zusammenhang ist der denkbar engste. Ein physisch gesunder robuster Mensch bildet ein Ideal von gesunder Robustheit aus, und ein kranker berauscht sich an einem Ideal von weicher sentimentaler Art. Oder (es kann höchstens auch das Gegenteil vorkommen, was ja die enge Verknüpfung desto schlagender beweist): ein gesunder kräftiger Mensch sieht eben deshalb sein Ideal im Weichen, Sentimentalen und ein Kranker umgekehrt in der Gesundheit. Dazu kommen natürlich noch die mancherlei Stufen der Sublimierung des Ideals. Die Stärke kann ganz äußerlich nach der Zahl der Totschläge oder mehr innerlich bis zur Menge der Entsagungen und Überwindungen gemessen werden, die man ertragen kann. Ähnlich die Schwäche.

Immer aber hängt das so zustandekommende Ideal, wie man sieht, eng mit dem Physischen im Menschen zusammen und kann geradezu von ihm abgelesen werden.

Man muß nur darauf achten, wie Erfahrung und geistige Arbeit das Verhältnis beeinflußt haben.

Kurzum. Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, so ändert sich das Wetter, oder es bleibt wie es ist.

Artur Bonus

Ariadne auf Naxos

Das neue Werk von Hofmannsthal und Strauß einfach als eine Abendunterhaltung zu nehmen, ist zu wenig — es ist ein künstlerischer Prozeß, der sein Interesse hat in der Entstehung, der Aufführung und dem Resultate dieser Arbeit.

Hofmannsthal übersetzt den Bourgeois gentilhomme, er streicht die ganze Geschichte mit dem Liebespaar und den türkischen Verkleidungen, modernisiert einige Stellen, fügt anderes hinzu und statt des Ballet des nations, das im Original den Schluß bildet, wie irgendein Ballett jeden Aktschluß macht, entschließt er sich, eine neue Oper zu schreiben, die Ariadne auf Naxos, zusammengebracht mit einer Buffonerie, die das Ernste zugleich verspotten will. Nun bereitet er diese merkwürdige Ariadne-Aufführung, die dem Jourdain vorgemacht wird, durch das Stück selbst schon vor und erklärt die Mischung von Seria und Buffa, die ihn reizt, als einen bequemen Wunsch des biederen Parvenus, der der Meinung ist, alle dienen ihm, während er in Wahrheit den anderen dient. Wie einst Lully zu Molière, soll jetzt Strauß zu diesem Molière-Hofmannsthal die Musik schreiben, alles Einleitende, Begleitende und die Oper selbst. In der Arbeit wächst Strauß weit über seine Vorlage hinaus. Er macht reizende Ouvertüren, ausführliche

sehr graziöse Musiken zu der Menuettszene, zum Fechtmeister, zu den Schneidern, zum Essen, komponiert die Proben, die die Sänger in Arien und Duetten von ihrer Kunst geben, und endlich die Ariadne selbst, Seria und Buffa durcheinander, in der Ausdehnung von etwa anderthalb Stunden. Er erfindet sich ein neues Orchester, klein und fein, kammermusikalisch, etwa das Mozartorchester mit zugefügtem Klavier, Harmonium, Celesta und Harfe. Und schwelgt nun noch sonderlich in diesem zarterhaften Klange, unbekümmert um die Proportionen, die seinem Anteil einen gewiß berechtigten, aber übermäßigen Vorzug geben.

Jetzt kommt die Aufführung. Es stellt sich heraus, daß das Ganze vier bis fünf Stunden dauern würde, eine Zeitspanne, die nicht zu lang wäre für die von Molière bis Strauß überbrückten Jahrhunderte, aber wohl zu lang für die Verhältnisse eines leicht und heiter geschriebenen Stoffes. Man beginnt den Prozeß der Entstehung zurückzuzerlegen. Es wird ein Schlachtplan von Strichen, wie er noch niemals dagewesen ist. Das Übergewicht hat Strauß. Seine Einleitung zum zweiten Akt, die Schneidermusik, die Tafelmusik erscheinen als die anmutigsten und tänzerischesten Eingebungen, die er je gehabt, so gewinnend melodisch und rhythmisch beschwingt, daß sie nicht fallen dürfen. Der Fechtmeister, der Tanzmeister darf es ebensowenig, das gibt Verve. Von den Gesängen versucht man in der letzten Probe das Duett zu streichen, das zwei Primadonnen dem Jourdain vorführen, in der Première setzt man es wieder ein. Die Oper selbst scheint ein Wunder von Klang und Schönheit. Der Rotstift wird zaghaft. Ihr Vorspiel ist von einer altertümlich strengen Trauer, das erste Terzett der Nymphen vielleicht etwas künstlich, aber es ist so verzahnt, es kann nicht fallen, und Ariadnes Klage muß bestehen und der Schluß, da Bacchus zu ihr kommt, ist von so eigenartigem harmonischem Reiz und so gesteigert und aufrauschend und tönetrunken, wie er kaum in natürlichem Empfinden bisher etwas schrieb, geklärte Salome, vertiefte Elektra, man fühlt: Dies ist der Abend, dies ist alles und das Ganze. Wenn wegzunehmen ist, geht es nur in den eingeschobenen Buffoszenen. Die große Arie der Zerbinetta, eine richtige Koloraturarie, in der die Koloratur die Laune der Verliebten zeichnet, stilvolles Ornament wie der Walzer im Rosenkavalier — sie ist so namenlos schwer, sie läßt sich beschneiden. Und von den Buffoensembles? Das erste, ein entzückendes Tanz- und Singestück, das muß bleiben. Das zweite, eine rhythmische Komödie der Liebe Zerbinettas zu Harlekin und der Eifersucht der anderen, ein großes, schönes Stück — man entschließt sich und schneidet es heraus. Es bleibt nur ein Walzerfetzen übrig, den niemand mehr verstehen kann. Das wird die große Wunde der liebenswerten Musik. Aber bloß der Musik? Hofmannsthal hat hier eine Situation geschaffen, die für die Verständlichkeit der Bühne, selbst wenn man sie wieder einfügt (wie Hamburg beabsichtigt), bedeutende Schwierigkeiten haben wird. Hofmannsthal wollte einen Operntext schaffen, der aus der tiefen Symbolik Ariadnes, die den Todesgott erwartet und ihren Liebesgott findet, aus dem Widerspiel der kolorierten Buffowelt ein seltsam tragisch-komisch-lyrisches Poem gewinnt und doch der Musik knappe Unterlage bietet. Das brachte ihn oft in Bedrängnis, es drückt zu sehr auf Worte und preßt zu sehr Szenen. So geht seine Idee, daß Bacchus vor Ariadne Circe besuchte, die ihn nicht vertieren konnte, als Vorgang gänzlich in Ensembles und Fernsingen unter, sie wird musikalisch nur als symphonisches Motiv fruchtbar. Aber hier sind Wege zu einer Ehe der Opernsprache mit der vertieften kosmischen Lyrik unserer Zeit, die ebenso zukunftsvoll sind, wie sie den Banausen verschlossen bleiben. Gelungen ist es noch nicht, es fehlte der Rat

des Dritten, der weiß, was Hofmannsthal will und was Strauß kann. Jener sieht das Ziel nur in verschleierter Ferne, dieser im Eifer der Leidenschaft umarmt ihn zu früh. Um so zweifelloser ist die Arbeit Hofmannsthals in aller dramatischer Verknüpfung, im Eingang und Ausgang seiner Ariadne innerhalb Molière. Aber das Unproblematische muß am ehesten dem Zwang der Proportionen weichen. Es wird unheimlich gestrichen, bis nur ein Rest von Molière noch übrig bleibt und der Einsatz Hofmannsthals verschnitten und verschoben ist. Ganze Umstellungen vor der Generalprobe, und nach ihr noch große Striche. Unter dem Druck der Straußschen Musik haben sich die Verhältnisse des Stückes in der Aufführung so gewandelt, daß vom Ausgangspunkt der Arbeit das Gewicht ganz nach dem Endpunkt gerückt ist. Jetzt muß die Frage aufkommen: wozu überhaupt noch Molière? Er hängt nur noch an den Fäden der illustrativen Musik. Jourdain hatte sich die Musik als sein Werkzeug bestellt, jetzt nimmt ihn diese Musik zu dem ihrigen. Das ist etwas, wie ein ungewolltes Bild aller Operngeschichte.

Aber es ist noch mehr als das Bild der Geschichte, es ist das Bild des Wesens der Oper selbst, aller ihrer Widersprüche, die heut mit einer anarchischen Libertinität, jeder in der Kraft seiner Reflexion, nebeneinander treten. Ein leichter Stoff in der schwersten Ausführbarkeit, die Ehrfurcht der alten Literatur und die moderne Bearbeitung, der Dichter zum Teil in der Nachahmung des Klassischen, zum Teil in den letzten symbolischen Gängen der Gegenwart, der Komponist mit einer Neigung zum Archaisieren und doch in der kühnsten Handschrift seiner jüngsten Entwicklung, die antikische Seria gemischt mit der ewig jungen Buffonerie des italienischen Theaters, Drama und Oper, Dialog und Musik, Einlagen gesungener Proben, alles Melodramatische und höchst Opernhafte, die Nachbildung des alten Rezitativs, der Arie, der Koloratur, des Ensembles und wieder das peinliche Gewissen der Psychologie, ein kleines Orchester und ein ganz großes symphonisches Empfinden — einst war Eins in Allem, hier ist Alles in Einem. Es ist wie geschaffen, um das Schlußstück des Bogens zu bilden, den die moderne Oper beschreibt: Der Zwang jenes ewigen Kreises aller Oper, als Bewußtsein, das den Stil aufhebt, die Gattung zersetzt und die Irrationalität aus ihrem Traume weckt.

P. S. In Dresden wurde ein Stück des zweiten Buffoensembles wieder eingesetzt, dafür Molière so gekürzt, daß ihn die eingelegte Oper jetzt an Zeitdauer übertrifft. So wird es in Schwankungen weitergehn.

Oskar Bie

Pniowers Studienbuch

In der literarhistorischen Wissenschaft wird schon lange wieder die philosophische Sprache gesprochen und der Nachwuchs beginnt sogar, sich auf gut biologisch auszudrücken. Gervinus und Hettner würden erstaunt die Ohren spitzen, könnten sie in einer neuen Hebbeldissertation von der Nahrung und Gewichtszunahme dichterischer Gestalten reden hören.

Es ist hübsch, dieser Zukunftsmusik zu lauschen. Aber nach einer Weile genießt man gern wieder das Vergnügen, auf fester Erde zu wandeln. Zu diesem Zweck braucht man sich nur in jene Zeit zu versetzen, da unser Handwerk zwar keinen goldenen, aber einen philologischen Boden hatte. Es ist die Zeit, aus der mit anderen Getreuen des Schererschen Kreises Otto Pniower hervorgegangen ist.

Ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit läßt den Bescheidenen jetzt aus dem Chor zu einem Solo an die Rampe treten. Nach vielen ähnlichen Liebesdiensten für fremde Geister hat er nämlich jetzt zur Abwechslung einmal seine eigenen Werke herausgegeben: „Dichtungen und Dich-

ter" (Berlin, S. Fischer) heißt der Studienband.

Sechs Künstlern gelten die Essays: Goethe, Kleist, E. T. A. Hoffmann, Keller, Fontane, Hauptmann.

Goethe ist Herzenssache, auf Hauptmann konzentriert sich die liebevolle Teilnahme am Schaffen der eigenen Generation. Bei den übrigen aber wird das Steckenpferd aufgezäumt. Ein Brandenburger Gaul. Denn Pniower ist zwar kein geborener, aber sozusagen ein vereidigter Berliner, als Herr und Meister im Märkischen Museum. Kleist und Fontane gehören mit Leib und Seele in sein Reich, Hoffmann und Keller erscheinen, in ihren Beziehungen zur preußischen Königsstadt, als Ehrengäste.

Das Wesen des Essayisten Otto Pniower wird am besten durch die Versicherung gekennzeichnet, daß er das rechte Gegenspiel zu einem Snob darstellt. Die Nebel und Wolken sinken bei ihm, in denen der Ästhetikar — Liliencrons Grimm hat das Wort geschaffen — einherschreitet. Das lehrt schon seine Problemstellung. Zwei Fragen sucht er nämlich stets zu beantworten. Zum ersten, welche inneren oder äußeren Anregungen entscheiden die Entwicklung des Künstlers? Zum zweiten, wie formt er seine Schöpfung aus dem Rohstoff der Überlieferung?

Die Fragezeichen klingen zweifellos ein wenig nach schulmäßiger Strenge. Aber streng und eng reimt sich in diesem Falle nicht. Zum Beweise braucht man nur den Aufsatz über Goethes Lyrik zu lesen. Vor dem Wagnis, das Unerschöpfliche, Überquellende auf kargem Raume einzudämmen, mag mancher erschrecken. Hier gelingt es der anspruchslosen Treue, die aus dem Vollen zu schöpfen weiß. Die Erlebnisse des Goetheschen Herzens und Geistes reihen sich aneinander und wie von selbst stellt sich das Bild einer Kunst dar, die sich gegen Sinneseindrücke nicht anders als durch das Erwachen produktiver Kräfte zur Wehr setzen konnte.

Der Philologe in Pniower aber findet seine Herzensweide, wenn es gilt, die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt. Für Kleists „Kohlhaas" und „Prinzen von Homburg", für Hoffmanns Kapriolen und Fontanes „Grete Minde" schlägt er mit gleicher Gründlichkeit die märkische Chronik auf. Der Leser mag sich gegen die Wichtigkeit auflehnen, die diesen Dingen beigemessen wird. Aber der Autor entwaffnet den Protest auf überraschende Weise. Er ist nämlich gleicher Meinung. Nachdem er alle Zeugnisse der Wirklichkeit aufgeschichtet hat, sprengt er gelassen den ganzen Stoß von Scharteken und Adreßbüchern in die Luft. Etwa mit dem Geständnis, daß „Michael Kohlhaas" nichts anderes als ein Phantasiegemälde sei, daß Hoffmanns Erzählungen in einem unwirklichen, romantischen, erst vom Dichter auferbauten Berlin spielen.

Den hübschesten Eindruck hinterläßt jedoch die Wünschelrute des Quellensuchers in jener, einst in diesen Blättern gedruckten Untersuchung, wie sich der Held einer Böhlauschen Novelle in Fontanes Lehrjungen mit der Schlackwurstpelle, in Fritz Katzfuß verwandelt. Dieser Aufsatz verrät ohne Zudringlichkeit poetische Amtsgeheimnisse, indem er einen Dichter beim unbewußten Arbeiten an seinem Stoffe behorcht. Ein deutlicher Beweis, wie viele förderliche Einblicke Pniowers Studienbuch in vorbildlicher Bescheidenheit eröffnet.

Monty Jacobs

Jakob Burckhardts Briefe an einen Architekten

Im Doppelverlag Georg Müller und Eugen Rentsch ist ein Band Burckhardtbriefe herausgekommen, alle an den Basler Architekten Max Alioth adressiert und alle lesenswert: unterrichtend und unterhaltend zugleich. Die Philologen interessieren sich ja immer noch für die

Frage, was ein guter Brief sei. Es geht damit, wie mit dem Bart; es braucht ihn nur ein tüchtiger Mann im Gesicht zu haben, so ist er gut, sitzt und wird mit Vergnügen bemerkt. (Ich überlasse dem Leser, herauszufinden, wo der Vergleich hinkt.) In einem weiten Kopf bildet und erklärt sich die Welt von selber. Es gibt Briefe von Genußmenschen, in denen das Leben nur als eine Folge von Gerichten erscheint, und die Briefe sind flüssig, unterrichtend, witzig, anschaulich. Es gibt Briefe von großen Künstlern, die nichts sind, als erschütterndes Gestammel einer von letzten Fragen erregten Seele. Das Leben erscheint darin in ungeheuren blutigen Fetzen, in zuckenden Überweltbeziehungen, und die Briefe sind unsterblich, ergreifend und voll Religion. Goethes Briefe, Hartlebens Briefe, die Billette einer berühmten Erotin, die Epistel Wagners, die Zettel Beethovens: Welten. Ist nun der Brief eine Form? Ja, insofern er nur als Form erscheinen kann. Nein, insofern ihn die Spekulation zerstört. Es kommt nur darauf an, daß er Leben habe.

Ich gebe einige Kostproben. „— — es war ein großer Palast, sonst ganz einfach, aber am Mittelfenster fährt das Ding mit Pauken und Trompeten hervor." „— — Mantegna und die weniger wichtigen neben vieler Läusesalbe von Giulio Romano!" „I speak some english — ich spucke einiges Englisch, wird wohl die beste Übersetzung sein; es kommt mich hart an und ich habe nun einmal den Willen nicht, mir den Akzent dieser Sprache anzueignen, während ich im Französischen und Italienischen mir alle mögliche Mühe gebe um den richtigen Akzent!" „Was mich freut, ist, daß in der Halle unter meinem Zimmer zwei echte antike Säulen stehen, eine korinthische und eine Composita, beide kanneliert und mit den echten Basen. Die korinthische hat ein so eigenes gräzisierendes Kapitäl, daß ich sie für sehr alt halte, etwa aus der Zeit der römischen Republik; da könnte noch der junge Virgil daran vorbeigegangen sein, der ja ein Mantuaner war." Dieser Brief ist aus Mantua geschrieben, und die wohnliche Nachbarschaft mit den schönen Säulen war eben das rechte Fressen für einen Feinschmecker vom Rang Burckhardts. Möge ihm die Erinnerung daran in irgendeiner Form noch wohltun.

Jakob Schaffner

Der Weltfreund

Die deutsche Literatur ist vor dreißig Jahren an der Wirklichkeit gesund geworden und vor zwanzig Jahren an ihr erkrankt. Heute möchte ich, als ein Zeichen des Endes ihrer Rekonvaleszenz auf zwei junge Dichter hinweisen, die durch ihre Modernität und durch ihre Kunst zu Trägern neuer Lebensgefühle graduiert sind. Rudolf Johannes Schmied ist der Verfasser zweier Kinderbücher autobiographischen Inhalts, „Carlos und Nicolas"*, deren Prosa alle Kennzeichen der epischen Synthese trägt, die dem Roman seit langem zurückgewünscht wird, und Franz Werfel ist Lyriker, der sein vordringendes und zurückhaltendes Gefühl zur Wirklichkeit in den Titel seiner Gedichte „Der Weltfreund"** deutlich zusammengefaßt hat.

Der moderne Dichter, der die Wirklichkeit in seine Kunst am gastlichsten aufgenommen hat, ist Walt Whitman und von ihm kommt Werfel den langen Weg, der in weitem Bogen um Verhaeren in die deutsche Lyrik führt. Verhaeren ist nur chronologisch jünger als Whitman. Whitman übertrug das demokratische Prinzip seines Landes aus der Politik auf den Kosmos und berauschte sich an der Massenhaftigkeit der Dinge, deren Gleichwertigkeit er feierte. Er hatte die Kraft, die Einheit in der Vielheit zu suchen, und sich von der Ungehemmtheit seiner Sachwollust nicht schwächen, sondern beleben zu lassen. Der Rhetoriker Verhaeren, ist dagegen nur der

* Erich Reiß Verlag, Berlin
** Axel Juncker Verlag, Berlin

begabteste jener Refugiés, die vor dem Leben in die Knie sinken, wenn sie sich vorsichtig nach ihm umkehren, und die als wahre Romantiker der Maschine das technische Jahrhundert in Bausch und Bogen besingen, das seine echtblütigeren Geschöpfe nicht bis ins Mark erschüttern würde. Werfel überholt alle diese durch Erkenntnis arrivierten Halbnaturen und zugleich ihren Stammherrn, indem er die Mannigfaltigkeit nicht anbetet sondern ehrlich liebt. So zeigt sich der große Fortschritt des Individuums in der Überwindung dieses lyrischen Amerikanismus, den wir von jetzt ab ignorieren können.

Luxusdampfer, Flaschenzüge, Kräne, Eisenbahnbrücken, Straßenbahnwagen, Vorortzüge und Flugschauplätze sind indifferente Versatzstücke in Werfels Welt; er meidet sie nicht, weil er in der Großstadt wohnt, aber er schwärmt sie auch nicht an, weil er in der Großstadt wurzelt. Die Seele ist sein einziges Thema, er entdeckt neue Gegenstände lyrischen Geblüts und kristallisiert in seinen Versen sein metaphysisches Verhältnis zum Chaos.

Das Leiden des Dichters Werfel am täglichen Leben ist nicht der Schwächezustand des Romantikers, sondern die Hilflosigkeit des sensiblen Menschen überhaupt. An der Empfindlichkeit der Seele reizt sich der Körper wund, bis er sich an einem hölderlinischen, kleistischen, lenauischen Gemüt eines Tages selbst zerstört! Hier hat sich aber wieder einmal die Ohnmacht in Stärke, die Zartheit in Leidenschaft, die Last in Lust verwandelt, und das Meer einen Fels gesetzt, an dem es sich bricht. Das beschränkte aber tief künstlerische Lebensgefühl der Gegenwart hat Werfels Seele für das unbeschränkte aller Zeiten präpariert, das Blut, die mehr zufällige Schwäche des Modernen typisch gemacht. Durch seine psychische Kraft wird er zum Besieger und Bändiger seines aufgelösten, zerlassenen Ich, er überwindet es durch Künstlerschaft, und indem er es mit einem Tone prachtvoller Verachtung gestaltet,

„Ein windiges Gerüste ist mein Wesen,
Dadurch das räuberische Leben fährt.
Wo ist, wo ist der Besen,
Der mich zusammenkehrt?,"

schwingt er sich zu den Sternen seiner Metaphysik, von denen er triumphierend auf sich herabschaut.

Im ersten Teil seines Buches geht der Dichter zerfließend, sterbend, hingeschmolzen, mit der Sehnsucht zu lieben und geliebt zu werden, durch die deutlich gemalten Straßen seiner Stadt, und erschafft sich aus dem Traumland seiner Kinderjahre, aus der schüchternen Liebe zu Mädchen, aus Wohltun, Musik und Natur ein Danaidenbecken für seine Tränen. Werfel weint in seinen Gedichten viel, fast prinzipiell, er sucht ein Herz, an dem es sich „erhaben weinen läßt", und feiert das kunstvolle, erlösende, genußvolle, laute, grenzenlose Weinen in überaus zarten, liebenswerten Gedichten, ohne in der Form auch nur die geringste Sentimentalität anzunehmen. Er ist ein übersinnlicher und doch schüchterner Freier der Sinnlichkeit, der im Grase sich verwest fühlt und wie ein Bach durch die Wiesen fließt, ein ekstatischer Pantheist, den die Erde zu Boden zieht, an die er küssend sinkt. Und wie liebt dieser Allgütige das Leben, das ihn quält und erhöht! Er liebt es durch seine Tränen, mit der Süße seiner Erinnerung, mit alles verklärender Innigkeit und mit dem Heimweh nach der Kindheit, in der er gehütet und gestreichelt, reizend gekleidet und harmlos erschreckt worden ist. Selige Zeit vergitterter Betten, in denen Gouvernanten, Ausflüge, Bücher, neue Anzüge, Schulstunden, Spielplätze und Spielzeug, singende Lampen und Gutenachtküsse der Mama das Leben erträglich machten. So hat Werfel eine ganz neue, überromantische Art gefunden, den Schmerz über das Heute, die Seligkeit des Gestern auszusprechen.

Aber aus seinem aufgelösten, flüssigen Ich ist ein Rächer entstanden, — seine Empfänglichkeit für fremde Töne und Rhythmen. Nicht nur Dichtern, denen er ähnelt,

auch fremden, wie Klopstock, verdankt er stilistische Einflüsse, und selbst den outrierten Baudelairismus der im Grunde epigonischen, minimal talentierten Kondor-Lyriker, mit denen er nur noch räumliche Gemeinschaft hat, ließ er als Anfänger nicht unversucht. Mögen auch Reste von Eitelkeit spurlos vertilgt werden! Whitmans kosmische Liebe und Goethes unersättliche Lust zu fühlen, hat sich Werfel allerdings durch das Recht der Wiedergeburt zu eigen gemacht. Wer so whitmanisch die jungfräuliche Poesie neuer Gegenstände und Situationen entdeckt und so goethisch die Natur durchglüht und durchküßt, schöpft nicht aus angemaßtem, sondern aus angeborenem Verwandtenrecht; aber auch den persönlichsten Inhalt inkarniert erst die persönliche Form. Auch waltet gerade in den schönsten, schwierigsten, ja metaphysischen Gedichten — „Sterben im Walde", „das Grab der Bürgerin", „Gottvater am Abend", „Spaziergangslied", „Nächtliche Kahnfahrt", „Mein Mittelpunkt hat keine Kraft", „An den Leser in der Nacht" —, ein durchaus persönlicher Sprachgeist, der das Bildhafte mit außerordentlicher Anmut und Leichtigkeit bewältigt. Werfel verbindet uns durch seine Kunst, die nur geschlossene Gebilde kennt, und durch die Normalität, das heißt durch die Klassik seines Gefühls, mit der Vergangenheit, und macht viele kleinere Talente von heute, in die sich infolge eines Fehlgriffs der Natur die Gaben eines Größeren abgeschwächt verirrt haben, so Lissauer mit seinem aufgedunsenen Naturgefühl, und die preziöse Kindlichkeit und aufreizende Unnatur seine Nachahmer überflüssig. Der Weltfreund ist nicht der Weltherr, aber er hat das Ich eines in seiner Schwäche starken, in seiner Stärke metaphysisch brennenden Menschen unserer Tage und kündigt rousseauisch die Befreiung unseres Gefühls aus den Fesseln des Geistes an.

Felix Stößinger

Novellen von Paul Ernst

Wen jemals die herrschende Anarchie der ästhetischen Meinungen, die ganz zu Unrecht mit dem hohen Namen einer neuen Romantik entschuldigte Formverwirrung in der Seele beleidigte, wem auch nur einmal die Ahnung von der tiefen Unseligkeit des größten Teiles der heutigen Produktion, ihrer Hemmungslosigkeit, ihrem degenerierten Krampfe, ihrem Nachstammeln aller großen literarischen Tendenzen des letzten Jahrhunderts aufdämmerte, einem jeden hatte eine Erscheinung wie Paul Ernst irgend etwas zu sagen. Mochte man ihn als Dichter nicht frei und ursprünglich genug finden, so mußte man ihn als reformatorischen Kritiker, als hoffnungsvolles Zeichen einer neuen Bildung und tieferen Selbstbesinnung freudig grüßen; und schien der Kritiker zu grob, zu rasch und deutlich bei seinem unendlich suchenden, diskursiven Geschäfte, so hatte man am Dichter das reine Pathos einer edlen Männlichkeit, die schöne Freude am hohen Menschentum, immer groß durch Kampf und Leiden bewährt, zu verehren. Solche Einschränkung bestand immerhin mit Grund; denn lange Zeit hindurch hatte das schwere Ringen des Dichters um den Stil, seine gewaltsame und allzu trotzige Beschränkung zugunsten der Form eine reine Wirkung seiner Arbeiten nicht gelingen lassen. Aber es ist heute so weit, daß ohne Klausel, mit aller Liebe wie von etwas rund und reif Gewordenem von ihm gesprochen werden kann.

Ich habe hier sein neues Novellenbuch anzuzeigen: „Der Tod des Cosimo", bei Meyer und Jessen, Berlin. Seine früheren Novellen sind mir in der Erinnerung als schöne Versuche, bei denen man dennoch empfindlich fühlte, wie sie fast alle den großen klassischen Vorbildern abgesehen sein wollten — antiquarische Schaustücke, zu sehr den gebildeten und eigensinnigen Liebhaber verratend. In diesen neuen Novellen aber ist die Kunst

Paul Ernstens, die nur aus der Befangenheit, wo sie sich gleichwohl schon spüren ließ, entwickelt zu werden brauchte, frei und voll selbstverständlicher Wirkung geworden.

Eine gute Novelle ist immer so geschrieben, daß sie in sich das Verlangen nach dem Vorgelesenwerden trägt. Bei diesen Novellen wird man sogleich kraft der undefinierbaren Tugend des wahren Erzählers gezwungen mitteilend mit andern die Freude zu teilen. Und dasselbe hohe Lob wird sich auch daran ermessen lassen, wie sehr ich, wenn ich das Gute an diesen Novellen aufweisen will, veranlaßt werde, von der Kunst der Novelle überhaupt zu sprechen. Denn man erkennt bald, daß das geheime konstitutive Gesetz, das in der klaren, harten, geschmiedeten Form sich auswirkt, von ungemein produktiver Bedeutung ist und der Novelle allererst ihren hohen Ausdruckswert gibt. Aber dieses Gesetz läßt sich nicht äußerlich formulieren und als Maßstab der Beurteilung verwenden, es ist ganz einfach die Novelle selber: ich meine, daß von einem Ereignis, einem Zufall, scheinbar ohne Absicht, in der ganzen Freude am bloßen Geschehen erzählt wird, und unmerklich wird der Zufall zum einzig möglichen Schicksal, das Klarheit über die Menschen bringt und ihr Leben entscheidet. Die Novelle „Manto und Sextilius", die ich mit gutem Gewissen meisterlich nenne, hat diesen Weg von außen nach innen als ein Wunder dargestellt; kein Übergang führt zum unbegreiflichen Ende, immer bleibt Erstaunen und Erwartung rege, wie das bunte und zusammenhangslose Wirrsal von Erlebnis und Erinnerung sich löse; aber die Entwirrung folgt ebenso unerklärt, nur ist mit dem letzten Wort das Ganze mit allen Beziehungen in einen ganz notwendigen Zusammenhang gebracht. Dies ist die große erzählerische Kraft Paul Ernstens, wie alles zum Ende drängt und von ihm aus das Schwankende und Ungewisse der Geschichte von selber sich ins Gleichgewicht stellt, wie alles noch einmal aufgearbeitet scheint, so daß kein Satz am unrechten Platze steht.

Ich füge hinzu: diese Klarheit und unbedingte Wirkung der Form schließt ohne weiteres auch nur die Möglichkeit einer Beschreibung, einer Auseinandersetzung oder einer psychologischen Analyse von sich aus. (Darum ist auch der Versuch einer „Novelle in Briefen", wo Reflexion ein notwendiger Bestandteil werden mußte, völlig mißglückt.) Es ist gerade das Wesen der Novelle, daß ihre Sinnbildlichkeit sich in der reinen Erzählung, im bloßen Abrollen der Ereignisse erschöpfe; und die Kunst des Novellisten ist um so größer, je stärker und bildhafter das einzelne Geschehen erscheint, je fähiger es wird schicksalhaft zu wirken. Paul Ernst hat die novellistische Situation mit dieser unentrinnbaren Bannkraft, dieser Letztes herausstellenden Wucht begabt; er hat sich mit seinen letzten Novellen in den Rang der großen Erzähler erhoben. Mit Verehrung rede ich von einer Kraft, der es gelungen ist in einem Bande mehr als die Hälfte der Stücke zu runder, endgültiger Vollendung zu zwingen. Paul Ernst ist vor allen bewunderungswürdig in der vollkommenen Disziplin seiner Mittel; seine ihm nun ganz eigentümliche Sprache, die selber verschollene Archaismen sich völlig eingebildet hat, ist nun zum unverwechselbaren Stil geworden; die äußerste Konzentration, das innerlichste Vermögen stets aus dem Individuellen zu bedeutender Allgemeinheit sich zu erheben, Energie der strengsten Auswahl, mit einem Worte Wesentlichkeit durchglüht und befeuert ihn und schafft im echten Flusse der erzählenden Prosa Cäsur und Rhythmus.

Es bleibt übrig von dem ethischen Temperamente des Dichters zu sprechen, weil es nicht äußerlich als irgendeine moralische Auffassung sich ausdrückt, sondern vom künstlerischen Erleben Ernstens nicht zu trennen ist, vielmehr aus dem Grunde seiner dichterischen Person stammt. Im

Drama ist bei Ernst der handelnde Mensch seiner selbst sittlich bewußt und daraus wird seine Tragik; in der Novelle, wo die wilde, prächtige Zufälligkeit losgelassen ist, breitet sich die Sittlichkeit des Dichters als Atmosphäre aus, als die Luft, ohne die wir nicht leben können und die um alles fließt. Wie in der primitiven Zeit, als der Erzähler mit seinen Geschichten umherzog, die Zuhörer sein spöttisches oder sein frommes Gesicht sahen, wie in den klassischen Epochen nun dies spöttische oder dies fromme Gesicht stilistisch eingeformt ist, so steht auch in diesen Novellen der Erzähler über den Vorgängen und umspielt sie mit seinem schönen, reifen, männlichen Pathos, und wenn der Vorgang sich zum Schicksal wendet, offenbart es den dunklen, ewig geheimnisvollen Aktus, daß Schicksal Läuterung sei.

Fritz Burschell

Oskar Baum

Die Gefahr, als bloße Sensation genommen, schnell ausgepreßt und wieder weggeworfen zu werden, streift diesen Dichter, der mit elf Jahren vollständig erblindete, besonders nahe. Nicht nur deshalb, weil bereites Mitleid sich einstellt und weil man in jedem seiner Bücher Autobiographisches wittert. Auch aus rein literarischen Gründen ist man leicht geneigt, die Entdeckung eines neuen Stoffgebietes, wie es die der persönlich erlebten Blindenwelt zweifellos ist, zu überschätzen und aus Freude an der überraschenden Materie die tiefergehende Erkenntnis dichterischer Verarbeitung, Erfindung und Erhöhung nicht wirken zu lassen. Fast scheint es, als habe Baum selbst mit dieser Gefahr gespielt, denn sein bisher größtes und bedeutendstes Buch „Das Leben im Dunkeln" (Verlag Axel Juncker, Berlin) kann dem flüchtig Blätternden leicht als eine Konfession erscheinen, in der nichts fehlt vom Schicksalsbeginn der Erblindung und den ersten poetischen Versuchen an durch die wechselvollen Erziehungsjahre im Blindeninstitute bis zur glücklichen Heirat. Doch eben nur der Flüchtige wird Baums Vorbemerkung zu diesem Roman, daß sich „ein Rückschluß auf konkrete Persönlichkeiten oder konkrete Verhältnisse von selbst verbietet" für nichts mehr als eine bloße Verhüllung und Ausrede nehmen; andern wird recht bald erhellen, daß die Freude an der Metamorphose eigener Erlebnisse tief im Grunde dieses Werkes liegt. Die Welt der Viersinnigen, die hier lärmt, revolutioniert, jubelt und schluchzt, ist dichterisches Objekt wie jede andere Lebenserfahrung eines Künstlers und nicht die materiellen Besonderheiten dieser Welt, sondern ihre Intensivierung, Zerlegung, Beleuchtung ziehn uns so unwiderstehlich an . . . Das Wesentliche an Baums Schaffen scheint mir eben, daß er nicht bei der Deskription verstreuter Details aus dem Blindenleben stehen bleibt, sondern mit der ihm eigentümlichen, ganz gegenständlichen Phantasie eine Synthese dieser Einzelheiten zu einer neuen Einheit, zu neuen Bildern, Gefühlen, Konflikten, ja zu einer neuen Sprachtechnik durchführt. Wäre er nicht blind, so hätte er dieselbe situationsschöpferische Kraft an dem üblichen Material sehender Dichter wohl mit demselben Glück betätigt. Diesen Standpunkt gegenüber den Stimmen, die (sie werden nicht ausbleiben) an Baum nur den Raritätswert kapieren, mit aller Strenge zu betonen, scheint mir ein Gebot der Gerechtigkeit. So fehle denn ein Beispiel nicht: In seinem Novellenbuch „Uferdasein" wird ein Blinder dargestellt, der die peinliche Sorgfalt der Familie zurückläßt und endlich in einer fremden Stadt ein eigenes Heim bezieht, selbständig, ganz auf sich angewiesen. Die Schilderung nun, wie er die Türe absperrt „mit unbeschreiblichem Herrengefühl" und im gemieteten Zimmer durch genaues Umhertasten sich ein für allemal orientiert, Besitz von jedem einzelnen Möbel ergreift, ist an sich interessant und rührend; ihren Wert als Er-

findung scheint sie mir aber erst dadurch zu erhalten, daß Baum dieser Szene unbemerkte Zuseher gibt, die sie natürlich als „Verfolgungswahn" mißdeuten müssen, daß er diese Zuseher dem Helden im Verlauf einer kunstreich verknoteten Handlung heranbringt und nun im Wechsel gegenseitiger Beziehungen, durch Irrtum und schiefe Stellung und hastige Aufklärung alles, was diese Leute einander zu sagen und anzutun haben, aus ihnen herausholt, so daß förmlich die Luft um jeden von ihnen mitbeschrieben und deutlich wird. So erhebt sich bei Baum das Blindsein aus totem Rohstoff zu einem Agens der Situation, zur Bestimmtheit menschlicher Charaktere. Er schildert etwa einmal den trägen reichen Blinden, der nichts als Bürstenbinderei gelernt hat und nun, einfach aus Langeweile, der Macht seiner Tagträume und immer körperlicher werdenden Visionen verfallen ist. Dann den zarten, der sich gegen die unzarte Teilnahme der Umgebung auflehnt, und seine Schwester anfährt: „Würden deine Freundinnen einem andern jungen Mann meines Alters Rosen bringen?" Er zeigt die Variante des gleichgültigen Proletariers, des Intriganten, am liebsten aber den männlich Ernsten, Stolzen, der nach hartem Kampf gegen die Sehenden (und nicht zuletzt gegen die Direktoren der Blindenanstalten, „die untereinander ausgemacht haben, daß die Undankbarkeit ein integrierender Bestandteil der Blindheit sei") die ihm gebührende Lebensstellung erringt oder mit urgesundem Humor verteidigt.

Das letzte Buch Oskar Baums „Die Memoiren der Frau Marianne Rollberg" spielt zur Gänze unter Sehenden. Eine schöne unerfahrene Frau, von ihrem Mann in einer fremden Großstadt plötzlich verlassen, sieht sich dem bittern Leben, das sie nie gekannt hat, gegenüber, findet sich nach anfänglicher Verzweiflung schnell zurecht, wird durch Zufälle in eine seltsame Rolle von Heuchelei und Verstellungskünsten gezwungen, bleibt eine Zeitlang obenauf, der Wirbel wird stärker, droht sie in sich zu ziehen, doch findet sie im letzten Augenblick den rettenden Ausweg, weniger aus Gescheitheit als aus richtigen Weibsinstinkten . . . Die Fäden, die dieses Buch mit Baums früherem Werk verbinden, sind fein, aber doch fest genug. Frau Marianne Rollberg, so scheint es mir nämlich, die immer das Dumme und Falsche will und dabei doch auf das Richtige tappt, die wie von geheimen Schutzmächten auf ihrem schmalen Weg erhalten wird, die immer wieder Verhältnissen gegenübersteht, in denen sie sich nicht zurechtfinden kann, die sich in eine unbekannte Stadt unter fremde Menschen verloren sieht, die keine Straße kennt in dieser schrecklichen ersten Nacht, — ist sie nicht eine ins Sehende transponierte Blinde, ist sie nicht in dieser Anfangssituation, in der wir sie finden, völlig blind? Der eigentümliche Reiz des Buches liegt eben darin, daß seine Heldin trotz ihrer an der Oberfläche liegenden Banalität etwas tief Dämonisches, Unbeirrbares in sich birgt, ein Sehen mit geschlossenen Augen, einen übernatürlichen Orientierungssinn. Ihre Figur gestaltend hat Baum die physische Blindheit förmlich zu einem mystisch-geistigen Grad erhoben, entmaterialisiert, des letzten Schreckens für uns mit sanftem Zauberstab entkleidet.

Max Brod

Gelegentliches

Man wirft dem Schriftsteller wieder einmal vor, daß er sich zu wenig mit Politik beschäftigt. Er soll Partei nehmen; und wer da nicht ‚wählt', wird leicht Verräter gescholten. Aber wie? Wählt er wirklich nicht, ergreift er wirklich keine Partei? Bilden die Stillen im Lande keine Partei, und ist es ihre Schuld, daß die höchsten Geister, die sie als Führer verehren und wählen, in Land- und Reichstage sich nicht einordnen lassen, weil sie im Parlament der Menschheit sitzen?

Man dient seinem Volke auf mancherlei Weise und nicht am schlechtesten, indem man seinem politischen Leben in toto widerspricht. Das will nicht sagen, man glaube, es könne anders sein, ja, nicht einmal immer: es solle anders sein, als es ist. Geschichtliche Entwicklungen müssen ihren Gang gehen und ihre Zeit haben, und wer es zum Beispiel für sonderlich wahrscheinlich hält, so viel Kriegsstoff zu Land, Luft und Wasser, wie gegenwärtig des Losbruchs harrt, könne dem Versucher eines Tages in den Hals zurückgeworfen werden, der ahnt weder, wie die Linke noch wie die Rechte Gottes arbeitet. Der wird mit seinem frommen Wunsch ebenso eine Ohnmacht sein, wie der wandellose Wunsch und Glaube des Frommen, daß die Menschheit eine Gemeinde des Christus werde, eine Macht ist, die zwar bekämpft, aber nie gebrochen werden kann und die im Himmlischen Jerusalem, wie es der Apokalyptiker nennt, das Endziel ihrer Polis weiß. Nicht also um fromme Wünsche handelt es sich, wenn einer auf seinen Wahlzettel des Großen Meisters Namen schreibt. Sondern um Zeugnisablegung inmitten einer Welt in gewissem Sinne der Welt sich Entfremdender, Welt-Fremder. Man kann an Völkern und Vaterländern auf mancherlei Weise bauen, es gibt nicht bloß die Schöpf- und Schöpferkelle der Wahlurne.

Wir leben heute noch recht wie Kinder, noch nicht wie erwachsene bewußte Menschen. Wir essen und trinken geruhig, während Mitmenschen neben uns verhungern und verdursten, wir gehen fröhlich in Freiheit herum, während Mitmenschen neben uns in Kerkern verderben. Wir können uns in jeder Weise freuen, während um uns in jeder Weise gelitten wird, und wenn wir selbst leiden, so haben wir die Unbefangenheit, mit dem Schicksal darob zu hadern. O, daß unser Herz und Geist mit den Zeiten verwandelt würde und diese bittre Häßlichkeit von uns abfiele und wir aus Kindern Erwachsene würden.

Geistige Leidenschaft, Leidenschaft fürs Geistige, — prüfen wir uns einmal, wie weit sie gemeinhin reicht. Nach allem Möglichen wird unter Umständen mit vier Pferden gejagt, aber wenn einer Morgen um Morgen dein Leben lang an deiner Türe vorbeigeht, mit Lebensbrot, so kann er ein Leben lang ungerufen daran vorbeigehen: denn seine Bettwärme oder sein appetitliches Frühstück oder seine Zeitung oder gar seine ‚Pflicht' läßt keiner so leicht im Stich — um Lebensbrotes willen.

Der Mensch will schon lange genug wieder frei werden von der nurfünfsinnlichen Beschränkung, die zu seinem Wachstum allerdings notwendig war, die er aber doch niemals ganz verlernt hat, als ein Joch und eine Schulung zu empfinden, daraus er eines Tages wieder hervorgehen werde, wie er eines Tages hineingegangen ist: als einer, der aus Geisteswelten hinabgestiegen ist und zu Geisteswelten wieder hinansteigt. Er will es — und wer einmal gefühlt hat, was der Wille des Menschen bedeutet, der weiß auch, daß vor diesem Willen, wenn der Tag der Reife gekommen, die Tore der alten Heimat sich auftun, wie von magischer Hand berührt. Er weiß, daß alles im Himmel und auf Erden ihm entgegenwächst, wenn es so weit ist; daß er nicht mehr zu darben braucht, wenn das Maß seiner Prüfungen voll ist. Denn war auch Kant ein großer Lehrer und Erzieher, wie viele Lehrer- und Erzieherstufen sind vom Kant-Menschen noch aufwärts, bis dahin, wovon es heißt: La Somma Sapienza e il Primo Amore.

Christian Morgenstern

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

BINDING SECT. JUL 7 - 1967

AP
30
N5
1912
Bd.2
Heft 10-
12

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY